

ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR





Walt Whitman auf der Werft in Camden, Neujersey,
Juli 1890 (71 Jahre alt).

Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen

mit besonderer Berücksichtigung der

Homosexualität.

Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren
im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees

von

Dr. med. Magnus Hirschfeld,
prakt. Arzt in Charlottenburg.

VII. Jahrgang I. Band.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1905.



Inhaltsverzeichnis.

Erster Band.

Zweiter Band.

Bilderverzeichnis.

§ 143 des Preussischen Strafgesetzbuches vom 14. April 1851 und seine Aufrechterhaltung als § 152

im

Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund.

Offene, fachwissenschaftliche Zuschrift

an

Seine Excellenz Herrn **Dr. Leonhardt**

königl. preußischen Staats- und Justizminister.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Dem Wunsche eines höheren Justizbeamten und mehrerer älterer Freunde unserer Bewegung Rechnung tragend, bringen wir an dieser Stelle den offenen Brief, welchen ein anonymer Verfasser im Jahre 1869 an den damaligen Justizminister Leonhardt richtete, als es sich darum handelte, ob der preußische Urningsparagraph in das damals in Aussicht stehende neue Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund (welches später zum Reichsstrafgesetzbuch wurde und noch heute zu Recht besteht) aufgenommen werden sollte.

Die lange Zeit verschollene und vergriffene Schrift wird von Kennern als eine der besten Arbeiten über das homosexuelle Problem angesehen und enthält in der Tat eine Fülle von Gesichtspunkten, die heute, wo man sich wieder anschickt unser Strafgesetz einer Revision zu unterziehen, ebenso beachtenswert sind wie vor 36 Jahren.

Über den Verfasser teilt uns Herr Professor Karsch mit, daß derselbe mit dem Schriftsteller K. M. Kertbeny identisch ist. Karsch verdankt diese Mitteilung dem im Dezember 1904 verstorbenen Schriftsteller Karl Egells (vgl. Jahresbericht dieses Bandes), dessen Gewährsmann Ulrichs war. „In einem seiner letzten Briefe an Egells, von Aquila, 10. Mai 1884, — wir zitieren hier Karschs Zeilen an uns — schreibt nämlich Ulrichs: „Ja, Kertbeny ist jener anonyme Verfasser.“ „Obwohl nun in diesem

Schreiben der § 143 nicht ausdrücklich genannt ist, so kann doch nur diese Schrift in Frage kommen, da Ulrichs erzählt, Kertbeny habe aus Eifersucht seine (Ulrichs') Ausdrücke nicht gebrauchen wollen, sondern eigene erfunden, wie Homosexueller für Urning; er teilt weiter mit, daß er lange mit Kertbeny korrespondiert habe; er wolle auch Egells wissen lassen, wie er es erfahren, daß der Verfasser jener anonymen Schrift eben kein anderer als Kertbeny sei, nämlich keineswegs durch ihn selbst. (Diesen Bericht finde ich leider nicht, vielleicht ist er unterblieben.) In einem späteren Schreiben erst, vom 21. Mai 1884, an Egells bezeichnet dann Ulrichs Kertbeny direkt als den Verfasser des § 143; ihn habe er 1864 oder 1865 kennen gelernt, als einer der ersten »Genossen«."

Professor Karsch beabsichtigt die in seinen Besitz übergegangenen Briefe von Ulrichs und Egells zu veröffentlichen, „welche viel Interessantes enthalten und die ganze Denkweise und Tätigkeit des Urningsapostels offenbaren", und wird auch bei dieser Gelegenheit eingehend die Identität des Verfassers von § 143 mit Kertbeny erörtern.

Wie Ulrichs mitteilt, war Kertbeny übrigens auch ein Gewährsmann Gustav Jägers.

Von Schriften Kertbenys stellte uns Herr John Henry Mackay „Silhouetten und Reliquien"[1]) I und II (Wien 1861), sowie „Petöfis Tod vor 30 Jahren 1849, Jokais Erinnerungen an Petöfi 1879"[2]) zur Verfügung.

---

[1]) Silhouetten u. Reliquien. Erinnerungen an Albach, Bettina, Grafen Louis und Casimir Batthyányi, Bém, Béranger, Delaroche, Haynau, Heine, Petöfi, Schröder-Devrient, Széchényi, Varnhagen, Zschokke usw. von K. M. Kertbeny, Wien und Prag, Kober und Markgraf 1861.

[2]) Petöfis Tod vor dreißig Jahren 1849. Jokais Erinnerungen an Petöfi 1879. Historisch-literarische Daten und Enthüllungen,

In Band II der „Silhouetten" fand ich unter den Erinnerungen an Heinrich Heine ein Gespräch, welches Kertbeny in Paris mit Heine über Platen hatte.

Es lohnt sich wohl, auch diese Stelle auszugraben, weil sie in charakteristischer Weise zeigt, zu welchen Untaten die falsche Auffassung der Homosexualität damals und auch heute noch gemißbraucht wird.

Aus „Silhouetten und Reliquien" von K. M. Kertbeny.
„Heinrich Heine" Seite 235.

„Wir schwatzten nun, vor dem Kamine sitzend, noch allerlei Dinge, auf deren Details ich mich nicht mehr entsinne. Nur weiß ich, daß ich ihm sagte, wie ich die Gebrüder Frizzoni in Bergamo kennen gelernt, und allerlei Näheres über Platen erfahren, und endlich fragte ich ihn: „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an ihrem Hohn gestorben?" — „Ei freilich", meinte Heine, „halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten, er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüte, sondern in einem inneren musikalischen Sinn bestand, in einem mathematischen Sinn für Musik." — „Weshalb taten Sie ihm mit so vollem Bewußtsein Unrecht?" „Ja, sehen Sie", erwiderte Heine und lächelte faunisch, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es notwendig ein Hallo von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus, und besonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den

---

bibliographische Nachweise. Zusammengestellt von K. M. Kertbeny. Mit einem Plan der Schlacht von Schässburg. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1880.

größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Mut vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze spazieren, das hab' ich selbst gesehen. Auch — hier stockte Heine etwas — „war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne, er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn dann einen ...... und endlich erstach er sich, wie ein Skorpion."

Erörterung strafrechtlicher Fragen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Eine Anlage zu den Motiven des Strafgesetz-Entwurfes für den Norddeutschen Bund. (Berlin, 1869. Druck der k. geh. Oberhofbuchdruckerei, R. v. Decker) Klein-Folio, 36 Seiten.

Inhalt:

1) Zurechnungsfähigkeit. 2) Geminderte Zurechnungsfähigkeit. 3) Altersstufe für kriminelle Strafbarkeit. 4) Widernatürliche Unzucht. 5) Mißbrauch jugendlicher Personen. 6) Kunstfehler der Ärzte. 7) Begriff des Ausdruckes „Gift“. 8) Medizinal-Pfuscherei. 9) Verweigerung ärztlicher Hilfe. 10) Öffentliche Ankündigung von Geheimmitteln. 11) Diebstahl an Leichen. 12) Körperverletzungen. 13) Feilhaltung und Verkauf trichinenhaltigen Fleisches.

12. August 1868.

Leonhardt an den k. Staatsminister und Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten Herrn Dr. von Mühler, Excellenz.

IV. Der § 143 des Preußischen St.G.B. bestimmt:

„Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechtes oder von Menschen mit Tieren verübt wird, ist .... zu bestrafen.“

Die auf Unzucht zwischen Menschen und Tieren angedrohte Strafbestimmung beruht wesentlich auf der früheren Annahme, daß eine solche Vermischung fruchtbar sei, und Bastard-Arten zwischen Menschen und Tieren erzeugen könne. Diese Annahme hat, soviel bekannt, die gegenwärtige Wissenschaft verworfen; und neuere Gesetzgebungen, z. B. die Französische, Bayrische, Bel-

gische, sowie der im vergangenen Jahre veröffentlichte Entwurf eines Österreichischen Strafgesetzbuches haben die im § 143 cit. erwähnte Unzucht nicht in die Reihe der kriminalrechtlich strafbaren Handlungen aufgenommen.

In den Motiven zu dem Osterreichischen St.G.B. wird zur Rechtfertigung dessen angeführt: es lasse sich nicht erkennen, warum gerade die hier in Rede stehenden Unzuchtsakte insbesondere als Verbrechen mit Strafe bedroht werden sollten, möge man dieselben nach ihrer Beschaffenheit als unzüchtige, oder nach ihrer allgemeinen Handlung als gesundheitsschädliche Handlungen erachten. Es gebe noch eine Reihe von anderen wider- und unnatürlichen Unzuchtsakten, sei es zwischen Personen desselben, sei es zwischen Personen verschiedenen Geschlechts, welche in gleicher Weise unsittlich seien und gesundheitsschädlich wirkten, ohne daß man sie mit Strafe bedrohe.

In den Motiven zu dem Preußischen St.G.B. (von 1851) ist dagegen zur Rechtfertigung des § 143 angeführt worden: die darin unter Strafe gestellten Handlungen bekunden eine so große Entartung und Herabwürdigung des Menschen, und seien so gefährlich für die Sittlichkeit, daß das Strafgesetz notwendig darauf Rücksicht nehmen müsse. Der neue (Norddeutsche) St.G.E. wird sich somit darüber zu entscheiden haben:

a) ob er nach dem Vorgange der angeführten anderen Gesetzgebungen den § 143 ganz ausscheiden, oder vielleicht

b) die Strafe der niedern Unzucht bloß auf die zwischen Personen männlichen Geschlechts verübte

beschränken wolle.

Die zu treffende Entscheidung wird mit davon abhängen, wie die medizinische Wissenschaft jene Unzuchts-

akte beurteilt, und es muß daher eine gutachtliche Äußerung über die zu a und b gestellten Fragen vom medizinischen Standpunkte aus gewünscht werden.

V, § 144, Nr. 3, mit Personen unter 14 Jahren. Ob man nicht auf das 12. Jahr zurückgehen könne?

12. April 1869.

Mühler an den k. Staats- und Justizminister Herrn Dr. Leonhardt, Exzellenz.

— — finde ich meinerseits nur zu Nr. IV des Gutachtens zu erinnern, daß es mir im Interesse der öffentlichen Moral unstatthaft erscheint, Sodomiterei und Päderastie, auch wenn sie offenkundig betrieben werden, mit keiner Strafe zu bedrohen. Ich halte die in den Motiven zu § 143 des St.G.B. vom 14. April 1851 gegebene Rechtfertigung der Strafbestimmung auch gegenüber dem Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für wohlbegründet.

Bei den übrigen Punkten finde ich kein Bedenken, den Vorschlägen beizutreten.

Gutachten der Königlichen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen.

Berlin, 24. März 1869.

Unterzeichnet:

Lehnert, Dr. O., zweiter Arzt des Elisabethkrankenhauses, Königsgrätzerstraße 126, II.

Jüngken.

v. Horn, Dr. W., Geh. Obermedizinalrat, Unterbaumstraße 7.

B. v. Langenbek, Dr., Geh. Ob.-Med.-Rat, Prof. der Univ. usw., Sommerstraße 4.

Housselle, Dr. C., Geh. Ob.-Med.-Rat, vortragender Rat im Kultus-Minist., Krausenstraße 39.

Martin, E., Geh. Med.-Rat und Professor, Dorotheenstraße 5.

Virchow, Dr. Rudolf, Professor, Schellingstraße 10.

A. W. Hofmann, Prof. der Chemie, Mitglied der Akademie, Dorotheenstraße 10.

Bandeleben, Dr., Geh. Med.-Rat, ord. Professor der Universität, Direktor der chir. Klinik in der Charité, Schiffbauerdamm 18.

Skrzeczka, C., prakt. Arzt, Professor, gerichtl. Physikus, Linksstraße 14.

Wir sind aufgefordert, uns gutachtlich darüber zu äußern, wie die medizinische Wissenschaft jene Unzuchtsfälle beurteilt.

Was zunächst die Unzucht von Menschen mit Tieren betrifft, so soll die dagegen gerichtete Strafbestimmung wesentlich auf der früheren Annahme beruhen, daß eine solche Vermischung fruchtbar sei, und Bastardarten zwischen Mensch und Tier erzeugen könne. Diese Ansicht ist in früherer Zeit entstanden durch eine ganz unrichtige Beurteilung der sogenannten Mißgeburten, d. h. mißgebildeter menschlicher Leibesfrüchte, bei denen man nicht ohne erhebliche Mitwirkung der Phantasie in einem oder dem anderen abnorm geformten Körperteil eine Ähnlichkeit mit entsprechenden Körperteilen irgend eines Tieres zu erkennen glaubte. Dies führte zu der Vorstellung, daß eine solche Leibesfrucht halb menschliche, halb tierische Bildung habe, und zu dem Schluß, daß sie das Produkt einer geschlechtlichen Vermischung eines Menschen mit einem Tiere sei. Seither hat die Wissenschaft längst gezeigt, wie durch krankhafte Entwickelung der Früchte oder das Zurückbleiben gewisser Körperteile in ihrer Ausbildung die sogenannten Mißgeburten zustande kommen. Anderenteils hat sie die Unmöglichkeit einer fruchtbaren Vermischung von Menschen und Tieren

außer Zweifel gestellt. Wenn hiernach der wesentliche Grund der betreffenden Strafbestimmung hinfällig wird, so sind auch andere Gründe für die Beibehaltung derselben vom medizinischen Standpunkte aus nicht beizubringen.

Die Fälle von Unzucht mit Tieren sind überhaupt nur selten und betreffen meistens auf sehr niedriger Bildungsstufe stehende Bauernburschen, Hütejungen usw., welche viel mit dem Vieh lebend, durch Einsamkeit und Langeweile zu dieser unnatürlichen Art der Befriedigung des Geschlechtstriebes geführt werden. Daß ihnen aus derselben ein Nachteil für ihre Gesundheit erwachse, läßt sich nicht behaupten. Es könnte dies nur durch die Häufigkeit der Ausübung jenes Aktes geschehen, und würde dann derselbe in ähnlicher Weise wie die Onanie wirken. Letztere muß als ein ungleich gefährliches Laster bezeichnet werden, und ist bei der Verbreitung, die sie bisher erlangt hat, ihr gegenüber die Unzucht mit Tieren als kaum der Beachtung wert anzusehen.

Wichtiger ist jedenfalls die Unzucht unter Personen männlichen Geschlechts, und kommt bei diesem Verbrechen (?) namentlich auch in Betracht, daß dieselbe in inniger (?) Beziehung zu den im § 144 (Personen unter 14 Jahren) des Preußischen St.G.B. vorgesehenen Handlungen steht.

Das Motiv für die im Preußischen St.G.B. erlassene Strafandrohung wegen Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts besteht darin, daß dieselbe „eine so große Entartung und Herabwürdigung des Menschen bekunde, und so gefährlich für die Sittlichkeit sei, daß sie nicht unbestraft bleiben könne.“ Dagegen enthält der Entwurf zu dem Österreichischen St.G.B. keine Strafandrohung für die in Rede stehenden Handlungen und führt in seinen Motiven aus, daß diese spezielle Art der Unzucht sich von andern, bisher nirgend mit Strafe

bedrohten nicht unterscheide, möge man dieselben nach ihrer Beschaffenheit als unzüchtige, oder als gesundheitsschädliche Handlungen auffassen. Hiergegen läßt sich in Beziehung auf den letzteren Punkt von seiten der medizinischen Wissenschaft nichts einwenden, und namentlich wenn das Königliche Ober-Tribunal in verschiedenen Entscheidungen die von Männern gegenseitig aneinander geübte Manustupration als Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts nicht gelten läßt, müssen wir der Auffassung des Österreichischen Entwurfs völlig beistimmen. In gesundheitlicher Beziehung würde gerade auf jene Onanie allein Gewicht gelegt werden können, während eine zwischen männlichen Personen ausgeführte Nachahmung des Koitus, abgesehen von etwa zustande kommenden örtlichen Verletzungen, im wesentlichen, ebenso wie der gewöhnliche Koitus nur durch den Exzeß nachteilig werden kann.

Ein Urteil darüber, ob in der zwischen Personen männlichen Geschlechts verübten Unzucht eine besondere Herabwürdigung des Menschen und eine besondere Unsittlichkeit gegenüber anderen Arten der Unzucht liegt, wie sie in widerwärtigster Weise zwischen Männern und Weibern, oder gegenseitig unter Weibern bekanntermaßen zur Ausführung kommen, dürfte kaum zur Kompetenz der medizinischen Sachverständigen gehören.

Hiernach sind wir nicht in der Lage, irgend welche Gründe dafür beizubringen, daß, während andere Arten der Unzucht vom Strafgesetze unberücksichtigt gelassen werden, gerade die Unzucht mit Tieren oder zwischen Personen männlichen Geschlechts mit Strafe bedroht werden sollte.

Wir geben schließlich anheim, zu erwägen, ob die eventuelle Aufhebung des § 143 vielleicht von Einfluß auf die Fassung des § 146 (gewerbsmäßige Unzucht) des Preußischen Strafgesetzbuches werden könnte.

Motive zu dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund. Berlin, im Juli 1869 (Druck der k. preuß. geh. Oberhofbuchdruckerei von R. v. Decker. Univ.-Folio.)

§ 152

hält die auf Sodomie und Päderastie im Preußischen Strafgesetzbuch (§ 143) gesetzte Strafe aufrecht. Denn wenn auch der Wegfall jener Strafbestimmung vom Standpunkte der Medizin, wie durch manche, Theorien des Strafrechts entnommenen Gründe gerechtfertigt werden kann, das Rechtsbewußtsein im Volke beurteilt diese Handlungen nicht bloß als Laster, sondern als Verbrechen, und der Gesetzgeber wird billig Bedenken tragen müssen, dieser Rechtsanschauung entgegen Handlungen für straffrei zu erklären, die in der öffentlichen Meinung glücklicherweise als strafwürdig gelten. Die Verurteilung solcher Personen, welche in dieser Weise gegen das Naturgesetz gesündigt haben, dem bürgerlichen Strafgesetze zu entziehen, und dem Moralgesetze anheim zu geben, würde unzweifelhaft als gesetzgeberischer Mißgriff getadelt werden, und der Entwurf hat deshalb auch nicht geglaubt, dem Vorgange anderer Gesetzgebungen hierbei folgen zu dürfen.

I.

Es gab von jeher, und unter allen Völkern, welche zu den Kulturträgern gerechnet werden können, Naturen, die stets unzufrieden mit dem Gegebenen, voll von Idealvorstellungen waren, welche alle nach der Möglichkeit zu gravitierten, es könnten bessere und reinere Zustände unter den Menschen herbeigeführt werden, entweder schon hier, oder in einer Fortsetzung jenseits. Um ersteres zu erreichen, ersann man die Theorie der Verbrechen und Strafen, welche beide doch nur Folgerungen des Gesellschaftsvertrages sein konnten, also nie mehr Berechtigung hatten, als die eines Mittels der Disziplin; und mit Hinblick auf das Jenseits gab man dem dunklen Gefühle des Glaubensbedürfnisses im Volke bestimmte persönliche Vorstellungen, verlieh diesen die Attribute der Allgerechtigkeit und Allweisheit, und erklärte jede, auch die bloß geistige Opposition gegen derlei fiktive Gebote für Sünde, und alle Folgezustände des ersten angeblichen Fehltritts für Erbsünde, deren Begriff selbstverständlich zuletzt zu dem blasphemistischen der Prädestination führen mußte. So hat denn die europäische Menschheit nach den denkhellen Tagen des Griechentums, und den durchaus realistischen der Römerherrschaft weit mehr denn anderthalb Jahrtausende der heterogensten spiritualistischen Begriffsverwirrungen, gleich so und soviel geistigen Berauschungen und Kundgebungen logischer Unzurechnungsfähigkeit durchgemacht, Millionen und Millionen ihrer Brüder dem wahnwitzigsten religiösen, moralischen, juristischen, so-

zialen und staatlichen Fanatismus und dessen Doktrinen geopfert, und jegliche gesunde Vernunft schon im Keime zu ersticken gesucht.

Glücklicherweise ist aber der Sieg der gesunden Vernunft ein unabänderliches Naturgesetz; man kann sie zwar zeitweilig hemmen, aber nicht auf die Dauer unterdrücken; endlich kommen ihre Prinzipien mit ganzer Souveränität des Naturgesetzlichen zur Herrschaft.

So hat sich denn unsere Menschheit auch richtig seit den letzten zwei Jahrhunderten immer mehr und mehr emanzipiert von den ungesunden, geistverwirrenden, idealistischen Doktrinen, und sich durchgearbeitet bis zum klaren Rechtsbegriffe, bis zur konkreten Naturanschauung, bis zur staatlichen Konsequenz des Gesellschaftsvertrages, und bis zur Toleranz der verschiedenen Arten der Gottesverehrung. Freilich sind diese geläuterteren Anschauungen noch nicht in all und jeglichen Folgerungen zur lebendigen Anwendung gekommen, wie nicht minder ihnen aus Sonderinteresse, Tradition oder Vorurteil noch manche Konsequenz streitig gemacht wird. Aber in den Hauptprinzipien sind wir schon alle einig; und sogar jene, welche es in ihrem Sonderinteresse finden, dies Zugeständnis öffentlich zu verneinen, können diese Einigung im geheimen nicht in Abrede stellen. Man könnte sogar sagen, daß in den Zielen die ganze moderne Menschheit einig ist, und die verschiedenen Parteien sich bloß insoweit leidenschaftlich bekämpfen, als jede dasselbe Ziel auf ihre eigene Weise und wahrscheinlich auch mehr oder minder zu ihrem ausschließlichen Vorteil erreichen möchte. Man denke nur geschichtsphilosophisch zurück an die Ideenprozesse, deren Resultate durch die Jahreszahlen 1789, 1815, 1830, 1848, 1866 angedeutet werden können, und alle Parteien werden zugestehen müssen, daß die heutige Menschheit radikal mit dem doktrinären Idealismus gebrochen hat und in allen Folgerungen der

geistigen wie der konkreten Weltanschauung nach dem Realismus, und nach der richtigen Erkenntnis von dessen Gesetzen und deren Konsequenzen drängt.

Dieser Trieb führt jedoch von selbst zur Revision all und jeglicher bisherigen Anschauungen, und zwingt uns, jegliche Frage neu durchzudenken, und nicht mehr nach doktrinärer, idealer Weise die Dinge zu betrachten, wie sie sein sollten, sondern auf empirischem Wege jedes Ding anzusehen wie es eben seiner besonderen Natur nach ist.

So wird es nun Aufgabe der Menschheit, diese Erkenntnis dahin auszunützen, daß wir uns in das Unvermeidliche fügen, es als Naturgesetz anerkennen, und eben dadurch Herr seiner uns unliebsamen Einflüsse werden können, ja vielleicht daraus noch Vorteile ziehen. Vorzüglich aber hatten wir die Natur aller Dinge von den Vorurteilen zu säubern, die wir selbst in jahrtausendaltem doktrinärem Idealismus in sie hineinlogen, die Welt des Konkreten zu befreien von den Fratzen, eingebildeten Schrecknissen und Gespenstern erhitzter Phantasie, mit denen wir sie bevölkert hatten und wodurch wir ein Dasein, das schon naturgesetzlich so kurz, jeden Augenblick von Gefahren umdroht, und für die Mehrheit schon an und für sich so sorgenvoll und kampfreich ist, auch noch durch künstlich erdachte Qualen zur doppelten Hölle machten, in der den Menschen nicht bloß die Natur bedrängt, sondern in der ihm auch noch der Mensch, befangen von falschen Vorstellungen und bösen Leidenschaften zur Geißel fanatischer Verfolgungssucht wird!

Nachdem die gesunde Vernunft sich so weit Bahn gebrochen hatte, was unausweichlich zur humansten Toleranz durch Erkenntnis der Gebundenheit menschlicher Natur führen mußte, hatten wir vor allem unsere Rechtsbegriffe zu läutern, und vollständig mit den früheren

zu brechen, welche nirgend aus der Natur der Sache, sondern überall nur aus den Abstraktionen eines doktrinären Idealismus hervorgehend, schon von selbst hart und ungerecht waren, weil sie auf die menschliche Natur keine Rücksicht nahmen. Der alte feudale Staat war der Pflichtstaat, in dem jedermann nur dadurch mehr oder weniger Rechte behaupten konnte, daß er Pflichten, als aus der Erbsünde hervorgegangen, anerkannte, und somit baute sich dieser Pflichtstaat auf dem Begriffe der Theokratie auf. Die Hörigen hatten Pflichten gegen ihre Herren, diese gegen ihre Herren oder Vorgesetzten, jene wieder gegen den Souverän, dieser aber mit allen zusammen gegen Gott. Er fühlte sich also allen Ernstes berufen, Gottes irdischen Exekutor zu spielen, und jeder Folgende setzte diese eingebildete Aufgabe im Drucke nach unten fort, bis zuletzt die große Masse nur noch dazu da war, es bitterst zu empfinden, daß sie bloß zur Erfüllung von Pflichten gegenüber verschiedenartigster Willkür existierte, während Rechte nur der physisch oder geistig Stärkere zu beanspruchen vermochte. Der moderne Rechtsstaat dagegen ist das strikte Gegenteil des theokratisch-hierarchischen Pflichtstaates der Feudalität. Der Rechtsstaat hat keinerlei andern Zweck, als die Rechte zu wahren, und wo solche nicht gekränkt werden, hat er sich gar nicht fühlbar zu machen, so sehr auch die Gesellschaft sonst der religiösen, moralischen und sozialen Disziplin bedarf, oder zu bedürfen meint, um ihren idealeren Aufgaben gerecht zu werden. Denn der Rechtsstaat kann keine abstrakten Rechte anerkennen, bloß persönliche der Individuen an sich, sowie gegenüber der Gesellschaft und dem Staate. Dieser Rechtsstaat begann mit Anerkennung der Menschenrechte. Der unveräußerliche und unverlierbare Besitz derselben ist jedem Lebenden garantiert, und erst durch diese Anerkennung, daß jedermann im Staate Rechte hat, ent-

stehen zugleich auch für jedermann Pflichten, welche sich einfach und in allen Konsequenzen dahin zusammenfassen lassen, daß niemand die Rechte anderer verletzen darf, will er seine eigenen gewahrt wissen.

Nachdem diese einfache und klare Wahrheit, welche schon das Evangelium als sittlichen Abschluß der alten Weltanschauung in der tiefhumanen Lehre: „Tue deinem Nächsten nicht, was du nicht willst, daß er dir tue“ aufgestellt hatte, und welche das historische Christentum faktisch geradezu entgegengesetzt durchführte, nach jahrtausendlangen Begriffsverwirrungen durch den Sieg der gesunden Vernunft wieder zu allgemeinem Bewußtsein gekommen war, sollte man meinen, daß endlich das Friedenszeitalter der Menschheit angebrochen, und daß es nun sehr leicht sei, mit diesem Maßstab in der Hand Gesetze zu machen, welche wirklich gerecht sind, und die jeglichen eingebildeten Verbrechensbegriff ausschließen, so daß nur solche Handlungen als Verbrechen gelten, die auch der Täter als Rechtsverletzungen anerkennen muß, wenn sie nicht durch ihn, sondern gegen ihn verübt werden.

Jedoch wie es schwer ist Erziehungsfehler ganz abzulegen, irreführende Jugendanschauungen ganz zu vergessen, trotz besserer Erkenntnis, so war es auch nicht leicht, sofort resolut und in allen Konsequenzen aus dem Pflichtstaate der Feudalität in den Rechtsstaat moderner Weltanschauung überzutreten, vielmehr weiß man aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts, daß jegliche Reform, sogar die harmloseste, nur Schritt für Schritt durchzubringen war, daß das Prinzip oft lange schon vollste Anerkennung gefunden hatte, bevor seine praktische Anwendung ermöglicht wurde, und daß, trotz eines gewissen Prahlens mit dem Rechtsstaate, bekanntlich in tausend Richtungen noch immer dessen wirkliche und letzte Konsequenzen nicht gezogen sind. Denn,

ganz abgesehen von allen Fällen bösen Willens, auch bei den Besten heißt es nur zu oft bis heute: „der Zopf, der hängt noch hinten." Besonders aber uns Deutsche, die wir uns von unseren spintisierenden Gelehrten so ungeniert sagen lassen, daß wir den Rechtsbegriff am meisten entwickelt hätten, und uns mit dieser theoretischen Schmeichelei zufrieden geben, uns trifft in der Praxis der Vorwurf, daß wir, und nicht bloß in den politischen, noch mehr in den juristischen Rechtsanschauungen, am längsten unter allen europäischen Kulturvölkern gezögert haben, denselben auch ins Leben zu übertragen, und am spätesten uns nicht bloß doktrinär, sondern auch praktisch von den Nachwehen der mittelalterlichen Begriffsverwirrung emanzipiert zu haben. Frankreich weihte das Jahrhundert bereits durch seine neue, aufs Menschenrecht basierte Gesetzgebung ein, England hat schon seit den zwanziger Jahren den legislativen Reformweg betreten, wir Deutsche machten erst zu Beginn der vierziger Jahre, und das bloß in einigen kleineren Staaten, die ersten Versuche zu eigenen, modernen Gesetzbüchern der gesunden Vernunft und der Humanität; in den Großstaaten dachte man erst daran, nachdem das Jahrhundert schon halb zurückgelegt war, und brachte es vielfach doch wieder nur zu halben modernen Rechtsanschauungen; und sogar noch heute, wo man damit beschäftigt ist, endlich allgemeine Gesetze wenigstens für den Norddeutschen Bund zu verfassen, ergibt sich die Anomalie, daß in einzelnen dieser dem Bunde beigetretenen Staaten die „Karolina" von 1532 herrscht, wenigstens in ihren Grundzügen, wenn auch nicht mehr alle ihre Konsequenzen in ihrer ganzen Absurdität zur praktischen Anwendung gelangen, so sehr diese für ihre Zeit berechtigt gewesen sein mögen.

Diese vielfach kaum bewußte, noch andauernde Nachwirkung des eingeimpften Giftes der Begriffsver-

wirrung im Kampfe mit dem kategorischen Imperativ der Logik merkt man auf keinem Gebiete mehr, als auf dem der Gesetzgebung gegenüber den Sexualitätsfragen der Gesellschaft. Die moderne Gesellschaft hat sich zu gänzlich anderen Verhältnissen und Bedürfnissen entwickelt, als sie je in früherer Zeit denkbar waren. Besonders die riesig zunehmende europäische Städtebevölkerung — in 8,656 bis hinab zu dreißigtausend Einwohner zählenden Städten zusammen 75 Millionen Individuen, also mehr als $^1/_4$ von Europas Gesamtbevölkerung! — mit ihrer stündlich weiter um sich greifenden politischen wie sozialen Demokratisierung, mit ihren immer höher sich schraubenden Ansprüchen auf Freiheit, leichtere Mühen, größeren Verdienst, ergiebigere Verwertung der Arbeitskraft, behaglicheren Lebensgenuß, und mit ihrer Gier des raschen Erwerbs; und dagegen der Reichtum des einzelnen, der sich fortwährend mehrt, und die unbeschränktesten Mittel zu jeglichem Luxus bietet und die grassesten Gegensätze von arm und reich zeigt; endlich das immer allgemeiner werdende Bewußtsein der Gleichheit der Rechtsansprüche an das Leben, — all diese Faktoren drängen gebieterisch darauf hin, daß der Staat in keiner Weise mehr die ohnehin undankbare und stets schikanierende Rolle des Vormundes spiele, sondern sich in jeglicher Konsequenz auf sein endlich gewonnenes Prinzip des Rechtsstaats beschränke, und nur dort sich um die Gesellschaft und ihr Treiben kümmere, wo durch selbige Rechte anderer verletzt oder in Frage gestellt werden. Das Menschenrecht beginnt aber doch jedenfalls mit dem Menschen selbst, und das Unmittelbarste des Menschen ist sein eigener Leib, mit dem er völlig frei beginnen und an dem er zu seinem Vorteil oder Nachteil verüben kann was ihm beliebt, sofern er nur dadurch die Rechte anderer — des Individuums, der Gesellschaft, oder des Staates nicht stört.

Dies menschliche Urrecht hat sich durch die Wucht des engeren Zusammenlebens und dessen zwingende Bedürfnisse derart in allen Daseinsfolgerungen zur Geltung zu bringen gewußt, daß die Gesetzgebung überall ihre Doktrinen, welche sie bis dahin hegte, aufgeben und sich den Verhältnissen anbequemen mußte, wo die Majorität mit dem vollen Prestige ihres unbezwinglichen Triebes auftrat, und sich gar nicht mehr darum kümmerte, ob etwas verboten oder erlaubt sei. Derart wären Tausende von Reformen aufzuzählen, welche Handlungen betrafen, die zu Beginn unseres Jahrhunderts noch unter die Verbrechen und Vergehen rangierten, oder doch als höchst unziemlich angesehen wurden, heute aber so allgemein Gewohntes sind, daß die Erwähnung ihrer ehemaligen Verpönung bei der jetzigen Generation das größte Erstaunen hervorrufen würde. Es sei nur so obenhin das öffentliche Tabakrauchen, die straflose Schlemmerei, das Aufhören der Paßkontrolle, die Freigebung des sogenannten Wuchers, die Beseitigung der Schuldhaft u. dgl. in Erinnerung gebracht, mit denen überdies sonst noch vor kurzem mehr oder minder ehrlos machende Nebenbegriffe verbunden waren, eben weil Strafgesetze dies für ehrenrührig erklärten. Noch unumschränkter, in mancher Beziehung fast sogar schon erschreckend, hat sich die willkürliche Befriedigung des Sexualitätstriebes der Majorität, unbekümmert um etwa noch bestehende Gesetze, zur Geltung gebracht und solche Dimensionen angenommen, daß die Legislative sich faktisch darauf beschränken muß, wenigstens noch die Rechte anderer zu schützen, und Mißbrauch der Unmündigkeit, Gewalt, Verletzung der öffentlichen Schamhaftigkeit, Blutschande und Mißbrauch durch Vertrauens- und Autoritätspersonen gerechterweise um so härter zu strafen, je mehr die sogenannte allgemeine und öffentliche Unsittlichkeit unhemmbar um sich greift, und zur Macht in der Ge-

sellschaft wie im Staate wird, die man dulden muß, versagt man ihr auch noch so zähe die gesetzliche Berechtigung.

Durch dies unfreiwillige Verhältnis, daß man solche Zustände tolerieren muß, weil sie nicht mehr zu unterdrücken sind, sich aber gewissermaßen dadurch an der Frechheit ihrer Existenz rächt, daß man sie sich gänzlich überläßt, und ihre Ausschreitungen nur dort straft, wo selbe sich gegen die Rechte anderer kehren, ist man zu unglaublichen Widersprüchen gekommen. Wo das sogenannte Laster in Karossen fährt, bedarf es sogar der gesellschaftlichen Achtung nicht mehr, um doch Herrin der Situation zu sein, und dadurch in den unteren Ständen immer mehr die Anschauung einwurzeln zu lassen, daß der Reichtum alles ermöglicht und straflos macht; daher ist jegliches Mittel gut, möglichst rasch zu Reichtum zu gelangen. Diese Anschauung geht Hand in Hand mit der durch Volkserzieher so gerne gepredigten Lehre, daß keinerlei Arbeit den Menschen schände. Die mittelalterliche Anschauung, daß gewisse Akkommodationen und Verrichtungen für Geld ehrlos machen, ist Gott sei Dank längst gründlich überwunden. Wenn es also heute Individuen gibt, welche, um ihr Brot zu verdienen, keinen Anstand noch Ekel nehmen zum Geschäfte des Vidangeurs und zu allen den hundert anderen schmutzigen, stinkenden, ja fast bestialischen Gewerben sich herzugeben, und doch dann in der Gemeinde wie im Staate die volle bürgerliche Ehre beanspruchen, während weiblichen Wesen gewissermaßen noch ärgere Selbsverleugnung ganz offen zugemutet wird — was sollte das Volk abhalten, auch sexual aus seinem Körper den möglichst großen Gewinnst — und, was nicht gering anzuschlagen ist, — auch noch dazu persönlichen Genuß zu ziehen? Verkauft doch der Lastträger seine Muskelkraft, der Nachtwächter den Schlaf, die Sängerin ihre

Stimme, die Schauspielerin den Reiz ihrer Erscheinung, das Modell seine körperlichen Reize, ja der Arzt und der Soldat sogar ihr Leben, um derlei Vergleiche nicht noch weiter zu führen. Nachdem das Volk daher stets allgemeiner zu diesem Bewußtsein gelangt ist, wird selten ein Mädchen oder eine Witwe mehr Anstand nehmen, wenn nicht direkt für Geld, doch für sonstige Vorteile, ihr Leben zu genießen und es genießen zu lassen. Noch mehr treibt die Not, die gar nicht reflektiert, und am allermeisten die Halbnot, welche zugleich des Luxus bedürftig ist, höchst ungeniert in den Wirbel des „feinen Lebens". So hatte 1867 allein Berlin an Einwohnern 352,914 männliche Individuen, 349,127 weibliche — unter diesen aber verehelicht bloß 111,300 Männer und 111,142 Weiber. Also fast $^2/_3$ der gesamten Bevölkerung lebte ehelos, verwitwet oder geschieden, und da ist es ziemlich naturgemäß, daß die Sittenpolizei 11,855 Dirnen direkt eingeschrieben, noch weitere 12,000 aber unter Aufsicht hatte, während überdies gewiß an 20,000 weibliche Dienstboten, Arbeiterinnen, Ladenmamsells usw., welche sich all und jeglicher Kontrolle entziehen, als in zeitweilig oder dauernd wilder Ehe lebend angenommen werden können. Also allermindestens gerechnet, lebt gut $^1/_8$ der weiblichen Bevölkerung Berlins mehr oder weniger offen in sogenannter natürlicher Unzucht, gegenüber bloß $^2/_6$ Ehefrauen; und diese ganze und Halbprostitution, welche nicht nur gesetzlich nicht anerkannt ist, gegen die sogar noch ein Paragraph des Preußischen Strafgesetzbuches aufrecht besteht — ist längst schon solch eine Macht geworden, daß sie sich weder um diesen Paragraphen bekümmert, noch sonstige polizeiliche Maßregeln anders als höchst momentan gegen sie aufkommen können. Diese offene wie versteckte Prostitution beherrscht, besonders zu gewissen Stunden, und auf gewissen Strichen, das öffentliche Leben Berlins — um

von den anderen Städten vorerst nicht zu reden — so sehr, daß der ruhige Spaziergänger sogar leicht Insulten ausgesetzt ist, noch regelmäßiger aber den schamlosesten, und sehr vielfach sogar den sogenannt widernatürlichsten Anträgen.

Und dieser Massenprostitution gegenüber verhält sich die Gesetzgebung längst schon völlig passiv, streng nur die Wahrung der Rechte anderer in Ruhe haltend, und bei Verletzungen zu deren Sühne bereit. Es ist dies vom Standpunkte des Rechtsstaates korrekt. Das unschuldige Mädchen über 16 Jahre kann beliebig verführt, geschwängert, angesteckt, physisch, moralisch, sozial für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht werden, ohne auf mehr als höchstens die Alimentationskosten einklagen zu können, und diese fallen weg, sobald der Verführer sie nicht zu leisten vermag.

In zweiter Reihe erscheint diese schreiende Inkonsequenz noch absurder, ja empörender, als einesteils bekanntlich aus hundert Gründen in modernen Staaten die legitime Ehe so ungemein erschwert ist, daß kaum $^1/_3$ der Einwohner in sie eintreten können; während man andernteils gerade in Deutschland so gerne über Überbevölkerung jammert, daß ein Mensch, wie der Medizinalrat Dr. C. A. Reinhold 1827 es wagen konnte, der Regierung die Niederträchtigkeit der „Infibulation" vorzuschlagen, die willkürliche Hemmung in Ausübung des ersten aller Menschenrechte, das sogar dem Neger nicht versagt wird. Und solch brutales Absurdum hat seine Anhänger gefunden, hat sie wohl heute noch! Welch krasse Widersprüche: diese ungemeine Erschwerung der Ehe, trotzdem diese Furcht von der Bevölkerung, die ermutigte, dem Staate sogar Verbrechen zuzumuten, — im selben Athem aber fort und fort die barbarische Strafe für sogenannte widernatürliche Verspritzung auch nur eines Tropfen Samens, der zwischen zwei männlichen

Individuen unfruchtbar vergeudet wird, aber zwischen Mann und Weib, Weib und Weib, und zuletzt besonders in einsamer Onanie, also in allen, auch den widernatürlichsten Unzuchtsformen straflos verwendet werden kann!

In dritter Reihe dann das erschreckende Umsichgreifen der venerischen Krankheiten und ihrer Folgezustände, um welche beiden Tatsachen sich weder Regierung noch Gesetzgebung kümmern, auch den Prinzipien des Rechtsstaats nach sich nicht zu kümmern, sondern die Sorge dafür den Individuen zu überlassen haben. Und diese seit vier Jahrhunderten in der europäischen Menschheit wütende Geißel trifft nicht nur so häufig die Menschen, daß unter 100 männlichen Erwachsenen kaum zwei zu finden sein dürften, die im langen Leben nicht, wenn auch nicht sehr folgenreich, diese Seuche an sich kennen lernten, — noch gräßlicher sind die Wirkungen dieser drei venerischen Übel in ihren sekundären und tertiären Folgezuständen mit Rücksicht auf die Generation, so daß wir Ärzte ohne Übertreibung sagen können, daß wohl ein Drittel aller Erbübel seine Wurzeln in den Eltern und Großeltern haben und tausendfältig der rätselhafte Verlauf gewöhnlicher oder besonders schwerer Übel bei vielen Individuen nur in Dispositionen eine Erklärung finden kann, die durch sekundäre Ursachen hervorgerufen sind. So fanden sich 1866 in Frankreich unter 325,000 Rekruten — also der jugendlichen Blüte des Volkes — 109,000 Untaugliche, die dies durch alle möglichen sekundären und tertiären Folgen von Geschlechtskrankheiten ihrer Eltern geworden waren. Über Deutschland fehlt ein solcher statistischer Ausweis. Ist es da nicht ziemlich entschuldbar, wenn eine täglich bedeutendere Zahl von Lebemännern aus Furcht vor solchen Folgen die sogenannt widernatürlichsten Arten der Befriedigung gerade auch bei den Weibern den so-

genannt natürlichen vorziehen, welche bisher als alleinige Möglichkeit der Ansteckung bekannt sind?

Endlich viertens gerade je mehr die Gefahr der Ansteckung wächst, und je mehr schon dadurch zarten Gemütern die sogenannt natürliche Unzucht zum Schreckgespenst, die sogenannt widernatürliche im männlichen Geschlechte zur Verbrechensvorstellung wird, die normale Ehe aber so ungemein erschwert, und meist erst in reiferen Jahren möglich ist, in um so erschreckenderem Maße kommt die Onanie, die einsame Selbstbefleckung, in allen Schichten, bei allen Geschlechtern, in allen Altern unserer Gesellschaft zur Herrschaft, die Menschheit mit beinahe völligem Aussterben bedrohend. Wir wissen, daß fast unsere gesamte männliche, wie auch weibliche Schuljugend, gleich von den Kinderjahren an von dieser wahrhaft lasterhaften Manie befallen ist, mit der im Vergleiche die ärgste sogenannt natürliche und widernatürliche Unzucht direkt noch physische, wie sogar auch moralische Rettung ist. Denn das so gesundheitschädliche wie verwerfliche der einsamen Selbstbefleckung läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: Ihr Motor ist nicht physische Sinnlichkeit, hervorgerufen durch ein anderes lebendes Wesen, sondern Wirkung erhitzter Phantasie, sie greift also nicht bloß den Körper, sondern zugleich auch alle geistigen Kräfte und dadurch so gefährlich Hirn und Rückenmark und Kehle, Brust und Lunge an. Noch schädlicher ist die einsame Selbstbefleckung durch das Moment der Willkür, wodurch Maßlosigkeit entstehen kann; jeder mit ihr Behaftete bedarf weder besonderer Gelegenheit noch eines vis-à-vis, kann daher zu jeder Minute, bei sehr nervenzerrütteten Individuen sogar an jeglichem Orte, inmitten zahlreicher Gesellschaft und ohne Berührung des Körpers, bloß durch Anreiz der Phantasie, sie verüben und deshalb wird sie auch gewöhnlich zur täglich

sich steigernden Manie, bis ihr Opfer schon allein an der Übertreibung zugrunde geht. Trotzdem sterben nicht alle an den Folgen, wenn auch verhältnismäßig sehr viele. Doch bei einer nicht unbedeutenden Anzahl wird der Onanietrieb chronisch, sie ergeben sich ihm ihr ganzes Leben lang, sogar in der Ehe, zu der oft Verhältnisse oder Vorteile Onanisten zwingen, und manche erreichen ein hohes, anscheinend ganz gesundes Alter, nachdem sich ihr Körper längst an diese wirklich unnatürliche Aufregung gewöhnt hat. Aber das Gemeinsame aller geheimen Selbstbeflecker und Selbstbefleckerinnen ist gänzliche Unempfänglichkeit für sinnliche Aufregung durch andere, Erektionsmöglichkeit bloß durch eigene Phantasie, Manustupration und ohne Zeugen. Somit sind geheime Onanisten nie und nimmer weder des normalen Ehegenusses, noch der Fortpflanzung fähig, da aus ihrem Samen die Spermatozoiden verschwunden sind und derselbe wäßrig wird — aber auch weder der sogenannten natürlichen Unzucht zwischen Mann und Weib, noch auch der sogenannten widernatürlichen im eigenen Geschlechte. Es sind dies also wahre physische Eunuchen. Noch trostloser aber ist es, daß geheime Onanisten zugleich auch geistige Eunuchen, Zwitter des Gemüts werden. Der geheime Selbstbeflecker verliert mit der Wärme des Bluts auch die Wärme des Gefühls. Er wird gemütskalt, menschenscheu, herzlos, abstrakt, hart in seinen Urteilen und Weltanschauungen, der gegenseitigen Geschlechtstriebsbefriedigung gegenüber voll von körperlichem wie moralischem Abscheu; und wo man im Leben auf einen kühl erbarmungslosen, ironisch hartherzigen Menschen stößt, bei dem kann man sicher geheime Selbstbefleckung voraussetzen. Und wir haben es durch unsere Begriffsverwirrung über natürlich und widernatürlich, dazu mit Hilfe der Furcht vor Ansteckung dahingebracht, daß fast $^1/_3$ des männlichen, wie des

weiblichen Geschlechts sich, oft ihr lebelang, geheimer Selbstbefleckung ergibt!!!

Den Jungen über 14 Jahre kann jegliche Dirne oder sonst jegliches weibliche Wesen ungestraft verführen, ihn ausplündern, ihn zu den sogenannten widernatürlichsten Akten mißbrauchen, ihn auch durch Ansteckung krank, vielleicht für immer zum elenden Siechling machen, und es gibt keinen Richter für solche Verbrechen, für solche in ihrer Tragweite oft gar nicht übersehbare Taten des gegengeschlechtlichen Verkehrs. Aber wehe beiden, sobald ein Mann auch nur den Versuch einer unzüchtigen Handlung mit einem Jungen oder einem andern Manne, wenn auch mit deren Einwilligung und bei Ausschluß aller Öffentlichkeit vornimmt! Wer das Leben nicht bloß aus Büchern oder nach dem Geträtsche alter Weiber kennt, weiß zudem, daß kaum eine Prostituierte ansteht, sich in jeglicher Form widernatürlich, wie man es nennt, gebrauchen zu lassen, daß es tausende, oft der bürgerlich angesehensten Männer gibt, welche — teils aus Raffinement, teils aus Scheu vor Ansteckung — sich den sogenannt widernatürlichen Akten mit dem anderen Geschlechte ergeben, ja mit ihren eigenen Ehefrauen das cunnilingere, anilingere, fellare, irrumare, paedicare und manustupratio treiben, oder dies an sich verüben lassen, wie anderenteils Frauen, auch der höheren Stände, und meist aus Raffinement zum sogenannten widernatürlichen Koitus direkt provozieren, nicht minder mit andern weiblichen Wesen sich als „Tribaden“ sogenanntes widernatürliches Raffinement verschaffen. Und all diese Personen bleiben bei allen diesen, doch gewiß sogenannten widernatürlichen und für den Leidenschaftslosen ekelhaften Akten nicht nur ungestraft, unverfolgt, manche unter diesen Männern genieren sich gar nicht, solche Geschmacksrichtungen öffentlich einzugestehen, lachend und schmunzelnd davon zu erzählen, ohne auf

sittliche Entrüstung oder auch nur auf Ekel zu stoßen. Ja, wieviele der bürgerlich hoch ehrenwert erscheinenden Personen ergeben sich im Geheimen derlei Leidenschaften aus sogenanntem widernatürlichen Raffinement mit Weibern, und oft weiß höchstens ihr Arzt, oder ihre vertrautesten Freunde davon; aber wäre es auch stadtkundig, sie verlieren trotzdem weder Ehre noch Achtung, da sie ja keine Strafe bedroht. Und wie mancher Geschworene, nicht minder mancher Richter, die, aus Feigheit oder Vorurteil bei einem Unzuchtsprozesse zwischen Mann und Mann das „Schuldig“ aussprechen, haben sich vielleicht nur eine Stunde vorher denselben sogenannten Widernatürlichkeiten, aber mit Weibern, ergeben und sitzen daher mit ruhigem Gewissen als strenge Moralisten, und wohl gar noch mit physischem wie moralischem Abscheu da, weil sie an den Brüsten der jahrtausendalten Begriffsverwirrung auferzogen wurden, daß dieselbe Tat ein erlaubtes Raffinement und zugleich auch ein scheußliches Verbrechen sei, je nachdem sie zwischen Mann und Weib, wie Weib und Weib, oder zwischen Individuen männlichen Geschlechtes vorkommt. Diese Begriffsverwirrung ist nicht nur absurd, sie ist empörend, bedenkt man, daß die Majorität derer, die so etwas tun, straflos und ohne Ehrverlust wegkommen, während die Minorität derselben Taten wegen Tag und Nacht das Damoklesschwert der Denunziation, der Verfolgung, des Anklagezustandes über sich hängen fühlt und weiß, daß sie, auch bei völliger Freisprechung, durch die bloße Untersuchung, meist in ihren bürgerlichen, wie geschäftlichen Verhältnissen schwer zerrüttet, oft ruiniert wird, bei Schuldigsprechung aber beide Angeklagte einer Strafe verfallen, welche an Maß und Härte fast an die für Mörder, Räuber, Diebe und Fälscher heranreicht, und sozial noch ehrloser macht, noch mehr im späteren Weiterkommen behindert, als jede für ein wirkliches und

schweres Verbrechen erkannte. Endlich aber trifft solche Schmach unverdient die ganze Familie des Verurteilten mit, welche nie in diese Lage kommen noch sie als Schmach fühlen würden, besäße sie ein Familienmitglied mit denselben widernatürlichen Leidenschaften, das dieselben am entgegengesetzten Geschlechte befriedigte!

Also in erster Linie finden wir etwa $^1/_8$ der Bewohner einer Großstadt — Männer und Weiber — außerehelich zu jeder sogenannten natürlichen und widernatürlichen Unzucht, wenn nicht befugt, doch völlig unbehindert, sich ihr zu ergeben, in keiner Weise strafbar, ja nur verfolgbar, wo durch sie nicht Rechte anderer verletzt werden. Und ebenso wie in Berlin, ist es, im Verhältnis zur Einwohnerzahl, im Handel und Wandel, im Luxus wie im Proletariat, in allen größeren Städten des Norddeutschen Bundes, also in einigen approximativ sogar noch ärger; und in kleinen Städten ist zwar die öffentliche, aber nicht die geheime Prostitution geringer. Jedenfalls gelten doch jetzt die Gesetze durch ganz Preußen, sollen künftig durch den ganzen Norddeutschen Bund gelten, also ist auch jetzt sogenannt natürliche, wie sogenannt widernatürliche Unzucht durchs ganze Reich erlaubt und straffrei — zwischen Mann und Weib, und zwischen Weib und Weib! Aber zwischen Mann und Mann ist sie bis jetzt scheußliches Verbrechen!

II.

Und solch einer Gesellschaft gegenüber, wie es unsere heutige, besonders in den großen und mittelgroßen Städten ist — und Preußen allein hat nicht weniger als 1212 Städte von über hunderttausend, bis unter sechstausend Einwohner — will man noch mittelalterliche Anschauungen über sexuale Ausschweifungen aufrecht erhalten, will man die gleichen Taten bei der immensen Majorität der gegengeschlechtlichen Naturen völlig straflos lassen, bei der verhältnismäßig doch noch so ungemein geringen Minorität der homosexualen Naturen hart und brutal gleich wirklichen Verbrechen und sogar noch mit Ehrloserklärung strafen? Das ist nicht mehr bloß ungerecht, das ist von unserem heutigen Standpunkte der Weltanschauung aus eine sträfliche Absurdität.

Bloß ein Drittel unserer heutigen Gesellschaft kann es zu einer gesetzlichen Ehe bringen, über ein Sechstel ergibt sich frei und ungeniert, weil ungestraft, beliebig der sogenannten natürlichen, wie widernatürlichen Unzucht zwischen Mann und Weib, und Weib und Weib, findet bei frühzeitigster Verführung über das sechzehnte Jahr hinaus weder Schutz noch auch Mitleid oder Sühne, muß in den meisten Fällen die oft bittersten Folgen der Schwangerschaft, nicht minder die grausigsten der geschlechtlichen Seuche auf eigene Verantwortung hin tragen, und wenn tiefstes Elend und der Tod ihre Folgen wären, ebensowenig bekümmert sich Staat oder Gesetzgebung darum — und handelt im Rechtsstaate prinzipiell korrekt —

ob die Seuche auch auf die kommenden Generationen übergeht und die Menschheit täglich kraft- und saftloser, fortpflanzungsunfähiger und so recht im Sinne des Professor Leo zum „skrofulösen Gesindel“ macht. Endlich verzehrt sich ein weiteres Sechstel unserer heutigen Gesellschaft von frühester Jugend an bis spät ins Alter durch geheime Selbstbefleckung, die jeder Arzt in den meisten Fällen dem langsamen, doch sicheren Selbstmorde gleich stellen muß, und die auch noch zur schrecklichen Folge Gemütsabstumpfung und egoistische Herzerkaltung in moralischer Beziehung hat. Angesichts aller dieser evidenten und straffreien Tatsachen, die weder ein Arzt noch überhaupt ein Menschenkenner, sofern er sich nicht selbst belügt, in Abrede zu stellen vermag, ist man — inmitten all der übrigen Konsequenzen des modernen Rechtsstaates — noch so sehr befangen von traditionellen Vorurteilen und Begriffsverwirrungen, die aus früheren religiösen Anschauungen über Erbsünde, Teufel und Hexentum hervorgegangen sind und durch die historische Entwickelung des Juden- und Christentums, zu allen möglichen absurden Konsequenzen geführt haben, daß man die, überdies verhältnismäßig so überaus gering vorkommenden Fälle von Unzucht zwischen Mensch und Tier, und die auch im Verhältnis zu allen übrigen sogenannten natürlichen wie widernatürlichen Unzuchtarten selten vorkommenden Fälle zwischen Mann und Mann überhaupt noch — straft, ja sie mit einer Härte straft und sie für entehrend erklärt, wie im Vergleiche kaum wirkliche und sehr schwere Verbrechen.

Solch ein himmelschreiendes Unrecht, das zugleich solch ein Absurdum ist, ließ sich nun auch bis in unsere Zeit nicht unangefochten erhalten.

Der große und edle italienische Rechtsphilosoph Graf Cäsar Beccaria sprach 1781 in seinem Werke „Dei delitti e delle pene“ in dieser Frage das erste,

bahnbrechende Wort, wenn auch noch mehr ans Gefühl, als an den logischen Rechtssinn appellierend.

Mit juristischen und vernunftrechtlichen Gründen trat dann 1787 der deutsche Rechtsphilosoph Johann Jakob Cella aus Zweibrücken in seinem Werke „Über Verbrechen und Strafen in Unzuchtfällen" auf. Er lehrte klar und nüchtern, daß fleischliche Vergehen nur bei Verletzung der Rechte anderer straffällig sein können, an sich aber nie, so wenig wie Völlerei, vertierende Schlemmerei, Berauschung, und sonstige Unfläterei. Er rief schon damals warnend aus: „Es ist sehr gefährlich, wo bloße Polizei ausreicht, mit dem peinlichen Gesetzbuche aufzutreten. Das Volk hat zuletzt keinen klaren Begriff mehr, was wirklich Verbrechen ist, was bloß Vergehen und Unart." Welch prophetisches Wort auf 83 Jahre voraus!

Unterdes war jedoch die französische Revolution ausgebrochen, welche 1789 als Grundlehre die Menschenrechte publizierte.

So war es denn der große französische Jurist — der frühere zweite Konsul, nachherige Herzog von Parma und Reichskanzler des Kaisertums J. J Régis de Cambacérès, geb. 1753, gest. 1824, welcher die Theorien des italienischen wie des deutschen Denkens ins praktische Leben übertrug und zuerst in der europäischen Gesetzgebung in dem unter seiner Redaktion 1806 erschienenen Code pénal Napoléon sich von jahrtausendlanger Begriffsverwirrung emanzipierte, und die sogenannte natürliche wie widernatürliche Unzucht überhaupt gar nicht in Erwähnung brachte, wo sie nicht mit Rechten anderer in Konflikt gerät. Was seine Gegner übrigens von des großen Gesetzgebers und Organisators persönlicher Neigung erzählen, ist heute noch in jedem französischen biographischen Lexikon zu lesen.

Rasch danach verdankte ein deutsches Land die

erste gesetzgeberische Tat in dieser Richtung dem Ritter Anselm v. Feuerbach, geb. 1775, gest. 1833. Er war berufen, an Stelle des bestialen bayrischen Kriminalkodex von 1751, das bayrische Strafgesetzbuch zu schaffen, das 1813 Gesetzeskraft erlangte, und dessen hier einschlagende Grundsätze das bayrische Strafgesetzbuch von 1851 beibehalten hat; die nach den Protokollen des k. geheimen Rats zu jenen Paragraphen herausgegebenen Anmerkungen sagten: „die älteren Gesetze haben oft das Unmoralische mit dem Rechtswidrigen verwechselt.“ Niemand wird Hexerei (!), Sodomie, Unzucht, Unglauben, Ketzerei, Blasphemie u. dgl. billigen oder für etwas (sittlich) Erlaubtes ansehen. Allein dergleichen Gegenstände (!) liegen, so lange als damit keine Verletzung der Rechte des Staates oder eines Privaten verbunden sind, außer der Sphäre eines Strafgesetzbuches. Wo solche Rechte jedoch verletzt werden, dagegen bestehen längst besondere Strafbestimmungen.“ Mit solcher Logik motivierte Feuerbach die Konsequenzen seiner Rechtslehre, daß Selbstmord, Selbstverstümmelung, Selbstbefleckung an sich keine Rechtswidrigkeiten sein können, sofern sie nicht Rechte anderer schädigen, und was beim einzelnen nicht straffällig ist, kann es auch nicht werden, wenn es, unter gleicher Rücksicht auf anderer Rechte, von zwei und mehreren Individuen gegenseitig und freiwillig ausgeübt wird.

Man sollte es zwar nicht glauben, aber leider ist es historisch, daß von 1813 an noch über ein Vierteljahrhundert die schreiende Anomalie vorherrschte, daß in einem Staate Deutschlands dieselbe Tat völlig straflos war, welche in allen übrigen Staaten Deutschlands fort und fort als scheußliches Verbrechen galt, und mit einer Härte für strafbar und entehrend erklärt wurde, wie verhältnismäßig kaum wirkliche und sehr schwere Verbrechen.

Nachdem Feuerbachs Prinzipien durch volle 22 Jahre in Bayern sich genugsam praktisch erprobt hatten, und wahrlich in dieser Richtung keine „größere Entsittlichung“ zeigten, war Württemberg der zweite deutsche Staat, der sich derselben Rechtslogik anschloß. § 310 des württembergischen Strafgesetzbuches von 1839 bestimmte, daß „widernatürliche Unzucht“ nicht an sich strafbar sei, sondern bloß in jenen Fällen, — und das nur mit nicht unter sechs Monaten Kreisgefängnis — wo durch sie öffentliches Ärgernis erregt wird, oder der Beleidigte klagend auftritt, für welchen übrigens, auch gegen seinen Willen seine Eltern oder Ehegatten (?) zur Klage berechtigt seien.

Schon das Jahr danach akzeptierte Hannover dieselbe Rechtsanschauung und das „Kriminalgesetzbuch für das Königreich Hannover vom 8. August 1840“ erklärte in § 276 „widernatürliche Unzucht“ prinzipiell für ebenfalls straffrei, und nur im Falle von „Erregung öffentlichen Ärgernisses“ — „oder wenn sich mit Grund eine solche besorgen lasse für verfolgbar, dann aber auch bloß mit geschärftem Arbeitshause nicht unter sechs Monaten.“

Beide Bestimmungen, die württembergische wie hannoversche, öffneten zwar der Denunziation, der böswilligen Verleumdung, der Polizeischikane Tür und Tor, aber sie gingen an sich vom Prinzipe der Straflosigkeit aus, und hoben diese bloß durch Nebenbedingungen auf.

Ja noch mehr. Euer Excellenz, den man in der juristischen Literatur als Verfasser des mustergültigen hannöverschen Zivilgesetzbuches kennt, sollen auch an der Redaktion dieses Strafgesetzbuches einen entscheidenden Anteil genommen haben. Jedenfalls waren Euer Exzellenz später Hannovers Justizminister, sind daher höchste Autorität über die Frage, ob die sechzehnjährige praktische Durchführung jenes toleranten Paragraphen

ein Wesentliches dazu beitrug, daß die „gefährlichste Entsittlichung“ im hannöverschen Volke Platz greifen konnte? Wer jenen so gutmütigen deutschen Volksstamm kennt, in dessen Mitte auch wirkliche Verbrechen in Jahren seltener vorkommen, als anderswo in Tagen, kann sich selbst die Antwort geben.

Trotzdem nun schon in drei deutschen Staaten dieses Prinzip angenommen war und zur Ausübung gelangte, beharrten sogar noch die nächsten Nachbarstaaten auf der Begriffsverwirrung, welche von der „Carolina“ bis ins „Landrecht“ reichte. Braunschweig und Oldenburg bestimmten nicht nur noch 1840 neuerdings „Zwangsarbeit von 1 Jahr“, sondern die dortigen Legislatoren waren so naiv prüde, das Delikt, das sie im Auge hatten, nicht einmal in der Gesetzgebung genau beim Namen zu nennen: „denn man hat sich sehr zu hüten, solche Verbrechen in Gesetzbüchern deutlicher zu bezeichnen“. Wahrscheinlich von gleichen Anschauungen gingen 1841 auch Hessen-Darmstadt und Frankfurt aus, mit ihrem „Zuchthaus bis zu 5 Jahren!“ und die thüringischen Staaten 1846 mit „Gefängnis bis 1 Jahr“. Letzteres Gesetzbuch, hierin das einzige in Deutschland, bestrafte überdies im gleichen Paragraphen auch noch „Schändung von Leichen“.

Verhältnismäßig am ärgsten verfuhr man aber in den beiden deutschen Großstaaten, in Preußen und Österreich, wo man überhaupt ein halbes Jahrhundert gebraucht hatte, um sich über „Landrecht“ und den „Kriminalkorpus“ hinaus und endlich zur Abfassung neuer Strafgesetzbücher im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts zu entschließen.

Preußen erhielt dann das bis jetzt gültige Strafgesetzbuch am 14. April 1851, und Österreich das seine bis heute in Kraft bestehende am 27. Mai 1852.

Das erstere bedroht „widernatürliche Unzucht zwischen

Mensch und Tier, sowie zwischen Personen männlichen Geschlechtes mit 6 Monaten bis 4 Jahren einfachen Kerkers, zugleich aber mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, wenn auch bloß zeitweilig", das letztere bezieht sich sogar auch im Sinne der „Carolina", auf Unzucht zwischen „Weib und Weib"; denn es bestraft dem Wortlaute nach Unzucht: „a) mit Tieren, b) mit Personen desselben Geschlechts", mit schwerem Kerker von 1—5 Jahren. Dem Prinzip des preußischen Strafgesetzbuches nach sind solche Taten aber bloße Vergehen, dem des österreichischen zufolge geradezu Verbrechen!

Kein Wunder, daß nach solchen Vorbildern dann auch das Königreich Sachsen samt Sachsen-Altenburg 1855 „Gefängnis oder Arbeitshaus bis zu 1 Jahr" bestimmte, ja sogar auch — wieder ein Unikum in Deutschland! — die Verbreitung der Lustseuche gleich schwer bestrafte, und daß die beiden Mecklenburg, Baden usw. mit ihren „bis zu 2 Jahre Arbeitshaus" nicht zurückblieben, weiß jeder juristische Historiker.

Welches waren nun die Resultate dieser Drakonismen?

Die schon 1847 ausgearbeiteten „Motive zum Preußischen Strafgesetzbuche" stellten den § 143 als geboten hin:

> „weil solche Handlungen besondere Entartung und Herabwürdigung des Menschen bekunden, und so gefährlich für die Sittlichkeit seien".

Diese dreizeilige Argumentation scheint vor allem, vielleicht unbewußt, Reminiszenz gewesen zu sein, von Kaiser Theodosius „sacrosanctum esse debere hospitium virilis animae", wodurch dieser Byzantiner den Feuertod, welchen sein Kodex diktierte, zu motivieren suchte — aber die millionenmal noch mehr entwürdigende und vertierende Leibeigenschaft doch aufrecht erhielt!

Jedenfalls jedoch zeigt die dreizeilige Argumentation, daß ihre Begründer entweder über die wirklichen Zustände der heutigen Gesellschaft sich selbst anlogen, oder die Welt zugunsten ihrer lieben Prüderie anlügen wollten.

Vor allem passen alle drei Schlußfolgerungen dieser Argumentation überhaupt auf jegliche Art von geschlechtlicher Ausschweifung, auf die völlig erlaubten sogar am meisten, und überdies auch noch auf zahlreiche sonstige Anforderungen und Verrichtungen gar nicht sexualer Art. Oder setzt dieselbe Tat, verübt zwischen Mann und Weib, oder Weib und Weib, nicht die gleiche „Entartung und Herabwürdigung“ des Menschen voraus, wie wenn sie zwischen Mann und Mann verübt wird? Wo kann da vernünftigerweise ein solch riesiger Unterschied gedacht werden, daß dieselbe Tat bei der Majorität als völlig straflos, bei der Minorität als scheußliches und entehrendes Verbrechen erscheinen könnte? Und wenn sich ein Mensch freiwillig dazu hergibt, bloß um nicht zu verhungern, zum Vorteile der Gesellschaft, das bei bloßer Benennung Ekel erregende Geschäft eines Vidangeurs zu betreiben, oder hundert andere nicht minder zurückstoßende Handwerke, Beschäftigungen und Broterwerbe — salva venia! — deren weitere Andeutung hier rücksichtsvoll vermieden werden möge — sollten zimperlichere Naturen nicht auch aus solchen, bürgerlich sogar belobten, Verrichtungen auf „besondere Entartung“ und auf „Herabwürdigung des Menschen“ schließen? Und was das Gefährliche für die Sittlichkeit betrifft, nun so werden jene Akte am gefährlichsten auf die Gesellschaft einwirken, welche, weil straflos, ihre Lockungen auf jeder Straßenecke ungeniert ausgestellt haben, zu denen die Gelegenheit so massenhaft auftritt, daß besondere moralische Stärke dazu gehört, ihnen auf die Dauer zu widerstehen, zu welchen überdies die Jugend

am leichtesten zu verführen ist, da sie so sehr ihrem Naturtriebe entsprechen, und die in so überaus vielen Fällen täglich die schwersten, oft ganze Existenzen untergrabenden, oder junge Körper für ihr Lebelang vergiftenden Folgen haben? Endlich aber wenn sich die Gesetzgebung streng auf ihr Rechtsprinzip zurückzieht und sich, korrekterweise, um die Sittlichkeitszustände solcher Charaktere nicht bekümmert, welche als junge kräftige Männer bloß des Geldes wegen sich alten, siechen Weibern zu jeglicher Art sogenannter natürlicher, wie widernatürlicher Unzucht ergeben, dabei ihre Gesundheit und ihre gesellschaftliche Achtung riskieren, wie umgekehrt junge Mädchen aus gleichen Motiven alten Männern in bodenlosestem Raffinement zu Diensten sind, oder auch in völlig normalen Ehen erwiesenermaßen die eine Ehehälfte die andere, indem sie dieselbe zwingt, ihrer viehischen Brunst zu genügen, körperlich zugrunde richtet, oft den langwierigsten Krankheiten aussetzt und zuletzt oft ganz, trotz aller ärztlichen Warnung, den Tod des Opfers herbeiführt, — wie käme diese halbe Gesetzgebung zu der Inkonsequenz aus überbesorgter Sittlichkeitsrücksicht, allein den Mann, überdies also das stärkere Geschlecht, vor den Zumutungen anderer Männer deshalb zu bevormunden, weil dieselbe Tat nur zwischen Mann und Mann, nicht auch zwischen Mann und Weib, oder Weib und Weib, als besondere „Entartung" und „Herabwürdigung des Menschen" aufgefaßt wird?

Man sieht, es läßt sich aus diesem Zirkel von Widersprüchen nicht herauskommen, der nur durch die Alternative zu lösen wäre, entweder jegliche Form der gegenseitigen Unzucht für gleich strafwürdig zu erklären und zu verfolgen, oder keinerlei Kategorien der Straffälligkeit anzuerkennen, außer in den Fällen, wo Rechte anderer verletzt werden. Ersterer Ansicht ist überhaupt jeder

sittlich denkende Mensch; sie läßt sich aber praktisch aus zahllosen Gründen nicht durchführen, wie die Erfahrung sattsam lehrt, so bleibt denn gerechterweise und vernunftgesetzlich nichts als die zweite Alternative übrig, welche die des Rechtsstaates ist. Jene Argumentationen der Strafgesetzmotivierung von 1851 verraten aber zudem eine sonderbare Naivität gegenüber den historischen Tatsachen, eine direkte Ignoranz in anthropologischen und überhaupt naturwissenschaftlichen Fragen und zuletzt auch noch eine offenbare Unkenntnis der wirklichen Natur der Sache, um die es sich handelt, ihres wahren Verhältnisses zur Gesellschaft und zum Individuum, und ihres Charakters vom sanitätlichen Standpunkte aus.

Denn das Wort „Entartung“ bezog sich ohne Zweifel auf jene Individuen, welche von solchen homosexualen Leidenschaften befallen sind, und activ sich Personen zu deren Befriedigung suchen; bei den Passiven wird dagegen vorausgesetzt, daß sie ihrerseits keinerlei eigene Befriedigung dabei finden, sich also nur aus den allerschmählichsten Interessen und dazu stets ausschließlich nur in solch widriger, zugleich — wie traditionell angenommen ward — so gesundheitsgefährlicher Art preisgeben, die unbedingt „Herabwürdigung des Menschen“ genannt zu werden verdient. Es ist hier nicht der Ort, Sexualitätsstudien von naturwissenschaftlichem Detail auszukramen. Deren Schlußfolgerungen sind aber in Kürze: neben dem normalsexualen Triebe der gesamten Menschheit und des Tierreiches scheint die Natur in ihrer souveränen Laune bei Mann wie Weib auch den homosexualen Trieb gewissen männlichen oder weiblichen Individuen bei der Geburt mitgegeben, ihnen eine geschlechtliche Gebundenheit verliehen zu haben, welche die damit Behafteten sowohl physisch als geistig unfähig macht, auch bei bestem Willen, zur normalsexualen Erektion zu gelangen, also einen direkten Horror vor

dem Gegengeschlechtlichen voraussetzt, und es den mit dieser Leidenschaft Behafteten ebenso unmöglich macht, sich dem Eindrucke zu entziehen, welchen einzelne Individuen des gleichen Geschlechtes auf sie ausüben. Solche weibliche Homosexualistinnen nannten die Griechen bekanntlich „τριβαδες" und solche sind vielfach in gewisser Beziehung auch körperlich abnorm gestaltet; derlei Homosexualisten hießen bei den Griechen aber gemeinhin „παιδερατως", weil bei südlichen Rassen dieser Trieb meist nur auf jugendliche geschlechtsreife Männer gerichtet war. In nördlichen Klimaten dagegen hat sich ein naturwissenschaftlich noch merkwürdigeres und rätselhafteres Resultat ergeben, dessen an gehöriger Stelle Erwähnung geschehen soll. Es versteht sich nun für jeden anthropologisch gebildeten Denker von selbst, daß mit solchen Trieben Behaftete entweder auf Individuen ihrer eigenen Natur stoßen, und dann ist wohl gegen solche gegenseitige Neigungen platterdings gar nichts Berechtigtes einzuwenden; denn beide sind von Natur für den Normalsexualismus verloren, und es wäre ihnen also höchstens zuzumuten, ihr Lebelang in absoluter Keuschheit zu leben, und ihr Dasein als Strafe dafür hinzunehmen, daß, ohne ihre Schuld, die Natur sie eben so gebunden organisierte. Oder aber, solche Homosexualisten wenden ihre Neigung Normalsexualen zu, und wenn der moderne Rechtsstaat letzteren prinzipiell das Zugeständis macht, in allen Fällen, in welchen dadurch nicht Rechte anderer verletzt werden, mit ihrem Körper zu tun, was ihnen beliebt, so ist es nicht abzusehen, welch ein Unterschied im selben Akte darin liegen soll, ob derselbe sogenannt natürlich oder sogenannt widernatürlich, gegengeschlechtlich oder gleichgeschlechtlich begangen wird? Jedenfalls muß aber bei beiden Individuen, bis zu einem gewissen Grade mehr oder minder, Gegenseitigkeit der Befriedigung vorausgesetzt werden, denn diese liegt ja in der Natur der

Sache, wenn sie auch für den Normalsexualen gegengeschlechtlich weitaus befriedigender sein mag. Dies ist um so einleuchtender, wenn man sich eine nüchterne Vorstellung darüber macht, was denn möglicherweise unter zwei gleichgeschlechtlichen Individuen sexual vorfallen kann? Platterdings nur zwei Abschlußformen: entweder die Emissio seminis, oder die Immissio seminis. Beide Akte sind auch zwischen Mann und Weib nicht nur möglich, sie kommen — der erstere oft aus Furcht vor Ansteckung, der letztere aus gleichem Grunde, doch eben auch direkt nur aus Raffinement — gegengeschlechtlich auch weitaus mehr täglich vor, als der Nichtbeobachter des Realismus glauben will! Der allerentschiedenste Unterschied zwischen den Akten der Gegengeschlechtlichen und jenen der Gleichgeschlechtlichen ist aber der, daß erstere in fast allen Fällen mit dem wirklichen oder imitierten Koitus abschließen, dagegen unter letzteren höchstens bei 10 % aktiv oder passiv die Imitation des Koitus verkömmt, also die so verrufene Immission, daß vielmehr $^{9}/_{10}$ aller Homosexualen bloß nach gegenseitiger Manustupration lüstern sind, der bloße Gedanke an weiteres ihnen aber schon Ekel ist. Wir werden sehen, daß auch das königl. Obertribunal sich, und sofort nachdem das Strafgesetzbuch von 1851 in Wirkung getreten war, der Rücksichtnahme auf diese höchst charakteristische Tatsache nicht verschließen konnte. Diese ist um so charakteristischer und um so fester im Auge zu behalten, wollen wir hoffen, anthropologisch auch nur annähernd den richtigen Schlüssel zur Erklärung des Naturrätsels der Homosexualität zu erlangen. Also nicht die sogenannt widernatürliche Imitation des Koitus ist der Erektor des Triebes von Mann zu Mann; sie kommt höchstens bisweilen auch bei dieser wie bei normalsexualer Leidenschaft vor, und wohl nur bei besonders rohen und gemeinsinnlichen Individuen. Diese

Tatsache beweist sich ja schon dadurch von selbst, daß, wenn bei Homosexualen die Aktivität der Immissio der Trieb wäre, sie zu dessen Befriedigung ja keines anderen männlichen Individuums bedürften, ihm vielmehr auch am Weibe genügen könnten, was für sie überdies, wie schon bemerkt, doppelt gefahrlos und völlig straffrei wäre. Aber sie sind nicht nur desselben Aktes mit dem Weibe nicht fähig, ja, einem solchen gegenüber nicht einmal der Erektion; sondern geradezu $^{9}/_{10}$ der Homosexualen suchen auch bei gleichgeschlechtlichem Genusse diesen Abschluß nicht, haben vielmehr physischen Abscheu dagegen, während sie sich um so leidenschaftlicher gegenseitiger Manustupration ergeben. Also stellt es sich für den anthropologischen Beobachter evident heraus, daß das Männliche an sich, als Gegensatz des Weiblichen, dessen habituelle Atmosphäre, sowie dessen genitalerektive Sonderheit, der eigentliche Motor dieser Leidenschaft ist, und daß höchstens einzelne unter den Verfallenen direkt bis zur Imitation des Koitus sinnlich gedrängt werden. Diese Tatsache erklärt einesteils, weshalb gewisse Apologeten so oft schon versucht haben, den homosexualen Trieb durch einen besonderen Sinn für Schönheit, namentlich für plastische, erklären zu wollen, da nicht nur, rein anthropologisch, der männliche Körper als Selbstzweck unstreitig ästhetisch schöner ist, als der mehr sinnlich verlockende des Weibes, der aber nur Mittel zum Zwecke ist, andernteils, warum in der Tat der homosexuelle Trieb sich meist unleugbar körperlich oder physiognomisch schönen Personen zuwendet, in solchem Verhältnisse auch gar oft rein platonisch seine vollste Befriedigung findet, noch öfter diese bloß in gegenseitiger Manustupration sucht, und nur in verhältnismäßig sehr seltenen Fällen bis zur grobsinnlichen Imitation des Koitus herabsinkt. Das Charakteristikum des Normalsexualismus ist aber gerade das entgegengesetzte. Rein platonisch kann

sich dieser volle Geschlechtstrieb überhaupt nicht erhalten, gelangte er bereits bis zur körperlichen Berührung. Gegenseitige Manustupration findet bei ihm höchstens aus Vorsicht statt und erscheint gerade von seinem Standpunkte aus wirklich widernatürlich. In den meisten Fällen also führt die gegengeschlechtliche Berührung mit aller Kraft der Leidenschaft direkt zum Koitus, und das Bedürfnis nach diesem Ausgang macht es von selbst erklärlich, daß der Anreiz zu demselben weniger durch besondere ästhetische Schönheit, als zumeist nur durch lockende Sinnlichkeit, die oft sogar mit Häßlichkeit und Unsauberkeit verbunden ist, erregt wird. Daher sehen wir, daß der Mann so ziemlich mit jedem Weibe, noch mehr das Weib fast mit jeglichem Manne leicht in ein sinnliches Verhältnis zu bringen ist, welches fast stets zum Abschluß durch den Koitus führt; dagegen aber, daß der Homosexuale unter Tausenden seines Geschlechtes, in deren Mitte er sich täglich bewegt, ohne ihnen durch seine besondere Neigung auch nur aufzufallen, bloß einzelnen selbe zuwendet, und in der Tat selten Unschönen. Alles das muß uns denn logisch zur allgemeinen Schlußfolgerung führen, daß der Homosexuale eine gebundene Natur ist, der sich, auch wenn er noch so sehr darnach strebte, weder dem Weibe, — oder das Weib dem Manne — noch unreifen Kindern — denn die Virilität ist für ihn Grundbedingung seines Triebes, ja nicht einmal jedem männlichen Individuum zuwenden kann, sondern in seiner Leidenschaft von gewissen sinnlichen Ursachen abhängt, und gar keiner Erektion fähig ist, sobald diese fehlen. Hieraus erklärt sich auch das höchst Charakteristische, daß der Homosexuale fast nie sich einsamer Selbstbefleckung hingibt, so sehr er nach gegenseitiger Manustupration drängt, eben weil sein Trieb nicht durch die Phantasie, noch durch einen in seinem Körper gegenstandslos sich regenden Prurigo erweckt wird, sondern

bloß durch bestimmte Persönlichkeiten, welche, vom reifen Knabenalter bis ins männliche, das volle Gepräge der Virilität, als Gegensatz des Femininen, in allem Detail ihres Habitus repräsentieren. In dieser Gebundenheit liegt zugleich auch die volle Garantie, daß selbst bei unbeschränktester Freiheit dieser verhältnismäßig stets nur in geringer Zahl vorhandenen Sonderwesen die allgemeine Sittlichkeit nie starker Gefahr ausgesetzt sein wird; ja im Gegenteile. Denn einesteils sind homosexuale Triebe keine Willkür, kein etwaiges Raffinement — wie gedankenlose Tradition so oft behauptet, — sondern angeboren. Dies schließt also das Bedenken aus, daß der Homosexualismus auf die Dauer in den Reihen der Majorität Proselyten machen könne, welcher der stärkere Trieb des Normalsexualismus angeboren ist, die sich daher höchstens zeitweise solchen Zumutungen ergibt, dann aber immer wieder der stärkeren Natur folgen wird. Und andernteils ist noch weniger Gefahr für die Generationsfrage. Denn der Homosexuale ist dieser Aufgabe ja schon durch seine Natur verloren: und der Normalsexuale kann die eigene ebenfalls nicht für immer umwandeln. Und leiht er sich auch bisweilen zu dem ihm nur halben Genuß her, das „ewig Weibliche“ zieht ihn bei nächster Gelegenheit doch wieder stärker an. Das lehrt uns die Geschichte aller Südlande alter und neuer Zeit, in denen trotz aller Zügellosigkeit, durch diese allein die Generation nie ins Stocken kam, im Gegenteile seit Jahrtausenden sich immer wieder vermehrte. Was endlich die sogenannte „Verführung der Jugend“ betrifft, so ist jene unter 14 Jahren schon durch die Natur des Homosexualen, der nur durchs Virile erregt werden kann, vor seinen Angriffen sicher, die reifere männliche Jugend jedoch, besonders die allgemeine unserer zivilen und militärischen Schulen ergibt sich — wie leider von allen Fachmännern zugestanden werden muß — so-

bald die Pubertät erwacht, da durch unsere bisherigen Sittlichkeitsanschauungen in der Gesellschaft jede andere Befriedigung als Sünde und Verbrechen verschrieen ist, fast schon epidemisch der geheimen Selbstbefleckung. Einzelne Sinnliche verfallen wohl auch der gegengeschlechtlichen Prostitution, und oft noch rascher der erschreckendsten, vielfach ihre ganze Zukunft vergiftenden Seuche. Nun, und diesen beiden Alternativen gegenüber kann der Arzt nur sagen, daß gegenseitige Manustupration vom sanitätlichen Standpunkte aus als direkte Rettung erscheint!

Völlig anders, und in der Ungebundenheit der Ausartungsfähigkeit ungleich gefährlicher für die Gesellschaft, erscheint dem nüchternen Anthropologen die Normalsexualität sowohl des Mannes wie des Weibes. Beide treibt ihre Natur an, sich gegengeschlechtlich, da sie ungebunden in der Potenz sind, sowohl dem sogenannten natürlichen wie widernatürlichen Koitus zu ergeben. Auch sind sie fähig, sich aktiv oder passiv den gleichgeschlechtlichen Ausschweifungen zu überliefern. Nicht minder treiben Normalsexuelle auch zeitweilig geheime Selbstbefleckung, fehlt entsprechendere Gelegenheit zur Befriedigung des Geschlechtstriebes; und ebensowenig stehen sie an, zügelt sittliche Selbstbeherrschung nicht ihre Brunst, sich an unreifen Kindern männlichen, besonders aber weiblichen Geschlechtes zu vergreifen, der Blutschande zu fröhnen, ja bis zum Mißbrauch von Tieren, sogar von Leichnamen zu verwildern. Und nur unter Normalsexualen kommt die Spezialität der sogenannten „Bluter" vor, wie man das Beispiel ja auch bei gewissen Tieren hat, die nur blutlechzend, verwundend und quälend ihrer Brunst genügen können. Denn Normalsexuale sind von Natur aus völlig ungebunden in der Erektionsfähigkeit; wogegen Homosexuale, wie gleichfalls Monosexuale, — bei denen geheime Selbstbefleckung zum

chronischen Bedürfnisse geworden ist — höchstens einseitig gebunden und impotent sind, fehlen die allein sie erigierenden Bedingungen.

Es ist daher eine der ärgsten Begriffsverwirrungen seit Jahrtausenden, hervorgegangen aus religiösen Vorstellungen, durch welche das Erkennen höchst klarer, wenn auch sonst rätselhafter Naturgesetze so lange verhindert war: anzunehmen, Homosexuale könnten ihrer Natur entgegengesetzte sexuale Verbrechen begehen. Das strikte Gegenteil ist die Wahrheit. Jene Scheusale der römischen Imperatorenzeit, wie dann im 16. Jahrhunderte ein Maréchal de Retz, im 18. ein Marquis de Sâde, sie alle ergeben sich den ekelhaftesten und blutdürstigen Ausschweifungen, doch bekanntlich nicht ausschließlich mit männlichen Individuen, mit diesen nur nebenbei aus Raffinement, hauptsächlich aber mit Weibern, ja sogar mit Tieren. Dagegen findet der anthropologische Forscher, daß bei den primitivsten Völkern — nach Sextus Empirikus auch bei den alten Deutschen, was die harten Strafen späterer Gesetze außer Zweifel stellen; nach den spanischen und portugiesischen Schriftstellern aus der Zeit der Entdeckung Amerikas bei allen Indianerstämmen; nach anderen Autoren bei den Kamtschadalen, den Kosaken, den schweizer Alpenvölkern, den Slaven und Mongolen der Donauländer usw. — die Homosexualität stets so vorhanden war, wie bei den luxuriös raffiniertesten, also unzweifelhaft angeboren sein muß; der historische Forscher dagegen, daß trotz soviel jahrtausendlanger bestialischer Bestrafung dieser Trieb bei den von ihm Befallenen nie zu unterdrücken war. Der Historiker stößt hauptsächlich auch auf das scheinbar so höchst unerklärliche psychologische Rätsel, daß uns die Geschichte so viele vornehme, reiche, sowie andernteils so viele der geistig wie moralisch bedeutsamsten und edelsten Personen nennt, denen trotzdem der Ruf ununterdrückbarer

homosexualer Neigungen verblieb. Von dem griechischen wie römischen Altertume ganz zu schweigen, und aus christlicher Ära auch nur die auffallendsten Namen zu zitieren, so seien von fürstlichen Personen erwähnt: Cosimo di Medici; Farnese; Charles IX., Henri III., Papst Julius II, James I., beide Condé, der Herzog von Vendôme, Louis XIII., dessen jüngerer Sohn Philippe d'Orleans I., William III. der Oranier, August Wilhelm von Wolfenbüttel, der Prinz de Conti, des vierzehnten Louis natürlicher Sohn, der Graf Vermandois, dann Charles II. Stuart, Peter der Große, Karl XII., Corsicas abenteuerlicher König, Theodor Neuhoff, Schwedens Gustav III., Zar Paul I., sogar in gewisser Zeit Napoleon I., dann Louis XVIII., usw. Und welche Anschauung Friedrich der Große über diese Frage hat, findet man in seinen Werken! Von Sommitäten des Staatslebens, der Kunst, Wissenschaft und Poesie seien auch hier nur die allerbedeutendsten genannt: Gonsalvez de Cordova, A. Politiano, Machiavelli, Michel Angelo, Razzi, genannt „il Soddoma", Giulio Romano, Bonfadio, seinen Jugendgedichten nach Theodore de Buze, dann Mureto, E. Jodelli, William Shakespeare, Mazarin, F. Pallavicini, Molière, der Maréchal de Luxembourg, Lully, Bischof John Atherton, Erzbischof Tellier, Isaak Newton, Kardinal Bouillon, Earl of Rochefort, Count of Portland, Michel Baron, Graf Zinzendorf, der Abenteurer Bonneval, Parlamentspräsident Harley, Mylord Albermarle, J. J. Winckelmann, Marquis de Villete, Chevalier de Boufflers, Cagliostro, Johannes von Müller, Cambacérès, Reichskanzler des Kaisertums, E. Bridgewater, Canova, Iffland, A. W. v. Schlegel, Minister Kolowrat, Lord Byron, Erzbischof Sibous, Marquis de Custine, Komiker Wurm, August Graf Platen, Chevalier d'Appert, W. Kunst, F. M. L. Banus

Jellachich, Eugène Sue, A. v. Sternberg, F. Ponsard usw., welche Aufzählung bis in die Tausende zu vermehren wäre. Auch ist diese Liste nicht deshalb anzuzweifeln, weil sie so viele nachweist, die notorisch verheiratet, ja Väter waren. Das beweist nur — was jeder eingeweihtere Anthropologe ohnehin weiß — daß Homosexualität oft erst sehr spät zum bewußten Durchbruch kommt, dann freilich allein vorherrschend wird, aber doch nicht früher schon — gleich der Monosexualität — absolut impotent macht, wenn auch bedingt stets dem nicht Homogenen gegenüber. Aber angesichts jener, sehr leicht in den Quellen nachweisbaren historischen Tatsachen nebeneinander bestehen zu lassen, oder gar zusammenzureimen, daß so zahlreich solch eminente Geister und vielfach würdige Charaktere, welche der Stolz unserer Kulturgeschichte sind, doch zugleich, trotz ihres erhellten Urteils, und andere wieder trotz ihrer Macht und ihres Reichtums, die ihnen doch freie und schrankenlose Wahl der Genüsse gestatteten — im Verdachte solcher Neigungen standen oder derselben überführt sind, welche man bisher als Verbrechen, Sünde und Schandtaten ansah, die geradezu des Zuchthauses würdig machen? Wird solche Auffassung auch noch ferner festgehalten, so ist ja unsere ganze historische Lehre Lüge und Schönfärberei, über die man sich doch gewiß nicht mit den Worten des Dr. Reydellet Beruhigung verschaffen kann, die da lauten: „On pourrait dire en général que ces grands hommes sont en tout placés hors de la nature!"? Und in der Tat, all diese durchaus unreimbaren Widersprüche zwischen unserer bisherigen doktrinären Begriffsverwirrung und den psychologisch rätselhaften historischen Tatsachen riefen endlich in unserer Zeit die wissenschaftliche Untersuchung dieser Frage auch vom naturwissenschaftlichen, medizinischen und sozialen Standpunkte hervor. Das preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 hatte schon

am 1. Juli 1853 die prinzipiell so wichtige Entscheidung über „gegenseitige Onanie“ des k. preußischen Obertribunals zur Folge; 1856 begann der Medizinalrat weiland Dr. Casper seine merkwürdigen gerichtsärztlichen Untersuchungen zu publizieren; diese bewogen 1858 Dr. Tardinu zu Paris seine eigenen Erfahrungen mitzuteilen; und 1860 erschien des damaligen k. Polizeidirektors Dr. Stieber praktisches Lehrbuch der Kriminalpolizei; 1864 aber des Pariser Polizeichefs Canlèr Enthüllungen über diese bis dahin prüde totgeschwiegene Frage.

Anmerkung zu II. Wenn zuerst behauptet worden, der Homosexuale sei gar nicht erektionsfähig durch Gegengeschlechtliches, die historische Liste aber doch einige Namen aufweist, deren Träger notorisch verheiratet gewesen sind und sogar Väter oft mehrerer Kinder waren, so scheint das ein Widerspruch zu sein. Es kann hier, wie schon bemerkt, nicht der Ort sein, auf anthropologisches und psychologisches Detail einzugehen, schon allein, weil dies an der Rechtsfrage, um die es sich in diesen Briefen handelt, nichts ändern würde. Hier sei nur kurz bemerkt, daß die fast durchgehende Regel dieses Triebes auf angeborene Antipathie gegenüber dem Gegengeschlechtlichen hinweist, von der auch jene nicht abweichen können, welche, weil sie entweder völlig im Unklaren über die Natur ihres Dranges waren, und ihn zu befriedigen nie Gelegenheit hatten, oder weil konventionelle Ursachen sie dazu zwangen, gegengeschlechtliche Ehen eingingen. Diese sind im Durchschnitt entweder besonders für den Mann höchst unglücklich und unfruchtbar; oder seine Jugend unterliegt im Anfange zufolge ihrer Potenz mechanisch dem Anreiz, ohne daß er trotzdem Genuß am Weibe hätte, und trotzdem er Vater geworden, so lange, bis er endlich auf die richtige Fährte seines dunklen Dranges gelangt. Von da ab ist eine Rückkehr ins Normalsexuale für ihn so wenig möglich, als für den, der aus Instinkt von Jugend an das Weib nie kennen lernte. Und solche merkwürdige Beispiele, welche noch mehr als alle anderen Symptome für Angeborenheit des Triebes sprechen, der sich durch Verhältnisse gar lange unterdrücken, aber nie gänzlich ersticken läßt, kommen dem Anthropologen wie dem Arzte in der Tat öfter vor, wenn auch nie in entscheidender Majorität. Dagegen aber gibt es wirklich auch, wenngleich bis jetzt wenig bekannt,

Naturen, welche in sich beide Triebe zugleich, den zum Weiblichen, und den zum, wenigstens knabenhaft Männlichen haben. Horaz erzählt das von sich selbst in der zweiten Satyre, Z. 116—118, betreff Lysiscus. Dem Stammherrn der Medici, dem alten Cosimo, der sich Panormitas „Hermaphroditus“ offen widmen ließ, erzählt die Geschichte das Gleiche nach. Und von Zar Peter dem Großen sagt einer seiner Biographen: „Il aimait beaucoup les femmes, et il n était par fort délicat sur le choix: dans l'effervescence de son temperament un sexe supplait quelquefois à l'autre.“ Bei all diesen Fällen ist aber vielmehr anzunehmen, daß ihre Helden keineswegs wirkliche Homosexualisten waren, vielmehr starkpotentige leidenschaftsblinde und raffinemcntsüchtige Normalsexuale. Dies anthropologische Naturrätsel ist jedoch seit Jahrtausenden so absichtlich außerhalb aller naturwissenschaftlichen Beobachtung gehalten worden, daß man über sein Wesen nur etwa höchst blödsinnige Traditionen erhalten hat und dessen Ausnahms- oder Übergangsspielarten gar nicht kennt. Und doch bleibt die Natur in keinem Dinge sich treu, sondern in jedem erscheint sie so tausendfältig launisch. Das steht dagegen fest, daß die große Überzahl der Homosexualen des Weibes direkt unfähig sind, die meisten unter ihnen auch gar nie mit Weibern zu tun hatten, sondern schon von erster Pubertätsentwickelung an sich stets nur, und ununterdrückbar dem eigenen Geschlechte zuwandten. Und dies Charakteristikum des Gebundenseins bei der Überzahl jener Homosexualen ist das allein Entscheidende für forensische Medizin, wie für moderne Legislatoren des absoluten Rechtsstaates.

III.

Wenn die ersten beiden Briefe die Belege und Gründe dafür erbringen sollten, daß sich schon seit Beginn unseres Jahrhunderts in allen zivilisierten Ländern die Rechtsansicht Bahn gebrochen habe, die geschlechtliche Unzucht könne, soweit durch sie nicht Rechte anderer gekränkt werden, an und für sich ebensowenig von Staatswegen strafbar sein, als andere Akte der Unsittlichkeit und Unfläterei, und daß somit auch die sogenannte widernatürliche Unzucht — sowohl die sodomia generis, wie die sodomia sexus — nicht als Ausnahme zu betrachten seien, da sie sich in nichts von allen anderen Arten unterscheidet, die sodomia sexus aber zwischen Mann und Weib von jeher, zwischen Weib und Weib jedoch schon lange straflos war und ist, und dieselbe Tat bloß wegen des Unterschiedes der Individuen billigerweise nicht strafbar sein kann, wenn nur durch sie nicht Rechte anderer verletzt werden — endlich daß, während die Gesetzgebungen von Frankreich, Bayern, Württemberg und Hannover sogenannte widernatürliche Unzucht zwischen Männern nur dann strafen, wenn durch dieselbe Rechte anderer verletzt werden, das preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1850 nicht nur die schweren Strafandrohungen beibehielt, sondern sie auch — um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, — subjektiv so sonderbar motivierte — so soll der vorliegende Brief versuchen, genetisch nachzuweisen, wie diese Theorie sich in der Praxis sofort als undurchführbar erwies.

Die k. preußische Obertribunalsentscheidung vom 1. Juli 1853 schoß gleich die erste Bresche in den § 143, und hielt ihre Ansicht auch durch wiederholte gleiche Entscheidungen prinzipiell aufrecht. Sie bestimmte, daß nicht nur „Onanie“, sondern auch „gegenseitige Onanie zwischen Mann und Mann straflos sei“, und motivierte diese Entscheidung als Konsequenz der Tatsache, daß gegenseitige Onanie auch zwischen Mann und Weib, wie zwischen Weib und Weib außer Strafbedrohung stehe. Man erstaunt, eine so richtige Schlußfolgerung dann aber doch nicht zu Ende geführt zu sehen. Was rechtsbegrifflich für Freiheit gegenseitiger Onanie spricht, spricht doch auch für jeden weiteren zwischen Mann und Mann irgend möglichen aktiven wie passiven Akt, der ebenso möglich ist, wie er zwischen Mann und Weib häufig vorkommt, für diese aber stets straflos war? Jedoch das k. preußische Obertribunal hielt vielleicht die Imitation des Koitus zwischen Mann und Mann von gerichtsärztlichem Standpunkte aus für zu gesundheitsschädlich, zugleich für nur zu leicht erkennbar und schrecklich in den Folgen, wollte daher etwa die männliche Jugend, besonders im kaum ausgereiften Knabenalter, wenigstens vor ärgster Brutalität schützen.

Da kam aber von 1853 an der Medizinalrat weiland Dr. Casper, und bewies durch seine aus vielseitigster Erfahrung geschöpften, zahlreichen Beispiele, die er besonders in seiner „Vierteljahrsschrift für gerichtsärztliche Medizin“ publizierte, daß einesteils von den sogenannten Sodomiten die größte Überzahl all ihr lebelang bloß gegenseitige Onanisten sind, also im Sinne der Obertribunalsentscheidungen ohnehin straffrei; daß aber anderenteils, auch bei der Mehrzahl derer, welche der aktiven oder passiven Imitation des Koitus dringendst verdächtig seien, sich kaum irgend welche körperliche Spuren auffinden lassen, aus denen, werden die Täter nicht in flagranti

ertappt, der gewissenhafte Gerichtsarzt auch nur annähernd absolut den Beweis führen könnte, daß jene Tat zwischen beiden geschehen sei. Hierdurch war bewiesen, daß die Konzession der Obertribunalsentscheidung allerdings $^{9}/_{10}$ der im Verdacht der Homosexualität stehenden zugute komme, und sie straflos machte, aber sie keineswegs vor Anklage und Untersuchung schützen könne. Denn so lange noch irgend ein Akt der Homosexualität, soweit er nicht Rechte anderer verletzt, strafbedroht ist, kann doch, besonders bei böswilliger Denunziation, nicht von vornherein bestimmt werden, welch ein Akt eigentlich begangen worden: ob einer der straffrei oder einer der strafbedroht sei. Es bleibt also nichts übrig, als den Angeklagten oder Verdächtigten zur Verantwortung zu ziehen, ihn einer, oft langen Untersuchungshaft zu unterwerfen, welche allein schon genügen kann, geschäftlich zu ruinieren, jedenfalls ihn bürgerlich zu entehren. Dann hängt es vom Zufall oder der Laune des Gerichtsarztes ab, der sich im Parere an gewisse traditionelle körperliche Symptome hält, ob nicht vielleicht der Unschuldige schuldig, der im Sinne des Gesetzes wirklich Schuldige freigesprochen werde, je nachdem der eine durch Spiel der Natur oder ganz harmlose Ursachen, z. B. Klystiergebrauch zufällig das Symptom am Leibe trägt — trichterförmiger sphincter ani — während der andere, trotzdem er diese Ausschweifung erduldet, keine körperlichen Spuren davon trägt. Aber Dr. Casper warnte vergeblich vor dem Trüglichen solcher Symptomologie; der bekannte Pariser Gerichtsarzt Dr. A. Tardieu, — schon allein aus Widerspruchssucht gegenüber deutscher „beschränkter“ Gelehrtenanschauung — schrieb sein bekanntes datenreiches aber in den logischen Schlüssen stellenweise geradezu albernes Buch direkt gegen Casper und machte ein völliges System aus den durch ihn beobachteten Symptomen, ohne in seinem Eifer zu merken, daß, —

da in Frankreich ja sogenannte widernatürliche Unzucht nirgend strafbar ist, als wo sie mit Rechten anderer in Konflikt kommt — der französische Spitalarzt gar nicht Gelegenheit habe, dieses „Laster" in der bürgerlichen Gesellschaft zu beobachten, sondern es bloß an jenen in Schmutz und Elend verlorenen Individuen männlicher Straßenprostitution tun kann, welche die Polizei zeitweilig zusammenfängt, um öffentlichen Skandal zu unterdrücken, und die sich also in der Tat in nichts von der weiblichen Prostitution gleich tiefer Versunkenheit unterscheiden. Aber man wird doch in Sexualitätsfragen wissenschaftliche Schlüsse nicht bloß aus ärgster Verkommenheit des Abhubs der Prostitution ziehen?

Dr. Casper war es übrigens auch, der an Beispielen nachwies, daß diese sogenannte widernatürliche Unzucht keine besonders anderen, gesundheitsschädlichen Folgen haben könne, als eben jegliche Unzucht, vorzüglich, wenn sie übertrieben wird, und Unreinlichkeit des Individuums sie noch gefährlicher macht. Endlich war Dr. Casper der erste, welcher vom rein medizinischen Standpunkte aus — auf Angeborensein dieses rätselhaften einseitigen Triebes, daher auf Straflosigkeit schloß.

Ganz merkwürdige Aufschlüsse — wenn auch von vielen Trugschlüssen begleitet — gab uns aber 1860 des k. Polizeidirektors Dr. A. Stieber „Praktisches Lehrbuch der Kriminalpolizei" 19. Kapitel. Der Hauptsatz ist, daß „während im Oriente junge blühende Knaben Gegenstand dieses Verbrechens seien, es in Deutschland an Männern, namentlich an Soldaten verübt werde. Es erlangte zuweilen eine Ausdehnung, die alle Vorstellungen weit übertreffe. Es existierten leider ganze Truppenteile, in denen die Soldaten sich durch solche Hingebung einen Nebenerwerb schafften. Meistens gerieten alte Wüstlinge auf diesen Abweg, jedoch käme es vor, daß auch jüngere Personen derartigen Versuchungen unterlägen. Solche

seien zumeist von heftiger Abneigung gegen das weibliche Geschlecht erfüllt; aber es gäbe einzelne Fälle von glücklich verheirateten Männern, die sogar Kinder zeugten, und doch heimlich diesem „Laster" verfallen seien. Zuweilen entwickelten sich zwischen Päderasten förmliche Liebesverhältnisse, auch Szenen wütendster Eifersucht von Männern. Sie schrieben sich Briefe feurigsten Inhalts und behandelten sich mit einer Aufmerksamkeit, welche an Galanterie grenzt. In großen Städten hätten sie bestimmte entlegene (?) Orte, an denen sie förmlich auf den Strich gingen. Es gäbe sogar ganz geistreiche, talentvolle und hochgestellte Männer von gutmütigem, sogar edlem Charakter, welche diesem traurigen (?) Laster erlegen seien." Und der Autor setzt dann als Polizeibeamter hinzu: „Dies Laster schleicht aber so im Dunkeln, daß man gewöhnlich wenig davon bemerkt, und falls nicht irgend ein öffentliches Ärgernis entsteht, oder die Sache einen zu ausgedehnten Charakter annimmt, tut der Polizeibeamte wohl daran, in diese schmutzigen dunkeln Verhältnisse nicht zu tief einzudringen. Es kommt in der Regel nicht viel hierbei heraus, da bei solchen Taten beide Teile strafbar sind, Zeugen bei einer so versteckten Tat niemals zugezogen werden, also der Beweis des Verbrechens schwer zu konstruieren ist." Letztere Andeutungen eines so gewiegten Kriminalisten sind, wohl unbewußt, schon an sich die schärfste Kritik gegen den § 143 und sein Fortbestehen, da sie seine Zwecklosigkeit schon dadurch erweisen, daß, nachdem uns Dr. Casper gerichtsärztlich versichert, es ergeben sich infolge dieser Unzucht keinerlei allgemein zutreffenden körperlichen Symptome, welche entscheiden lassen, ob bloß erlaubte gegenseitige Manustupration oder der noch strafbedrohte Akt selbst, aktiv oder passiv, verübt worden sei, uns nun auch ein so erfahrener Gerichtsbeamter das Geständnis macht, daß polizeilich ebenso schwer sich

Anzeichen und Nachweise finden lassen, welche „Verhaftung des Päderasten rechtfertigen.“ Es liegt wie bei keinem andern Delikt die Möglichkeit erschreckend nahe, daß die im Gesetzsinne wirklich Schuldigen entwischen oder gar nicht bemerkt werden, daß dagegen gerade Unschuldige durch Zusammentreffen verdächtiger Umstände von der Justiz bestraft werden. Wie viele Selbstmorde infolge bloßer Arretierung auf solchen Verdacht hin vorkommen weiß jeder gewiegte Polizist und Untersuchungsrichter. Und die Statistik dürfte über die praktische Unzulänglichkeit und Gefährlichkeit des § 143 noch mehr erschreckenden Aufschluß geben. Bevor wir jedoch dieser statistischen, in der vorliegenden Frage freilich höchst trüben Quelle, unsere Aufmerksamkeit zuwenden, soll nur noch bezüglich der von Dr. Stieber aufgestellten Charakteristik bemerkt werden, daß allerdings seine anfangs zitierten Beobachtungen überraschend richtig sind, richtiger als je vor ihm das Gefasel einiger theoretischer Gelehrten, wie das des Pessimisten A. Schopenhauer.

In der Tat, während in allen Südlanden diese Neigung sich besonders der reifen Knabenschönheit zuwendet, durch sie allein inflammiert wird, die Griechen sogar diese Gegenseitigkeit unter bebarteten Männern für schmachvoll und ehrlos hielten, herrschte dieselbe Neigung in allen Nordlanden nicht minder heftig vor, aber fast nur alte Männer, welche früher sich der Normalsexualität hingaben, Sinn fürs Weibliche nicht ganz los wurden, welchem der Knabe und Jüngling noch ziemlich entspricht, oder geradezu Künstlernaturen werden durch das morphologisch Zartere, Schüchterne, Bartlose fasziniert; die weitaus größere Mehrzahl aller Nordländer, welchen diese Neigung angeboren ist, haben eben solchen Horror vor dem Knabenhaften, Weiberhaften im eigenen Geschlechte, und um so mehr Leidenschaft nicht für den „Jüngling“, sondern für den „Burschen“, zu welch

letzterer Kategorie die Soldaten zumeist zählen, ja für den Mann, sogar für den reiferen Mann, wenn dieser die vierzig schon zurückgelegt hat. Ist nun der homo sexuelle Trieb an sich ein höchst sonderbares Naturrätsel, so ist er das gewiß noch weitaus mehr als Neigung für das direkt Männliche, Ausgereifte, Bebartete und Muskulöse. Übrigens gibts ja auch unter uns Normalsexualen Männer wie Weiber, welche nur für das Reife, ja Überreife Sinn haben, die als Männer gegenüber Mädchen, als Weiber gegenüber noch so schönen Jünglingen kalt bleiben. Jedenfalls aber ist die Richtung, welche diese Neigung im Norden nimmt, eine große Beruhigung für die allzubesorgte Gesellschaft, daß die Knabenverführung nicht allzusehr einreiße, und dieser merkwürdigen Tatsache gegenüber ist die staatliche Bevormundung logisch noch unberechtigter. Denn wenn es sich nur um Personen handelt, welche bereits alle bürgerlichen Rechte genießen und ausüben, bei denen Verantwortlichkeit und Kraft der Selbstbeherrschung vorausgesetzt wird, denen zudem straflos jeglichen Akt sogenannter natürlicher wie widernatürlicher Unzucht zu begehen freisteht, so wirkt es geradezu komisch, sich vorzustellen, daß bei so selbständigen Staatsbürgern derselbe Akt verübt mit einem Weibe erlaubt, dagegen verübt mit einem Manne oder erduldet durch selben, ein kaum zu sühnendes Verbrechen sei. Und hier ist zugleich der Punkt, bei dem selbst ein so scharfsinniger Beobachter, wie es der frühere k. Polizeidirektor ist, zu anthropologischen wie polizeilichen Fehlschlüssen kam. Er sagt nämlich: „Gewöhnlich fröhnt nur der aktive Päderast einem sinnlichen Genuß, der passive gibt sich lediglich aus Gewinnsucht preis.“ Dieser Satz nimmt also keine Rücksicht auf die Hauptsache, daß diese — so unzutreffend Päderasten d. i. Knabenliebhaber — genannten nordischen Homosexualisten zu $^{9}/_{10}$ über-

haupt nur gegenseitige Manustupration treiben, welche doch unmöglich bloß einseitigen Genuß ergeben kann. Jedoch bei der aktiven wie passiven Imitation des Koitus, wenn sie zwischen zwei Homosexualisten erreicht wird, findet stets gegenseitiger Genuß statt — was schon daraus hervorgeht, daß so viele Passive sich Aktive direkt aushalten und sie schwer bezahlen — und auch der, welcher sich bloß aus Eigennutz passiv hergibt, muß — trotzdem er dieselbe Tat mit dem Weibe vorziehen mag — doch auch umgekehrt mehr Genuß als Pein davon haben, denn zu bloßen Leiden ohne Mitbefriedigung, z. B. dazu sich einen Zahn für Geld herausreißen zu lassen, gibt niemand sich freiwillig wiederholt her, höchstens ist er ein erstes Mal hierzu zu übertölpeln. Jedoch, daß die Gewinnsucht nebenbei auch in solchen Verhältnissen eine Hauptrolle spielt, ist doch nicht zu verwundern, da sie eine noch weitaus stärkere in der Normalsexualität spielt und uneigennützige, opferfähige Liebe doch gewiß am wenigsten auf dem Gebiete der Unzucht zu suchen ist, sei es der sogenannten natürlichen wie sogenannten widernatürlichen.

Erlauben Euer Exzellenz nun für diesmal zum Abschluß auch auf die statistisch erforschbaren Resultate hinzuweisen, welche seit 18 Jahren durch jenen § 143 in der Gerichtspraxis Preußens erzielt wurden. Hierüber liegen leider keine detaillierteren Ausweise vor als die über die Schwurgerichtsverhandlungen von 1854—1865, herausgegeben durch das k. Justizministerium in der k. Geh. Oberhofbuchdruckerei zu Berlin, 7 Bände 4°. Diese weisen aus 1854 auf 8500 zur Verhandlung gekommene Verbrechen 399 Verbrechen gegen die Sittlichkeit, also 5 %; 1855 ist das Verhältnis auf 9663 : 3 %, nämlich 325; 1856 auf 9856 Fälle 4 %, nämlich 414; 1857 gab es auf 7550 Fälle 8 %, d. i. 569; 1858 zu 6021 : 10 %, oder 587; 1859 zu 6532 : 9 %, oder 580;

1860 auf 6920 : 8 $^0/_0$, d. h. 550; 1861 auf 7374 Verbrechen 7 $^0/_0$, nämlich 551; 1862 auf 7548 : 8 $^0/_0$, oder 633; 1863 auf 7645 : 9 $^0/_0$, oder 714; 1864 auf 7435 : 9 $^0/_0$, oder 695; und 1865 auf eine Summe von 8154 zur Verhandlung gekommenen Verbrechen 9 $^0/_0$, oder 774 Fälle von Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Also in 12 Jahren waren unter 93225 zur Verhandlung gekommenen Verbrechen bloß 6789, demnach beinahe bloß 6 $^0/_0$ überhaupt und allgemein gesagt „Verbrechen gegen die Sittlichkeit“, während allein die „Verbrechen gegen das Eigentum“ alljährlich gut 44—56 $^0/_0$ der Gesamtanklagen überstiegen. Unter „Verbrechen gegen die Sittlichkeit“ werden aber alle Taten begriffen, welche die §§ 139—151 des Pr. Str.G.B. mit Strafen bedrohen, also: Ehebruch, Bigamie, Blutschande in allen Graden, Mißbrauch durch Vertrauenspersonen, Beamte und Ärzte, Gewalt, Notzucht, Verführung Unreifer, Trauungsvorspiegelung, gewerbsmäßige Unzucht, Kuppelei, Verführung von Mädchen bis zu 16 Jahren; öffentliche Verletzung der Schamhaftigkeit; Verbreitung unzüchtiger Bücher oder Bilder; und endlich beide bis jetzt noch strafbare Arten der sogenannten widernatürlichen Unzucht zwischen Mensch und Tier, und unter männlichen Individuen. Da haben wir demnach gering gerechnet 15 verschiedene strafbedrohte Reate, welche die Statistik unter den Kollektivtitel zusammenfaßt, und trotzdem konnten auf 19 $^1/_4$ Millionen Preußen in 12 Jahren nur insgesamt 6789 solcher Verbrecher nachgewiesen werden, derart, daß — nach O. Hausners vergleichender Statistik von Europa — auf 39500 preußische Untertanen bloß je ein Unzuchtsfall kam, während dies in Österreich schon auf 20000, in Frankreich auf 36000, in Bayern auf 37000 der Fall war. Da wir es mit 15 Reaten unter einem Titel zu tun haben, worunter Notzucht, Gewalt, sowie öffentliche Verletzung der Sittlichkeit ohnzweifelhaft die stärksten Zahlen

lieferten, so ist es wohl nicht zu tief gegriffen, wenn angenommen wird, daß unter den in 12 Jahren zur Verhandlung gekommenen 6789 Fällen verschiedener Verbrechen gegen die Sittlichkeit kaum 600 Fälle der sodomia sexus wie sodomia generis waren, welch letztere wie anerkannt in Preußen überhaupt so selten vorkommen, daß sie kaum nennenswert sind.

Dies Zahlenverhältnis läßt nur zweierlei Schlüsse zu:

Entweder ist die Handhabung des § 143 in der Praxis unendlich milder und nachsichtiger, als in der Theorie nach dem Wortlaute des Paragraphen;

oder, die strafgerichtliche Verfolgung steht in keinerlei auch nur annäherndem Verhältnisse zu den durch sie strafbedrohten Handlungen.

Denn wer die Verhältnisse unserer großen wie kleinen Städte, und auch die auf dem Lande tiefer kennt, und realistischer, als bisher, wie es scheint, sowohl unsere Gesetzgeber, wie die Männer der Wissenschaft überhaupt urteilt, der wird sich kaum täuschen, wenn er approximativ z. B. auf die 700000 Bewohner Berlins allein 10000 Homosexualen rechnet, welche wohl die Woche einmal sich zu Handlungen verleiten lassen, die, trotz der Konzession der Obertribunalsentscheidung vom 1. Juli 1853, stündlich aller Gefahr der durch § 143 angedrohten Verfolgung ausgesetzt sind. Das ergäbe also bloß in Berlin 520000 Fälle jährlich, welche Sühne zu fürchten haben — und dieser Überzahl gegenüber wies die Berliner Sittenpolizei — nach der bekannten Broschüre „Die öffentliche Sittenlosigkeit" — als im Jahre 1867 zur Anzeige gekommen nach: 57 Fälle „widernatürlicher Unzucht". Zu einer Verurteilung kam es bloß in 18 Fällen, während man in 35 Fällen „Abstand" nahm und 4 „unerledigt" blieben, aber keine einzige direkte Freisprechung erfolgte. Im Jahre 1868 kam aber in ganz Berlin bloß ein Fall „widernatürlicher Unzucht" überhaupt zur Anzeige!

Verbrechen erklärt worden waren, was dann durch das historische Christentum — nicht durch die Lehre Christi — bis zum Aberwitz der Erbsünde, des Verbrechens und der Unreinheit gesteigert wurde — die Kirchenväter und Anachoreten zur Selbstverstümmelung führte — die Doktrin des Jungfernzustandes veranlaßte und alle fleischlichen Gelüste als Versuchung des Teufels und Signum der Häresie erscheinen ließ, während später durch das hierarchische Christentum das Zölibat und das Kategorisieren der größeren und kleineren Sünden hinzukam, nachdem dann durch die Reformation der Gegenstoß erfolgte, der die legitime Ehe allein sanktionierte, aber das Amathema aussprach über alle anderen Ausschweifungen als „widernatürliche" und doch in die Lehren von der Erbsünde, dem Bund mit dem Teufel und der Hexerei zurückfiel — nachdem also derartig jahrtausendelang diese Begriffsverwirrung mit blutigstem Fanatismus geherrscht, chamäleonartig in neuen Phasen orthodoxer Blindheit geschillert, und Millionen von unschuldigen Opfern verschlungen hatte, — war es dem 19. Jahrhundert vorbehalten, während der zurückgelegten 69 Jahre, diesem gräßlichen Bann zu entkommen und den scheußlich übertriebenen Popanz wieder auf seine normale Naturwahrheit zurückzubringen. Es haben sich also nach und nach sowohl über Unzucht an sich, wie über sogenannte widernatürliche, folgende Anschauungen als Grundwahrheiten wie als Resultate praktischer Erfahrungen Bahn gebrochen:

1. Der moderne Rechtsstaat, der nur Rechte zu schützen, sonst aber keinerlei Nebenaufgaben hat, für welche andere Organe in der Gesellschaft vorhanden und berufen sind, hat sich um Geschlechtsfragen nirgend zu kümmern, wo durch selbe nicht Rechte anderer verletzt werden.

2. Da der moderne Rechtsstaat sich auf der Kon-

sequenz dieses Prinzips aufbaut, daher unter der Bedingung, daß dadurch nicht Rechte anderer verletzt werden, sich auch schon längst nicht mehr um alle anderen Arten von sogenannter natürlicher, wie sogenannter widernatürlicher Unzucht kümmert, und Koitus, jede sonstige Figura Veneris, einsame Onanie wie sogenannte Sodomie zwischen Mann und Weib wie zwischen Weib und Weib nicht mit Strafe bedroht, so kann er auch logisch und rechtlich keine Ausnahme allein bei sodomia generis und sodomia sexus zwischen Mann und Mann machen.

3. Um so weniger, als in allen Sexualitätsfragen die Ungebundenheit der modernen Gesellschaft eine solch ausgebreitete wurde, daß die Majorität hierin überhaupt tut, was ihr beliebt, und dem gegenüber der Staat sich nur auf Wahrung der Rechte anderer zu beschränken hat.

4. Um so weniger, da uns die Geschichte lehrt, daß der Homosexualismus neben dem Normalsexualismus stets und überall unter allen Rassen und Klimaten vorhanden war und ist, und sich auch durch die bestialischesten Verfolgungen nicht unterdrücken läßt.

5. Weil ferner sowohl durch diese Tatsache wie durch das Wesen dieses Triebes, seine Sympathien wie Antipathien, evident wird, daß er in einem launenhaften Naturrätsel wurzelt, also weder Willkür noch bloß Raffinement, sondern ein angeborener, daher ununterdrückbarer Trieb sein dürfte.

6. Diese Annahme bestärkt sich noch durch die historische Tatsache, daß so viele bedeutende und edle Charaktere unserer allgemeinen Geschichte dieses einseitigen Triebes teils verdächtig, teils überwiesen sind, welcher, wäre er kein angeborener, daher ein unterdrückbarer, sich doch weder mit den übrigen geistigen wie physischen Fähigkeiten so bedeutender Männer zusammenreimen ließe, noch bei reichen und mächtigen Personen,

wo die freie Wahl des Genusses unbeschränkt war, vorkommen würde.

7. Dieser unleugbaren Tatsache gegenüber müßten wir entweder unsere Kulturbegriffe in solchen Widerspruch bringen, daß wir dieselben Leute, die wir geistig, wie ihres historischen Charakters wegen so hoch schätzen und verehren, zugleich auch für völlig würdig der Entehrung durchs Zuchthaus halten; oder wir müßten zweierlei Recht erfinden, eines für die geistig und sozial Mächtigen, ein anderes für all die übrige Menschheit.

8. Es kommt aber nicht vor, daß wir hundertweise bedeutende Träger der geistigen wie weltlichen Geschichte herzählen können, welche solcher Verbrechen, wie Raub, Mord, Diebstahl, Fälschung und Betrug fähig waren, also liegt hier das Verbrecherische in unserer Annahme, nicht in deren eigenem angeborenem Rechtsgefühle.

9. Wenn in Ausschweifung, Unzucht, Unfläterei, wie in jeglicher Unmäßigkeit und Gier „eine Entartung und eine Herabwürdigung des Menschen liegt“, so kann das doch wohl nur für jeglichen Akt der Unzucht gemeint sein; am wenigsten aber ist von solchem Standpunkte aus ein und dieselbe Tat als straflos zu entschuldigen, wenn begangen zwischen Mann und Weib oder Weib und Weib, zugleich aber entsetzlichstes Verbrechen, verübt zwischen Mann und Mann!

10. Hat die endliche nähere Untersuchung des so lange ungehört verdammten Deliktes überdies zur Evidenz bewiesen, daß fast $^{9}/_{10}$ aller Homosexualisten sich bloß einfach der gegenseitigen Manustupration ergeben, die doch unmöglich strafbedroht sein kann, indem sie ja jedem Individuum einzeln als Naturrecht zusteht, und auch gegengeschlechtlich straflos verübt wird.

11. Bei der leider so riesigen Ausbreitung aber, welche, besonders infolge der abschreckenden Lehren der Prüderie, die einsame Onanie in unseren Zeiten gewonnen

hat, und bei der ungemeinen Schädlichkeit dieser egoistischen Feigheit für körperliche und geistige Gesundheit und den Gemütszustand, ist gegenseitige Manustupration noch Rettung und menschlich gemütsreicher zu nennen; denn ihr Motor ist doch nicht bloß die Phantasie — daher sind ihre Folgen auch physisch und moralisch gefahrloser; denn bei jeder menschlichen Gegenseitigkeit tritt doch nie eine solche Gemütskälte als Folge ein, wie bei einsamer Auspumpung der Lebenswärme.

12. Aus allen diesen Gründen erklärte denn auch der Entscheid des k. Obertribunals vom 1. Juli 1853 gegenseitige Onanie unter Männern für straffrei.

13. Somit hatte der § 143 überhaupt nur noch Sinn gegen sogenannte widernatürliche Unzucht zwischen Tier und Mensch, und gegen direkte Imitation des Koitus unter männlichen Individuen.

14. Die Praxis hat aber gelehrt, daß in unseren Kulturzuständen Unzucht zwischen Tier und Mensch überhaupt sehr selten vorkommt, daß sie nie aus Leidenschaft, sondern stets nur entweder aus Mangel an gegengeschlechtlichen Personen, oder aus Langerweile und Übermut in einsamen Stunden und zudem stets von Personen so primitiven Selbstbewußtseins verübt wird, daß solchen eine Kenntnis der Strafgesetze keinesfalls zuzumuten ist.

15. Die Praxis hat dagegen mit Bezug auf sodomia propria zwischen Mann und Mann gelehrt, daß es polizeilich höchst schwer und selten ist, werden die Täter nicht in flagranti ertappt, gerade diesen Akt nachzuweisen, und daß es gerichtsärztlich noch schwerer ist, körperliche Symptome als positiv nur aus dieser Handlung herrührend aufzufinden und zu bezeichnen, daher der gewissenhafte Gerichtsarzt sich fast stets eines bestimmten Urteils enthalten muß.

16. Aus alledem ergibt sich der schreiende Gegensatz zwischen der Praxis und der Theorie, daß Tausende,

ja Hunderttausende im Stillen Taten ausüben — täglich — stündlich —, welche nun einmal noch strafbedroht sind, deren Strafe sie sich aber durch ihre Stellung, ihr Vermögen, die Behaglichkeit ihres Privatlebens und durch hundert andere Vorteile leicht entziehen können, während bloß der einzelne, das Opfer der Denunziation oder zufälligen Unglücks, zum Märtyrer und Sündenbock für die gesicherte Majorität wird, schon durch die bloße Untersuchungshaft geschäftlich ruiniert, familiär brouilliert, sozial entehrt ist, weshalb ihn auch Freisprechung nicht rehabilitiert und er obendrein, wird er par hazard schuldig gefunden, eine schwere peinliche und entehrende Strafe zu erleiden hat, wie verhältnismäßig nicht der wirkliche Verbrecher.

17. Daß dieser traurigen Möglichkeit aber auch der Entscheidung des k. Obertribunals durchaus nicht vorbeugt; denn vor geschlossener Untersuchung ist kaum festzustellen, ob erlaubte gegenseitige Manustupration oder noch strafbedrohte sodomia sexus vorliegt. Da auf letztere so schwere Strafe gesetzt ist, so kann ihre Möglichkeit nicht ununtersucht bleiben. Es genügt also die nächstbeste anonyme Denunziation, auf daß der Faden des Damoklesschwerts — des § 143 — reiße, und daß nicht bloß solch ein Homosexualer, welcher nur gegenseitige Manustupration zu treiben pflegt, sondern etwa auch ein nach jeder Richtung hierin völlig schuldloser Normalsexualer der ganzen an sich schon entehrenden und Schaden bringenden Voruntersuchung unterworfen, und über Taten kriminalistisch zur Verantwortung gezogen wird, welche — täglich, stündlich, sogenannt natürlich, wie sogenannt widernatürlich — alle Welt straflos begeht; und alle die dies tun, tragen in diesem Sicherheitsgefühle das Haupt hoch, sitzen etwa gar noch als Geschworene über solch Unglücklichen zu Gericht, diktieren ihm die schwersten und entehrendsten Strafen, weil

jener dieselbe Tat, aber nicht mit Personen desselben Geschlechts verübte!

18. Dieser empörende Nonsens steigert sich zu noch empörenderem bewußten Unrecht mit Bezug auf unsere Zeit und unsere heutige Gesellschaft:

a) in welcher die Ehe kaum einem Drittel der Staatsbürger möglich ist,

b) die durch das Gespenst der Übervölkerung in beständiger Angst gehalten wird, doch aber die unfruchtbare Vergeudung eines Tropfens Samen für Verbrechen hinstellt,

c) welche schon seit Jahrhunderten durch die entsetzliche Geißel der Lustseuche gequält worden ist, so daß nicht nur die Gesundheit des Individuums schwer bedroht ist, sondern auch die aller nachkommenden Generationen, ohne daß gegen diesen sozialen Vampyr Strafgesetze existierten, um seine Weiterverschleppung zu verhindern, oder die Wissenschaft bis jetzt ein spezifisches Mittel kennte, oder wir in unserer prüden Feigheit allgemeine und rationelle Maßregeln ergriffen hätten, um dem furchtbaren Umsichgreifen etwa doch Einhalt zu tun.

d) Andernteils verschulden und erklären gerade die Furcht vor dieser Geißel des Normalsexualismus, und daneben die den Homosexualismus zum Verbrechen stempelnden Strafgesetze die schreckenerregende Ausbreitung der körperlich wie geistig überaus gefährlichen einsamen Selbstbefleckung, so daß vielleicht ein Drittel männlicher wie weiblicher Personen unserer Gesellschaft diesem wahrhaft entnervenden Körper, wie Seele verkümmernden Laster verfallen sind;

e) ferner haben unsere sozialen Verhältnisse die Not und Erwerbsschwierigkeit in unseren Städten, das täglich mehr erwachende Bewußtsein des allgemeinen Rechts auf Existenz und Genuß gegenüber dem täglich provozierender

um sich greifenden Luxus, längst schon so manches frühere Bedenken als Vorurteil überwunden; Millionen von Menschen geben ihren Körper ungeniert den gefährlichsten, unflätigsten, erschöpfendsten, peinlichsten und nach alten Begriffen auch entehrendsten Zumutungen gegen Lohn preis, so daß ein Verkaufen des Körpers zu gegenseitigem Genusse doch kein Verbrechen sein kann.

f) Endlich ist es in Zeiten, in welchen das unschuldige, schwache Weib aller und jeder Verführung preisgegeben ist, der Schwängerung, der Krankheit, dem Tode, oder dem Elende, der Vergiftung aller Zukunft und jeglicher Demoralisierung, ohne daß sich die Staatsgewalt im geringsten darum bekümmert, wenn nur dadurch nicht Rechte anderer gekränkt werden, geradezu lächerlich, das von Natur physisch und moralisch stärkere männliche Geschlecht durch Drakonismen vor seinesgleichen schützen zu wollen, in der Mehrzahl harmlose Unflätereien zu entsetzlichen Verbrechen zu stempeln, mit so hohem Strafmaß und so entehrend zu bestrafen, während dieselbe Staatsgewalt denselben männlichen Individuen gegenüber sich nicht im geringsten darum bekümmert, daß sie fast ohne Ausnahme schon in den Schulen und völlig unreif der einsamen Selbstbefleckung verfallen, kaum reif vom nächstbesten Weibe verführt, entkräftet, krank gemacht, durchseucht und zu jeglicher Art der sogenannten natürlichen wie widernatürlichen Unzucht mißbraucht werden können, ohne daß irgendein Teil Strafbedrohung zu fürchten hätte, und bei derselben Tat, verübt zwischen männlichen Personen, beide Teile gleich schwer straffällig sind, nicht nur der Verführer, auch der Verführte!

Alle diese jegliche Logik und alles Rechtsgefühl empörenden Widersprüche bewogen denn im Laufe dieses Jahrhunderts auch bereits die Legislativen von Frankreich, Bayern, Belgien, Württemberg, Hannover, nun ebenfalls

von Österreich, die sogenannte widernatürliche Unzucht der sogenannten natürlichen Unzucht völlig gleich zu stellen, d. h. sie nur in den Fällen mit Strafen zu bedrohen, in welchen durch sie Rechte anderer verletzt werden.

56jährige Praxis in Bayern, 30jährige in Württemberg, 26jährige in Hannover haben jedem zur Evidenz bewiesen, daß die sittlichen Zustände durch diese Toleranz in nichts sich verschlimmerten.

Es war also mit vollstem Rechte zu erwarten, daß, nachdem durch die Ereignisse von 1866 eine legislative Einigung des größten Teils von Deutschland erzielt worden, — und Preußen an die Spitze gekommen war, das sich selbst den „Staat der Intelligenz“ nennt, dessen Strafgesetzbuch von 1851 ohnehin im Hauptteile des § 143 durch Entscheidung des k. Obertribunals schon paralysiert ist, und wo die Praxis längst schon gemäßigter auftritt als die Theorie — daß endlich die mittelalterliche Rechtsreminiszenz, gleich dem früheren Hexenprozeß ganz getilgt, und das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund von diesem Makel des Unrechts ganz rein sein werde. Und das war um so mehr unter einem preußischen Justizminister zu hoffen, der, als früherer hannöverscher, schon in seinem Heimatlande diese juristische Reform durchgeführt hatte und ihre praktischen Resultate kennt!

Die erbliche Belastung des Zentralnervensystems bei Uraniern, geistig gesunden Menschen und Geisteskranken.[1]

Von

L. S. A. M. v. Römer,
Nervenarzt zu Amsterdam.

[1]) Dieser Artikel ist ein Teil meiner größeren Arbeit: „Die uranische Familie", welche später bei dem Verleger G. P. Tierie, Amsterdam, erscheinen wird.

Unter „uranische Familie" verstehe ich eine Familie, in der ein Uranier vorkommt.

Es scheint mir von höchster Wichtigkeit für die Erkenntnis des Uranismus zu sein, daß man untersucht, wie es sich mit der Aszendenz des Uraniers verhält. In einer umfangreichen Monographie, welche demnächst erscheinen soll, habe ich so genau es bei dem vorliegenden Material[1]) möglich war, in verschiedenen Punkten die Aszendenz des Uraniers im Vergleich zu der des Durchschnittsmenschen studiert und bin zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. daß der Uranismus in einem Minimum von 2 % und in einem Maximum von 33 % vorkommt;

2. daß der Uranismus mindestens in 35 % der Fälle familiär vorkommt;

3. daß der Typus der urnischen Familie im Vergleich zu dem anderer Familien (vergleiche die Untersuchung Orschanskys) sich darin dokumentiert, daß die Unterscheidung der Geschlechter mehr nach der Richtung

---

[1]) Neben meinem eigenen in Holland gesammelten Material hat Herr Dr. Hirschfeld mir in liebenswürdigster Weise das Fragebogenmaterial zur Verfügung gestellt. Ihm meinen herzlichen Dank dafür auszusprechen, fühle ich als ehrenvolle Verpflichtung. Neben ihm bin ich großen Dank schuldig den Herren Dr. jur. Jonkheer Schorer, Adolf Weber, Otto Müller, Janeck v. Chylinski in Berlin, für das Kopieren und Ordnen der Antwortzettel, und Herren Arzt M. A. Ittmann, cand. med. Heinz Pitsch, cand. med. Poser, stud. med. Floris Jansen, Herrn R. Doting, alle in Amsterdam, für die vielen Berechnungen und Tabellierungen, bei denen sie mich unterstützt haben, endlich Herrn Dr. med. Burchard, Nervenarzt in Berlin, für die Durchsicht des deutschen Textes.

des Geschlechtstriebes als nach den Genitalien zu geschehen hat;

4. daß der Altersunterschied zwischen den Eltern meist viel größer ist, als bei den anderen Familien;

5. daß aber in den uranischen Familien die allgemeine erbliche Belastung nicht größer ist als in anderen;

6. daß bei den uranischen Familien Carcinom viel häufiger als Tuberkulose vorkommt, und in den anderen Familien gerade das Umgekehrte der Fall ist;

7. daß die Möglichkeit für die Entwicklung eines Uraniers in dafür disponierten Familien größer wird, wenn der Zeitpunkt der Erzeugung des Kindes dem absoluten oder relativen Ende der Produktivität der Eltern näher rückt;

8. daß ein solches Kind in der übergroßen Mehrzahl der Fälle schon von frühester Jugend ab Eigenschaften und Eigentümlichkeiten zeigt, welche in größerer Übereinstimmung mit einem Individuum des anderen Geschlechts — nach dem Standesregister — stehen würden;

9. daß die Entwicklung eines Uraniers jeder anderen Entwicklungsanomalie, welche zur Bildung von Varietäten führt, gleichgeachtet werden muß;

10. daß in Übereinstimmung damit keine Zufälligkeiten oder Umstände, welche es auch sein mögen, fähig sind, eine Person in der Entwicklung nach der Geburt zu einem wirklichen Uranier zu machen, es sei denn daß die angeborene Prädisposition da war, und dieselben also nur als auslösende Momente, aufgefaßt werden können und müssen, nie aber als Ursache.

Zur Begründung und Deduktion dieser Schlüsse verweise ich auf meine Monographie; hier will ich nur einen Teil meiner Untersuchungen, namentlich über die heriditäre Belastung bei geistigen Abnormitäten, geben.

Das Vergleichsmaterial habe ich in einer Studie

Jenny Kollers[1]) gefunden; auf der Tabelle VII[2]) habe ich die Kollerschen Zahlen unter den Rubriken B und C und unter A die Zahlen, welche aus meinem Materiale stammen, eingetragen. Ich habe unter „auffallende Charaktere" auch die Familienglieder mit aufgenommen, welche in meinem Materiale als Uranier angeführt sind, da ich dadurch, daß ich dieselben hier unterbrachte, am allerwenigsten einer vorgefaßten Meinung Folge zu leisten glaubte, und tatsächlich für nicht Sachverständige Uranier meistens nur als Sonderlinge erscheinen werden.

Obwohl man natürlich mit diesen relativ beschränkten Zahlen sehr viel Vorsicht üben muß, glaube ich doch, daß es höchst interessant sein muß, das Resultat dieser Vergleichungen näher zu betrachten. Sicher wird der gesamte Prozentsatz der Belastung bei Uraniern zu niedrig sein; es wird hier die relativ kleine Anzahl der untersuchten Fälle störend wirken. Aber in jedem Falle ist anzunehmen, daß in Wirklichkeit der Prozentsatz eher mit dem bei geistig gesunden Menschen als mit dem bei geistig Kranken übereinstimmen wird.

Eine einfache Berechnung lehrt uns schon, daß bei den 101 Uraniern, welche fehlen, um ihre Anzahl auf 370 Personen zu bringen, die erbliche Belastung im Durchschnitt doppelt so schwer sein müßte, als bei den übrigen 269, damit ihre Belastung derjenigen der Geisteskranken gleich würde, was doch nicht sehr wahrscheinlich zu nennen ist.

Daß die Angaben der drei Kategorien gleiche Glaub-

---

[1]) Jenny Koller, Beitrag zur Statistik der Geisteskranken im Kanton Zürich; Vergleichung derselben mit der erblichen Belastung gesunder Menschen durch Geistesstörungen u. dergl. (Aus der psychiatrischen Klinik in Zürich, Prof. Dr. Forel). Archiv f. Psychiatrie und Nervenkrankheiten 17. Bd., 1895, S. 268—294.

[2]) Diese Zahl kommt daher, das diese Tabelle die siebente aus meiner Monographie ist.

würdigkeit verdienen, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß bei den Fällen, wo man überhaupt vergleichen kann, d. h. wo z. B. sowohl für Väter als für Mütter Zahlen angeführt sind, immer in A, B und C Übereinstimmung in dem Verhältnis zwischen väterlicher und mütterlicher Belastung besteht.

Um eine viel deutlichere Übersicht über den Sachverhalt zu bekommen, habe ich die Zahlen aus Tabelle VII graphisch in Kurven dargestellt. Auf Tabelle VIII sind die prozentualen Totalzahlen nach den Familienbeziehungen durch Kurven abgebildet.

Die punktierte Kurve gibt die Verhältnisse bei den geistig gesunden Menschen, die durchzogene Kurve die bei den Uraniern und die unterbrochene Kurve die bei den Geisteskranken.

Die römische Zahl I giebt als Ordinate den heriditär belastenden Prozentsatz

I der Väter,
II „ Mütter,
III „ Großeltern,
IV „ Geschwister,
V „ Onkel und Tanten.

Auch aus diesen Zeichnungen geht die Glaubwürdigkeit der Angaben deutlich hervor. Denn, wenn wir von sehr belastenden Großeltern ausgehen, können wir erwarten, daß auch die Onkel und Tanten, d. h. die Geschwister des Vaters und der Mutter der untersuchten Person ebenfalls sehr viele derartige stark belastende Eigenschaften zeigen werden; und, wenn wir mit weniger belastenden Großeltern anfangen, werden wir — mutatis mutandis — das entsprechende Resultat erwarten können.

Für das erstere sind nun die Punkte A und B Beispiele in der Aszendenz der geistig gesunden, vom letzteren resp. α und β, und a, b.

Die Kurve C, D, A, E, B gibt zugleich ein hoffnungsvolles Bild, bezüglich der Möglichkeit, bei einem dafür günstigen Individuum durch Heirat eine Nachkommenschaft zu erzielen, die unter günstigeren Bedingungen steht, als die vorhergehende Generation.

Im Falle der durch Koller untersuchten Geistiggesunden scheint diese Änderung offenbar durch die Mütter der betreffenden Personen beeinflußt zu sein, da dieselben sowohl relativ als absolut eine viel leichtere Belastung zeigen (D) als die Väter (C).

Denn, daß eine solche Abnahme der Belastung bei der Generation, zu der diese Personen gehören, eingetreten ist, geht aus der geringeren erblichen Belastung der Geschwister (E) deutlich hervor.

Bei der Kurve der Geisteskranken (c, d, a, b, e) sehen wir gerade das Gegenteil.

Ausgehend von Großeltern: a, die nur geringe Belastungsfaktoren zeigen, womit eine ebenfalls geringe Belastung bei Onkeln und Tanten (b) übereinstimmt, finden wir äußerst schwer belastende Väter (c) und ebenfalls äußerst schwer belastende Mütter (d) und auch sehr ausgesprochene Abweichungen bei den Geschwistern (e).

Es scheint wohl, als ob bei den Vätern und Müttern der Geisteskranken irgendwelche schädliche Einflüsse gewirkt hätten, um eine solche Veränderung hervorzurufen. Wir werden unten sehen, welche Faktoren dabei wahrscheinlich von Bedeutung waren.

Wenn wir nun die Kurve der Uranier (α, β, γ, δ, ε) in Beziehung zu diesen beiden Kurven betrachten, so finden wir, daß auch sie von Großeltern ausgeht, die wenig belastende Faktoren zeigten, aber doch schon offenbar verschiedene Eigentümlichkeiten hatten, wodurch ihre Nachkommenschaft, Eltern der untersuchten Uranier (γ, δ) und Onkel und Tanten (β), viel mehr derartige Faktoren zeigten. Wenn nun aber ihre Väter (γ) mehr

belastend zu sein scheinen wie die der geistig gesunden (C), so ist das für die Mütter (δ resp. D) offenbar umgekehrt. Die Geschwister ihrer Eltern aber (β und B) sind ebenfalls im Falle B, d. h. bei geistig gesunden, viel mehr abweichend als im Falle β; sie beide aber übertreffen b.

Bei den Geschwistern der untersuchten Uranier aber ist im Vergleich mit ihren Onkeln und Tanten der belastende Einfluß geringer geworden. Das wird offenbar wohl auch der äußerst geringen Belastung der Mütter zuzuschreiben sein.

Wenn wir nun die mehr detaillierten graphischen Darstellungen untersuchen, finden wir sehr wichtige Angaben (Tabelle IX).

Die Kurven sind wieder ganz wie bei der früheren Tabelle dargestellt; äußerst wichtig sind die Kurven, welche sich auf das Potatorium beziehen. Hier finden wir offenbar eine der Ursachen, weshalb die Großeltern dieser verschiedenen Menschenklassen sich so ganz verschieden zeigten.

Wir können nämlich bei den Großeltern und auch bei den Vätern und Onkeln und Tanten, resp. A und B stark ausgesprochene Trunksucht konstatieren, dagegen ein fast völliges Fehlen dieser Neigung bei den Müttern, deren Einfluß auf die Geschwister (E) der untersuchten Personen und deshalb auch auf diese selbst, offenbar deren geistige Gesundheit bedingte.

Dasselbe wird deutlich durch die Kurve (c, d, a, e, b) demonstriert. Sicher waren die Großeltern hier weniger mit dieser Eigenschaft belastet, dagegen waren es die Eltern, und namentlich die Väter, sehr stark. Daß aber dieser Trieb zum Alkoholismus schon bei der Generation, der die Eltern angehören, bestand, und also nicht diese allein betraf, stellt sich deutlich dadurch heraus, daß auch die Onkel und Tanten (b) eine Verstärkung dieser

Neigung zeigen. Die uranische Kurve (γ, δ, α, ε, β) zeigt uns, daß auch hier die Väter (γ) weniger an Trunksucht leiden als die der Geisteskranken und selbst die der Geistiggesunden, daß aber das Potatorium der Mütter in der Mitte zwischen beiden steht. Bei den Geschwistern ist in der uranischen Kurve zu konstatieren, daß hier eben so wie bei den Onkeln und Tanten die Trunksucht weniger ausgesprochen ist als bei den beiden anderen Kategorien (vergleiche ε und β mit E und e, bzw. mit B und b).

Der Einwand, welcher möglicherweise erhoben werden könnte, daß die Angaben der Uranier von den untersuchten Personen in beschönigender Weise gemacht sein könnten, wird schon dadurch widerlegt, daß die Uranier einerseits einen so hohen Prozentsatz des Potatoriums bei ihren Müttern angeben, und dieselben anderseits, wie ich es bereits an einer anderen Stelle gezeigt habe [1]), sich gerade durch ihre Liebe für die Mütter charakterisieren.

Wir sehen aber aus dieser Kurve, daß offenbar auf den Uranier in seiner Aszendenz und in seiner Generation der allem Anscheine nach sehr verderbliche Einfluß des Potatoriums viel weniger gewirkt hat.

Betrachten wir nun die Kurve, für Apoplexien, so sehen wir, daß diese als erbliche Belastung von keinerlei Bedeutung sind, da gerade bei geistig gesunden Menschen dieses Leiden am meisten vorkommt, mit Ausnahme der Väter, die bei den Geisteskranken die größte Neigung für diese Krankheit zeigen.

Für die Dementia senilis finden wir, daß die Uranier weit unter der Kurve der Geistiggesunden bleiben mit Ausnahme der Onkel und Tanten.

---

[1]) Ongekend leed, de physiologische ontwikkeling der geslachten in verband met de homosexualiteit. Rede uitgesproken op cursus-vergaderingen van „Rein Leven" te Amsterdam, Haarlem en Utrecht op den 16. en 21. Februari en den 9. Maart 1904. Amsterdam, G. P. Tierie, 1904, S. 19—23.

Sehr charakteristisch für die uranischen Familien scheint offenbar die Kurve der auffallenden Charaktere zu sein. Obwohl die Väter hinsichtlich der Quantität dieser Abweichung zwischen denen der Geisteskranken c und der Geistiggesunden C stehen, und die Mütter weniger als die beiden anderen Kategorien diese Exzentrizität zeigen, tritt dieselbe bei den Uraniern stark hervor bei den Großeltern, mehr noch bei der Generation, aus der die Väter und Mütter stammen, d. h. bei den Onkeln und Tanten (β), am meisten aber in der Generation, zu der die untersuchten Uranier gehören, bei den Geschwistern (ε).

Die Tatsache, daß gerade die Väter und Mütter (c resp. d) der Irrsinnigen offenbar neben stark ausgesprochener Neigung zum Potatorium und neben vielen anderen Erscheinungen ähnlicher Art am meisten auch diese Exzentrizität zeigen, wird uns doch immer zur Vorsicht mahnen müssen, wenn wir die Lust verspüren, einem Uranier zur Ehe und Kinderzeugung zu raten. Auf der anderen Seite darf man hier aber nicht vergessen, daß die Väter und Mütter der Geisteskranken offenbar plötzliche Ausschläge aus dem bisherigen Familienzustande darstellen, was aus der Tatsache, daß die Großeltern und Onkel und Tanten (a resp. b) diese Abweichung von den drei Menschenklassen am wenigsten zeigen, während dieselbe bei den Uraniern etwas sehr gewöhnliches ist, ohne weiteres klar wird.

Die Nervenkrankheiten üben offenbar einen sehr geringen Einfluß auf das Entstehen von Geisteskrankheiten aus, und dürfen also nicht als schwere erbliche Belastung angesehen werden. Daß also die Väter auf der uranischen Kurve bezüglich dieser Krankheiten die anderen weit überragen, kann für die Feststellung der Degeneration in geistigem Sinne nicht in Betracht kommen.

Was nun Geistes- und Gehirnkrankheiten anbelangt,

welche offenbar für das Entstehen der Geisteskrankheiten von höchster Wichtigkeit sind, wenn sie als direkte oder indirekte hereditäre Momente angesehen werden können, so treten diese beiden Abweichungen in der uranischen Familie quantitativ im Vergleich mit den Verhältnissen bei den geistig Gesunden nur bei den Müttern in den Vordergrund, und auch etwas bei den Großeltern. Es scheint mir plausibel, diese Erscheinung auf Rechnung des, bei den Müttern — wie wir früher gesehen haben — stärker hervortretenden Potatoriums zu setzen.

Als letzte Abweichung ist auf dieser Tabelle der Selbstmord behandelt. Daß in dieser Beziehung die uranischen Familien alle anderen Geschlechter quantitativ weit überragen, war schon a priori zu erwarten, da ich unter den Exzentrizitäten auch die uranischen Familienglieder eingereiht habe, und, wie ich schon an anderer Stelle berichtet habe, unter Uraniern der Selbstmord äußerst häufig ist.[1])

Die beiden folgenden Tabellen X und XI beleuchten diese Tatsache noch deutlicher. Tabelle X gibt in Prozenten die Totalzahlen der sieben hier verglichenen Abweichungen, die direkte Belastung (d. h. Väter, Mütter, Großeltern) und die indirekte (d. h. durch Geschwister und Onkel und Tanten) umfassend.

Die Buchstaben an der Abszisse haben die Bedeutung, die sich aus Tabelle IX ergibt.

Wir sehen hier deutlich demonstriert, daß Nerven-

---

[1]) Ongekend leed, S. 17 gekürzt lautet diese Stelle: „Unter 216 Personen (ich hatte damals nur diese Zahl Personen untersucht) waren 162, welche sich tief unglücklich fühlten, d. h. 75 %. Unter diesen 162 befanden sich 100, deren Leid zum Lebensüberdruß geworden war, d. h. 46,29 %. Und von diesen 100 waren 55, die lange Zeit und oft heute noch sich mit Selbstmordgedanken trugen, d. h. 25,46 %. Und von diesen 55 haben 16 Personen — oft mehrere — Selbstmordversuche verübt, d. h. 7,87 %.

krankheiten und Apoplexien keine Ursache von Geistesstörungen bei der Nachkommenschaft sein können, da diese Abweichungen gerade in der Aszendenz und in den aufsteigenden Seitenlinien der geistig gesunden Menschen am meisten vorkommen. Typisch für die Familien der Geisteskranken ist das enorme Überwiegen von Geistes- und Gehirnkrankheiten in Aszendenz und aufsteigenden Seitenlinien, und ein Hervortreten des Potatoriums. Für die uranischen Familien sind dagegen charakteristisch: die auffallenden Charaktere, Exzentrizitäten und Selbstmorde, und ebenso das sehr schwach vertretene Potatorium.

Tabelle XI gibt uns eine Zusammenfassung der direkten erblichen Belastung. Hier fällt uns bei den Familien der Geisteskranken das enorme Überwiegen von Geistes- und Gehirnkrankheiten und von auffallenden Charakteren, aber auch vom Potatorium, auf.

Die höchsten Punkte bei der Kurve der Geistiggesunden werden durch Nervenkrankheiten und Apoplexien erreicht.

Die uranische Kurve entspricht hier viel mehr der normalen, nur ist sie in den übrigen Punkten mehr oder weniger verstärkt, bleibt dagegen, was Dementia senilis, Apoplexien und Potatorium betrifft, weiter hinter jener zurück.

Die Tabellen XII und XIII, welche die Verhältnisse bei den Großeltern und Eltern darstellen, lehren uns sehr vieles, was von großem sozialem Interesse ist und eine hoffnungsvolle Aussicht für die Zukunft bietet.

Sie erbringen die statistischen Beweise dafür, daß in einem Geschlechte eine Neubelebung wieder möglich ist, und geben auch, wenn nicht alles trügt, wenigstens eine der Ursachen an. Wir finden nämlich, daß bei den Großeltern der Geistiggesunden das Potatorium an Häufigkeit im Vergleich mit den anderen Kurven ausgesprochen ist. Dagegen finden wir, daß bei den Eltern der unter-

suchten Personen das Potatorium bei den Geisteskranken stark überwiegt, und daß hiermit eine ungeheuere Zunahme der Geistes- und Gehirnkrankheiten und auffallenden Charaktere verbunden ist. Während nun einerseits dieses zu konstatieren ist, finden wir andererseits, daß, während bei den Großeltern ein relativ geringer Unterschied zwischen den drei Menschenklassen bestand, wie z. B. bei den Geistes- und Gehirnkrankheiten, oder wo sogar die normalen und uranischen Familien den Geisteskranken gegenüber stärker hervortraten, wie z. B. bei den Nervenkrankheiten, auffallenden Charakteren und dem Potatorium, diese Abweichungen sich bei den Eltern viel weiter von der Kurve der Geisteskranken entfernt haben, resp. unter diese Kurve gekommen sind, wie das letztere bei den auffallenden Charakteren und dem Potatorium der Fall ist.

Als sozial von hohem Interesse erscheint also auch hier unbedingt die Bekämpfung des Alkoholgebrauches, wenigstens bei Personen, welche Nachkommenschaft erzeugen.

Die Tabellen XIV und XV beleuchten noch viel deutlicher, wie sich diese hereditären Momente bei den Vätern und Müttern der untersuchten Personen verhalten.

Wir finden:

1. daß, wenn bei den Vätern sowohl wie bei den Müttern

   Gehirn- und Geisteskrankheiten,
   auffallende Charaktere,
   Dementia senilis und Apoplexien,
   Potatorium

   stark ausgesprochen sind, irrsinnige Kinder sehr häufig sind (vergleiche Tabelle XVI), worauf offenbar Nervenkrankheiten keinen Einfluß geübt haben.

2. daß, wenn im Vergleich zu den Verhältnissen bei den geistig gesunden Menschen
   A. bei den Vätern ein stärkeres Hervortreten von
      Geistes- und Gehirnkrankheiten,
      Apoplexien,
      Potatorium.
   Dagegen ein schwächeres Ausgesprochensein von
      Nervenkrankheiten,
      auffallenden Charakteren;
   B. bei den Müttern ein schwächeres Aussprochensein von
      auffallenden Charakteren,
      Apoplexien;
   dagegen ein stärkeres Hervortreten von
      Selbstmord,
      Geistes- und Gehirnkrankheiten,
      Potatorium
   vorkommt:

die Entwickelung eines Uraniers viel wahrscheinlicher ist als die eines anderen Kindes.

3. Daß aber das umgekehrte Verhältnis des soeben geschilderten der Entwickelung eines geistiggesunden Menschen nicht im Wege steht.

Aus allem aber geht deutlich hervor, daß die uranische Familie kein in Degeneration, sondern vielmehr, ein in Regeneration begriffenes Geschlecht darstellt.

Dasselbe geht auch aus den Tabellen XVI und XVII hervor.

Genau dieselben Veränderungen sehen wir in Tabelle XVI im Vergleich mit Tabelle XVII als Regeneration auftreten wie in Tabelle XIII, mit Ausnahme davon, daß die Häufigkeit der Nervenkrankheiten und auch Geisteskrankheiten bei der uranischen Generation, zu der der untersuchte Uranier selbst gehört, sehr ausgesprochen

zurückgetreten ist im Vergleich zu der Häufigkeit, mit der diese Abweichungen noch bei den Geschwistern eines geistig Gesunden sich äußern können.

Statt dessen aber hat eine enorme Zunahme der auffallenden Charaktere stattgefunden, von Menschen also, welche anders sind als die gewöhnlichen Menschen, und diese Erscheinung ist schon bei den Onkeln und Tanten zu konstatieren, d. h. bei der vorhergehenden Generation.

Bei den Geisteskranken ist gerade diese Erscheinung zurückgegangen.

Wenn sich nun diese Verhältnisse auch bei einem größeren Material, als es das, worüber ich urteilen kann, ist, genau so herausstellen — ich möchte hier bemerken, daß das hier gegebene Material zwar klein, doch, soweit es Uranier betrifft, das größte ist, welches bis heute statistisch studiert worden ist, — dann wird es mir nicht ganz unmöglich erscheinen, daß man (in der Annahme, daß die Evolutionstheorie wahr ist, woraus unbedingt folgt, daß das, was wir als absolut höchste Evolutionsstufe, die Menschen, betrachten, nie die absolut höchste sein kann, da es nicht einzusehen ist, warum die Evolution bei uns aufhören sollte), demnach in der uranischen Familie vielleicht einen Teil der Menschheit, der in Mutation begriffen ist, sehen könnte, worin die Uranier selber einen oft vielleicht schön blühenden, aber immer doch, wenn sie wenigstens ihrer Natur nachleben, absterbenden Zweig darstellen.

Man verstehe mich wohl; es liegt mir fern, behaupten zu wollen, daß man aus alledem, was ich hier vorgebracht habe, so weitgehende Schlüsse ziehen dürfe, ich wollte aber nur einen — vielleicht nicht ganz unmöglichen — Ausblick für weitere Untersuchungen eröffnen.

Ganz sicher aber ist es: daß man das allergrößte Recht hat, zu behaupten, daß der Uranier lediglich als Varietät aufzufassen ist.

Tabelle VII. **A** Untersuchte Uranier **269**. **B** Geistig Gesunde **370**. **C** Geisteskranke **370**.

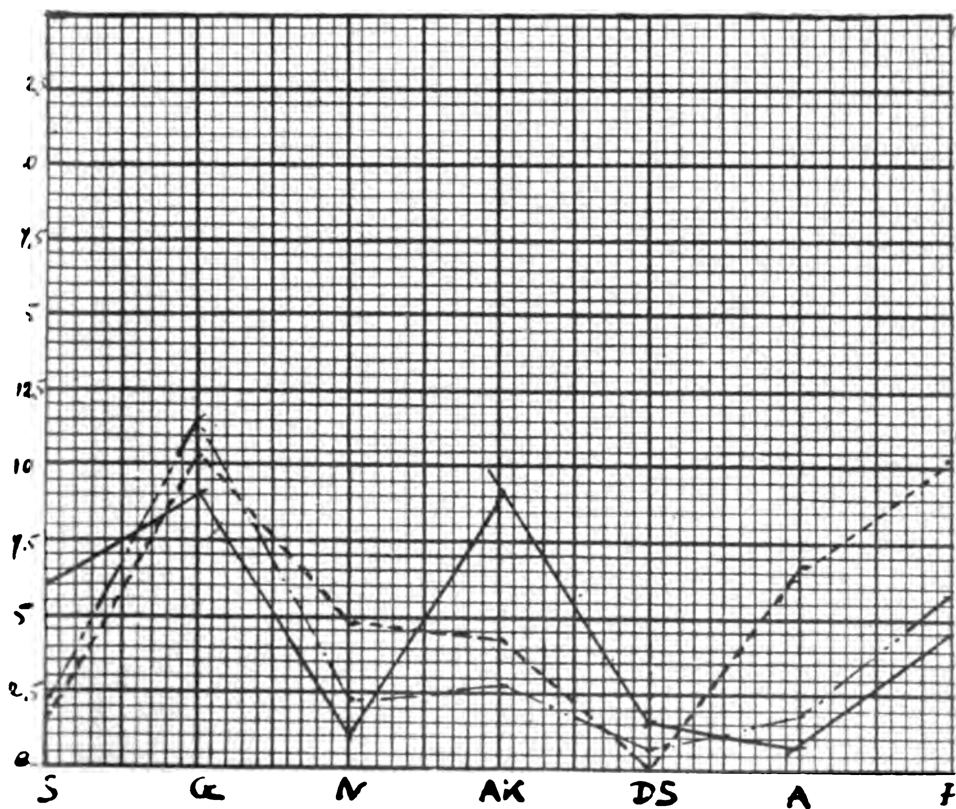
Familienglied das an belastender Krankheit leidend war	Selbstmord						Gehirn- und Geisteskrankheiten					
	Anzahl			Prozente			Anzahl			Prozente		
	A	B	C	A	B	C	A	B	C	A	B	C
Vater	0	2	4	—	0,54	1,08	5	7	24	1,85	1,89	6,48
Mutter	2	0	0	0,74	—	—	11	10	44	4,07	2,70	11,88
				0,74	0,54	1,08				5,92	4,59	18,36
Großeltern . . .	4	0	1	1,48	—	0,27	10	12	20	3,70	3,24	5,40
				2,22		1,35				9,62	7,83	23,76
Geschwister . .	7	2	2	2,59	0,54	0,54	9	27	68	3.33	7,29	18,36
Onkel und Tante	16	6	7	5,92	1,62	1,89	25	38	41	9,25	10,26	11,07
Totale	29	10	14	10,73	2,70	3,78	60	94	197	22,20	25,38	54,19

Familienglied das an belastender Krankheit leidend war	Nervenkrankheiten						Auffallende Charaktere					
	Anzahl			Prozente			Anzahl			Prozente		
	A	B	C	A	B	C	A	B	C	A	B	C
Vater	19	11	9	7,03	2,97	2,43	19	14	42	7,03	3,78	11,34
Mutter	21	29	16	7,77	7,83	4,32	3	8	25	1,11	2,16	6,75
				14,80	10,80	6,75				8,14	5,94	18,09
Großeltern . . .	4	6	1	1,48	1,62	0,27	8	9	7	2,96	2,43	1,89
				16,28	12,42	7,02				12,10	8,37	19,98
Geschwister . .	5	28	22	1,85	7,56	5,94	53	14	21	19,61	3,78	5,67
Onkel und Tante	8	18	8	1,11	4,86	2,16	24	16	10	8,88	4.32	2,70
Totale	52	92	56	19,24	24,84	15,12	107	61	105	39,59	16,47	28,35

Familienglied das an belastender Krankheit leidend war	Dementia senilis						Apoplexie					
	Anzahl			Prozente			Anzahl			Prozente		
	A	B	C	A	B	C	A	B	C	A	B	C
Vater	0	0	4	—	—	1,08	10	16	19	3,70	4,32	5,13
Mutter	0	1	6	—	0,27	1,62	3	13	11	1,11	3,51	2.97
				—	0,27	2,70				4,81	7,83	8,10
Großeltern . . .	3	15	3	1,11	4,05	0,81	2	40	12	0.74	10.80	3,24
				1,11	4,32	3,51				5,55	18,63	11,34
Geschwister . .	0	0	0	—	—	—	1	3	4	0,37	0,81	1,08
Onkel und Tante	4	0	2	1,48	—	0,54	2	25	7	0,74	6.75	1,89
Totale	7	16	15	2,59	4,32	4,05	18	97	53	6,66	26,19	14,31

Familienglied das an belastender Krankheit leidend war	Potatorium						Totale					
	Anzahl			Prozente			Anzahl			Prozente		
	A	B	C	A	B	C	A	B	C	A	B	C
Vater	15	30	55	5,55	8,10	14,85	68	80	157	25,16	21,60	42.39
Mutter	4	2	8	1,48	0,54	2,16	44	63	110	16,28	17,01	29,70
				7,03	8,64	17,01						
Großeltern . . .	7	21	8	2,59	5,67	2,16	38	103	52	14,06	27,81	14,04
				9,62	14,31	19,17						
Geschwister . .	4	16	18	1,48	4,32	4,86	79	90	135	29,23	24,30	36,45
Onkel und Tante	12	38	22	4,44	10,26	5,94	86	141	97	31,82	38,07	26,19
Totale	42	107	111	15,54	29,99	29,97	315	477	551	116,55	128,79	148,77

Tabelle XVII. Onkel und Tanten.



Die virilen Homosexuellen.

Von

Dr. phil. **Max Katte**-Berlin.

Hin und her wogt der Kampf um die öffentliche Anerkennung der homosexuellen Liebe. Zwar können die Vorkämpfer für die rechtliche, gesellschaftliche und sittliche Befreiung einer unterdrückten Menschenklasse noch nicht den Namen „Sieg“ auf ihre Fahnen schreiben; aber daß überhaupt schon gekämpft wird, daß eine glücklichere Majorität nicht mehr ohne weiteres stillschweigend und selbstverständlich einer in ihrem inneren Wesen vorwurfsfreien physio- und psychologischen Sondererscheinung im Naturganzen mit Verachtung und Feindschaft begegnet, ist ohne Zweifel als ein Fortschritt in der menschlichen Kulturentwicklung zu begrüßen. Die wissenschaftliche Forschung, die — wenn auch langsam, doch ernst und gründlich — vorwärts geht, hat diesen neuen Stand der Dinge herbeigeführt. Man kann in dem Homosexuellen keinen Verbrecher mehr sehen, wenn man sich den Ergebnissen der Arbeiten eines Krafft-Ebing, Neugebauer, Hirschfeld, Moll u. a. gegenübergestellt sieht. Aber auch die ebenfalls auf oberflächlicher Beobachtung beruhende Anschauung, daß der homosexuelle Mann durch Übersättigung am Weibe zu dem Verkehr mit Angehörigen seines Geschlechtes gelange, ist mehr und mehr im Schwinden begriffen. Die zahlreich aufgedeckten Fälle, in denen Personen während ihres ganzen Lebens nie anders als mit dem gleichen Geschlecht Umgang hatten, beweisen die Unhaltbarkeit jener Annahme. Könnte eine Änderung der sexuellen Triebrichtung im Menschen stattfinden, so müßte doch auch — wenigstens

hier und da — eine Übersättigung des homosexuellen Mannes am Manne eintreten und aus dem Homosexuellen von Geburt zu irgend einer späteren Zeit ein Heterosexueller werden. Aber niemals habe ich, trotzdem meine Kenntnis der sexuellen Psyche der Angehörigen des dritten Geschlechts keine geringe ist, dergleichen beobachtet noch auf Grund der Erfahrungen anderer zu konstatieren vermocht. Welch' Armutszeugnis stellen übrigens die der genannten Anschauung zuneigenden Heterosexuellen sich selber aus, wenn sie meinen, daß ihre Triebanlage geändert werden könne, während dies bei den Homosexuellen nicht der Fall ist. Noch auffallender erscheint dieser Gegensatz, wenn man der weiteren Behauptung, wie sie vor allem noch in den Kreisen der Sittlichkeitsfanatiker herrschend ist, Raum gibt, daß auch Verführung die Ursache der Homosexualität sein könne und daher in Zukunft, wenn der § 175 des Reichsstrafgesetzbuches aufgehoben würde, unser Volk „homosexuell verseucht" werden könnte. Hier erschiene ja der nicht verführbare Homosexuelle — trotzdem allgemeine Anschauung, Erziehung und Litteratur im Sinne einer Verleitung zur Heterosexualität den größten und fast ausschließlichen Einfluß auf ihn ausüben — geradezu moralisch höherstehend; und daß dies der Fall sei, werden die Feinde der homosexuellen Bewegung doch gewiß nicht zugeben wollen.

Um aber auf die Frage der Übersättigung zurückzukommen: wie will man die gleichgeschlechtliche Liebe beim Weibe erklären? Ist hier etwa die Übersättigung am Manne die Ursache der Erscheinung? — Das läßt sich doch angesichts der Tatsache, daß dem Weibe eine viel geringere Freiheit in der sexuellen Betätigung vergönnt ist als dem Manne, gewiß nicht behaupten. Überhaupt übersehen die Gegner in dem in Rede stehenden Befreiungskampf viel zu sehr die — ja nicht mit Strafe

bedrohte — Homosexualität beim weiblichen Geschlecht. Warum erfährt die Öffentlichkeit so wenig davon? und warum kommen da so gut wie gar keine Erpressungsfälle vor? — Eben weil das Strafgesetz, indem es die Homosexualität beim weiblichen Geschlecht nicht verfolgt, sie gewissermaßen anerkennt, zum mindesten aber toleriert, worin ihm dann die öffentliche Meinung folgt.

Immer wieder muß auch betont werden, daß der Abscheu, den die Heterosexuellen noch vielfach der Homosexualität gegenüber empfinden, und die Ungerechtigkeit, die sie begehen, wenn sie bei Männern verfolgt wissen wollen, was bei Frauen erlaubt ist, sich darauf zurückführen lassen, daß ihnen hauptsächlich eine Form der homosexuellen Betätigung vorschwebt, die beim homosexuellen Verkehr der Frauen aus anatomischen Gründen so ziemlich ausgeschlossen ist, aber auch beim männlichen Geschlecht nur selten vorkommt (die immissio penis in anum), und es ist interessant, wie die gewöhnlichste Form des Verkehrs: die mutuelle Onanie heterosexuellerseits nicht selten eine ganz eigenartige, nicht verdammende Beurteilung erfährt. So erlebte ich erst kürzlich folgenden Fall: Als ein jüngerer Herr, der sich von mir Aufklärung über die Homosexualität erbat, hörte, daß die mutuelle Onanie unter die homosexuellen Akte falle, war er aufs höchste überrascht und gestand mir, daß er, der doch die ausgesprochenste Neigung zum weiblichen Geschlecht empfände, oft genug — faute de mieux — mit Schulfreunden und Kollegen mutuelle Onanie getrieben habe; er fügte sogar die — allerdings übertriebene — Meinung hinzu, daß dies allgemein üblich sei. Von einem anderen heterosexuellen Manne erfuhr ich die kaum glaubliche Auffassung, daß mutuelle Onanie unter jugendlichen Heterosexuellen, die doch später ihren Weg zum Weibe fänden, nicht zu verwerfen sei, wohl aber unter solchen, die nicht anders verkehren könnten! Auch die Bemerkung

eines dritten möge hier noch ihren Platz finden, daß er es zwar begreifen könnte, wenn ein weiberliebender Mann, der sich in Not befände, um des Geldes willen sich einem Angehörigen des gleichen Geschlechtes hingäbe, daß es ihm aber unverständlich wäre, wie jemand derartiges aus ihm innewohnender Neigung fertig bringen könnte.

Es muß homosexuellerseits entschieden dagegen Protest erhoben werden, daß die Heterosexuellen, wenn es sich um homosexuelle Beziehungen handelt, stets auf die Art des sexuellen Verkehrs ihr erstes Augenmerk, ihre Fragen und ihre Spürtätigkeit richten. Als ob man, wenn ein Schiller das Liebesverhältnis zwischen Ferdinand und Luise oder Max Piccolomini und Thekla, ein Goethe zwischen Faust und Gretchen oder Egmont und Klärchen, ein Shakespeare zwischen Romeo und Julie usw. schildern, nach den Einzelheiten ihrer gegenwärtigen oder zukünftigen geschlechtlichen Betätigung forschen wollte. Und daß es auch auf heterosexuellem Gebiet verschiedenartige und nicht immer ungekünstelte Formen der letzteren gibt, weiß ich sowohl aus dem Munde von Don Juans wie von Ehemännern, die es mir gegenüber nicht nötig zu haben glaubten, die Maske der Heuchelei anzulegen.

Man gewöhne sich daran, auch auf dem Gebiete der Homosexualität die Neigung als die Hauptsache und das Entscheidende anzusehen, wie es ja der Natur der Sache entspricht, und richte seine Forschungstätigkeit auf das, was die Seele bewegt, und auf die Handlungen der Liebe, der Aufopferung und — der Entsagung, zu denen auch die Homosexuellen fähig sind und die sie in nicht geringerem Maße ausüben als der heterosexuelle Durchschnittsmensch.

Nach dem gegenwärtigen Stand der Erkenntnis und Aufklärung ist es zweifellos, daß das Angeborensein des homosexuellen Liebestriebs bald allgemeiner Einsicht und

Anerkennung begegnen wird. Aber dieses Angeborensein könnte immerhin ein krankhaftes sein. Wie es auch sonst Fehler und Gebrechen gibt, die von Geburt an dem Menschen anhaften, so soll dies nach der Ansicht zahlreicher Heterosexueller auch mit der gleichgeschlechtlichen Neigung der Fall sein; und dem Homosexuellen wird von diesem Standpunkte aus der Rat erteilt, sich ärztlich behandeln zu lassen, und ein kränkendes Mitleid ist alles, worauf er bei seinen heterosexuellen Mitmenschen Anspruch erheben darf.

Dieser Anschauung gegenüber ist es höchst rätselhaft, daß nicht nur das Gros der Homosexuellen auf den verschiedensten Gebieten der Berufstätigkeit genau wie die andern seine Pflicht erfüllt und, abgesehen von dem besonderen Liebestrieb, frei von Absonderlichkeiten ist, die ihre Besitzer zu unbrauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen würden, sondern daß gerade unter der Schar der Homosexuellen die hervorragendsten Namen der Menschheitsgeschichte genannt werden. In dieser Hinsicht schreibt im Jahre 1884 Prof. Gustav Jäger im III. Teile seines „Lehrbuchs der allgemeinen Zoologie" („Entdeckung der Seele", 3. Aufl., Bd. I, S. 269):

„Was mich anfangs am meisten frappiert hat, mir aber jetzt vollständig erklärlich, ja naturnotwendig erscheint: Unter den Homosexualen steckt die merkwürdigste Sorte von Männern, nämlich die, welche ich superviril nenne. Dieselben stehen, vermöge einer individuellen Variation ihrer Seelenstoffe, ebenso über dem Mann, wie der Normalsexuale" (sollte heißen: Durchschnittssexuelle) „über dem Weib. Ein solches Individuum ist imstande, die Männer durch seinen Seelenduft zu bezaubern, wie diese — aber in passiver Weise — ihn bezaubern. Da er nun stets in Männergesellschaft lebt und Männer sich ihm zu Füßen legen, so erklimmen solche Supervirile häufig die höchsten

Stufen geistiger Entwicklung, sozialer Stellung und männlichen Könnens."

Abgesehen von der im letzten Satze gegebenen Begründung, hat Jäger in der Tatsache selbst recht. Recht hat er daher auch weiter, wenn er — nachdem er als Homosexuelle Alexander den Großen, Sokrates, Plato, Julius Cäsar, Michel Angelo, Karl XII. von Schweden und Wilhelm von Oranien genannt hat (eine sehr knappe und unvollständige Liste) — fortfährt:

„Also das Strafgesetz des Deutschen Reiches stellt, indem es die Homosexualität zum Verbrechen stempelt, die höchsten Blüten der Menschheit auf die Proskriptionsliste!"

Wir aber fragen: Sollten alle diese Männer, auch wenn man sie nicht als Verbrecher ansehen will, geisteskrank gewesen sein?

Bis zu welcher Verkehrtheit der Auffassung die Hypothese von der Krankhaftigkeit der homosexuellen Neigung bei den Heterosexuellen gehen kann, möge folgendes Beispiel zeigen: Ein Verwandter von mir, ein Student in mittleren Semestern, der neben bemerkenswerter geistiger Begabung vor allem den einen Vorzug großer Vorurteilslosigkeit besitzt, sagte mir, als ich ihn bei gegebener Gelegenheit über das Wesen der Homosexualität aufgeklärt hatte, daß er zwar die Homosexuellen ihrer Veranlagung wegen nicht geringer achten wolle, ihre Neigung aber doch für krankhaft halten müsse, während er über seine eigene Sexualität kurz zuvor folgendes offenbart hatte: Er fühle sich nicht von jüngeren weiblichen Personen (in dem ihm selbst entsprechenden Alter) angezogen, sondern lediglich von älteren, besonders von verheirateten Frauen, zumal wenn sie vollentwickelte körperliche Proportionen aufzuweisen hätten; und es müsse, wenn er von Sehnsucht nach ihnen ergriffen sein solle, eine höhere geistige Veranlagung, womöglich geistige Präponderanz derselben hinzukommen;

ihnen gegenüber habe er den innigsten Wunsch, von ihnen umschlungen, an sich gezogen, auf den Schoß genommen und zu geschlechtlichen Liebeshandlungen verführt zu werden. Ich wies ihm diesem Geständnis gegenüber nach, daß, wenn überhaupt von Krankhaftigkeit oder Perversität gesprochen werden könnte, er jedenfalls perverser wäre als die Homosexuellen; denn bei ihnen bliebe der Ältere, der die zarte Erscheinung und das weiche Wesen des Jüngeren liebte, zweifellos Mann, und nur der letztere spielte allenfalls die Rolle des Weibes, wohingegen er selbst (mein Verwandter) sich zum Weibe und das Weib zum Manne machen möchte — ein Fall doppelter Perversion und somit viel gewisserer Perversität! Aber dieser junge Mann nannte die Homosexuellen krankhaft und betrachtete sich als normal, weil er nur auf den äußeren, greifbaren — primären — Geschlechtscharakter Gewicht legte und die feineren psychologischen Motive nicht sah.

Dieses Beispiel ist in der Tat sehr lehrreich. Es zeigt, wie die Menschen sich — trotz aller Intelligenz — immer an das, was grob vor Augen liegt, halten und andererseits nur das gelten lassen wollen, was durch Gewohnheit geheiligt ist. Mann und Weib dürfen miteinander verkehren — das wollen Natur und Sitte; in welchem gegenseitigen Verhältnis sie das tun, danach wird nicht gefragt, und ebensowenig danach, ob der mit männlichen Geschlechtswerkzeugen Ausgestattete auch wirklich in jeder Hinsicht als Mann zu betrachten ist.

Und wenn nun in einem männlichen Individuum sich zahlreiche Züge — körperliche und seelische — finden, die ihm zum Teil — und es kann der überwiegende Teil in ihm sein — einen weiblichen Charakter aufprägen, so trägt man dieser Naturerscheinung als solcher nicht Rechnung, weil sie eben eine besondere, vom Gewohnten abweichende ist, sondern begegnet ihr womöglich mit Abneigung, Verachtung und Haß. Die Griechen, diese naiven und feinen

Weibe überwiegt dagegen das weibliche Element, so daß das Verhältnis $\frac{M}{W}$ beträchtlich unter 1 herabsinkt. Der homosexuelle Mensch zeigt eine gewisse Ausgeglichenheit, ein Gleichgewicht zwischen männlichem und weiblichem Element, so daß das Verhältnis $\frac{M}{W}$ dem Verhältnis $\frac{1}{1}$ mehr oder weniger nahekommt. Natürlich läßt sich diese Beziehung nicht genauer mathematisch verfolgen; es handelt sich hier eben nicht um mathematisch-physikalische, sondern um physiologische und psychologische Erscheinungen, die stets viel komplizierter sind als jene. Und wenn ich vom männlichen und weiblichen Element im Menschen sprach, so müssen auch hier die primären, sekundären und tertiären Geschlechtscharaktere unterschieden werden (die sich 1. auf die Geschlechtswerkzeuge, 2. auf Beckenbildung, Brüste, Behaarung, Stimme usw. und 3. auf die psychischen Eigentümlichkeiten beziehen), und es sind dazwischen mannichfache Kombinationen möglich.

Im ganzen wird sich sagen lassen, daß beim homosexuellen Manne die Summe des Männlichen (der männlichen Elemente) noch größer ist als die des Weiblichen, beim homosexuellen Weibe die Summe des Weiblichen größer als die des Männlichen; in beiden Fällen aber kommt das Verhältnis nahe der 1. Bleiben wir nun bei den homosexuellen Männern stehen, so können wir weiter die virilen dahin charakterisieren, daß bei ihnen — im ganzen genommen, d. h. alle drei Arten der Geschlechtscharaktere zusammengefaßt — ein beträchtlicheres Plus des Zählers (M) gegenüber dem Nenner (W) vorhanden ist, und die femininen dahin, daß sie ein geringeres Überwiegen des Zählers über den Nenner aufweisen; auf alle Fälle aber bleibt zu betonen, daß der virile Homosexuelle, der uns nun vorzugsweise interessieren

1. verhältnismäßig mehr Weibliches in sich trägt er heterosexuelle Mann und daß er 2. zur dauern- rgänzung seiner Natur — eben aus diesem Grunde — es Weibes, sondern einer (mehr femininen) homo- ıellen männlichen Person bedarf.

Beachtenswert bleibt hierbei aber vor allem noch Umstand, der bei den bisherigen Untersuchungen t immer übersehen worden ist, nämlich die Berück- htigung des absoluten Quantums (wenn ich mich so ısdrücken darf) des männlichen und weiblichen Elements nd seine scharfe Scheidung von dem relativen Verhältnis. ich will dies an einem mathematischen Beispiel klar machen.

Die unechten Brüche $\frac{18}{15}$, $\frac{24}{20}$ und $\frac{30}{25}$ stellen alle drei dasselbe Verhältnis $= 6:5$ dar, aber die absoluten Werte sowohl der Zähler als auch der Nenner sind unter sich verschieden. Und wiederum stellt der Bruch $\frac{24}{15}$ ein größeres Verhältnis dar als die erstgenannten drei Brüche $(= 8:5)$, während sein Zähler, verglichen mit den Zählern jener Brüche, teils größer, teils ebenso groß und teils kleiner ist. So kann also ein homosexueller Mann, trotzdem sich das männliche und das weibliche Element in ihm mehr als beim heterosexuellen Manne das Gleichgewicht halten, doch ein derartiges absolutes Quantum der Männlichkeit besitzen, daß der Heterosexuelle unrecht tut, ihn verächtlich zu behandeln.

Daß letzteres noch immer geschieht, kommt ja leider daher, daß, wie schon vorher gesagt, dem Heterosexuellen meist nur der feminine Homosexuelle überhaupt geschildert wird und daß der vorgeführte und ihm hauptsächlich in die Augen fallende Typus gerade derjenige ist, bei dem das absolute Quantum des männlichen Elements nur gering ist. So sieht er wissenschaftlich und praktisch in dem Homosexuellen ein halb bejammernswertes, halb lächerliches — allerdings bei sonst guten Charakteranlagen

nicht verachtenswertes — Geschöpf vor sich, zu dem ihn nichts hinzuziehen vermag und dem er daher auch seine Sympathien versagt. Er übersieht aber, weil er es nicht weiß, daß es eine große Zahl Homosexueller gibt — mögen sie nun viril oder feminin sein — deren absolutes Quantum des männlichen Elements sie ihm durchaus an die Seite stellen kann.

Ich hob soeben auch die femininen Homosexuellen hervor. In der Tat, es liegt mir fern, den femininen Typus herabzusetzen; es wäre dies wissenschaftlich falsch und würde auch meiner tatsächlichen Erfahrung widersprechen. Ich habe (wie es ja nach meiner Darlegung auch durchaus denkbar ist) feminine Homosexuelle kennen gelernt, bei denen, trotzdem das Verhältnis $\frac{M}{W}$ mehr als bei den virilen Homosexuellen der 1 genähert also das weibliche Element stark hervorgekehrt war, doch das absolute Quantum des männlichen Elementes sich in dem Maße entwickelt zeigte, daß sie als geistig hervorragende Persönlichkeiten bezeichnet werden müssen.

In noch höherem Grade kann natürlich bei den virilen Homosexuellen das männliche Element im absoluten Sinne hervortreten, da es ja schon proportional das weibliche überwiegt. Und so gelangen wir denn unter besonders günstigen Umständen hier zu einem Typus Mensch, wie er in dieser Vollkommenheit auch auf heterosexuellem Gebiet schwerlich anzutreffen ist — und zwar aus dem Grunde nicht, weil beim Heterosexuellen der weibliche Einschlag zu gering ist. Wir werden somit im Gegensatz zu dem Vollmann und dem Vollweib, von denen in neuerer Zeit so viel die Rede ist, die Erscheinung eines Vollmenschen zu konstatieren haben.

Sie ist mit dem Typus der Supervirilen im Sinne Gustav Jägers identisch; es ist also nicht, wie Jäger meint, der mehr äußere Umstand, daß sich den Supervirilen

andere Männer zu Füßen legen, welcher es bewirkt, daß sie „die höchsten Stufen geistiger Entwicklung erklimmen“, sondern ihre eigene innere Beschaffenheit, die von Natur in ihnen vorhandenen Qualitäten stellen sie so hoch.

Es ist dies ja auch vollkommen erklärlich; denn wenn der höher geartete Heterosexuelle wegen des bedeutenden Quantums des männlichen Elementes auch auf dem Gebiete männlichen Könnens und männlicher Art sich auszeichnen wird, wenn Schärfe und Tiefe des Geistes, Größe der Seele, die Gewalt seiner ganzen Persönlichkeit ihn bewundernswert erscheinen lassen können, so fehlt ihm doch, da das weibliche Element eben relativ — und somit auch absolut, da die Summe des Männlichen und Weiblichen nicht ins Ungemessene steigen kann — zu gering entwickelt ist, die Feinheit, Innigkeit und Milde sowie der Reichtum und die Buntheit der Phantasie, die gerade beim edlen Weibe vorzugsweise anzutreffen sind. Aus dem Gros der Heterosexuellen werden daher Heroen hervorragen — bedeutende Feldherren und Staatsmänner, Könige im Reiche der Forschung, auch die streitbare und politische Gruppe religiöser Reformatoren — aber verhältnismäßig weniger häufig feinsinnige Dichter und Künstler[1]; und auch auf dem Gebiete alles umfassender Lebensphilosophie und der Reformation der Seele werden sie relativ nicht die größere Zahl der Genies stellen. Der supervirile Homosexuelle findet gerade in allem Seelischen, vorzugsweise in der Kunst, seine eigentliche Domäne, ohne daß es ihm (in absolutem Sinne) an Kraft zu mangeln braucht.

Man wird mir Richard Wagner (als Heterosexuellen)

---

[1] Als bemerkenswert aber möge erwähnt werden, daß auf der Berliner Schloßbrücke eine Marmorgruppe sich befindet, die einen Knaben darstellt, dem Nike auf einem Schilde die Namen dreier der größten Kriegshelden vorhält: Alexander, Cäsar, Friedrich — alle drei ganz oder teilweise homosexuell!



entgegenhalten. Wohl, es gibt Ausnahmen; aber auf alle Fälle bleibt es eigentümlich, daß gerade ihn der homosexuelle Ludwig II. liebte, wie die an Wagner gerichteten Briefe des letzteren beweisen. Andererseits nenne ich Shakespeare und Byron, Heinrich von Kleist, Grillparzer u. a. standen der geistigen Homosexualität nicht fern. Plato aber ist ein leuchtendes Beispiel, und wenn August von Platens homosexuelle (allerdings in der Geschlechtssphäre feminine) Veranlagung unzweifelhaft ist, so läßt sich bei anderen Größen der Menschheit nur deshalb der Nachweis schwer erbringen, weil sie geheim hielten, was die Durchschnittsmasse in der Welt verpönte.

Auf die herrlichste Erscheinung der Kulturgeschichte, in der das Menschliche zu vollkommener Harmonie und Größe gereift uns entgegentritt, kann ich mir den Hinweis unmöglich versagen. Meine Gedanken richten sich auf Jesus von Nazareth; aber wenn ich ihn nenne, hebe ich sogleich nachdrücklich hervor, daß es mir fernliegt, ihn in die Schar der Homosexuellen einzureihen. Seine Persönlichkeit, in der die Gottheit entweder verkörpert war oder die doch göttliche Eigenschaften bis zur höchsten Potenz gesteigert umfaßte, tritt so bedeutsam aus der Masse der Menschheit heraus und steht so hoch über derselben, daß es — von jeder religiösen Stellungnahme abgesehen — völlig fehlgegriffen wäre, ihn irgendwie ein- oder angliedern zu wollen — auch dann, wenn man das rein Sexuelle ausschließen wollte, wie ich dies für selbstverständlich halte. Bei dieser Gelegenheit möge übrigens betont werden, daß mit dem Begriffe „homosexuell“ keineswegs notwendigerweise geschlechtliche Akte verbunden zu denken sind; die Homosexualität bezeichnet nur die Triebrichtung, die innere Neigung zu Personen des gleichen Geschlechts, die sich nicht einmal als Neigung auf das Gebiet

sexuell-sinnlicher Betätigung zu erstrecken braucht, geschweige denn, daß sie zu solcher Betätigung praktisch unbedingt führen müßte.

Über das Liebesleben Jesu, das natürlich seinem göttlichen Wesen entsprechend nicht anders als rein innerlich aufzufassen ist, gibt uns der einfache biblische Bericht sicheren Aufschluß. Er teilt uns mit, daß Jesus unter der Schar seiner Jünger, mit denen er (in täglicher Gemeinschaft) durch das Land zog und denen er zweifellos insgesamt seelisch zugetan war, einen „lieb hatte“: den jugendlichen Johannes; daß dieser bei Tische in seinem Schoße lag (oder nach anderer Version: an seiner Brust, was — nach orientalischer Tischsitte — nicht viel anderes besagt); daß er der Vertraute Jesu war, denn bei der letzten gemeinsamen Oster-Mahlzeit bittet Petrus den Johannes, den Herrn zu fragen, wer es sei, der ihn verraten würde; daß endlich Jesus ihn wie seinen Bruder oder mehr betrachtete, denn in der Todesstunde empfiehlt er ihn der Liebe seiner Mutter mit den Worten: „Siehe, das ist dein Sohn“, und zu Johannes sagt er: „Das ist deine Mutter“.

Die Persönlichkeit Jesu nun soll im folgenden nur so weit in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, als sie in menschlicher Hinsicht (und nach religionsphilosophischer und kirchlicher Feststellung ist in Jesus neben seiner göttlichen Natur auch eine menschliche vorhanden) den Typus des Vollmenschen repräsentiert, und zwar in seiner vollkommensten Gestalt. Dies zeigt die biblische Darstellung unmittelbar. Auf der einen Seite finden wir in Jesus einen machtvoll entwickelten Geist und eine große Seele, beide das ganze Reich alles innerlich Menschlichen umfassend; dazu eine vor keiner Konsequenz zurückschreckende Fortführung des Gedankens (so daß selbst seine Jünger sich über seine Reden entsetzten), eine Unerschrockenheit des Auftretens, die bis zur Gewalttätigkeit (bei der Austreibung aus dem Tempel)

gehen konnte — lauter Erscheinungen, wie sie nur einer starken Männlichkeit eigen sein können. Auf der andern Seite aber ist sein Inneres weich, so daß er über Jerusalem sowohl wie über den Tod seines Freundes Lazarus weint, und seine Gesinnung ist milde, denn er lehrt nicht nur, man solle vergeben und dulden, sondern verdammt auch selbst weder die Ehebrecherin noch eine Dirne und läßt sich, gefangen genommen, peinigen und töten, noch im Sterben für seine Henker betend. Gerade das sich in solchen Zügen offenbarende weibliche Element in Jesus hat es ja möglich gemacht, daß er so vielfach als der schwache und süßliche Dulder hingestellt wurde, der nie und nimmer hätte die Welt erschüttern können. — —

Wir verlassen jetzt die Einzelerscheinung des Vollmenschen und Supervirilen und treten den Eigenschaften der Gesamtheit der Virilen näher.

Vor allem muß bei ihrer Charakterisierung hervorgehoben werden, daß trotz des weiblichen Elementes in ihnen, das ihnen einen gewissen Zug der Milde aufprägt, doch ihre Erscheinung wie ihr Wesen vorwiegend männlich geartet sind. Natürlich gibt es auch hier Abstufungen und Übergänge zu den femininen Homosexuellen. Wenn wir daher auf Einzelheiten näher eingehen, halten wir uns an diejenigen Typen, die den Femininen am fernsten stehen; muß sich doch jede menschliche Klassifizierung an die markanten oder — was auf eins herauskommt — extremen Erscheinungsgruppen halten.

Wir nehmen demnach an dem virilen Homosexuellen äußerlich weder einen trippelnden noch wiegenden Gang wahr; alle seine Bewegungen sind männlich charakterisiert, ohne eckig und schroff zu sein; seine Stimme besitzt ein tieferes Timbre (vorwiegend Bariton). Auch seine Neigungen entsprechen seinem vorwiegend männ-

lichen Wesen; weder hat er Vorliebe für Kochen, Nähen, Sticken usw. noch zeichnet ihn weibliche Neugier und Klatschsucht aus. Sein logischer Verstand ist entwickelt; er vermag auf mathematischem, naturwissenschaftlichem oder einem anderen Forschungsgebiete beachtenswerte Leistungen hervorzubringen; aber es fehlt ihm gleichzeitig nicht das Verständnis und die Liebe für Poesie und Musik. Seine Lebensführung ist überwiegend ernst, von Oberflächlichkeit und Tändelei ist er frei. Aber andererseits vermag er, durch das Schicksal getrieben, sich wilder Ausgelassenheit hinzugeben oder gar zu gewaltsamem Verhalten sich hinreißen zu lassen.

Auf dem Gebiete des Liebeslebens fühlt er sich vorzugsweise zu Jünglingen hingezogen, die ihn durch die Zartheit und Anschmiegsamkeit ihres Wesens und ihrer Erscheinung fesseln. Im Verkehr mit ihnen spielt das pädagogische Moment eine hervorragende Rolle. Er übt — halb unbeabsichtigt und unbewußt — eine Erziehung zur Ordnung und Gründlichkeit, zur Vertiefung ihrer Lebensauffassung und Veredlung ihrer Gesinnung auf sie aus, soweit ihm selbst dies gegeben ist. Er bringt ihnen durch Theaterbesuch und Lektüre die Produkte der klassischen Dichter nahe, berauscht sich mit ihnen an den Tonschöpfungen eines Mozart, Weber, Verdi und Wagner — und führt sie in vertrauten Gesprächen tief in die Philosphie und eine reine religiöse Anschauung ein — schmerzlich bewegt, wenn ihm dies nicht in dem Maße gelingt, wie er's möchte. Von der Zeit der Griechen träumt er, wo nach Platos Schilderung jenes schöne, dem von ihm ersehnten gleiche Verhältnis zwischen Liebhaber und Liebling bestand.

Daß gerade die Jugend — und zwar überwiegend die homosexuell veranlagte und trotz femininer Präponderanz doch (im absoluten Sinne) nicht zu schwach männlich geartete — ihn vorzugsweise anzieht, erhellt sehr begreiflich

daraus, daß sie noch am wenigsten vom Vorurteil verbildet und vergiftet, noch aufnahmefähig für originale Ideen und Geistesrichtung ist und leichter als die durch die Härten des Lebens des schwärmerischen Wahns beraubten ausgereiften Personen tatenbereit ist für das Schöne, Wahre und Gute.

Aber diese Vorliebe des virilen Homosexuellen für die Jugend birgt leider auch ihre Gefahren in sich; nicht für den jugendlichen Liebling, sondern für den Liebhaber. Denn man macht gerade ihm von seiten der Heterosexuellen, welchen das Verständnis für sein inneres Leben fehlt und die das Bild der antiken Jünglingsliebe aus dem Gedächtnis verloren oder ihr Wesen gleichfalls nicht verstanden haben, gar leicht und gern den schon vorher erwähnten Vorwurf der Verführung, die er an der Jugend verübe.

Nun ist es aber klar, daß, wenn in einem jungen Manne der homosexuelle Trieb angelegt ist, mit der Betätigung dieses Triebes irgend einmal ein Anfang gemacht werden muß; und daß dieser Anfang gewöhnlich nicht von dem jungen Manne — sowohl seiner Jugend wie seiner mehr femininen Natur wegen, der die Aggressivität fehlt — eingeleitet wird, ist gleichfalls erklärlich. Die Initiative wird also meist von dem älteren, dessen Inneres Interesse für den jungen Mann empfindet, ausgehen. Es gehört ja zur Entfaltung jeder Anlage eine erste Gelegenheit, welche sie gewissermaßen auslöst; aber es ist ganz falsch, ganz unwissenschaftlich, zu behaupten, wie es immer wieder von heterosexueller Seite geschieht, daß diese Gelegenheit erst die Anlage schafft — ebenso falsch, als wollte man etwa annehmen, daß ein musikalisches Talent oder gar Genie dadurch geschaffen werden könnte, daß man einem unmusikalischen Menschen Musikunterricht erteilen ließe.

Überhaupt ist der Begriff der Verführung unklar

und verworren. Was ist denn Verführung? — Besteht sie schon darin, daß der virile Homosexuelle Liebe zu seinem jüngeren Freunde empfindet? oder daß er, wie zuvor besprochen und was durch Tatsachen bewiesen werden kann, fördernd auf ihn einwirkt? daß er von seiner Schönheit beglückt ist? daß er ihn küßt? — Und selbst, was die sexuellen Akte betrifft — seien wir einmal ganz ehrlich: Ist es denn so viel schlimmer, sie auszuüben, als wenn der Jüngere sich der einsamen Onanie ergibt — vorausgesetzt natürlich, daß er geschlechtlich völlig entwickelt ist? — Oder will man vielleicht ernsthaft die Meinung vertreten, daß irgendein nennenswerter Prozentsatz der Menschen bis zur eventuellen Verheiratung (ohne die Homosexualität) absolute Keuschheit beobachtet? — Das würde auf nichts anderes als Unkenntnis, Vergeßlichkeit oder gar Heuchelei hinauslaufen.

Aber man wird auf Fälle verweisen, in denen ein Übermaß geschlechtlichen Verkehrs stattfand oder der Virile sich an Personen im kindlichen Alter heranmachte oder auch der seelische Einfluß des Liebhabers auf den Liebling ein ungünstiger war. — Es soll nicht bestritten werden, daß solche bedauernswerten Fälle vorkommen; aber genau so finden sie sich auf heterosexuellem Gebiet. Würde es indessen ihretwegen irgend jemandem in den Sinn kommen, Liebschaften zwischen Mann und Weib zu verbieten? Man suche die Auswüchse zu entfernen, ihrem Auftreten durch eine vollkommenere Erziehung der Menschheit vorzubeugen, aber man lasse den von der Natur geschaffenen Kern bestehen. Dies tut man ja auch — unlogischerweise — hinsichtlich des homosexuellen Verkehrs zwischen Personen des weiblichen Geschlechts. Oder will man hier abermals seine Unwissenheit bloßstellen oder der Heuchelei Raum geben, indem man behauptet: zwischen Frauen, die einander in Liebe zugetan sind, kämen sexuelle

Handlungen nicht vor? — Wir, die wir Erfahrungen besitzen, wissen es besser.

Ich schließe mit einigen Sätzen aus Platos „Gastmahl“:

„Anständig und sittig betrieben, kann keine Handlung, welche es auch sei, gerechter Tadel treffen.“ (Rede des Pausanias.) —

„Jene nun, die dem Leibe nach zeugungslustig sind, wenden sich mehr zu den Weibern und sind auf diese Art verliebt, indem sie durch Kinderzeugen Unsterblichkeit und Andenken und Glückseligkeit, wie sie meinen, für alle künftige Zeit sich verschaffen.“ (Rede des Sokrates.) —

„Der Eros der himmlischen Aphrodite aber gehört einer Göttin an, die erstens nicht von Weiblichem, sondern nur von Männlichem abstammt — und dies ist die Liebe zu den Jünglingen — und die zweitens älter und deshalb frei von allem Frevel ist. Daher wenden sich die von diesem Eros Ergiffenen zu dem Männlichen, indem sie das von Natur Stärkere und mehr Vernunft in sich Habende lieben.“ (Rede des Pausanias.) —

„Wenn also jemand, vermittelst der rechten Jünglingsliebe“ (d. i. derjenigen, welche die Seele höher schätzt als den Körper) „emporgestiegen, jenes Schöne“ (nämlich das allgemeine Schöne, die ewige und absolute Idee des Schönen) „zu erblicken anfängt, der kann beinahe zur Vollendung gelangen.“ (Rede des Sokrates.)

Platos Stellung zur Homosexualität.

Studie von

Dr. O. **Kiefer**-Stuttgart.

Wenn man die Geschichte der Homosexualität in Europa studiert, ist man genötigt zu allererst bei den Hellenen länger zu verweilen, als einem Volke, das für das Verständnis dieser Erscheinung die bedeutendsten Quellen liefert. Haben sich doch bei ihm alle nur denkbaren Formen entwickelt, wie der Mensch sich gegenüber dieser Erscheinung verhalten kann.

Und wenn man dann weiter auch nur einen flüchtigen Blick auf die uns erhaltenen hellenischen Quellen wirft, fällt einem gewiß in erster Linie der Name und das Lebenswerk desjenigen Mannes auf, der in allen Kreisen, sie mögen sich zur Homosexualität stellen wie sie wollen, auch heute noch als ein philosophischer Genius ersten Ranges gilt, der Name Platons, der selbst dem Ungebildeten wenigstens insofern nicht unbekannt ist, als nach ihm die so viel genannte und so wenig richtig verstandene „Platonische Liebe“ ihren Namen hat. Viele von unsern Mitmenschen reden von „Platonischer Liebe“ und meinen damit nur ein sog. rein geistiges Verhältnis, natürlich zwischen Angehörigen verschiedenen Geschlechtes, etwa so, wie ein Petrarca seine Laura, ein Dante seine Beatrice geliebt haben soll. Diese Leute ahnen nicht, was man nach dem klaren Inhalte der Platonischen Schriften eigentlich unter „Platonischer Liebe“ verstehen muß, sie würden sonst das Wort gewiß nicht im Munde führen! Doch es sei ferne von mir, diesen Personen einen Vorwurf zu machen, wissen doch anscheinend auch große Forscher und Gelehrte nicht recht, was sie

mit der eigentlichen Platonischen Liebe anfangen sollen: man vergleiche einmal unsere großen Platonforscher wie H. v. Stein in seiner „Geschichte des Platonismus", Zellers Philosophie der Griechen an der betreffenden Stelle über Platon, bis zu dem Herausgeber des Platonischen Gastmahls in Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur, um nur einige wenige zu nennen, und man macht überall die nämliche Erfahrung: von den unleugbaren, durch keine Vertuschung aus der Welt zu schaffenden natürlichen Grundlagen der Platonischen Liebesphilosophie wird entweder gar nicht geredet oder höchstens mit mitleidiger Miene, wie man von den Schwächen eines großen Mannes spricht.

So kommt es, daß man über die Frage, wie Platon sich zur Homosexualität stellte, die er als allgemein anerkannte Sitte seines Volkes vorfand, eigentlich bis auf den heutigen Tag noch keine auch nur einigermaßen befriedigende Arbeit von wissenschaftlicher Seite findet. Wenn ich mit meinen bescheidenen Kräften, der freundlichen Aufforderung des wissenschaftlich-humanitären Komitees folgend, mich an diese nicht leichte Arbeit mache, so geschieht das, weil mir einerseits eine langjährige Beschäftigung mit hellenischen Kulturzuständen, andererseits ein eingehendes Studium der Frage der Homosexualität die für eine solche Aufgabe nötige Sachkenntnis und Freiheit des Blickes einigermaßen zu gewähren scheint, so daß meine Arbeit wenigstens einmal für spätere Forschungen eine nicht ganz unbrauchbare Vorstufe sein möchte.

Was nun die Frage betrifft: wie verhielt sich Platon zur Homosexualität? so haben wir zur Beantwortung derselben verschiedene Quellen, nämlich Platons eigene Schriften, daneben aber auch mehr oder weniger gut bezeugte Überlieferungen aus Platons eigenem Leben, insofern sie auf unsere Frage Bezug haben. Wir wollen

zunächst diese Quellen prüfen; denn es ist doch von größter Wichtigkeit, zu wissen, ob Platon selbst die Empfindungen erlebt habe, die ihm in seinen Schriften so oft zum Ausgangspunkt tiefster philosophischer Spekulationen und herrlichsten Aufschwungs ins Reich des Geistes dienen. Sind nun auch die Quellen, die wir über Platons Leben besitzen, recht unsicher, das scheint bestimmt nachweisbar zu sein, daß er auch persönlich die Empfindungen gehabt hat, die so oft in seinen Dialogen in so wunderbarer Weise geschildert werden: mehrere Überlieferungen, wie Plutarch, Diogenes Laertius und Aelian berichten übereinstimmend, Platon sei Liebhaber des, als er ihn kennen lernte, 20 Jahre alten Dion in Syrakus gewesen, den er für seine Lehre gewann und mit welchem ihn eine langjährige Freundschaft verknüpfte. Ferner werden Aster, Phädrus und Alexis als seine Lieblinge genannt; ob die dem Platon zugeschriebenen stark homosexuellen Epigramme, welche auf die genannten Lieblinge gedichtet sind, wirklich von unserm Platon stammen, scheint zu zweifelhaft, als daß man aus ihnen Bestimmtes über Platon schließen könnte. (Vgl. Bergk: Poetae lyrici Graeci 1882 Bd. II S. 616ff.)

Wenn wir aber auch gar nichts vom Leben des Mannes wüßten, der das Gastmahl und den Phädrus geschrieben hat, so würden diese seine Schriften uns schon völlig genügen, um zu erkennen, welchen Standpunkt er gegenüber der Homosexualität, wie sie zu seiner Zeit sich allgemein vorfand, einnahm. Wenn man nun im einzelnen untersucht, wie Platons Ansichten über diese Erscheinung beschaffen waren, tritt einem das zunächst überraschende Ergebnis entgegen, daß der junge Platon über die Homosexualität nicht dieselben Ansichten hatte, wie der Greis. Nicht mit Unrecht unterscheidet ein so bedeutender und sachkundiger Forscher wie G. A. Symonds (vgl. das Werk: „Das konträre Geschlechtsgefühl“ von

H. Ellis und J. A. Symonds, deutsch von Dr. H. Kurella S. 96 ff.) die platonischen Dialoge „Phädrus“ und „Gastmahl“, welche die *παιδεραστία* als „das größte Gut des menschlichen Lebens“ und „eine Bedingung des philosophischen Temperaments“ preisen, „Lysis“ und „Charmides“, in welchen sie sympathisch beschrieben wird, und die Schrift „der Staat“, wo sie wenigstens tolerant behandelt wird, von der platonischen Altersschrift „die Gesetze“, welche diese Leidenschaft scharf verurteilt. Halten wir uns bei unserer Betrachtung an diese Einteilung, die mir recht zweckmäßig scheint, und versuchen wir dann, die Gründe für die so verschiedenartige Beurteilung der Sache von seiten Platons aufzufinden.

Beginnen möchte ich mit der Darstellung der äußeren Erscheinung der *παιδεραστία* (Jünglingsliebe), wie sie uns in den wohl auch ältesten der oben genannten Schriften des Meisters, im Lysis und Charmides entgegentritt. Der Dialog Lysis ist in jeder Beziehung so etwas wie ein Präludium zu den späteren, deutlicheren, ausführlicheren Abhandlungen über denselben Gegenstand: zunächst erscheint Sokrates hier im Gespräch mit Knaben und kaum den Knabenjahren entwachsenen Jünglingen, dann liest sich aber auch der Inhalt der Unterhaltung von der „Freundschaft“ (*φιλία*, nicht *ἔρως*!) nur wie eine Andeutung der späteren, gar keinen Zweifel mehr lassenden Liebesgespräche; man hat gesagt, Platon habe mit diesem Dialog sagen wollen, unter Knaben und gegenüber von Knaben könne nur von *φιλία*, nicht von *ἔρως* die Rede sein, und das würde auch trefflich damit übereinstimmen, daß er im Gastmahl den Pausanias ein Verbot erotischer Verbindungen mit Knaben wünschen läßt. Wie dem auch sei, jedenfalls ist das Bild, das uns Platon im Lysis von der äußeren Erscheinung der *παιδεραστία* gibt, ein Beweis dafür, daß er ihr, wenn sie nicht ausartete oder lächerlich wurde,

keineswegs unsympathisch gegenüberstand. Er läßt in dem Dialog Lysis den Sokrates ein Erlebnis erzählen: Sokrates kommt gerade von der Akademie und will zum Lykeon, da trifft er am Eingang der neuen Palästra den jungen Hippothales, den bekannten schwärmerischen Liebhaber der Knaben Lysis und Ktesippos, welche beide mit einigen anderen von Mikkos, einem Freunde des Sokrates, unterrichtet werden, während eine Schar anderer Knaben, darunter Lysis und dessen Freund Menexenos weiter drinnen das Hermaienfest begehen und sich mit Spielen die Zeit vertreiben. Sokrates wird aufgefordert, ebenfalls einzutreten und sagt zu. „Willst du uns nun folgen," fragte Hippothales, „und die Leute sehen, die drüben sind?" „Zuvor wüßte ich aber auch gerne, wer dort Schönes ist, denn deshalb will ich ja hin." „Jeden von uns gilt ein anderer dafür," erwiderte er. „Wer aber dir, Hippothales? Sag es mir doch." Auf diese Frage errötete er. Und ich (Sokrates) sagte: „... du brauchst es mir gar nicht mehr zu sagen, ob du jemanden liebst oder nicht, denn ich weiß, daß du nicht bloß verliebt bist, sondern auch schon tief in die Liebe eingedrungen. Ich bin ja sonst unbedeutend und wenig wert, aber die Gabe, schnell einen Liebenden und einen Geliebten zu erkennen, ward mir gleichsam von Gott verliehen." Als er dies hörte, errötete er noch weit mehr. — Nun mischt sich vorlaut Ktesippos ins Gespräch, lacht den Hippothales wegen seiner Schüchternheit aus und meint, man müsse sich nur ein Weilchen mit ihm unterhalten, um bald den Namen seines Angebetenen zu hören, denn: „Uns hat er wenigstens mit seinem Lysis die Ohren zum Taubwerden vollgeredet," auch dichte er ihn, seine Vorfahren, ihren Reichtum, ihre Gestüte, ihre Siege in Olympia usw. in einer Weise an, daß es schon mehr zum Lachen sei. Sokrates äußert hierauf zunächst im Eintreten die An-

sicht, wer in der Liebe weise verfahre, lobe den Geliebten erst, wenn er sich ihn sicher erworben habe, aus Furcht vor dem ungewissen Ausgange, und entwickelt dann auf Hippothales' Bitte, ihm zu sagen, wie man sich einen Liebling gewinnen könne, eingehend seine Ansichten über das Wesen der Freundschaft.

Da Sokrates meint, es sei am besten, wenn man den Lysis selbst ins Gespräch hineinziehe, begeben sie sich in die Nähe der innen spielenden Knaben, unter denen auch Lysis stand, „bekränzt, durch sein liebliches Antlitz sich vor allen auszeichnend, würdig, nicht nur schön, sondern auch schön und gut genannt zu werden.“ Lysis hat die Eintretenden bemerkt, getraut sich aber, bescheiden wie er ist, nicht zu ihnen herüber, sondern bleibt in der Ferne stehen, ständig den Blick zu ihnen gerichtet; da kommt Menexenos, der den Ktesippos kennt, herein, tritt herzu und da wagt sich auch Lysis heran und setzt sich zu seinem Freunde. Hippothales will von seinem Angebeteten nicht bemerkt werden, tritt daher in den Hintergrund.

Nun entwickelt Sokrates im Gespräch bald mit Lysis, bald mit Menexenos, wie ein richtiger Pädagoge, der die Knaben keineswegs eingebildet machen will, sie im Gegenteil mehrmals von ihrer Unreife überzeugt, in liebenswürdiger Weise seine Ansichten, die darin gipfeln, daß man einen Menschen nur um seines inneren Wertes willen lieben dürfe, und dieser Wert bestehe in der Einsicht und dem Verstand; Freundschaft beruhe auf Gegenseitigkeit und entspringe einem gewissen Bedürfnis nach gegenseitiger Ergänzung (damit deutet Platon auf den ἔρως!).

Scheint die Ausbeute an positiven Aufstellungen in dieser Schrift gering, so wird sie um so reicher für den, der zwischen den Zeilen zu lesen vermag: und da dürfte denn für unsere Frage sich folgendes ergeben: Auch die Neigung Älterer zu Knaben verwirft Platon nicht als unsittlich, wünscht aber hier absolute Beachtung des

noch jugendlichen Alters und Charakters, den man nicht durch Liebedienerei eingebildet und hochmütig machen soll; man sei dem Knaben gegenüber Freund, und zwar erziehender Freund; und der Knabe sei demütig, dankbar und freundlich; darum kann Platon ruhig sagen: „dem wahren Liebhaber sei es notwendig, von seinem Liebling geliebt zu werden.“ Daß er diesem Alter gegenüber jede sinnliche Betätigung der Liebe verurteilt, ergibt sich von selbst, geht aber auch daraus deutlich genug hervor, daß er den Sokrates diesen Knaben gegenüber nicht einmal vom ἔρως reden läßt, sondern den Dialog abbricht, als man soweit gelangt ist, vom Wesen der Liebe zu sprechen, die auch der Freundschaft zugrunde liegt.

Nicht weniger sympathisch berührt uns das Bild, welches der Dialog Charmides in seinen ersten Kapiteln von der *παιδεραστία* zeichnet, ja es ist beinahe noch lieblicher, zeigt uns aber auch zugleich, welche große Rolle die Jünglingsliebe in der attischen Gesellschaft damaliger Zeit spielte: Sokrates kehrt eben von der Schlacht bei Potidaea heim und sucht, um alte Bekannte zu treffen, die Palästra des Taureas auf, wo er viele Leute trifft, mit denen er sich ins Gespräch einläßt; bald ist man denn auch bei dem allen angenehmen Thema, wer sich durch Weisheit und Schönheit oder durch beides auszeichne, angelangt, und Sokrates erfährt von Kritias, der Schönste von allen sei zurzeit Charmides, ein eben herangereifter Jüngling, der auch schon als Knabe „nicht unbedeutend“ gewesen sei. Da tritt Charmides ein. Sokrates schildert den Eindruck, den er auf ihn macht mit folgenden Worten: „Nach mir, mein Freund, darf man hierin freilich nichts beurteilen, denn inbetreff des Schönen bin ich recht eigentlich wie Kreide auf weißer Wand; denn in diesem Alter erscheinen mir so ziemlich alle schön. Damals nun aber erschien mir jener nach Größe und

Schönheit ganz bewundernswert; und die übrigen alle waren, wie mir vorkam, verliebt in ihn, so aufgeregt und lärmend waren sie, als er eintrat, und auch unter denen, die ihm folgten, waren noch viele andere Liebhaber. Und bei uns nun, den Männern, war das weniger zu bewundern, aber auch bei den Knaben bemerkte ich, wie keiner von ihnen anderswohin blickte, auch der kleinste nicht, sondern alle auf ihn schauten wie auf ein Götterbild.“ Auf die Frage, ob der Jüngling dem Sokrates gefalle, erwidert dieser: „Über die Maßen“ als aber jemand bemerkte, wenn er sich erst entkleiden würde, würde man sein Gesicht gar nicht bemerken, so schön sei seine Gestalt“ antwortet Sokrates, er wolle lieber seine Seele, als seine Gestalt kennen lernen, worauf Kritias den Charmides herbeiruft.

Was nun folgt, ist wiederum so bezeichnend, daß wir es wörtlich bringen müssen: „Charmides kam und verursachte ein großes Gelächter; denn jeder von uns (sagt Sokrates) die wir schon saßen, drängte, um Platz zu schaffen, seinen Nachbar eifrig auf die Seite, damit er sich neben ihn setzen möchte ... Er aber, als er kam, setzte sich zwischen mir und Kritias nieder. Schon da, mein Lieber, geriet ich in Verlegenheit, und meine frühere Dreistigkeit, mit der ich es sogar leicht genommen hatte, eine Unterredung mit ihm anzustellen, erlitt einen großen Stoß. Als er aber . . . seine Augen mit unbeschreiblichem Ausdruck auf mich richtete . . . während alle in der Palästra uns in dichtem Kreise umdrängten, da sah ich ihm ins Gewand und entbrannte ganz und war nicht mehr bei mir selbst und urteilte, daß der Dichter Kydias doch in Liebessachen am weisesten sei, welcher, als er von einem schönen Knaben redet, einem anderen den Rat gibt: „es solle das Reh sich hüten, dem Löwen zu begegnen, damit es nicht der Beute Los teile. Denn es war auch so ein Raubtierbegehren über mich gekommen.“ Das läßt Platon

denselben Sokrates sagen, der darauf mit Charmides von der Besonnenheit redet! Klingt dieses Selbstbekenntnis des größten Weisen wie eine Verurteilung der παιδεραστία? Enthält sie aber anderseits etwa den Preis der rein sinnlichen Liebe? Beides denke ich, liegt diesem jungen Platon ferne.

Völlig bestätigt wird diese Ansicht durch die eingehende Behandlung, die die παιδεραστία im Phädrus und Gastmahl findet. Wir wollen hier zunächst einmal von der philosophischen Bedeutung des Platonischen ἔρως absehen und uns nur fragen, wie beurteilt der Verfasser des Phädrus und des Gastmahles die Erscheinung der Homosexualität? Der Dialog Phädrus unterscheidet, soweit er sich auf die Liebe bezieht, zwei Arten von Liebe, die Liebe als reinsinnliche Lust, und als Enthusiasmus; die Erörterung über die Liebe als reinsinnliche Lust geht von einer angeblichen Rede des Lysias aus, die Phädros dem Sokrates vorliest; in dieser Rede preist ein in heuchlerischer Weise sich als nicht verliebt stellender Liebhaber seinem Liebling den Vorzug des Nichtverliebten vor dem Verliebten, um ihn dadurch desto gewisser für seine reinsinnlichen Zwecke zu fangen. Platon läßt nun den Sokrates im Anschluß an diese Rede zeigen, daß die Liebe als Lust nur Schaden bringt: sie strebt notwendigerweise darnach jeden Vorzug, den der Geliebte genießt, wie Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen, geistige und körperliche Vorzüge, ja selbst bloß äußeres Hab und Gut zu vernichten, da alles dies geeignet ist, die unbedingte Hingabe des Geliebten an den Liebhaber zu zerstören; sie erzeugt in dem Geliebten keineswegs Gegenliebe, erfüllt ihn vielmehr mit stets steigendem Ekel, aber sie ist auch für den Liebhaber selbst nur ein Scheingut, denn auf die Lustbefriedigung folgt Sättigung und Überdruß, die Lust verwandelt sich also in Unlust! Ganz anders verhält es sich aber, wenn man die Liebe

als Enthusiasmus auffaßt: sie ist dann nur die prophetische und dichterische Begeisterung, eines der höchsten Güter und wird von Platon geradezu als Vehikel betrachtet, mittels dessen die Menschenseele aus dieser Welt in ihre ursprüngliche Heimat, ins Reich des Übersinnlichen zurückkehrt. Doch wie muß nach Platon die Liebe beschaffen sein, soll sie diese Aufgabe erfüllen können? Ist sie nichts weiter als die Sinnenbegierde? Oder ist sie rein geistiger Natur, allem Sinnlichen fremd? Keines von beiden ausschließlich. Durch den Anblick eines Schönen entflammt die Liebe in der Seele, allein gar verschieden ist die Wirkung, die sie in den verschiedenen Menschen hervorruft. Platon unterscheidet den „Eingeweihten“, welcher sich noch des Anblicks der idealen Schönheit im Reiche des Übersinnlichen, dem er entstammte, erinnert, und den „Ungeweihten und Verdorbenen“, also die gewöhnlichen Durchschnittsmenschen; von diesen sagt er: „dem Vergnügen ergeben, befolgt er das Gesetz der vierfüßigen Tiere und zeugt Kinder, ja er scheut nicht die Unzucht und ist ohne Scham vor seinen widernatürlichen Begierden“, von jenem: „Wenn aber der Gereifte ... ein gottgleiches Antlitz ... oder die schöne Gestalt eines Körpers erblickt, bebt er auf und eine heilige Angst fällt über ihn ..., dann erst sieht er hin und verehrt den Jüngling wie einen Gott; ja wenn er nicht den Schein des Narren meiden wollte, würde er dem Geliebten opfern wie einem Gott; doch indem er den Geliebten also anblickt, geht ein Wunderbares in ihm vor: der Schauer weicht und tritt in ungewöhnliche Hitze über, Schweiß bricht aus ihm; was von der Schönheit wie ausströmt, das fließt ihm ins Auge und netzt und wärmt die Flügel der Seele ... So oft sie nun die Schönheit des Jünglings sieht, ergreift sie die Sehnsucht, die Seele brennt an ihr auf und wird ganz warm und frei von Schmerzen und jubelt. Doch wenn sie wieder

von ihm getrennt ist und nach ihm dürstet, dann versiegen auch die Quellen der Flügel und schließen sich. Da also Freuden und Leiden in ihr gemischt sind, wird die Seele sich selbst fremd, unheimlich, rast- und hilflos und kann bei Nacht nicht schlafen und hat nirgends am Tage Ruhe, sehnsüchtig eilt sie dorthin, wo sie den erblicken zu können glaubt, der die Schönheit hat, darum will sie auch nicht mehr vom Geliebten lassen, die Seele stellt nichts über ihn und vergißt die Eltern und Geschwister und Freunde, und wenn sie um ihn ihre ganze Habe verlöre, würde sie es nicht achten; sie verschmäht die Gewohnheiten und Sitten und alles, womit sie früher sich zierte und ist bereit, dem Geliebten „zu dienen und will bei dem Geliebten liegen und in seinen Armen sein." (Nach der ganz vortrefflichen Übertragung Kastners bei Eug. Diederichs in Jena.)

Je nachdem nun ein Mensch selbst beschaffen ist, wählt er sich auch seinen Geliebten, also der Weisheitsfreund einen ihm Ähnlichen, der königlich Gesinnte einen ähnlich Gesinnten usw. und sucht ihn seinen Idealen entsprechend zu bilden. Doch wird diese Liebe rein geistig bleiben? Platon antwortet darauf mit dem berühmten Bilde, in welchem der höchste, mittlere und unterste Teil der Seele in moralischer Beziehung durch einen Wagenlenker, ein zahmes und ein unbändiges Roß dargestellt wird: bei dem besten Menschen behält stets der Wagenlenker die Oberhand und hält seine Pferde zurück, mag auch das unbändige beim Anblick des Geliebten noch so stürmisch fordern. „Sei mir zur Lust!" doch verurteilt er auch nicht die Menschen, bei denen in einem unbewachten Augenblicke — „beim Wein oder sonst in sorglosen Stunden" — der sinnliche Trieb, das unbändige Roß, „für die lange Entsagung sich ein wenig entschädigt", und „das wählt, was die Vielen so glücklich macht". Daß der Geliebte hierzu ohne weiteres bereit sei, nimmt

Platon an, denn „der Geliebte liebt doch den, der ihm gut ist und wäre nicht imstande dem Freunde, was auch immer es sei, zu versagen, wenn er ihn darum bäte," denn auch „er sehnt sich, nur weniger heftig, dem Liebenden nahe zu sein, ihn zu sehen, zu berühren, mit ihm schön zu tun und zu schlafen, und er tut das alles auch bald, wie es ja zu erwarten war."

Man beachte also wohl: das sinnliche Moment, soweit es nur in Umarmungen und „Zusammenliegen" besteht, billigt Platon hier selbst bei den allerbesten, weisesten Menschen, das Reinsexuale aber hält er für einen verzeihlichen Fehler der „Vielen", ja auch diesen billigt er nach dem Tode „ein Leben im Lichte" zu, „denn auch sie haben geliebt".

Fast ganz zu demselben Resultate gelangt Platon im Gastmahle. Diese wunderbare Schrift liefert uns zugleich den besten Einblick in die damals allgemein herrschenden Ansichten über die *παιδεραστία*. Nehmen wir an, Platons eigentliche Ansicht sei dem Sokrates in den Mund gelegt, was wohl der Wahrheit am nächsten kommen dürfte, so erscheint das, was die andern vorbringen, als verschiedene Seiten des von Sokrates in seinem tiefsten Wesen erfaßten ἔρως; wir erhalten also folgende Beschreibung: der ἔρως ist zunächst die stärkste Triebfeder zu einem edeln Leben, sie teilt den Liebenden die Scham und den Ehrgeiz mit, sie begeistert zu großen Taten: „Ich wüßte denn auch keine höhere Gabe als für einen Jüngling den treuen Freund und für diesen den Geliebten. Was allen Menschen, die edel ihr Leben führen wollen, immer notwendig sein soll, das können diesen nicht Geburt, nicht Ehre, nicht Reichtum so reich geben, wie die Liebe es gibt. Denn die Liebe allein gibt Scham vor dem Laster und den Ehrgeiz alles Guten, und ohne beide vermag eine ganze Stadt, vermag der Einzelne nicht das Große zu wirken. Ich meine, wenn ein Jüngling irgend etwas

Schlechtes getan hat, oder seine Feigheit den Gegner nicht wehren wollte, so wird die offene Scham ihn vor seinen Eltern oder Gefährten lange nicht so wie vor dem Geliebten schmerzen. Und wenn der Geliebte bei etwas Schlechtem ertappt wird, so empfindet er vor niemandem so bitter die Schande, wie vor dem Freunde! Die Freunde und die Geliebten — ja sollte es möglich sein, aus beiden eine ganze Stadt oder ein ganzes Heer zu bilden, so könnten eine so gemeinsame Abscheu vor dem Laster und ein so selbstloser Ehrgeiz das Staatswesen nicht besser verwalten, und wenn sie gemeinsam in die Schlacht zögen, müßten sie, wenn ihrer auch nur einige wären, alle andern, ich sage gleich, die ganze Welt besiegen. Ein Jüngling, der die Waffen wegwirft und die Schlachtreihe verläßt, würde wohl von allen andern besser als von dem Geliebten empfangen werden und eher sterben, bevor er dies täte. Oder gar den Geliebten verlassen, ihm in der Gefahr nicht beispringen, ja niemand ist so feige, jeden hat die Liebe so mit göttlichem Mute begabt, daß er sich dann mit dem Kühnsten mißt."

Im gleichen Zusammenhange findet sich die psychologisch so bedeutsame Stelle: „Es ehren die Götter ja überall den Mut in der Liebe, aber sie staunen mehr und spenden reicher die Gnade, wenn der Geliebte dem Freunde, als wenn der Freund dem Geliebten die Liebe beweist. Denn der Freund ist göttlicher als der Geliebte." Im weiteren wird der Unterschied zwischen dem gemeinen und dem „uranischen" (himmlischen) Eros erläutert: „der gemeine liebt wahllos Weiber und Knaben" (man beachte dies besonders!), „und er liebt immer nur den Leib, er liebt vor allem die geistig noch unentwickelten Knaben, da er eben nur den Zweck will und die Art ihn nicht kümmert;" von dem uranischen Eros aber heißt es: „die himmlische Aphrodite war aus dem Manne frei geschaffen und ist die ältere, voll Maß

und gebändigt“. Und darum also streben sehnend alle Jünglinge und Männer, welche diese Liebe begeistert, zum männlichen, zum eigenen Geschlecht hin d. h. sie lieben die stärkere Natur und den höheren Sinn. Aber auch hier in der Männerliebe müssen wir von andern scharf unterscheiden diejenigen, die nur von der hohen Liebe und nur von ihr geführt werden. Diese lieben die Jünglinge erst, wenn die Jünglinge selbständig zu denken beginnen, es ist das im allgemeinen um die Zeit, da diesen der Bart keimt. Und wer hier ihn zu lieben beginnt, wird dann auch bereit sein, sein ganzes Leben mit dem Geliebten gemeinsam zu führen, und wird ihn nicht betrügen und auslachen und davon zu einem andern laufen, etwas, das immer vorkommt, wenn er den Geliebten, da dieser beinahe noch ein Kind war, genommen hat.

Man solle, verlangt Platon dann weiter, Knaben überhaupt nicht lieben dürfen, „damit nicht so ins Ungewisse hinein viel Leidenschaft verschwendet wird.“ Ein edler Mensch schreibe sich dies Gebot selber vor, die andern solle man dazu zwingen, denn sie allein seien es, die die hohe Liebe in Verruf gebracht hätten. Platon erörtert dann die Stellung der einzelnen hellenischen Stämme zur *παιδεραστία* und findet, in Athen seien die Anschauungen besonders schwierig zu verstehen: einerseits gestattet die Sitte den Liebhaber zur Gewinnung des Lieblings Dinge zu tun, die ihm Schande brächten, wenn sie einem anderen Zwecke dienten, wie Bitten und Flehen, Schwören von Eiden und niedrige Sklavendienste, — anderseits verbieten die Väter ihren Söhnen, mit dem, der ihre Liebe begehren sollte, sich ins Gespräch einzulassen, und die Altersgenossen rügen den Verkehr eines Geliebten mit seinem Liebhaber; woher diese Zwiespalt? Die Antwort darauf lautet: die Sittlichkeit jeder Handlung liege in der Art ihrer Ausführung, tadelnswert sei also

jene Liebe, die nur den Körper liebt und treulos von einer Sinnenlust zur andern eilt, löblich dagegen sei die der Sinnlichkeit zwar ebenfalls nicht völlig entbehrende, aber durch geistige Bande geadelte Liebe, wobei der Liebhaber sittlich bildend auf den Geliebten einzuwirken suche, wofür dann der Liebling dem Geliebten wohl zu willen sein dürfe.

Diese Ansicht, welche mit der im Phädrus für die gewöhnlichen Menschen giltigen übereinstimmt, darf man nun freilich nicht ohne weiteres als Platons eigene Ansicht betrachten; es ist vielmehr, wie mir scheinen will, die Volksansicht seiner Zeit, die der Philosoph hier vorführt; geradeso ist es mit dem im weiteren Verlauf des Dialogs dem Aristophanes in den Mund gelegten bekannten Mythus von den Menschen als zerschnittenen und darum einander suchenden Hälften eines einstigen Urmenschengeschlechts; diese Sage enthält den zweifellos wahren Kern, daß die Liebe jeder Art viel mehr ist als nur ein Sehnen nach Geschlechtstriebbefriedigung, daß die Vereinigungssehnsucht im mystischen Sinne dieses Wortes das eigentliche Wesen der Liebe, also auch der *παιδεραστία* ausmacht, die hier klar und deutlich als eine Naturerscheinung aufgefaßt wird. In echt hellenischer Weise erscheint dabei freilich die *παιδεραστία* als die bessere, wertvollere Art Liebe, es heißt z. B.: „Schon als Knaben lieben sie (die geborenen Homosexuellen, könnte man sagen) die Männer und sind froh, wenn sie Männer umarmen und mit Männern liegen können. Gerade die mutigsten sind unter ihnen, da sie ja doch schon von Natur aus sozusagen die männlichsten sind. Wer sie schamlos nennt, der lügt. Denn nicht aus Schamlosigkeit handeln sie so, nein, ihr Mut, ihre Mannhaftigkeit, ihre Männlichkeit liebt eben ihresgleichen. Und das beweist es: nur sie dienen, reif und zu Männern geworden, dem Staate. Als Männer lieben sie wieder Knaben und Jüng-

linge und kümmern sich wenig darum, ein Weib zu nehmen und Kinder mit ihm zu zeugen, es genügt ihnen durchaus, unverheiratet nur miteinander zu leben.“ — „Aber sie, die von nun an ihr ganzes Leben bei einander weilen, sie wissen dennoch niemals, was sie wollten, daß mit ihnen geschähe. Die sinnliche Begierde könnte doch kaum den einen an den andern mit so großer Leidenschaft binden. Ihre Seele will doch wohl etwas anderes: sie kann es nicht sagen und ahnt es nur und stammelt.“

Kann man das innerste Wesen der Liebe schöner und zutreffender beschreiben? Daß diese Auffassung vom Wesen der Liebe überhaupt Platons eigene Ansicht ist, bedarf für den Kenner seiner Philosphie keiner Erörterungen. Welch idealer Aufgaben er aber die *παιδεραστία* als solche für fähig hält, enthüllt er uns ganz klar und zweifellos in der dem Sokrates in den Mund gelegten Rede. Platon sieht hier von der *παιδεραστία* als einer ziemlich untergeordneten einzelnen Form des *ἔρως* ab und beschreibt das Wesen dieses letzteren: er ist einmal der Trieb vermittelst der Schönheit fruchtbar zu werden, dann aber im höchsten Sinne „das beste und einzige Band, das uns mit der vollen Glückseligkeit eines vorzeitlichen Schauens der Ideenwelt verbindet.“ (H. v. Stein.) Weiter auf diesen philosophischen *ἔρως* einzugehen würde außer unserem Thema liegen; es sei nur darauf hingewiesen, daß ein Trieb, den Platon solcher Veredelung für fähig hält, einerseits im Sinne dieses Philosophen kein verdammenswerter sein kann, anderseits aber auch himmelhoch über der sinnlichen Neigung zu schönen Menschen stehen muß. Gleichsam als Illustration, wie der von solchem Trieb Beseelte sich der Sinnlichkeit gegenüber zu verhalten habe, dient die am Schluß der Schrift von Platon dem Alkibiades in den Mund gelegte treuherzige Schilderung des Sokrates: er stellt Platons Idealmenschen dar, der aus den Armen des schönsten

Jünglings wie ein Vater aus den Armen des Sohnes sich erhebt. (Vgl. auch die Deutung dieser Episode in B. Friedländers Buch „Die Renaissance des Eros Uranios" Zusatz 9.)

Ergibt sich aus all dem, daß selbst der jüngere Platon der rein sinnlichen Form der *παιδεραστία* nur bedingungsweise zustimmen konnte, so darf es uns nicht mehr so sehr wundernehmen, wenn der alte Platon sie überhaupt verurteilte.

In seiner Schrift „der Staat" fordert er zwar noch, daß, wer sich im Kriege befinde, jeden Einzelnen lieben und von ihm geliebt werden dürfe, ja es solle keinem erlaubt sein, sich loszusagen von seinem Liebhaber, damit dadurch sein Kampfeseifer erhöht werde. In den „Gesetzen" dagegen, seiner letzten Schrift, nennt er die Liebe zum gleichen Geschlecht geradezu *παρὰ φύσιν* (unnatürlich). Das scheint denn doch auffallend, wird aber etwas verständlicher, wenn man außer dem Obengesagten noch weiter inbetracht zieht, daß der Platon dieser Schrift die sinnliche Lust überhaupt als etwas Sündhaftes verwirft; gelten läßt er hier nur noch die Freundschaft als rein geistiges Verhältnis und die Ehe zur Kindererzeugung — mit einem Wort ganz der Standpunkt senilen Empfindens.

Nur nebenbei will ich noch erwähnen, daß die Gesetze von manchen Forschern gar nicht für eine Schrift Platons gehalten werden. Wie dem nun auch sei, Platons Namen ist mit der Homosexualität zu tief verwoben, als daß die in den „Gesetzen" ausgesprochene Verurteilung derselben uns veranlassen könnte, die wunderbaren, zweifellos ersten Werke wie den Phädrus und das Gastmahl nur als von jugendlicher Unreife diktiert zu betrachten und die Verurteilung der *παιδεραστία* in den Gesetzen als die eigentlich maßgebende Meinung Platons anzusehen.

Nein, solange es Homosexuelle geben wird — und

das wird wohl sein, solange es Menschen gibt — werden auch die platonischen Dialoge, deren Hauptbedeutung ja gewiß auf einem ganz anderen Gebiete liegt als auf ihrer Stellung zur παιδεραστία, als Trost- und Erhebungschriften für unglückliche Menschen dienen, welche hier ihren eigenen Sexualtrieb in seiner relativen Berechtigung, aber auch in seiner schönsten Veredelung vor Augen geführt bekommen!

Die Platonforscher aber, welche aus falschem Schamgefühl meinen, diesen Punkt totschweigen oder entstellen zu dürfen, werden hoffentlich immer mehr aussterben, denn wie sagt doch Baco?

„Was des Seins würdig ist, ist auch würdig erkannt zu werden."

— —

Äußerung Goethes über griechische Liebe und Johannes Müller.

Zu dem im Jahrbuche V, 1, S. 425 von Dr. P. I. Möbius mitgeteilten Briefe Goethes über mannmännliche Liebe in Rom wird uns folgendes ergänzende Seitenstück von Oberlehrer Dr. Brandt in Leipzig mitgeteilt.

Aus Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller.

265. Mittwoch, 7. April 1830.

. . . „*Nun fiel das Gespräch auf griechische Liebe und auf Johannes Müller. Er entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach seinem ästhetischen Maßstab der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Tierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.*" —

Welches
Interesse hat die Frauenbewegung
an der
Lösung des homosexuellen Problems?

Rede von

Anna Rüling.

(Gehalten auf der Jahresversammlung des wissenschaftlich-humanitären Komitees im Hotel Prinz Albrecht am 8. Oktober 1904.)

Sehr verehrte Anwesende!

Die Frauenbewegung ist eine kulturgeschichtliche Notwendigkeit!

Die Homosexualität ist eine naturgeschichtliche Notwendigkeit, sie bedeutet die verbindende Brücke, den naturgemäßen und selbstverständlichen Übergang zwischen Mann und Weib. Das ist heute für die Wissenschaft eine feststehende Tatsache, gegen die sich Ignoranz und Unduldsamkeit vergebens sträuben. Gleichwohl wird sich mancher gefragt haben, wie ich dazu gekommen bin, die kulturgeschichtliche und die naturgeschichtliche Wahrheit in einem Atem zu nennen, zwei Dinge, die bei oberflächlicher Betrachtung Gegensätze zu sein scheinen.

Der Grund für diese verbreitete Ansicht ist darin zu suchen und zu finden, daß man im allgemeinen, wenn von Homosexuellen die Rede ist, nur an die urnischen Männer denkt und übersieht wie viele homosexuelle Frauen, es gibt, von denen freilich weniger geredet wird, weil sie — ich möchte fast sagen „leider" — keinen ungerechten und aus falschen sittlichen Anschauungen hervorgegangenen Strafgesetzparagraphen zu bekämpfen haben.

Den Frauen droht kein peinliches Gericht und kein Zuchthaus wenn sie ihrem angeborenen Liebestriebe folgen. Aber der seelische Druck, unter dem die Urninden stehen, ist ebenso schwer, ja noch schwerer, als das Joch, unter

dem ihre männlichen Leidensgefährten seufzen. Sie sind für die nach dem äußeren Scheine urteilende Welt um vieles auffallender als selbst der weibischste Urning. Sie werden nur zu oft von moralisierendem Unverstand mit Spott und Hohn überschüttet.

Für unser gesamtes soziales Leben aber sind die urnischen Frauen von mindestens ebenso hoher Bedeutung wie ihre männlichen Gefährten, denn sie beeinflussen, auch ohne daß von ihnen geredet wird, unser Leben in mannigfaltiger Weise. Wenn man sich die Tatsachen vor Augen hält, wird man bald zu dem Schlusse kommen, daß sich Homosexualität und Frauenbewegung nicht gegensätzlich gegenüberstehen, sondern daß sie vielmehr dazu bestimmt sind, sich gegenseitig zu Recht und Anerkennung zu verhelfen und die Ungerechtigkeit, die sie verdammt, aus der Welt zu schaffen.

Die homosexuelle Bewegung kämpft für das Recht aller Homosexuellen, für das der Männer, wie für das der Frauen. Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee hat sich, darin vorteilhaft von allen anderen Bewegungen, die ein Interesse an dem Kampf haben oder haben sollten, ausgezeichnet, daß es sich auch den Urninden immer mit lebhafter Anteilnahme gewidmet hat.

Die Frauenbewegung erstrebt die Anerkennung der lange mißachteten Frauenrechte; sie kämpft namentlich für möglichste Selbständigkeit und rechtliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne innerhalb und außerhalb der Ehe. Die letzteren Bestrebungen sind besonders wichtig, weil es erstens unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse und zweitens der durch Statistik festgestellte nominelle Überschuß von Frauen in der Bevölkerung unseres Vaterlandes mit sich bringen, daß eine große Anzahl von Frauen nicht zur Ehe gelangen kann. Diese Frauen sind, soweit sie nicht von Haus aus über ausreichende Geldmittel verfügen — was nur bei etwa 10% der Fall

ist — gezwungen, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen und in irgend einem Berufe ihr tägliches Brot zu verdienen. Die Stellung und Anteilnahme der homosexuellen Frauen in der Frauenbewegung zu und an einem ihrer wichtigsten Probleme ist von größter und einschneidenster Bedeutung und verdient die allgemeinste und weitgehendste Beachtung.

Man muß bei der homosexuellen Frau zweierlei unterscheiden, ihre Persönlichkeit im allgemeinen und ihre sexuelle Veranlagung. Das wesentliche ist natürlich ihre Persönlichkeit im allgemeinen, erst in zweiter Linie kommt die Richtung ihres sexuellen Triebes, ohne dessen genaue Kenntnis und gerechte Würdigung man freilich nie imstande sein wird, sie voll und gerecht zu beurteilen, denn der physische Liebestrieb ist fast immer nur ein Ausfluß, eine natürliche Folge der psychischen Eigenschaften; d. h. er richtet sich bei Menschen mit vorwiegend männlichen Charaktereigenschaften naturgemäß auf das Weib und umgekehrt, ohne daß die Natur immer auf den äußeren Körperbau des Menschen Rücksicht nimmt. Die homosexuelle Frau besitzt viele Eigenschaften, Neigungen und Fähigkeiten, die wir gewöhnlich als rechtsgültigen Besitz des Mannes betrachten. Ganz besonders entfernt sie sich auf der Bahn des Gefühlslebens von der mittleren weiblichen Linie. Während bei dem ausgesprochen heterosexuellen Weibe das Gefühl fast immer — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — vorherrschend und ausschlaggebend ist, überwiegt bei der Urninde meist der klar blickende Verstand. Sie ist, wie im Durchschnitt der normale Mann, objektiver, energischer und zielbewußter, als das weibliche Weib, ihre Gedanken und Empfindungen sind die des Mannes; sie ahmt den Mann nicht nach, sie ist veranlagt wie er, dies ist der entscheidende springende Punkt, den die Hasser und Verleumder des sogenannten „Mannweibes“ immer

außer acht lassen, weil sie sich nie die Mühe geben, der homosexuellen Erscheinung einmal gründlich nachzuforschen. Es ist gar leicht, etwas zu verurteilen, was man nicht versteht, ebenso leicht, wie es schwer zu sein scheint, eine vorgefaßte und falsche Meinung zu korrigieren oder durch Aufklärung korrigieren zu lassen. Ich möchte an dieser Stelle bemerken, daß es eine absolute und eine nur psychische Homosexualität gibt, daß also männliche Charaktereigenschaften nicht unbedingt einen sexuellen Trieb zum eigenen Geschlecht im Gefolge haben müssen; denn jeder Urninde sind naturgemäß auch mehr oder weniger zahlreiche weibliche Züge eigen, die sich bei den ungeheuer verschiedenen Gradabstufungen in den Übergängen zwischen den Geschlechtern auch wohl einmal im sexuellen Trieb zum Manne äußern können. Freilich pflegt sich der Trieb in diesen Fällen meist auf einen sehr weiblichen Mann zu erstrecken, als die naturgemäße Ergänzung des Weibes mit stark männlicher Seele. Ich erinnere zum Beweise für diese Behauptung nur an George Sand und Daniel Stern, die beide Männer liebten, welche zu den weiblichsten aller Zeiten gehören, Friedrich Chopin und Franz Liszt. Auch Klara Schumann, die große Künstlerin, war einem Manne mit stark weiblichen Neigungen vermählt — Robert Schumann. Es scheint übrigens, als ob sich bei den Frauen, die ich als psychisch homosexuell bezeichnet habe, der Geschlechtstrieb nie besonders kräftig entwickelt hat, auch George Sand und Daniel Stern liebten ihre Künstler weit mehr mit der Seele, als mit den Sinnen; ich bin daher geneigt, bei psychisch homogenen Frauen gewissermaßen von „unsexuellen“ Naturen zu sprechen. Da die homosexuelle Frau mit ihren männlichen Anlagen und Eigenschaften niemals eine passende Ergänzung zu dem Vollmann bilden kann, so ist es ohne weiteres klar, daß die Urninde sich nicht für die Ehe eignet. Die urnischen

Frauen selbst wissen das zumeist sehr wohl, oder empfinden es doch unbewußt und sträuben sich ihrer Natur gemäß gegen den Gang zum Standesamt. Aber wie oft haben sie ohne Eltern, Basen, Tanten und die anderen lieben Freunde und Verwandte gerechnet, die ihnen tagaus, tagein von der Notwendigkeit einer Ehe vorreden, die ihnen mit ihren weisen Ratschlägen das Leben zur Qual machen. Sie tappen oftmals blindlings in eine Ehe hinein, dank unserer unverständigen Mädchenerziehung, ohne klare Anschauungen und Begriffe über die Sexualität und das sexuelle Leben. So lange es die Ansicht der sogenannten „Gesellschaft“ bleibt, daß die alte Jungfernschaft, d. h. die Ehelosigkeit des Weibes etwas Unangenehmes, ja etwas Minderwertiges bedeutet, so lange wird es nur zu oft eintreten, daß die Urninde sich durch äußere Umstände in eine Ehe treiben läßt, in welcher sie weder Glück finden, noch Glück schaffen kann. Eine solche Ehe aber ist doch wohl weit eher unmoralisch zu nennen, als das Liebesbündnis zweier Menschen, die eine mächtige Natur gewaltig zueinander reißt.

Die Frauenbewegung will die Ehe reformieren, sie will rechtlich vieles ändern, damit die heute oft so unerquicklichen Zustände aufhören, damit Unfrieden und Rechtlosigkeit, Willkür und sklavische Unterwerfung verschwinden aus dem Heim der Familie, damit ein gesunderes und kräftigeres Geschlecht erblühe.

Bei diesen Reformbestrebungen darf die Frauenbewegung nicht vergessen, wie viel Schuld die falsche Bewertung der homosexuellen Frau an den unfreundlichen Zuständen trägt; ich sage ausdrücklich „wie viel Schuld“, es liegt mir selbstverständlich fern, dieser falschen Bewertung etwa die ganze Schuld aufbürden zu wollen. Aber schon um diesen Teil der Schuld willen ist es eine einfache und unabweisbare Pflicht der Frauenbewegung, die breitesten Volksmassen in Wort und Schrift darüber

aufzuklären, wie verderblich die Ehe von Homosexuellen ist. Zunächst natürlich für die beiden beteiligten Menschen. Der Mann wird einfach betrogen, denn ganz abgesehen von ihrer ideellen Bedeutung ist der Abschluß einer Ehe ein gegenseitiger Vertrag, in welchem beide Teile Rechte und Pflichten übernehmen. Eine homosexuelle Frau aber kann ihre Pflichten dem Manne gegenüber nur mit Abneigung, im besten Falle mit Gleichgültigkeit erfüllen. Eine erzwungene sexuelle Gemeinschaft ist ohne Zweifel für beide Beteiligte eine Qual und kein anständig denkender Mann kann darin etwas Erstrebenswertes sehen, kann mit einer urnischen Frau das Glück finden, das er in der Ehe gesucht hat. Sehr oft kommt es vor, daß solch ein Mann aus anständigem Empfinden heraus um der Frau willen den sexuellen Verkehr mit ihr meidet und die Befriedigung seines Triebes in den Armen einer Maitresse oder bei käuflichen Dirnen sucht. Wem aber die wahre Sittlichkeit und die Gesundheit unseres Volkes so ehrlich am Herzen liegt, wie der Frauenbewegung, der muß zur Vermeidung der Eheschließung von Homosexuellen tun, was in seinen Kräften steht. Und die Frauenbewegung kann in der Aufklärungsarbeit unendlich viel tun, damit alle Kreise erkennen, daß die Ehe von Urninden ein dreifaches Unrecht ist, gegen den Staat, die Gesellschaft und ein ungeborenes Geschlecht. denn die Erfahrung lehrt, daß die Nachkommenschaft urnischer Menschen nur in den seltensten Fällen gesund und kräftig ist. Die unglücklichen, ohne Liebe, selbst ohne Lust empfangenen und geborenen Geschöpfe stellen einen großen Prozentsatz zu der Zahl der Schwachsinnigen, Blödsinnigen, Epileptischen, Brustkranken, Degenerierten aller Art. Auch sind die krankhaften sexuellen Triebe, wie Sadismus und Masochismus oft ein Erbteil urnischer Menschen, die wider ihre Natur Kinder erzeugten. Staat und Gesellschaft haben ein dringendes Interesse daran,

daß urnische Menschen nicht heiraten, denn auf ihnen lastet später nicht zum kleinsten Teil die Sorge für solche kranke und schwache Wesen, von denen sie ihrerseits kaum irgend eine Gegenleistung erwarten dürfen.

Ein wesentlich praktischer Punkt für die heterosexuellen Frauen scheint mir der zu sein, daß sie, wenn die Urninden ohne Schädigung ihrer sozialen Stellung ehelos bleiben könnten, um vieles leichter den sie doch, gemäß ihrer natürlichen Veranlagung, zumeist befriedigenden Wirkungskreis der Gattin, Hausfrau und Mutter finden würden. Eine genaue statistische Erhebung über die Zahl der homosexuellen Frauen fehlt uns leider noch, doch dürfen wir nach meinen sehr großen Erfahrungen und eingehenden Studien auf diesem Gebiete annehmen, daß das Resultat, das die statistischen Erhebungen von Herrn Dr. Hirschfeld über die Verbreitung der männlichen Homosexualität ergeben haben, auch auf die Frauen in Anwendung gebracht werden kann. Demzufolge würde es in Deutschland annähernd die gleiche Anzahl urnischer und lediger Frauen geben. Das ist nicht falsch aufzufassen. Ich will z. B. sagen, es gäbe 2 Millionen lediger und 2 Millionen homosexueller Frauen. Unter diesen 2 Millionen der ledigen befindet sich naturgemäß schon ein größerer Prozentsatz der urnischen, sagen wir 50 %, also 1 Million, unter den Homosexuellen aber befinden sich wiederum etwa 50 %, die sich infolge äußerer Umstände verheiratet haben, die also, wie Sie sich sicherlich ausrechnen werden, den 50 % normal sexueller lediger Frauen bei einer Eheschließung im Lichte standen. Die Konsequenzen aus dieser Tatsache sind leicht zu ziehen. Bei möglichster Ehelosigkeit aller Urninden würde die Wahrscheinlichkeit einer Eheschließung für die heterosexuellen Frauen um ein beträchtliches steigen, womit ich freilich nicht gesagt haben will, daß hier etwa ein

Universalmittel gegen die alte Jungfernschaft gefunden worden sei, denn die zunehmende Animosität der Männer gegen die Ehe hat ihren Grund vielfach in sozialen Verhältnissen, über welche zu reden hier nicht der Ort ist.

Wenn die Frauenbewegung sich aber kräftig der homosexuellen Seite der Ehefrage annähme, dann würde sie damit auch einen Schritt weiter tun auf dem Wege zu dem schönen und hohen Ziele, die Uridee der Ehe, das Liebesbündnis zwischen Mann und Weib, wieder zu ihrem Rechte gelangen zu lassen. Denn es ist eine ethische Forderung, der die heute so zahlreichen Geld- und Vernunftheiraten täglich ins Gesicht schlagen, daß die Menschen nur aus Liebe den Bund der Ehe eingehen sollen.

Ich habe bemerkt, daß viele homosexuelle Frauen heiraten, weil sie sich ihrer Natur zu spät bewußt werden und so ohne ihre Schuld unglücklich werden und unglücklich machen. Auch hier kann die Frauenbewegung helfend eingreifen, indem sie, wenn sie über Jugenderziehungsfragen spricht, — was oft geschieht — auch einmal darlegt, wie notwendig es ist, größere Kinder und junge Leute, an denen die Eltern in langer, liebevoller und genauer Beobachtung den homosexuellen Trieb wahrgenommen haben, — und ehrliche und verständige Beobachter können ihn an mancherlei Anzeichen erkennen — in vernünftiger, faßlicher Weise über das Wesen der Homosexualität und ihrer eignen Natur aufzuklären. So könnten sie unendlich viel frühe Qual und vieles Elend verhüten, anstatt daß sie — wie es häufig geschieht — mit allen Mitteln versuchen, homosexuelle Kinder in heterosexuelle Bahnen zu zwingen. Man braucht dabei nicht zu befürchten, daß etwa weichliche heterosexuelle Kinder als homosexuell angesehen werden könnten und so zu Homosexuellen gemacht werden, denn

erstens hätte eine solche Aufklärung natürlich nur nach Konsultation eines auf dem Gebiete erfahrenen Arztes zu erfolgen und zweitens hat auch bereits die Erfahrung gelehrt, daß weder Verführung noch sonst irgend etwas, den heterosexuellen Trieb in einen homosexuellen verwandeln kann und umgekehrt. Gewiß, ein heterosexueller Mensch kann sich zu homosexuellen Handlungen verführen lassen, aber dies geschieht dann aus Neugier, Genußsucht oder um ein Surrogat für mangelnden normalen Verkehr zu haben, — wie letzteres z. B. zuweilen bei den Seeleuten der Fall ist — der angeborene sexuelle Trieb aber wird dadurch nicht verändert und behauptet unter normalen Umständen immer das Feld.

An dieser Stelle möchte ich meinerseits noch einmal sagen, was Dr. Hirschfeld schon öfter ausgeführt hat, daß nämlich die Homosexualität keine Begleiterscheinung irgend einer sozialen Klasse ist, daß sie unter den höheren Volksschichten keineswegs häufiger vorkommt als unter den niederen oder umgekehrt. Kein Vater und keine Mutter, also keiner von Ihnen, verehrte Anwesende, der Kinder hat, ist von vorneherein sicher, daß sich unter seinen Sprößlingen kein urnisches Kind befindet. In bürgerlichen Kreisen nimmt man merkwürdigerweise an, daß in ihnen die Homosexualität keine Stätte habe und aus diesen Kreisen rekrutieren sich auch die ärgsten Feinde der Bewegung für die Befreiung der urnischen Menschen. Ich möchte als Beispiel für diese Behauptung anführen, daß mein Vater, als zufällig einmal die Rede auf Homosexualität kam, mit überzeugter Bestimmtheit erklärte: „in meiner Familie kann so etwas nicht vorkommen!“ Die Tatsachen beweisen das Gegenteil! Ich brauche wohl dem nichts hinzuzufügen!

Zur Ehefrage zurückkehrend, möchte ich noch be-

merken, daß eine homosexuelle Frau fast niemals wird, was man mit dem Ausdrucke „alte Jungfer“ bezeichnet. Dieser Umstand ist bemerkenswert, weil er die Urninden besonders im späteren Alter leicht erkenntlich macht. Sehen Sie sich einmal eine unverheiratete homosexuelle Frau zwischen 30 und 50 Jahren an, Sie werden nichts von den so viel bewitzelten Eigenschaften des ledigen heterosexuellen Weibes vom Durchschnitt an ihr finden. Diese Beobachtung ist lehrreich, denn sie beweist, daß eine vernünftige und maßvolle Befriedigung des Geschlechtstriebes auch die Frau lebensfroh, frisch und tatkräftig erhält, während absolute sexuelle Abstinenz leicht die Eigenschaften entwickelt und ausbildet, die wir an der alten Jungfer unangenehm empfinden, z. B. Unliebenswürdigkeit, hysterische Reizbarkeit usw.

Um nun aber den Homosexuellen und überhaupt allen Frauen die Möglichkeit zu verschaffen, ihrer Natur entsprechend leben zu können, ist es durchaus notwendig, den Bestrebungen der Frauenbewegung sich tatkräftig anzuschließen, die den Frauen erweiterte Bildungsmöglichkeit und neue Berufe öffnen wollen. Ich berühre zunächst den uralten Streitpunkt um den Wert der Geschlechter. Ich glaube mit einigem guten Willen könnte man sich leicht einigen, wenn man auch hier wieder untersucht, welche Absichten die nie fehlende Natur bei der Schaffung von Mann, Weib und den Übergängen zwischen beiden gehabt hat. Und da muß man zu dem Schlusse gelangen, daß es falsch ist, ein Geschlecht höher zu bewerten, als das andere — gewissermaßen von einem erstklassigen — dem Manne — einem zweitklassigen — dem Weibe — und einem drittklassigen Geschlechte — dem urnischen — zu reden.

Die Geschlechter sind nicht verschieden*wertig*, sie sind nur verschieden*artig*. An dieser Tatsache, aus der sich naturgemäß und klar ergibt, daß Mann, Frau und

Urning sich nicht für alle Berufe gleich gut eignen, kann die Frauenbewegung nichts ändern — die verständige Richtung will es auch nicht. Das weibliche Weib ist schon organisch von der Natur dazu bestimmt, vor allen Dingen Gattin und Mutter zu werden. Und sie hat alles Recht, auf diese, ihre Naturbestimmung stolz zu sein, denn einen höher zu bewertenden Beruf, als den der Mutter gibt es nicht! Die Frau, die Gattin und Mutter oder eines von beiden ist, braucht natürlich über diesem Berufe nicht die ganze übrige Welt zu vergessen — sie soll vielmehr ihren wohlgemessenen Anteil an allen Ereignissen des öffentlichen Lebens nehmen — daß sie dazu imstande ist, will die Frauenbewegung erreichen und das ist wohl eines ihrer schönsten Ziele.

Dem normalen, d. h. dem durchaus männlichen Manne, sind von der Natur vielfach andere Funktionen zugewiesen, andere Wege gezeigt, als der Frau. Er ist — was nicht geleugnet werden kann — zumeist schon körperlich mehr für einen harten Lebenskampf prädestiniert, als das Weib, so daß ihm Berufe offenstehen, die sich für die Frau ganz von selber schließen, z. B. der Soldatenberuf, alle Berufe, die schwere körperliche Arbeit verlangen usw. Selbstverständlich gibt es auch hier eine Brücke, auf welcher die Berufe liegen, die Mann und Weib gleich gut ausfüllen können, je nach ihrer besonderen Individualität. Die Logik der Feinde der Frauenbewegung krankt vor allem daran, daß sie sämtliche Frauen in dem Kollektivbegriffe „das Weib“ vereinigt, ohne zu bedenken, daß die Natur zwei völlig gleiche Wesen nicht geschaffen hat, daß es bei der Beurteilung, ob ein Mensch für einen Beruf tauglich ist oder nicht, einzig und allein auf seine innere Persönlichkeit ankommt, die sich wieder aus der Mischung seiner männlichen und weiblichen Eigenschaften ergibt.

Wir können demgemäß eine weibliche Individualität, bei welcher die weiblichen Eigenschaften — eine männliche, bei der die männlichen Eigenschaften vorherrschen und endlich eine mannweibliche oder weibmännliche Individualität, bei der eine annähernd gleiche Mischung beider vorhanden ist, unterscheiden.

Als die Natur die Geschlechter verschiedenartig schuf, wollte sie ganz gewiß nicht damit sagen, daß es für die Frau nur einen Wirkungskreis geben dürfe — das Haus — und für den Mann einen anderen — die Welt — sondern ihr Wille war und ist ohne Zweifel, daß jeder Mensch die Möglichkeit hat, den Platz zu erreichen, den er nach seinen Eigenschaften und Fähigkeiten auszufüllen imstande ist.

Die Mischungsverhältnisse der männlichen und weiblichen Eigenschaften im Menschen sind so unendlich verschieden, daß es ein Erfordernis einfachster Gerechtigkeit ist, jedes Kind — ob männlich oder weiblich gilt gleich — zur Selbständigkeit zu erziehen. Der erwachsene Mensch wird dann selbst entscheiden müssen, ob ihn seine Natur ins Haus oder in die Welt, ob in die Ehe oder zur Ehelosigkeit treibt. Ein freies Spiel der Kräfte muß stattfinden, dann wird sich am besten und sichersten die Scheidung vollziehen können zwischen den Frauen, die irgend einen außerhäuslichen, künstlerischen oder gelehrten Beruf ergreifen können und wollen und denen, welche die Kraft dazu nicht in sich fühlen. Und wieder sind es die Eltern, die eine heilige Pflicht darin sehen sollten, jedem Kinde nach seiner Individualität gerecht zu werden und unter allen Umständen ein schablonenhaftes Erziehungssystem zu vermeiden. Etwas anderes ist es natürlich mit der Schule, die eines gewissen Schemas nicht entbehren kann, das aber in Zukunft für Mädchen und Knaben übereinstimmend sein muß, um mit dem altem Wahne aufzuräumen, daß

Mädchengehirne weniger Schulweisheit in sich aufnehmen können als Knabengehirne.

Man braucht nicht zu fürchten, daß bei gleicher Mädchen- und Knabenausbildung und Bildungsmöglichkeit die Konkurrenz in allen Berufen ins Ungemessene steigen würde — besonders, wie von feindlicher Seite behauptet wird — in akademischen Berufen. Gerade für diese wissenschaftlichen Berufe eignen sich besonders die homosexuellen Frauen, weil sie eben die dem weiblichen Weibe meist mangelnden Eigenschaften der größeren Objektivität, Tatkraft und Ausdauer haben. Diese Beobachtung schließt natürlich nicht aus, daß es unter unseren weiblichen Ärztinnen, Juristinnen usw. auch äußerst tüchtige heterosexuelle Frauen gibt, aber trotzdem möchte ich behaupten, daß die weitaus meisten heterogenen Frauen unter günstigen Verhältnissen ihr Glück fast stets und jedenfalls bedeutend lieber in der Ehe suchen und eine tiefere und umfassendere Bildung für das weibliche Geschlecht hauptsächlich deshalb erstreben, um dem Manne eine gleichwertige Gefährtin sein zu können, die er nicht nur mit den Sinnen liebt, sondern die er achtet, weil er erkennt, daß sie auf derselben geistigen Stufe steht wie er, und der er dann die gleichen Rechte, die er besitzt, als etwas Selbstverständliches zuerkennt.

Männer, Frauen und Homosexuelle haben also von einer zweckmäßigeren Erziehung, sowie von der weitesten Bildungsmöglichkeit der männlichen und weiblichen Jugend gleichmäßigen Vorteil. Die Männer erhalten denkende und verstehende Lebensgefährtinnen, die Frauen erlangen allmählich eine würdigere und rechtlich angesehenere Stellung und die Urninden können sich frei den ihnen zusagenden Berufen widmen.

Wie der homosexuelle Mann oftmals mit Vorliebe Berufe ergreift, die ans Weibliche anklingen — z. B. die Damenschneiderei, die Krankenpflege, den Beruf des

Kochs, des Dieners — so gibt es auch Berufe, denen die urnischen Frauen besonders geneigt sind; wie die Erfahrung lehrt, weisen unter anderen der ärztliche, der juristische, der landwirtschaftliche und der selbst schaffende Künsterberuf eine besonders große Zahl homosexueller Frauen auf.

Es gibt Männer, die, wie Weininger, behaupten, alle geschichtlich, literarisch, wissenschaftlich oder sonst irgendwie bekannten, bedeutenden oder berühmten Frauen seien homosexuell gewesen. Nach meinen bisherigen Ausführungen brauche ich wohl nicht besonders zu betonen, daß ich diese höchst einseitige Auffassung für unbewiesen halte, da uns nicht nur die Geschichte, sondern auch der eigene Augenschein täglich die Haltlosigkeit dieser Theorie lehren. Andererseits kann und soll auch nicht geleugnet werden, daß viele bedeutende Frauen allerdings homosexuell veranlagt waren — ich nenne nur Sappho, Christine von Schweden, Sonja Kowalewska, Rosa Bonheur. Dagegen dürfte es doch recht sonderbar erscheinen, wollte man Elisabeth von England und die große Katharina von Rußland zu den urnischen Menschen rechnen; letztere war vielleicht bisexuell — ihre vielen männlichen und weiblichen „Freundschaften“ deuten wenigstens daraufhin — rein homosexuell war sie jedenfalls nicht.

Im Gegensatze zu den Anti-Feministen, die das weibliche Geschlecht für minderwertig erklären und nur die Frauen überhaupt gelten lassen wollen, die stark männliche Charakterzüge aufweisen, halte ich die Frauen den Männern an sich für gleichwertig, bin aber der Überzeugung, daß die homosexuelle Frau ganz besonders dazu geeignet ist, in der großen, alle Kulturländer umfassenden Bewegung für die Rechte der Frauen eine führende Rolle zu spielen.

Und in der Tat — von den ersten Anfängen der Frauenbewegung an bis zum heutigen Tage — sind es

zum nicht geringen Teil homogene Frauen gewesen, die in den zahlreichen Kämpfen die Führerschaft übernahmen, die erst durch ihre Energie die von Natur gleichgültige und sich leicht unterwerfende Frau des Durchschnitts zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde und ihrer angeborenen Rechte brachten.

Ich kann und will keine Namen nennen, denn so lange in vielen Kreisen die Homosexualität noch als etwas Verbrecherisches und Naturwidriges, im besten Falle als etwas Krankhaftes gilt, könnten sich Damen, welche ich als homosexuell bezeichnen wollte, beleidigt fühlen. Überhaupt gebietet es Anstand und Pflicht, nicht indiskret zu sein und die edlen Liebesgefühle einer urnischen Frauenrechtlerin gehören so wenig vor das Forum der Öffentlichkeit, wie Empfindungen Heterosexueller. Wer die Entwickelung der Frauenbewegung auch nur oberflächlich verfolgt hat, wer einige oder viele führende Frauen der Bewegung persönlich oder dem Bilde nach kennt, der wird, wenn er nur einen Funken Verständnis für homosexuelle Zeichen hat, die Urninden unter den Frauenrechtlerinnen bald herausfinden und er wird erkennen, daß nicht die Schlechtesten unter ihnen sind.

Wenn wir alle Verdienste, die sich homosexuelle Frauen seit Jahrzehnten um die Frauenbewegung erworben haben, betrachten, so muß es sehr erstaunen, daß die großen und einflußreichen Organisationen dieser Bewegung bis heute keinen Finger gerührt haben, der nicht geringen Anzahl ihrer urnischen Mitglieder ihr gutes Recht in Staat und Gesellschaft zu verschaffen, daß sie nichts, aber auch gar nichts getan haben, um so manche ihrer bekanntesten und verdientesten Vorkämpferinnen vor Spott und Hohn zu schützen, indem sie die breitere Öffentlichkeit über das wahre Wesen des Uranismus aufklärten. Sie hätten es nicht einmal so schwer, darauf hinzuweisen, wie sich die Eigenheiten der homosexuellen Anlage vielfach

ungewollt und ohne die geringste persönliche absichtliche Nachhülfe in Aussehen, Sprache, Haltung, Bewegung, Kleidung usw. ausdrücken und die betreffenden Urninden völlig ungerechterweise dem herzlosen Spott roher oder unwissender Menschen preisgeben. Dazu ist aber zu bemerken, daß die homosexuellen Frauen natürlich durchaus nicht immer ein mit ihrer Natur im Einklang stehendes männliches Äußere aufweisen. Es gibt auch zahlreiche Urninden mit vollkommen weiblichem Äußern, das sie selbst, aus Furcht als homosexuell bekannt zu werden, gern noch durch sehr weibliches Gebahren unterstützen, eine Komödie, die ihnen freilich oft recht sauer wird und unter der sie schwer leiden.

Ich kenne den Grund für diese vollständige, — bei der Frauenbewegung, die sonst sogar rein geschlechtliche Dinge mit seltener Freimütigkeit und Sachlichkeit behandelt — doppelt auffallende Zurückhaltung sehr wohl. Er besteht in der Furcht, die Bewegung könne sich durch Anschneiden der homosexuellen Frage, durch energische Vertretung des Menschenrechtes der Uranier in den Augen der noch blinden und unwissenden Menge schaden. Ich gebe gern zu, daß diese Furcht in den Kindertagen der Bewegung, in der sie sorgfältig vermeiden mußte, gewonnene Freunde wieder zu verlieren, berechtigt und eine durchaus einwandfreie Entschuldigung für die einstweilige völlige Ignorierung der homosexuellen Frage war.

Heute aber, wo die Bewegung unaufhaltsam fortschreitet, wo keine bureaukratische Weisheit, keine Philisterei ihren Siegeszug mehr hemmen kann, heute muß ich das völlige Beiseitelassen einer zweifellos recht wichtigen Frage doch als ein Unrecht bezeichnen, als ein Unrecht, das die Frauenbewegung nicht zum geringen Teile sich selber zufügt. Die sogenannte „gemäßigte“ Richtung wird sich freilich kaum je zu einer Tat zugunsten der Homosexuellen aufraffen, aus dem einfachen

Grunde, weil Taten dieser Richtung überhaupt nicht liegen. Der Sieg wird einmal im Zeichen des Radikalismus erfochten werden und die Radikalen sind es auch, von denen wir erwarten, daß sie endlich den Bann brechen und einmal ehrlich und offen bekennen: ja, es gibt eine große Anzahl Urninden unter uns, und wir verdanken ihnen eine Fülle von Mühe und Arbeit und auch manchen schönen Erfolg. Nicht, als ob ich nun etwa alle Fragen der Frauenbewegung vom homosexuellen Standpunkt behandelt sehen, als ob ich gar den Urninden alle oder auch nur den größten Teil der Verdienste zuschieben wollte; — das wäre wohl ebenso töricht, wie es falsch ist, das homosexuelle Problem gar nicht zu beachten.

Ohne Zweifel, die Frauenbewegung hat größere und wichtigere Aufgaben zu erfüllen, als die Befreiung der Homosexuellen, — aber großen Aufgaben kann sie nur gerecht werden, wenn sie kleinere nicht achtlos beiseite läßt.

Die Frauenbewegung soll daher die homosexuelle Frage nicht zu einer besonderen Wichtigkeit erheben, sie braucht nicht auf Markt und Gassen gegen die ungerechte Bewertung der Uranier zu predigen, — sie könnte dies gar nicht, ohne sich tatsächlich zu schaden — ich verkenne diese Seite der Sache absolut nicht; sie braucht nichts weiter zu tun, als der homosexuellen Frage den gebührenden Platz einzuräumen, wenn sie über die geschlechtlichen, ethischen, wirtschaftlichen und rein menschlichen Beziehungen der Geschlechter zueinander spricht. Das kann sie; und damit kann sie auch langsam und ohne viel Geschrei aufklärend wirken.

Ich komme nun noch zu einem Punkte, den die Frauenbewegung in den letzten Jahren besonders in den Kreis ihrer Arbeit hineingezogen hat, — ich meine die Prostitution. Man kann über dieselbe vom ethischen Standpunkte aus denken wie man will, man wird auf

jeden Fall unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen noch auf lange Zeit hinaus mit ihr rechnen müssen. Ich persönlich halte die Prostitution für ein zwar bedauerliches, aber notwendiges Übel, das auszurotten so lange unmöglich sein wird, als menschliche Leidenschaften bestehen, das wir im günstigsten Falle um ein weniges werden eindämmen können, — ein Ziel, das immerhin der schweren Arbeit wert ist.

Von nicht unwesentlicher, bisher ganz außer acht gelassener Bedeutung für den Kampf der Frauenbewegung gegen das Überhandnehmen der Prostitution und damit gegen die völkervernichtenden venerischen Krankheiten, erscheint es mir, daß nachweislich unter den Prostituierten etwa 20 Prozent homosexuell veranlagt sind. Das mag zunächst befremden, scheinen doch Homosexualität und dauernder sexueller Verkehr mit dem Manne das Widersprechendste zu sein, das es geben kann. Auf meine Frage, wie es denn möglich sei, daß eine Urninde zur Prostituierten werde, antwortete mir mehr als einmal ein „Mädchen der Straße“, daß sie ihr trauriges Handwerk rein als Geschäft auffaßte, — ihr geschlechtlicher Trieb komme dabei gar nicht in Betracht, den befriedige sie bei der Geliebten. Widrige häusliche und wirtschaftliche Verhältnisse hatten diese Mädchen auf die Straße getrieben.

Wenn es der Frauenbewegung gelänge, den Frauen alle geeigneten Berufe zu öffnen, eine gerechte Bewertung der Eigenschaften und Veranlagungen des einzelnen Menschen durchzusetzen, dann würde es bald keine homosexuelle Dirne mehr geben und ein großer Teil der heterosexuellen Mädchen, die unter den schlechten sozialen Verhältnissen heute der Prostitution in die Arme laufen, würde sich ebenfalls besser und menschenwürdiger ernähren können. Sie würden sich von vornherein bemühen, einen Beruf zu ergreifen, weil sie in ihrer Jugend

verständiger und zur Selbständigkeit erzogen wurden. Ein Mädchen, das früh für den Lebenskampf gestählt würde, wird weit seltener auf der Straße enden, als ein Mädchen, das gedankenlos und ohne Kenntnis von den einfachsten und natürlichsten Dingen des Lebens dahin lebte. In gewissem Sinne ist der Kampf der homogenen Frau um ihre soziale Anerkennung auch ein Kampf gegen die Prostitution, wobei ich freilich nochmals betone, daß es sich in diesem Kampfe immer nur um eine Eindämmung, nie aber um eine völlige Unterdrückung handeln kann.

Nicht zu vergessen ist, daß bei gerechterer Beurteilung des Uranismus im allgemeinen, eine große Anzahl homosexueller Männer, die heute aus Furcht, ihre Veranlagung könnte bekannt werden, sehr wider ihre Neigung zu Dirnen gehen, diesen Schritt unterlassen würden. Das hätte natürlich eine Abnahme der Geschlechtskrankheiten zur Folge, die freilich zahlenmäßig nicht riesengroß wäre, — meiner Ansicht nach aber trotzdem wertvoll, denn jeder einzelne Fall, in dem eine syphilitische oder andere venerische Ansteckung vermieden wird, bedeutet einen Gewinn für die Volksgesundheit und damit für das kommende Geschlecht, auf dem das Wohl und die Größe unseres Vaterlandes beruht. —

Die Frauenbewegung kämpft für das Recht der freien Persönlichkeit und der Selbstbestimmung. Sie muß sich also sagen, daß der ächtende Bann, den die Gesellschaft heute noch auf die Uranier schleudert, dieses Recht unterdrückt, und daß es somit ihre Pflicht ist, den Homosexuellen im Kampfe beizustehen, gerade wie sie den unehelichen Müttern, den Arbeiterinnen und vielen andern mehr hilfreich und tatkräftig zur Seite steht in ihrem Kampfe um Freiheit und Recht, in ihrem Kampfe gegen altüberlieferte falsche Meinungen von einer Sittlichkeit, die eigentlich Unsittlichkeit ist, von einer

Moral, die beim Lichte sich als schlimmste Unmoral erweist. Wie die Frau ein urewiges Menschenrecht hat, das rohe Gewalt ihr einstens nahm, und das sie sich nun mutig zurückerobern will in heißen Schlachten, so haben auch die Uranier ein angeborenes, urewiges Naturrecht auf ihre Liebe, die edel und rein ist, wie die heterosexuelle Liebe, wenn die, die sie empfinden, gute Menschen sind. Gute Menschen aber gibt es unter den Homosexuellen, wie unter den sogenannten „Normalen".

Ich möchte vor allen Dingen den Schein, als ob ich die urnischen Menschen zu hoch einschätzte, vermeiden. Ich kann Sie versichern, verehrte Anwesende, ich tue es nicht, — ich kenne die Fehler und Schwächen der Homosexuellen nur zu gut, aber ich kenne auch ihre guten Seiten, und darum darf ich sagen: die Uranier sind nie und nimmer bessere, sie sind aber auch keine schlechteren Menschen als die Heterosexuellen, — sie sind nicht anderswertig, nur andersartig.

Meine Ausführungen kurz zusammenfassend, betone ich noch einmal, daß an allen Fragen unserer großen Frauenbewegung die urnische Frau ihren wohlgemessenen Anteil in jeder Beziehung hat, daß sie es oftmals gewesen ist, die eine Einzelbewegung in Fluß gebracht hat, weil sie infolge ihrer, der Männerart zuneigenden, Charaktereigenschaften naturgemäß doppelt die vielen, vielen Ungerechtigkeiten und Härten empfindet, mit denen Gesetze, Gesellschaft und altbackene Sitte die Frau behandeln, — daß ohne die tatkräftige Mitwirkung der Urninden die Frauenbewegung heute noch nicht so weit wäre, als sie es tatsächlich ist, — wie an Beispielen leicht zu beweisen wäre.

Die Frauenbewegung und die Bewegung für das Recht der Homosexuellen sind lange einen dunklen Weg gegangen, auf denen sich ihnen zahllose Hindernisse entgegen stellten. Nun wird es langsam heller und heller

um uns und in den menschlichen Herzen. Nicht, daß der schwere Kampf für das Recht der Frauen und der Uranier schon zu Ende wäre; wir stehen auf beiden Seiten noch mitten im Streite und manche heiße Schlacht wird noch geschlagen werden, noch manches Opfer einer falschen Wertung, eines unglücklichen und irrigen Gesetzes wird matt und todeswund hinsinken müssen, ehe beide Bewegungen ihr Ziel — die Freiheit der Persönlichkeit — erreichen. Ein gutes Teil früher aber wird die Höhe erreicht sein, wenn beide Bewegungen erkennen, daß sie manche gemeinsame Interessen haben, wenn sie sich friedlich die Freundeshand reichen, um dort zusammen zu kämpfen, wo es not tut.

Und wenn zuweilen noch ernste und harte Stunden kommen für beide, dann heißt es nicht feige verzagen, sondern mutig fort durch feindliche Reihen, fort bis zum Siege, der uns sicher ist. Denn die Sonne der Erkenntnis und der Wahrheit ist im Osten aufgegangen, — keine Macht der Finsternis kann sie noch aufhalten in ihrem strahlenden Lauf, — langsam wird sie höher und höher steigen! Nicht heute oder morgen, aber in einer nicht all zu fernen Zukunft werden Frauenbewegung und Uranier ihre Fahnen am Ziele aufpflanzen!

Per aspera ad astra!



Walt Whitman 1882 (63 Jahre alt).

Walt Whitman.

Ein Charakterbild.

Von

Eduard Bertz.

Inhalt.

1. Walt Whitman ist wohl die merkwürdigste, aber auch die problematischste Gestalt des amerikanischen Schrifttums. Seine dichterische Individualität setzt sich aus nahezu unvereinbaren Gegensätzen zusammen. Unvereinbar deshalb, weil sein weiblich rezeptiver Geist jeder Befruchtung zugänglich war und nicht die Widerstandskraft besaß, das Fremdartige von sich abzuwehren. Seine eigentümliche psychische Sexualität ist die Grundlage seiner Fehler wie seiner Vorzüge. Er ist durchaus nicht so völlig originell und autochthonisch wie seine fanatischsten Anhänger behaupten. „Sehet in den ‚Grashalmen‘ den unermeßlichen und absoluten Sonnenaufgang!“ ruft William Douglas O'Connor. „Ein Werk, rein und gänzlich amerikanisch, kein Hauch aus Europa darin, noch aus der Vergangenheit, noch aus irgendwelcher andern Literatur!“ Das ist eine der vielen Übertreibungen, die sich an seinen Namen knüpfen. So ungern es auch manche Amerikaner zugestehen, die Wurzeln ihrer Kultur ruhen im Boden der alten Welt, und auch von Whitman läßt sich nachweisen, daß die Hauptstücke seiner Weltanschauung in Europa und Asien gewachsen sind. Aus allen Himmelsrichtungen hat er sein Wissen zusammengetragen, und die umfassende Sympathie seines Herzens wurde das Bindeglied, in dem sich die Widersprüche versöhnten. Aber der kosmische Zug an ihm, den schon Freiligrath erkannt hat, war wesentlich Sache des Gefühls, dem keine gleich starke Gedankenklarheit entsprach, und so ist der Kosmos seines Geistes nicht völlig über das Chaos hinausgelangt.

Indessen, wenn auch diese Seite noch durch eindringendere Darlegung erwiesen werden muß, — äußerlich wenigstens ist die Fülle jener in ihm zusammentreffenden Kontraste das Erste, wodurch er in Erstaunen setzt. Der Columbus einer neuen Dichtung, der den Grundstock seiner revolutionären Form aus dem uralten Alten Testament entlehnt; der Dichter der modernen Naturwissenschaft, dem doch seine ererbten Quäkerinstinkte über alle Wissenschaft gehen; ein tiefsinniger Mystiker und der offenste Verherrlicher des Fleisches, der Sänger sinnentrunkener Phalluslieder; der Begründer einer neuen Menschheitsreligion, die alle bisherigen Glaubenssysteme überflügeln soll, und zugleich ein ganz beschränkt national gesinnter Yankee, ja einer der ersten Vorläufer des ländergierigen amerikanischen Imperialismus; ein Träumer voll tiefen, seligen Naturgefühls, ein zarter, inniger Lyriker, und ein Sturm- und Drang-Mensch, dessen sensationeller Einbruch in die Literatur unter seinen Charakterzügen vielleicht der alleramerikanischste ist.

Bei uns in Deutschland wurde er 1868 durch einen Aufsatz Freiligraths eingeführt,[1]) der wohlgeeignet schien, die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, aber ganz ohne Wirkung blieb. Auch das Wenige, was in den nächsten 24 Jahren hierzulande über ihn geschrieben wurde, darunter ein Aufsatz des Verfassers dieser Arbeit, fand die Zeit für Whitmans Anerkennung noch nicht reif, und auf den jüngstdeutschen Naturalismus blieb er ohne jeden Einfluß. Erst als 1892 nach seinem Hinscheiden die ganze Presse sich mit ihm beschäftigte, wurde man willig, mehr von ihm zu hören, und Johannes Schlaf nahm seine Sache mit großer Hingebung in die Hand. Seitdem ist sein Ansehen fortdauernd gestiegen, so daß

---

[1]) Ferdinand Freiligrath, Gesammelte Dichtungen, Bd. IV, S. 86 ff.

Frau Amelia von Ende im Januar 1904[1]) schreiben konnte: „Walt Whitman teilt mit seinem Zeitgenossen Emerson die Auszeichnung, als eine geistige Macht anerkannt zu sein, deren Einfluß die edelsten Geister der jüngeren Generation in Deutschland sich freudig überlassen, in der Hoffnung, durch ihn aus dem Sumpf des Kleinmuts oder der Dekadenz heraufgezogen zu werden.“ Ja, ein Jahr früher hatte dieselbe Dame gesagt: „Der Humor von Whitmans Einfall in die deutsche Poesie liegt in der Ernsthaftigkeit, mit der alle Arten von Schulen und Systemen ihn für sich in Anspruch zu nehmen begannen.“[2]) Und ebenso wie unser Deutschland hält er

---

[1]) The Conservator, Philadelphia, XIV, 11 und 2.

[2]) Whitmans erste Gedichtsammlung, die „Grashalme“ (1855), die jetzt ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern kann, wurde nach und nach durch die Einfügung späterer Bändchen, welche ursprünglich unter anderen Titeln erschienen waren, erweitert, und enthält in der heutigen Gestalt seine sämtlichen poetischen Werke. Deutsche Gesamtübersetzungen der „Grashalme“ werden jetzt sowohl von Karl Federn wie von Johannes Schlaf vorbereitet. Die ersten Whitmanschen Gedichte, den „Trommelwirbeln“ entnommen, hat uns 1868 Ferdinand Freiligrath vermittelt; sie finden sich mit dem erwähnten Aufsatz zusammen an der vorbezeichneten Stelle. Der zweite Übersetzer war Adolph Strodtmann, dessen „Amerikanische Anthologie“ (Leipzig, o. J.) acht Gedichte von Whitman enthält. Darauf erschien 1889 in Zürich die erste größere Auswahl, deutsch von Karl Knortz und T. W. Rolleston, und 1899 von Knortz allein eine weitere Auslese als Anhang zur zweiten Auflage seiner Broschüre über unseren Dichter (Walt Whitman, der Dichter der Demokratie. Leipzig 1899). Hierauf folgte 1904 in Leipzig eine neue Auswahl-Übertragung von Wilhelm Schölermann und in demselben Jahre noch eine andere von Karl Federn in Minden i. Westf. Aber in allen diesen Auslesen fehlt noch die Mehrzahl der für Whitmans Sexualempfindung charakteristischen Gedichte. Ich habe mich daher veranlaßt gesehen, sämtliche hier in Frage kommenden Stücke selbst zu übertragen, d. h. den ganzen homosexuellen Abschnitt, den er Calamus betitelt, einen beträchtlichen Bruchteil aus den „Trommelwirbeln“ und noch sehr viele

den übrigen europäischen Kontinent in Atem, nachdem England ihm bereits früher und rückhaltsloser als die eigene Heimat gehuldigt hatte. Besonders eifrig hat sich Italien mit ihm beschäftigt, und in französischer Sprache hat Maeterlinck ihm abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt, so daß dessen Nachahmungen trotz ihrer Ernsthaftigkeit fast wie Parodien aussehen.

2. Aber was er seinen ergebensten Bewunderern und Jüngern bedeutet, kann man nur ermessen, wenn man ihre eigenen Worte vernimmt.

Der Engländer Richard Le Gallienne nennt die „Grashalme“ „Das Neue Testament der Neuen Welt“. Bronson Alcott meint, Whitman sei größer als Plato. William Douglas O'Connor erklärt in seinem Panegyrikus:[1]) „Er erscheint mir als ein Charakter, den nur Plutarchs heroische Feder darstellen könnte, und den selbst Sokrates nachahmen und beneiden dürfte.“ Johannes Schlaf in seiner sehr liebevollen, aber freilich auch allzu enthusiastischen Monographie[2]) betrachtet ihn als den, den Nietzsche ersehnte; es mutet ihn an „wie das Wunder einer Reinkarnation der Individualität Jesu, in einem jüngsten, modernsten Stadium ihrer Entwicklung“, wenn Whitman durch die Lazarette schreitet; er gilt ihm als „ein Jesus, dessen Reich von dieser Welt

---

Stellen, die durch die ganzen Werke zerstreut sind, zusammen etwa neunzig Gedichte. Alle meine Zitate sind dieser eigenen Verdeutschung entnommen, die ich, wenn möglich, gleichzeitig mit der vorliegenden Abhandlung in besonderem Bande veröffentlichen werde. Auch die zitierten Auszüge aus Whitmans Prosa und aus anderen englischen und französischen Quellen gebe ich in eigener Übertragung.

[1]) The Good Gray Poet. A Vindication. Neuyork 1866.

[2]) Walt Whitman. Von Johannes Schlaf. (Bd. XVIII der von Paul Remer herausgegebenen Sammlung „Die Dichtung“.) Berlin u. Leipzig 1904, S. 51. 61. 62. 69.

ist“; und endlich sagt er: „Er ist wie ein Buddha, der sich aus langem tiefen Sinnen, Nachdenken und Schauen, aus der Versunkenheit letzten und umfassendsten Wissens unter seinem Bodhibaum mit einem Mal erheben würde als ein tätiger Held, der seine Bahn betritt.“ Sokrates, Plato, Buddha, Christus und der Übermensch müßten also, wenn seine Anhänger recht hätten, in Walt Whitman vereinigt sein.

Allerdings wären diese Vergleiche vielleicht auch auf den Ausgang seiner Laufbahn anwendbar gewesen, wenn er einige Jahrhunderte früher und nicht in einer Republik mit dem verfassungsmäßigen Grundsatz voller Glaubensfreiheit gelebt hätte; denn breite Schichten der Staatenrepublik sind selbst heute noch lange nicht reif für diese Verfassung und verfolgen den, der sein eigenes Leben zu leben wagt und ihren Pharisäismus gering achtet, wenigstens mit Schmähungen und Verdächtigungen, da sie ihn nicht vergiften oder kreuzigen dürfen. Ein Mensch der extremen Gegensätze wie Whitman mußte natürlich auch alle Extreme der Beurteilung an sich erfahren. Was die amerikanischen Blätter an Gehässigkeiten und Verunglimpfungen seiner Person geleistet haben, steht auf derselben Stufe wie die übelriechenden Bombardements, denen in früheren Zeiten die Opfer der Volkswut am Pranger ausgesetzt waren. Und auch auf dieser Seite haben Männer von geachtetem Namen ihr Wort in die Wagschale geworfen und dazu beigetragen, daß Whitman, wenn nicht als ein moralisches Scheusal, so doch als ein Verrückter betrachtet wurde. Und auch in diesem Falle haben Europäer sich den Amerikanern angeschlossen. Ein bekannter Arzt in Philadelphia, Dr. Gould, der den Dichter oft gesehen hatte, schrieb: „Whitman war ein alter Schwamm und Vagabund — ein moralischer und geistiger und poetischer und physischer Vagabund, mit allen Lastern des Vagabundentums in jedem Tropfen seines

Blutes."[1]) Algernon Charles Swinburne, der ihn zuerst in begeisterten Versen gefeiert hatte, zog später gegen die Übertreibungen seiner Lobredner in einem Essay, den er nicht übel „Whitmania" betitelte, zu Felde und verglich seine Muse mit einem betrunkenen Hökerweib, das sich im Rinnstein wälzt.[2]) Theodore Watts-Dunton, ein sehr angesehener Kritiker aus dem Kreise der Präraphaeliten, nannte ihn nach der komisch-verächtlichen Gestalt in einem Dickensschen Roman den „Jack Bunsby des Parnaß" und schloß seinen Nekrolog mit den Worten: „Seine erstaunliche Unanständigkeit ist lediglich der Versuch eines Journalisten, den — edlen Wilden zu spielen, indem er die Türschwelle der Zivilisation mit Kot besudelt."[3]) Lombroso glaubte in ihm „ganz zuverlässig ein wahnsinniges Genie" zu erkennen,[4]) und Nordau, der Lombroso zu überbieten sucht, leugnet auch Whitmans Genie, behauptet, daß er „wenigstens mit der Feder, wenn nicht im wirklichen Leben ein verworfener Wüstling" war, der an moralischem Irrsinn litt; und seinen Ruhm verdanke er jenen „viehisch sinnlichen Stücken, die zuerst die Aufmerksamkeit aller amerikanischen Schmutzfinken auf ihn gelenkt haben".[5]) Diese Blütenlese von Verdammungsurteilen zeigt uns die Kehrseite seiner Berühmtheit: hüben ein Weiser, drüben ein Narr; hüben ein Heiliger, drüben ein schamloser Lüstling; hüben der Übermensch, drüben ein Entarteter. Wer hat nun recht? Welches ist Whitmans wahres Bild?

Nach meiner in vieljährigem Studium entwickelten und mehrfach revidierten Auffassung dieser merkwürdigen

---

[1]) The Conservator, Philadelphia, Okt. 1900.

[2]) Fortnightly Review, London, August 1887.

[3]) The Athenaeum, London, 2. April 1892.

[4]) Cesare Lombroso, Genie und Irrsinn. Deutsch von A. Courth. Leipzig, o. J.

[5]) Max Nordau, Entartung, Bd. I, S. 409 ff.

Gestalt muß ich sagen, daß sowohl die enthusiastischen Bewunderer wie die erbitterten Tadler mir weit über das Ziel hinauszuschießen scheinen. Aber ein Körnchen Wahrheit finde ich bei den Freunden wie bei den Feinden. Was den Vergleich mit dem Idealbild des Christ betrifft, so wird er erst absurd, wenn man ihn auf die Spitze treibt. Tatsächlich hat es viele gegeben, nicht nur unter Märtyrern und Heiligen, sondern auch in alltäglichen Verhältnissen, die ehrliche Nachfolger Christi waren und in dieser Nachfolge den Besitz wesentlicher Züge aus dem Charakter ihres Meisters bekundeten. Wäre das nicht der Fall, welchen Sinn hätte das Christentum? Warum soll man also einem Menschen wie Whitman, in dessen Wesen das ererbte christliche Empfinden vielleicht die Grundkraft war, eine Verwandtschaft mit jenem edlen Typus absprechen? Nur darf man nicht vergessen, daß, nach William Sloane Kennedys Ausdruck, in seiner Jugend auch das satanische Element stark ausgeprägt war, wie er ja auch selbst dem Satan in seinem mystischen Gedicht vom göttlichen Quadrat eine vorbestimmte Mitwirkung im Weltplan zuerkannt hat. Es heißt, Whitmans übermoralische, über den Gegensatz von Gut und Böse hinausstrebende kosmische Lebensbetrachtung gänzlich verkennen, wenn man einseitig das Christusideal in ihm sucht. Die philosophische Abstraktion beruhte in diesem Falle auf konkreter Wirklichkeit; es war der Instinkt der Selbstverteidigung, was ihm die Rechtfertigung des Bösen erleichterte, wenn nicht gar ihn dazu prädisponierte. Es ergibt sich eben zwingend aus dem Studium seiner Persönlichkeit, daß starke Keime von beiden Extremen in ihm vorhanden waren, daß großen Vorzügen auch große Mängel in seiner Natur und dem mächtigen Plus ein bedeutendes Minus entsprachen.

Lombrosos oberflächliche, auf einer unberechtigten Verallgemeinerung begründete Theorie von dem unmittel-

baren Zusammenhang zwischen Genie und Wahnsinn ist sowohl im allgemeinen wie speziell in Whitmans Falle unhaltbar. Aber daß das geniale Gehirn ein Fortschritt zu einem höheren Typus sei, wie Flechsig lehrt, dürfte doch nur relativ gültig sein, nicht aber absolut; denn sonst wäre es nicht fast immer von auffallenden Schwächen begleitet. Vielmehr zeigt uns die Erfahrung, daß die Heimat des Genies auf dem Grenzgebiet geistiger Gesundheit liegt: so viel also ist an Lombrosos Theorie begründet. Die beste Erklärung für diese Tatsache scheint mir P. J. Möbius gegeben zu haben: „Je übermächtiger ein Talent ist, um so häufiger wird es zu ernsten Störungen des Gleichgewichts kommen."[1]) In seinem Buche über Schopenhauer[2]) sagt er: „Wir finden hier einen Mann von einer in gewissem Sinne zwar einseitigen, aber so außerordentlich großen geistigen Begabung, daß wir offenbar eine pàrtielle Hyperplasie des Gehirns anzunehmen haben, einen Zustand, der nicht möglich ist, ohne daß zugleich im engeren Sinne krankhafte Störungen beständen." Er rechnet ihn daher „zur Klasse der Déséquilibrés, in der sich bekanntlich die feinen Köpfe zusammenfinden". Alles dies läßt sich auch auf Whitman anwenden, obwohl er als Vertreter des äußersten Optimismus dem Philosophen des Pessimismus so fern wie möglich steht: die Extreme berühren sich eben. Ja, in Whitmans Falle läßt sich noch in höherem Grade eine Störung des Gleichgewichts behaupten. Er also, der den „göttlichen Durchschnitt", den Normalmenschen in allen seinen Werken gefeiert hat, war selbst nichts weniger als ein Normalmensch.

Er war kein Normalmensch, und zwar besonders nicht in dem, was die Grundlage des Charakters und

---

[1]) Stachyologie, S. 113.
[2]) Ausgewählte Werke, Bd. IV, S. 8 f.

jeder individuellen Geisteseigentümlichkeit ist, in seiner seelischen Geschlechtsnatur: er war ein ausgeprägter Typus des Homosexuellen.

3. Whitman teilt die homosexuelle Veranlagung mit vielen genialen und um ihre Mitmenschen in den verschiedensten Richtungen hochverdienten Männern. Krafft-Ebing[1]) sagt: „Geschichtliche Tatsachen und eigene Erfahrungen haben mich genugsam darüber aufgeklärt, daß es nicht selten sonst höchst ehrenwerte und für die menschliche Gesellschaft sehr wertvolle Individuen waren und sind, die mit der unseligen psychosexuellen Anomalie behaftet sind.“ Ebenso betont Moll[2]), „daß es zahlreiche homosexuelle Männer gibt, die von tadellosem Charakter sind, die alle niedrigen Charakterzüge vermissen lassen“. Die freimütige Untersuchung des Geschlechtslebens solcher ausgezeichneten Menschen ist von der größten wissenschaftlichen Bedeutung. In die intimsten Geheimnisse der Persönlichkeit einzudringen, hat zwar in jedem Falle etwas Bedenkliches. Das Geschlechtsleben ist Privatsache, soweit keine fremden Rechte darunter zu leiden haben, und die natürliche Scham, sowie die Achtung vor der Freiheit des Individuums verbietet uns, ohne Not davon zu reden. Wenn es aber abnorm ist, so hat die Wissenschaft gegründete Veranlassung, sich damit zu beschäftigen. Zeigt sich ein solches abnormes Geschlechtsleben aber gar bei bedeutenden, genial veranlagten Männern und Wohltätern ihrer Gattung, so besteht neben dem wissenschaftlichen auch ein praktisches Interesse, das hellste Licht darüber

---

[1]) Im Vorwort zur 1. Aufl. von Moll, Die konträre Sexualempfindung, 1891.

[2]) Dr. Albert Moll, Die konträre Sexualempfindung. 3. Aufl. Berlin 1899, S. 180. — Auch die späteren Verweisungen auf Moll beziehen sich auf diese Auflage seines Buches.

zu verbreiten, solange eine solche abnorme Veranlagung verachtet und verfolgt wird; denn nichts ist so sehr geeignet, das Vorurteil zu beseitigen und einer gerechten Beurteilung Bahn zu brechen, wie die Erkenntnis der Tatsache, daß viele von den Größten der Menschheit diese Anlage besaßen und dadurch nicht im mindesten gehindert wurden, ihren Mitmenschen mehr zu nützen als Tausende und aber Tausende von Normalen. Und vor allem muß das Gewissen der Redlichen dann geweckt werden, wenn es sich nachweisen läßt, daß die verabscheute und geächtete homosexuelle Veranlagung vielfach geradezu die Grundlage edler und hervorragender Leistungen ist. Daß es sich wirklich so verhält, wird von Havelock Ellis[1]) nachdrücklich hervorgehoben. „Es ist bisher noch nicht betont worden," schreibt er, „daß bei den Führern religiöser und ethischer Bewegungen und unter Individuen mit starkem sittlichen Gefühl eine Tendenz zu der höheren Form des homosexualen Gefühls besteht. — Wie eine unterdrückte Liebe zu einem Weib oder einem Manne häufig normal veranlagten Menschen das Motiv für eine weite philanthropische Tätigkeit geworden ist, so bringt ein Mensch, der auch sein eigenes Geschlecht im warmen Lichte der Geschlechtsliebe sieht, für die Arbeit im Dienste der Menschheit eine Glut mit, die normal veranlagten Menschen ganz fremd ist; Ethik ist für ihn eins geworden mit Liebe." Wir werden noch sehen, wie sehr uns gerade Whitman durch diese Beobachtung verständlich wird.

Die Gründe, die man gegen den Nachweis homosexueller Gefühle in den Werken der Elite der Menschheit vorgebracht hat, sind daher insgesamt nicht stichhaltig. Ludwig Fulds Meinung, daß die Homosexualität großer

[1]) Havelock Ellis und J. A. Symonds, Das konträre Geschlechtsgefühl. Deutsche Original-Ausgabe, besorgt unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella. Leipzig 1896, S. 14 f.

Männer für die Gesetzgebung gleichgültig sei, hat bereits Numa Praetorius[1]) damit widerlegt, daß die Feststellung der homosexuellen Natur bei zahlreichen der berühmtesten Geisteshelden es nicht länger gestattet, den Homosexuellen zum Verbrecher und Wüstling zu stempeln.

Wenn aber Fuld nur die Nutzlosigkeit solcher Feststellungen behauptet, so geht Erich Mühsam[2]) noch viel weiter, indem er sie als gleichgültig oder geringwertig für das Verständnis der auf solche Weise „ausgeschlachteten" homosexuellen Berühmtheiten ansieht. Er sagt: „Oscar Wilde war, wenn auch seine konträrsexualen Empfindungen ein wesentliches Moment in seiner Kunst ausmachen, doch in erster Reihe Dichter, und erst an zweiter Stelle Homosexueller." Dieser Einwurf ist noch viel unhaltbarer als der vorige. Nicht nur Wilde, sondern überhaupt jeder urnisch veranlagte Poet ist in erster Reihe Homosexueller, und erst an zweiter Stelle Dichter. „Was wäre die bildende Kunst und die Poesie ohne sexuelle Grundlage!" ruft Krafft-Ebing.[3]) „In der (sinnlichen) Liebe gewinnt sie jene Wärme der Phantasie, ohne die eine wahre Kunstschöpfung nicht möglich ist, und in dem Feuer sinnlicher Gefühle erhält sie ihre Glut und Wärme." Moll schließt sich diesen Ausführungen widerspruchslos an, und Hirschfeld[4]) schreibt: „Die Sexualpsyche im weiteren Sinne beherrscht mehr oder weniger unbewußt die ganze Lebensführung und Geschmacksrichtung einer

---

[1]) Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. III, S. 472 ff.

[2]) Erich Mühsam, Die Homosexualität. Berlin 1903, S. 32 ff.

[3]) Psychopathia sexualis, I.

[4]) Dr. Magnus Hirschfeld, Der Urnische Mensch. Leipzig (1903), S. 69. — Die späteren nicht näher bezeichneten Zitate aus diesem Autor sind teils dem ersten, besonders aber dem zweiten Kapitel des genannten Buches entnommen.

Person. In einem auch nicht im entferntesten geahnten Umfange senden die Schicksale und Werke der Menschen ihre geheimnisvolle Hauptachse in das Geschlechtszentrum hinein. — Mit Recht sagt Nietzsche: Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf."

Wenn nun Fuld und Mühsam teils die Nutzlosigkeit, teils die Belanglosigkeit des Nachweises der Homosexualität an ihren bedeutenden Vertretern behaupteten, so setzt ein Dritter sich auf ein ganz hohes Pferd, redet von „niederer Neugier" und sucht die wissenschaftliche Aufklärungsarbeit moralisch verächtlich zu machen, indem er erklärt: „Jedem vornehm Empfindenden kann ein derartiges Lauschen an der Wand nur Abscheu erregen." Es ist dies Herr Wilhelm Schölermann in der Einleitung zu seiner Auswahl-Übersetzung der „Grashalme". Und speziell von Whitman wagt er zu versichern, es liege bei ihm „kein zwingender Grund vor, auf dieses Kapitel erotischer Verirrung näher einzugehen". Aber das eigene Verhalten dieses gestrengen Herrn zeigt uns, daß er kaum berufen ist, sich zum Richter über vornehmes Empfinden aufzuwerfen. Er machte sich keine Skrupel, die ehrliche Pionierarbeit der älteren Knortz-Rollestonschen Übersetzung, obwohl er auf ihren Schultern steht, geringschätzig zu behandeln, recht wie ein Handelsmann die Ware des Konkurrenten, die er verdrängen möchte, herabsetzt. Es wäre wohl vornehmer gewesen, solche plumpen Usancen des Geschäftslebens nicht in die Literatur hineinzutragen und das Urteil über den höheren oder geringeren Wert seiner Leistung der Kritik zu überlassen. Die Sachverständigen sind durch sein Manöver nicht geblendet worden, wie bei Johannes Schlaf zu ersehen ist, der ihm die innere Berechtigung zu seinem Selbstlob durchaus abspricht und bis jetzt das feinere Sprachgefühl und den richtigen,

getreuen und liebevollen Übersetzertakt allein bei Knortz-Rolleston findet. In der Tat ist ein gleicher Mangel an Übersetzertakt selten in solchem Maße zu konstatieren wie bei Herrn Schölermann. Seine Taktlosigkeit aber steht im innigsten Zusammenhang mit seiner Verständnislosigkeit, und zwar ist diese eine zwiefache: er versteht weder Whitman selbst, noch das Problem, das er zu lösen meint, indem er mit stumpfem Beil darauf loshackt. Der Terrorismus, mit dem er die wissenschaftliche Forschung zu verhindern sucht, ist von den gegnerischen Kampfmethoden die allerverwerflichste.

Wie sehr Schölermann die wahre Natur des Problems verkennt, zeigt er, wenn er von Whitman sagt: „So kam es, daß man ihm unerlaubte, aber unbewiesene Beziehungen zu jungen Leuten nachsagen mochte.“ Ich weiß nicht, woher er diese Anklage entnommen hat; Schölermann ist der erste, bei dem ich sie lese; in keinem anderen der vielen Bücher über Whitman, die ich zu Rate gezogen habe, ist sie mir mit einer solchen Ungeschminktheit aufgestoßen. Und ich bezweifle sogar, daß Whitman „unerlaubte“ Beziehungen zu jungen Leuten unterhalten hat, wenn ich ihn auch nicht im geringsten deswegen verurteilen würde. Nein, nicht auf bestimmte Akte, gleichviel ob erlaubt oder verboten, kommt es an, wenn wir die Homosexualität eines Mannes feststellen wollen, sondern auf seinen Charakter, seine Gefühlsweise. Es gibt und gab jederzeit eine beträchtliche Gruppe von Edel-Uraniern, die niemals dem Triebe ihrer Leidenschaft gehorchten. Es ist einer der wichtigsten Gesichtspunkte für das Verständnis des Problems, den Hirschfeld in den Worten ausdrückt: „Der Betätigung ist nur ein ganz untergeordneter, höchstens symptomatischer Wert beizumessen gegenüber der Gesamtheit der psychischen Sexualität.“

Wenn aber die Untersuchung der Geschlechts-

natur Walt Whitmans noch einer persönlichen Rechtfertigung bedarf, so liegt sie in der folgenden Äußerung von ihm [1]): „Hätte Taine, der französische Kritiker, keinen anderen Nutzen gehabt, so würde es genügen, daß er den ersten, letzten und alles erleuchtenden Punkt hinsichtlich irgend welches großen Literaturerzeugnisses in den Vordergrund gerückt hat: daß das einzige Mittel, es endgültig zu verstehen, das bis ins Kleinste gehende Studium der Persönlichkeit dessen ist, der es hervorbrachte, seines Ursprungs, seiner Zeit, seiner Umgebung und seines tatsächlichen Schicksals, Lebens und Gebarens. Dies alles bedeutet für uns nicht nur das Glas, dessen wir uns zur Betrachtung bedienen, sondern es ist die Atmosphäre, das wirkliche Licht selbst." Sollte Whitman, der wie keiner vorher die freie Behandlung geschlechtlicher Dinge in der Literatur wagte und zum Grundsatz erhob, nicht auch diesen Punkt im Auge gehabt haben, als er hier das bis ins Kleinste gehende Studium der Persönlichkeit forderte? Wenn er gelegentlich sagt, [2]) die sexuelle Leidenschaft an sich sei, wie anerkanntermaßen für den Mann der Wissenschaft, so auch für den Dichter ein wesentlich legitimes, achtbares und nicht notwendig ungehöriges Thema: solange sie nämlich normal und unverkehrt bleibe: so scheint er mit dem Vorbehalt der letzten Worte allerdings jede Perversion abzuleugnen. Aber die Kritik, der er sich unterwirft, darf derartige Selbsttäuschungen nicht auf Treu und Glauben hinnehmen, sondern hat im Gegenteil die Pflicht, sie schonungslos aufzudecken.

Was Schölermanns schon erwähntes Diktum anbelangt, es liege bei Whitman kein zwingender Grund vor, auf dieses Kapitel erotischer Verirrung näher ein-

---

[1]) The Critic, Neuyork, 3. Dez. 1881.

[2]) A Memorandum at a Venture. Complete Prose, S. 303.

zugehen, so weiß man nicht, ob man mehr über die Kühnheit oder über die Verblendung, die sich darin kundtut, erstaunen soll. Wenn irgend wer die Untersuchung seiner sexuellen Veranlagung herausgefordert hat, so ist es Walt Whitman, und zwar nicht nur, weil er einen ganzen Abschnitt seiner Gedichte der erotischen Freundschaft gewidmet hat, nicht nur, weil das homosexuelle Empfinden bei ihm überall zwischen den Zeilen zu lesen ist, nicht nur, weil seine ganze Biographie ihn in dieser Hinsicht von einer Seite zeigt, wie kein normaler Mensch sie aufweist, sondern noch aus einem Grund von viel allgemeinerer, über das Persönliche weit hinausgehender Wichtigkeit. Niemals ist das Recht der wissenschaftlichen Kritik, das Geschlechtsleben eines bedeutenden Mannes unter die Lupe zu nehmen, so offenbar, wie dann, wenn er sein abnormes Empfinden als das normale verkündet und ein Evangelium, ja eine Religion daraus macht. Und das ist bei Walt Whitman der Fall. Hier besteht das größte öffentliche Interesse daran, zu untersuchen, wie weit seine Forderungen normal und gesund oder abnorm und pathologisch begründet sind, weil Unheil und Verwirrung dadurch angerichtet wird, wenn die ungesunde Idee als die gesunde und erlösende kursiert.

Auf den Einwurf aber, die Ehrfurcht verbiete es, große Männer bloßzustellen, und man schädige sie, indem man ihre Schattenseiten aufdeckt, kann man getrost antworten, daß auch ihnen selbst durch die Darlegung ihrer homosexuellen Veranlagung ein Dienst erwiesen wird. Denn indem man sie herbeizieht, um das Problem der Homosexualität aufzuklären, wird auch ihre eigene Stellung geklärt. Während man ehedem scheu über den dunklen Punkt in ihrem Leben hinwegging und durch die Voraussetzung, hier sei etwas, das man verschweigen müsse, sie am meisten beleidigte, begreift man jetzt, daß die Homosexualität einen naturnotwendigen Bestand-

teil ihres Wesens ausmachte, mit dem auch das, was sie vor anderen Menschen auszeichnete, in psychologischem Zusammenhang stand. Der Nachweis seiner homosexuellen Naturanlage ist also für niemand, sei er groß oder klein, eine Anklage, sondern eine Rechtfertigung, und in diesem Bewußtsein sagte Platen:

„Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!“[1])

4. Ein sehr merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß Whitmans erste Biographie von einem Irrenarzt geschrieben wurde, dem Dr. Bucke[2]). Aber noch viel merkwürdiger, ja eigentlich unglaublich ist es, daß dieser erfahrene Psychiater, der die große Irrenanstalt in London, Ontario, Canada leitete, Whitmans homosexuelle Veranlagung niemals erkannt hat. Die Autorität dieses Mannes, der in der geschlechtslosen Ebbe der Leidenschaften des gelähmten Greises „untrügliche Beweise seiner vollkommen ausgeglichenen Männlichkeit“ fand, ist für Schölermann hinreichend, ihn auf eigenes Nachdenken und Forschen über das in die Augen springende Problem verzichten zu lassen.

Für mich war der tiefe Eindruck, den ich während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten im Frühling 1882 durch Whitmans Poesie empfing, das Bedeutendste, was Amerika mir geben konnte. Als ich ein Jahr später nach England zurückkehrte, war ich noch immer ganz erfüllt von Whitmans Geist, zur Verwunderung meines Freundes George Gissing, des im Dezember 1903 allzu früh verstorbenen geistreichen, tiefen und wahrheitsliebenden englischen Sittenschilderers, der dem amerikanischen Propheten bedeutend kühler gegenüberstand. Gissing griff mein inneres Erlebnis als

---

[1]) Gaselen, 123.

[2]) Walt Whitman. By Richard Maurice Bucke, M. D. Philadelphia 1883.

wertvollen poetischen Stoff auf und formte daraus eine Episode in seinem 1887 erschienenen Roman „Thyrza“[1]), dessen Held gleich mir während eines zweijährigen Aufenthaltes in Amerika Whitmans Dichtung kennen lernt und gewaltig dadurch beeinflußt wird. Und ich kann ehrlich sagen, daß es vor allem die geistige Seite an Whitman war, die mich so anzog, wie das auch aus jenem Roman hervorgeht, der ein biographisches Dokument ist. Es darf mir also niemand vorwerfen, daß ich das Edle und Große an Whitman nicht von Anfang an so gut wie ein anderer zu würdigen gewußt hätte.

Trotzdem habe ich, ganz im Gegensatz zu Schölermann, der Bucke als Zeugen für Whitmans vollkommen ausgeglichene Männlichkeit betrachtet, die Autorität dieses so seltsam verblendeten Beurteilers als wertlos erkannt, sobald sein Buch in meine Hände kam. Denn die Einsicht, daß Whitmans sexuelles Empfinden nicht normal sei, war mir damals bereits ganz spontan aufgegangen.

Derjenige, durch den ich zur Beschäftigung mit Buckes so erstaunlich unkritischer Dichterbiographie gelangte, war Walt Whitman selbst. Da meine Bewunderung für diesen nie bis zur Anbetung gegangen war, sondern von vornherein durch manchen Vorbehalt eingeschränkt wurde, so wünschte ich sehr, mich in einer größeren Arbeit kritisch mit ihm auseinanderzusetzen. Im Mai 1889 bot sich mir die Gelegenheit, mich zum erstenmal öffentlich über ihn zu äußern: ich konnte in der „Deutschen Presse“, dem Organ des Deutschen Schriftsteller-Verbandes[2]), eine beglückwünschende Würdigung unter dem Titel „Walt Whitman. Zu seinem siebzigsten Geburtstag“ erscheinen lassen. Diese

---

[1]) Thyrza. A Tale by George Gissing. London 1887, vol. III, pp. 172. 177—182.

[2]) II. Jahrgang, Nr. 23, Berlin 1889.

kleine Arbeit wies schon auf die geplante eingehendere Untersuchung hin, wollte aber zunächst nur einmal an den seit Freiligrath in Deutschland fast wieder vergessenen amerikanischen Sänger erinnern. Im Ton war sie, dem festlichen Zweck entsprechend, sehr warm gehalten und voll überzeugter Anerkennung der allumfassenden Sympathie dieses menschlichsten Menschenfreundes, die mich hauptsächlich zu ihm gezogen hatte, und seines schönheitstrunkenen, echt künstlerischen Blickes für alles Leben, das den Erdkreis bevölkert. Doch verschwieg sie nicht, daß Whitmans Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, noch immer in der Literaturgeschichte schwankte; auch gab sie zu, daß die kritischen Gegner nach meiner Auffassung nicht völlig im Unrecht waren.

Da ich Whitman mit dem Artikel eine Geburtstagsfreude zu machen hoffte, so sandte ich ihm die betreffende Nummer zu, und in der Tat zeigte er sich überaus dankbar. Aber noch größer vielleicht war seine Freude über die Aussicht auf die angekündigte umfangreichere Studie; denn seine Sache galt ihm als ein Evangelium, das nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden konnte. Darum begann er, mich mit Material zu versorgen, ja er überschüttete mich recht eigentlich mit Büchern, Broschüren, Bildnissen und sogar mit obskuren Lokalblättern, die irgend welche rühmende Notiz über ihn enthielten. Nur war die Wirkung, die er damit erzielte, anders, als er beabsichtigt hatte: ich fand mich durch diese Beflissenheit, an seiner Ehrung selbst mitzuhelfen, peinlich berührt und erkältet. Es war dieselbe Erfahrung, die John Addington Symonds später von sich berichtet, wenn er sagt: „Er handelte wie einer, der zu der Gewißheit des schließlichen Erfolges des Genies kein Vertrauen hat. Er sammelte und verteilte wertlose Lobeserhebungen, wie er sie aus den Löchern und

Winkeln der amerikanischen Journalistik aufgelesen hatte.“[1])

Aber wie dem auch sei, ich fühlte mich durch die Verpflichtung, die er mir mit der Masse seiner Sendungen auferlegte, in der Freiheit meiner Kritik beeinträchtigt, und das war der eine Grund, weshalb ich mich bald entschloß, meinen Aufsatz für eine spätere Zeit zurückzustellen. Der andere Grund bestand in meiner durch vertieftes Studium immer klarer gewordenen Erkenntnis seiner Homosexualität. Ich sah, wie diese in seinem Charakter eine so bedeutende Rolle spielte, daß keine Kritik in den Kern seines Wesens eindringen konnte, wenn sie davon schwieg; und doch hätte ich bei Whitmans Lebzeiten nicht davon reden mögen; denn: On doit des égards aux vivants, wie Voltaire sagt. So habe ich ihm, um ihn zu schonen, wahrscheinlich eine Enttäuschung bereitet. Doch heute gilt der zweite Teil jenes Voltaire-Worts: On ne doit aux morts que la vérité.

Unter jenen Büchern nun, die Whitman mir gegesandt hatte — es waren nur die verhimmelnden Produkte seiner Erzapostel —, befand sich seine Biographie von dem erwähnten Dr. Bucke, und in ihr stieß mir zum erstenmal von fremder Seite eine Andeutung über Whitmans abnorme Veranlagung auf, die meinen eigenen stillen Verdacht bestätigte; zugleich aber auch eine ganz merkwürdig begründete Ableugnung dieser Sache durch den kanadischen Irrenarzt, ein Gutachten, dem wahrscheinlich unter allen deutschen Psychiatern nicht ein einziger beigepflichtet hätte. Bucke zitiert nämlich aus dem „Gentleman's Magazine“ von 1875 einen Passus von Standish O'Grady über Whitmans Gedichte, der zuerst zwar Beifall spendet, dann aber mit folgenden Worten schließt:

---

[1]) Walt Whitman. A Study. By John Addington Symonds. London 1893, S. 3.

„An anderen Stellen spricht er von dem kranken, kranken Bangen unerwiderter Freundschaft, von dem Kuß des Kameraden, dem um den Hals geschlungenen Arm — aber er spricht zu Stock und Stein; dieses Gefühl existiert nicht in uns, und die Sprache seiner poetischen Evangelien erscheint einfach ekelhaft".

Auf dieses Zitat antwortet Bucke mit der Bemerkung:

„Ja, ekelhaft für Gecken und gekünstelte Pedanten und gezierte Gentlemen aus den Klubs — aber gesunde, heroische, vollblütige, natürliche Menschen werden darin die tiefsten, von Gott eingepflanzten Stimmen ihrer Herzen finden."

Ich selbst wußte, daß es keine normalen Empfindungen sind, die Whitman in seinen der Kameradschaft geweihten Liedern zum Ausdruck bringt, und Buckes emphatische Behauptung konnte mich nicht verblüffen. Aber um noch eine andere Meinung zu hören, erwähnte ich die Angelegenheit in einem Briefe an George Gissing, da dieser Whitman vom literarischen Standpunkt wohl zu würdigen wußte und zugleich einer von den wenigen entschieden Heterosexuellen war, die der Homosexualität mit wissenschaftlichem Verständnis und rein menschlicher Teilnahme gegenüberstanden.

In seiner Antwort vom 11. September 1889, die ich aus dem Englischen übersetze, heißt es:

„Es ist ein wichtiger Punkt, von dem Du sprichst. Ich gehe nicht so weit wie der Schriftsteller im Gentleman's: Diese Stellen berühren mich nicht als »ekelhaft«; aber andererseits bin ich geneigt, zu glauben, daß Buckes Enthusiasmus ihn gegen die Meinung dieses Schriftstellers eigensinnig blind macht. In der Tat, die Stellen, an denen Whitman in dieser Weise von männlichen Freundschaften redet, wecken in mir keine Sympathie; ich bin gewöhnt, solche Sprache als eine verliebte Übertreibung zu betrachten. So habe ich auch immer gefühlt, daß die Sprechweise in Tennysons »In Memoriam« zum Teil über meine Sympathie hinausging."

Man sieht, daß diese Äußerungen, die aus guten

Gründen sehr zurückhaltend sind, keinen Zweifel an der natürlichen Abneigung eines normal empfindenden Engländers gegen Whitmans Gefühlsweise zulassen. Es ist in ihnen einerseits bedeutungsvoll, daß ein völlig unbefangener Beurteiler — und zwar ein Schriftsteller, mit dessen Namen die Anerkennung einer ganz einzigen künstlerischen Treue und inneren Wahrhaftigkeit verbunden ist — die Untersuchung, ob Whitmans männliche Liebe normal sei oder nicht, für wichtig erklärt; und andererseits, daß er an Bucke, den Schölermann als Zeugen für Whitmans „vollkommen ausgeglichene Männlichkeit“ herbeiruft, den Enthusiasmus hervorhebt, der ihn gegen eine widersprechende Meinung eigensinnig blind macht.

Aber wir besitzen zum Glück auch ein eigenes Zeugnis über Dr. Buckes enthusiastische Geistesart. In dem Prospekt der Clarke Company in Cincinnati über W. N. Guthries Whitman-Schrift[1]) ist ein Brief an den Verfasser abgedruckt, worin Bucke über dessen Buch schreibt:

> „Ich bewundere sehr den maßvollen Ton desselben, und zwar um so mehr, weil ich zu gut weiß, daß dieser für mich immer unmöglich war und sein wird. Aber polterndes Eifern hat keinen Nutzen, nur die maßvolle Darlegung kommt in Betracht, was Whitman selbst so gut wußte, und obgleich er es gut wußte, war es auch für ihn schwer, sehr schwer, maßvoll zu sein.“

Diese Zeilen hat Bucke in einem seltenen Augenblick der Selbsterkenntnis geschrieben, der es ihm auch einmal möglich machte, auf Whitman das Licht der Wahrheit fallen zu lassen, und wir werden uns noch daran zu erinnern haben, daß auch Whitman zu den enthusiastischen Temperamenten gehörte, denen die

---

[1]) Walt Whitman (the Camden Sage) as religious and moral Teacher. A Study. By William Norman Guthrie, Cincinnati.

Mäßigung schwer wurde, ja denen sie in der Jugend gleichfalls unmöglich war. Jedenfalls war Buckes Erwiderung auf O'Gradys Kritik in dem ihm naturgemäßen polternden Eifer geschrieben, und überhaupt zeigt seine ganze Beurteilung Whitmans die konstitutionelle Unfähigkeit, Maß zu halten. So gern man auch den edlen und großen Zügen in Whitmans Wesen Gerechtigkeit widerfahren lassen mag, wird man doch, wenn man sein Leben und sein Werk mit nüchterner Wahrheitsliebe, dem ethischen Erfordernis jeder Kritik, betrachtet, Buckes kritiklose Schwärmerei entschieden ablehnen müssen. Zum Beweise, wie völlig unberufen er ist, als Autorität angeführt zu werden, will ich hier nur noch zwei seiner Äußerungen zitieren.

An Whitmans siebzigstem Geburtstag sagte er in einem Festbrief[1]):

„Immer eingehendere Kenntnis Walt Whitmans und seiner Schriften hat mehr und mehr den Erfolg gehabt, meine alte Überzeugung zu vertiefen, daß in diesem Manne die moderne Welt ihr höchstes Ideal der Mannheit besitzt; daß, in der Tat, wie ein hervorragender lebender Schriftsteller einst zu mir sagte, Walt Whitman der Heiland, der Erlöser der modernen Welt ist."

Und neun Jahre später, im Juni 1898, schreibt er in einem offenen Briefe über Whitmans Anhänger:[2])

„Sie sind so zahlreich, getrau' ich mir zu sagen, wie die, welche Jesus liebten, sechs Jahre nach seinem Tode. Ich will nicht sagen, daß Whitmans Liebhaber eines Tages wahrscheinlich so zahlreich und so mächtig sein werden, wie es gegenwärtig diejenigen seines gekreuzigten Vorgängers sind, aber ich will sagen, daß es mir, so weit ich imstande bin, es zu übersehen, und indem ich von einem gleichen Beispiel auf ein anderes schließe, wahrscheinlich ist, daß der

[1]) Camden's Compliment to Walt Whitman. Edited by Horace L. Traubel. Philadelphia 1889, S. 57.

[2]) The Conservator, Philadelphia, IX, 4.

moderne Dichter möglichenfalls eine ebenso große und leidenschaftlich liebevolle Nachfolgerschaft haben wird, wie sie heutigen Tages sein älterer Bruder hat. (Sein „älterer Bruder"! Wie seltsam klingen die Worte, angewandt auf den schönen jugendlichen Galiläer, umgeben von den Hügeln, den Seen und dem Himmel Palästinas, in Beziehung auf den alten grauen Whitman, gelähmt, siech, in seinem gewöhnlichen Bretterhaus in Camden, New Jersey!)"

Wir müssen uns hierbei erinnern, daß Bucke ein orthodoxer Whitman-Gläubiger war und also auch Whitmans Auffassung der Person Jesu teilte. Whitman aber hat den Stifter des Christentums keineswegs vom kühl rationalistischen Standpunkt betrachtet; denn er nennt ihn einmal „den schönen, milden Gott", und ein andermal sagt er: „Er war gewißlich göttlich." Also es ist hier nicht die Rede von einer rein menschlichen Gestalt, sondern von dem göttlich vollkommenen Idealmenschen. Und eine Gleichstellung Whitmans mit diesem Idealbilde zeugt von einer an das Pathologische streifenden Überspanntheit.

Natürlich war Bucke auch selbst ein Mystiker, wie Whitman und die meisten seiner persönlichen Jünger. Es sind gewiß lauter hochstrebende, überzeugte Idealisten, aber ihre Meinungen über Whitman kommen in keiner Weise in Betracht, und selbst wo sie Tatsachen anführen, muß man sehr vorsichtig prüfen, ob sie nicht, im guten Glauben, subjektiv gefärbt oder das Wichtigste davon in ihrem Mangel an kritischer Einsicht unterdrückt haben. Das Organ der Whitman-Gemeinde ist der von Horace Traubel geleitete „Conservator", der ungefähr in gleichem Maße, wie er Whitmans Andenken pflegt, bemüht ist, dasjenige Shakespeares zu vernichten und Francis Bacon an dessen Stelle zu setzen. O'Connor, der oben zitierte leidenschaftliche Vorkämpfer Whitmans, war auch einer der ersten Anhänger der wahnsinnigen Delia Bacon, von der die Theorie ausging, daß Bacon

die Dramen Shakespeares geschrieben habe. Whitman selber hatte sich dieser Meinung angeschlossen, Bucke, Platt, Traubel standen und stehen auf demselben Standpunkt: eine Tatsache, die für den kritischen Geist der engeren Whitman-Gemeinde außerordentlich charakteristisch ist.

5. Größere Beachtung als die leidenschaftliche Ableugnung seitens eines so unkritischen Kopfes wie Dr. Bucke verdient Whitmans eigene Äußerung über seine Stellung zur Homosexualität.

Diese eine und einzige Äußerung Whitmans zur Sache, nur ein paar Wochen vor seiner letzten Krankheit und vor seinem Tode geschrieben, als Antwort auf eine von dem Engländer John Addington Symonds an ihn gerichtete Frage, ist in einem Briefe an den letzteren enthalten. Symonds war einer von Whitmans aufrichtigsten Verehrern, ja er betrachtete ihn dankbar als denjenigen, der durch seine Botschaft seinem eigenen Leben Halt und höhere Weihe gegeben hatte. Sein Buch über den Dichter wird noch heute, wenn auch mit einem auf unser Problem bezüglichen Vorbehalt, selbst von den eigentlichen Evangelisten als die schönste kritische Würdigung anerkannt, die bisher über Whitman erschienen ist. Aber Symonds, einer der hervorragendsten, feinsinnigsten Kulturhistoriker und Essayisten seiner Zeit, war durchaus nicht so blind gläubig wie der amerikanische Apostelkreis, und er besaß vor allem ein sachverständiges Urteil über das Problem der Geschlechtsnatur, die in Whitmans Werken zum Ausdruck kommt. Er ist unter den Bewunderern der einzige, der es bis jetzt gewagt hat, an die mannmännliche Liebesbotschaft seines Meisters die kritische Sonde zu legen, — freilich mit aller Zurückhaltung, die ihm teils durch seine Ehrfurcht, teils durch die Vorurteile des englischen Publikums geboten schien.

In jenem Buche sagt Symonds:

„Es ist klar, daß Whitman in seiner Behandlung der Kameradschaft, oder der leidenschaftlichen Liebe von Mann zu Mann, einen Grundton angeschlagen hat, an dessen Empfindungsintensität die moderne Welt nicht gewöhnt ist. — — Whitman scheint mit einigen der Phänomene zeitgenössischer Moral nicht gebührend gerechnet zu haben, obwohl er sie gekannt haben muß. Sonst würde er vorausgesehen haben, daß wir, wie die Menschennatur nun einmal ist, nicht erwarten dürfen, von solchen bis zu einem hohen Grade leidenschaftlicher Intensität gesteigerten Empfindungen jede sinnliche Beimischung fernzuhalten, und daß dauernde Elemente inmitten unserer Gesellschaft die absolute Reinheit des Ideals, das er aufzustellen unternimmt, gefährden werden. Es liegt auf der Hand, daß jene unbeneidenswerten Sterblichen, welche die Erben sexueller Anomalien sind, in Whitmans »herrlicher Freundschaft, exalté, ehedem unbekannt«, die »wartet, und immer gewartet hat, schlummernd in allen Männern«, in dem »Schrecklichen in mir, das hervorbrechen möchte«, der »ätherischen Kameradschaft«, »der letzten athletischen Wirklichkeit« ihre eigene Empfindungsweise erkennen werden. Hätte ich in Whitmans persönlichem Briefwechsel mit mir nicht den stärksten Beweis, daß er alle solche Folgerungen aus seinem »Calamus« zurückwies, so würde ich sie, ich gestehe es, für berechtigt gehalten haben; und ich bin nicht sicher, ob seine eigenen Gefühle hinsichtlich dieses delikaten Gegenstandes seit der Zeit, als »Calamus« geschaffen wurde, sich nicht vielleicht geändert haben.“

Whitmans briefliche Äußerung selbst hat Symonds in seiner Studie nicht veröffentlicht, aber wir finden sie in dem schon zitierten Buche über das konträre Geschlechtsgefühl, das er mit Ellis gemeinschaftlich verfaßt hat und das erst drei Jahre nach seinem Tode erschien. Hier ist der Wortlaut:

„Die Fragen über Calamus verblüffen mich. Leaves of Grass kann nur durch und innerhalb seiner eigenen Atmosphäre, seines eigentlichen Charakters richtig verstanden werden, in allen seinen Stücken und Seiten. Daß der Abschnitt Calamus jemals die Möglichkeit einer solchen Konstruktion, wie die erwähnte, zugelassen hat, ist furchtbar. Ich hoffe, man wird die

Seiten selbst niemals in Verbindung mit einer solchen willkürlich angenommenen und von mir seiner Zeit nicht im mindesten vermuteten und gewünschten Möglichkeit krankhafter Beziehungen nennen, welche ich abweise und für verdammenswert halte."

Nun ist es sonderbar, daß Whitman in diesem Briefe so spricht, als ob durch die von Symonds gestellte Frage zum erstenmal in seinem Leben ein Zweifel an der völligen Gesundheit und Normalität seines Ideals der Männerliebe an ihn herangetreten wäre. Aber tatsächlich war dies nicht das erstemal. Man müßte sich wundern, wenn eine solche Waffe von seinen erbitterten Feinden in der amerikanischen Presse niemals bei seinen Lebzeiten, sei es auch nur versteckt, gegen ihn angewandt worden wäre; indessen ist mir darüber nichts zu Ohren gekommen. Aber da ist jener schon erwähnte Artikel von O'Grady im „Gentleman's Magazine", den Bucke zum Abdruck brachte. Es ist unzweifelhaft, daß Whitman Buckes Buch gelesen haben muß; in dem mir gesandten Exemplar hat er sogar eigenhändig einen Druckfehler verbessert. In dem genannten Artikel heißt es:

„Die Griechen waren wohl bekannt mit jener Leidenschaft, einer Leidenschaft, die in späteren Tagen sich verstieg und abnorme Gestalt annahm; denn die Frucht wird zuerst reif, darauf überreif, und dann fault sie. — — In hochentwickelten Rassen ist die Freundschaft zweifellos eine Leidenschaft, und wie alle Leidenschaften mehr physisch als intellektuell in ihrem Ursprung und ihren Äußerungsarten."

Dann wird ohne Übergang eine Stelle aus Whitmans „Grashalmen" zitiert:

Ich will das Lied der Kameradschaft singen,
Ich will zeigen, was allein diese Lande zuletzt verbinden soll,
Ich glaube, sie müssen ihr eigenes Ideal männlicher Liebe gründen, wie ich es verkünde,
Darum will ich aufflammen lassen aus mir das brennende Feuer, das mich zu verzehren drohte,
Ich will abheben, was allzulange dies glimmende Feuer niedergehalten hat,

Ich will ihm volle Freiheit schaffen,
Ich will das poetische Evangelium der Kameraden und der Liebe schreiben,
Denn wer anders als ich verstünde wohl die Liebe mit all ihrem Leid und ihrer Lust?
Und wer anders als ich sollte der Dichter der Kameraden sein?

„Das sind starke Ausdrücke, und zweifellos echt“, fährt O'Grady fort, und er schließt mit den schon oben angeführten Worten: „Aber er spricht zu Stock und Stein; die Empfindung existiert nicht in uns, und die Sprache seiner poetischen Evangelien erscheint einfach ekelhaft.“

Diese Kritik also hat Whitman sicherlich gekannt, und wenn er trotzdem erklärt, daß ihn Symonds' Fragen verblüfften, so muß man entweder an seiner vollen Aufrichtigkeit zweifeln, oder man muß annehmen, daß er jene Fragen mißverstanden hat. Ellis meint, seine Aufrichtigkeit sei über jeden Verdacht erhaben; deswegen sei es klar, daß er nie auf den Einfall gekommen ist, es könne zwischen dem leidenschaftlichen Genießen einer körperlichen Berührung von Mann zu Mann und der Handlung, die er mit anderen Menschen als ein widernatürliches Verbrechen betrachten würde, irgend eine Verwandtschaft bestehen. Das möge zwar sonderbar erscheinen, da es doch viele Konträre gibt, die volle Befriedigung in Freundschaften finden, welche weniger körperlich und leidenschaftlich sind, als die in den „Grashalmen“ beschriebenen; aber Ellis findet die Erklärung dieses Mangels an Selbsterkenntnis in Whitmans eigentümlicher Geistesart, die er trefflich charakterisiert.

Ich kann indessen nicht zugeben, daß man kein Recht habe, Whitmans Aufrichtigkeit in diesem Falle etwas skeptisch anzusehen. Einmal muß man sich an die bekannte, z. B. von Moll erwähnte Verschlossenheit der Homosexuellen gegenüber Fragen nach ihrem Geschlechts-

leben erinnern. Sodann weiß man ja, daß er von dem Gift des Erzsophisten Hegel genascht hatte. Eins seiner späteren Gedichte betitelt sich „Alles ist Wahrheit", und darin heißt es: „Ich sehe, daß es in Wirklichkeit weder Lügen noch Lügner gibt — — und daß, was man Lügen nennt, vollkommene Heimzahlungen sind." Es ist zweifellos, daß er vom asexuellen Greisenstandpunkt anders über seine Jugendleidenschaft dachte als vom konträrsexuellen seiner Mannesjahre; es war bei ihm wie bei Plato, der in den Dialogen seiner Jugend ein sympathisches Verständnis für die Knabenliebe zeigte, die er in seiner Altersschrift „De legibus", als das Feuer in ihm erloschen war, verurteilte. Wenn Whitman sie aber verurteilte, hatte er dann nicht im Mystizismus seines Greisenalters, als man ihn schon als Stifter einer neuen Religion und amerikanischen Christus verehrte, das größte Interesse daran, den anormalen Charakter irgend eines Teiles seiner Botschaft, den seine blindgläubigen und verblendeten Anbeter als allgemeine Menschenliebe aufnahmen, auch ferner abzuleugnen? Denn was abnorm war, konnte keine Religion für alle Menschen werden.

Daß er dagegen in jungen Jahren wirklich kein Bewußtsein von der Anomalie seines Trieblebens gehabt, sondern ihm in voller Unschuld nachgehangen hat, ist sehr wahrscheinlich, und gerade diese Unschuld ist es, die seinen Gedichten ihre suggestive Kraft verleiht. Darauf wird später noch einzugehen sein. Ganz gewiß ist es aber, daß seine Gefühle wirklich und tatsächlich zur Zeit, als die Calamus-Lieder entstanden, homosexuelle Gefühle waren, und es muß beachtet werden, daß auch Symonds geneigt ist, dies trotz Whitmans Ableugnung anzunehmen.

Übrigens ist der Wortlaut der Fragen, auf die sich Whitmans Antwort bezieht, leider nicht erhalten, so daß man gar nicht sicher weiß, was es eigentlich war, das

er bestritt. Vielleicht dachte er nur an bestimmte Akte, deren extremer Form es doch keineswegs bedarf, um die Natur der Leidenschaft zu beweisen. Falls er aber den homosexuellen Charakter seines Empfindens bestreiten wollte, so würde er durch sein eigenes Werk widerlegt; denn niemals ist die urnische Gefühlsweise stärker, wahrer, naiver zum Ausdruck gelangt als in den „Grashalmen".

6. Über Whitmans Evangelium der Kameradenliebe ist natürlich in England und Amerika viel geschrieben worden; aber über ihren homosexuellen Charakter haben sich nur wenige Schriftsteller geäußert. Wo man diesen ahnte, beschränkte man sich zumeist auf dunkle, rätselhafte Andeutungen, entsprechend der englischen Auffassung, die in homosexueller Betätigung das Verbrechen erblickt, „das unter Christen nicht genannt werden darf." So heißt es z. B. im Christian Register, Boston, über die Whitman-Schrift eines bekannten Wortführers der Ethischen Kultur-Bewegung:[1] „Herr Salter erzählt nicht die ganze Geschichte. Mancher wurde durch Dinge zurückgestoßen, die fragwürdiger sind als irgend welche, auf die er hinweist, z. B. der ganze Abschnitt, der sich Calamus betitelt." Und mit einer ähnlichen Insinuation schrieb 1898 der New Yorker Critic anläßlich des Erscheinens der Whitmanschen Lazarettbriefe: „Die Lehre, daß eine Art göttlichen Anhauchs von dem gesunden menschlichen Leib ausgeht und für Kranke und Verwundete nützlicher ist als ärztliche Medikamente, erscheint mehr als einmal in diesen Briefen. Sie ist ein integrierender Bestandteil jenes Evangeliums des Fleisches und der Gefühle, die Whitman in Calamus vortrug und später teilweise beseitigte." Letztere Bemerkung ist eine Anspielung auf die Tatsache, daß Whitman in den späteren Auflagen seiner Gedichte manche frühere Kühnheit homo-

[1]) Walt Whitman. By William M. Salter. Philadelphia 1900.

sexuellen wie heterosexuellen Charakters ausgemerzt hat, so daß die jetzigen offiziellen Ausgaben expurgierte Ausgaben sind. Die Selbstkritik, die er tatsächlich an seinen früheren Äußerungen geübt hat, bestätigt Symonds' Vermutung, daß mit den Jahren in seinen Empfindungen eine Abkühlung vorgegangen ist, und gibt uns einen weiteren Grund, an der vollen Aufrichtigkeit seiner angeblichen Überraschung über die homosexuelle Deutung zu zweifeln.

Außer in den schon angeführten Arbeiten wird Whitmans homosexuelle Veranlagung meines Wissens nur noch vorausgesetzt von Marc André Raffalovich[1]), von Edward Carpenter[2]), von Moll, im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen[3]) und von Max Nordau. Letzterer spricht allerdings in dem schon zitierten Kapitel nur indirekt, indem er behauptet, als Mensch habe Whitman eine überraschende Ähnlichkeit mit dem schon früher als homosexuell charakterisierten Verlaine, mit dem er alle Stigmata der Entartung teile. Tatsächlich beschränkt sich jedoch die Ähnlichkeit zwischen diesem und Whitman auf ein paar oberflächliche Einzelzüge, wenn auch der Vergleich nicht ganz so beschämend ist, wie Nordau sich einbildet, da doch Verlaine ein Lyriker ersten Ranges war. Übrigens verdient Nordaus Charakteristik in ihrer unglaublichen Gehässigkeit nur Verurteilung, wie denn seine Kritiken überhaupt wahre Vitriol-Attentate sind. Raffalovich rechnet Whitman zu den großen Konträsexuellen, die stets Verzeihung für ihre Verkehrung erwirkt haben, „da sie trotz derselben nie sich selbst verloren und ihre Arbeit auf der Erde vollbracht haben."

---

[1]) Marc André Raffalovich, Die Entwickelung der Homosexualität. Berlin 1895. S. 27.

[2]) Edward Carpenter, Die homogene Liebe und ihre Bedeutung in der freien Gesellschaft. Deutsch von H. B. Fischer. Leipzig.

[3]) Bd. II, S. 444.

Am eingehendsten und liebevollsten hat nächst Symonds Carpenter die Frage nach Whitmans psychischer Sexualität behandelt.

Sehen wir nun, was es mit dem Evangelium der Kameradenliebe eigentlich für eine Bewandtnis hat.

Walt Whitman war ein glühender amerikanischer Patriot, nicht nur in der Liebe zu dem Staatenbund seiner Zeit, sondern ganz besonders in seinen visionären Hoffnungen, in dem festen Vertrauen auf die künftige grandiose Bestimmung der westlichen Republik. Seine dithyrambischen Prophezeiungen sind oftmals bis zum Unbehaglichen überhitzt, seine schwärmerische Zukunftsmusik versteigt sich mitunter bis zur Raserei. Er glaubte nicht allein an die innere Vollkommenheit der Welt, sondern als echter Chiliast auch an eine Art kommenden Weltfeiertages, eine völlige Harmonie als Endzweck alles Lebens. Und diese Harmonie soll durch die Vereinigten Staaten herbeigeführt werden; von ihnen haben alle anderen Länder das Heil zu erwarten; seine westliche Heimat ist berufen, die Welt zu erlösen.

Und du, Amerika,
Für die Erfüllung des Weltplans, für seinen Gedanken und seine Wirklichkeit,
Für diese (nicht deiner selbst wegen) bist du gekommen.[1]

Wir zurückgebliebenen Europäer sind geneigt, in solchen ausschweifenden Träumen eine tragikomische Selbsttäuschung zu erblicken; denn wir sehen, daß Amerika alle Schwächen der alten Welt geerbt und dazu noch seine eigenen neuen, größeren, abstoßenderen hinzugefügt hat. Aber man darf nicht meinen, Whitman habe die häßliche Seite des amerikanischen Lebens übersehen; im Gegenteil, er schildert sie gelegentlich ohne jede Beschönigung. Und wenn Nordau behauptet, er sei in seinen vaterländischen Gedichten ein Schweifwedler vor der verderbten amerikanischen Gelddemokratie und ein

Kriecher vor der dünkelhaftesten Yankee-Überhebung, so ist das eine ebenso unzutreffende wie verständnislose Beschuldigung. Whitman glaubte trotz aller scheußlichen Auswüchse des Amerikanismus an Amerikas höhere Sendung: er glaubte, das Mittel gefunden zu haben, um diese Auswüchse zu überwinden. Und dies Allheilmittel erblickte er nicht in irgend einer politischen oder ökonomischen Doktrin, sondern in der Kameradschaft.

Über das Blutbad erhob prophetisch eine Stimme sich:
Seid nicht verzagt, Liebe soll lösen die Fragen der Freiheit noch!
Die sich lieben, sollen unbezwinglich werden,
Und siegreich wird durch sie Columbia sein.
Söhne der Allmutter, ihr sollt noch siegreich sein,
Verlachen werdet ihr noch den Ansturm des ganzen Erdkreises.
Keine Gefahr soll zurückschrecken in Columbia die Liebenden,
Tausende werden in Not entschlossen sich opfern für einen einzigen.
Männliche Liebe soll in Häusern und Straßen ein offener Brauch werden,
Die Furchtlosesten und Rauhsten sollen zum Gruß in leiser Berührung Antlitz zu Antlitz neigen,
Die Freiheit soll sich gründen auf die Liebenden,
Die Gleichheit soll fortdauern durch die Kameraden.
Diese sollen euch binden und stärker euch zusammenhalten als eiserne Reifen.
Ich, begeistert, o Gefährten, o Länder, mit der Liebe der Liebenden binde ich euch.
Oder meintet ihr etwa, Rechtsgelehrte sollten euch zusammenhalten?
Oder ein papierener Vertrag? Oder Waffengewalt?
Nein, weder die Welt noch was in der Welt lebt, wird solchermaßen zusammengehalten.

Dem gleichen Gedanken hat er auch mehrfach in nüchterner Prosa Ausdruck gegeben. In den Democratic Vistas[1]) beschäftigt sich seine Phantasie mit der Entwicklung, die Amerika in hundert Jahren erreicht haben wird, und er sagt:

---

[1]) Complete Prose, S. 247.

„Hochgespannte und liebende Kameradschaft, die persönliche und leidenschaftliche Neigung des Mannes zum Manne — welche, schwer zu erklären, den Lehren und Idealen der tiefsten Erlöser jedes Landes und Zeitalters zugrunde liegt, und die, wenn vollkommen entwickelt, gepflegt und anerkannt in Sitten und Literatur, die wesentlichste Hoffnung und Sicherheit für die Zukunft dieser Staaten zu versprechen scheint, wird dann zum vollen Ausdruck gelangt sein."

Hierzu fügt er die Anmerkung:

„Die Entwicklung, Verwirklichung und allgemeine Vorherrschaft dieser glühenden Kameradschaft (der anhangenden Liebe, die der bis jetzt im Alleinbesitz der poetischen Literatur befindlichen amativen Liebe zum mindesten den Rang streitig macht, wenn nicht gar darüber hinausgeht) ist das, wovon ich das Gegengewicht und die Überwindung unserer materialistischen und vulgären amerikanischen Demokratie und ihre Vergeistigung erhoffe. Viele werden sagen, das sei ein Traum, und werden meinen Folgerungen nicht zustimmen: aber ich erwarte zuversichtlich eine Zeit, wenn die Fäden männlicher Freundschaft, innig und liebend, rein und süß, stark und lebenslänglich, und bis zu einem jetzt noch unbekannten Grade gesteigert, wie ein halb verborgener Einschlag alle die Myriaden hörbarer und sichtbarer weltlicher Interessen Amerikas durchziehend, vor Augen liegen werden, — und sie werden nicht nur dem individuellen Charakter seinen Ton geben und ihn wie nie zuvor gefühlswarm, muskulös, heroisch machen und verfeinern, sondern auch auf die allgemeine Politik den tiefsten Einfluß ausüben. Ich sage: aus der Demokratie ergibt sich solch eine liebende Kameradschaft, als ihr unvermeidlichstes Zwillingsgeschwister und Seitenstück, ohne welches sie unvollständig, vergeblich sein wird und unfähig, sich am Leben zu erhalten."

Ferner heißt es in der Vorrede von 1876:

„Noch etwas weiteres mag hinzugefügt werden — denn da ich einmal dabei bin, möchte ich ein volles Geständnis ablegen. Ich sandte die „Grashalme" auch deswegen hinaus, um in den Herzen der Männer und Frauen, jung und alt, endlose Ströme lebendiger, pulsierender Liebe und Freundschaft zu wecken und in Fluß zu bringen, von ihnen zu mir, jetzt und immerdar. Dieser schrecklichen, ununterdrückbaren Sehnsucht (die gewiß mehr oder weniger auf dem Untergrund der meisten Menschenseelen ruht) — diesem niemals befriedigten Hunger nach Sympathie, und dieser

grenzenlosen Darbietung von Sympathie — dieser universellen demokratischen Kameradschaft — diesem alten, ewigen und doch immer neuen Austausch fester Verbindung, so passend sinnbildlich für Amerika, habe ich in diesem Buche unverhüllt, ihr Verkünder, den offensten Ausdruck gegeben. Zugleich, so wichtig es für meine Absichten ist, als Äußerungen des Gemütslebens der Menschheit: der besondere Sinn des „Calamus“-Straußes in den „Grashalmen“ (mehr oder weniger auch das ganze Buch durchziehend und in den „Trommelwirbeln“ zur Reife gediehen) liegt hauptsächlich in seiner politischen Bedeutung. Nach meiner Ansicht ist es die glühende, anerkannte Entwicklung der Kameradschaft, die schöne und gesunde Liebe des Mannes zum Manne, unter der Oberfläche lebendig in allen den jungen Burschen, in Nord und Süd, Ost und West — es ist diese, sage ich, und was direkt und indirekt sie begleitet, wodurch die Vereinigten Staaten der Zukunft (ich kann es nicht zu oft wiederholen) am wirksamsten zusammengeschweißt, eingeschaltet, zu einer lebendigen Einheit geschmiedet sein werden.“

Ein paar poetische Stücke aus „Calamus“, in denen diese Tendenz besonders packende Sprache erhielt, mögen hier folgen:

Für Dich, o Demokratie.

Kommt, unauflöslich will ich den Kontinent machen,
Die herrlichste Rasse will ich schaffen, die je von der Sonne beschienen ward,
Göttliche, magnetische Lande will ich schaffen
Mit der Liebe der Kameraden,
Mit der lebenslangen Liebe der Kameraden.
Dicht wie die Bäume des Waldes will ich Freundesbündnisse pflanzen längs aller Ströme Amerikas und an den Ufern der großen Seen und über die ganze Prärie,
Unzertrennliche Städte will ich machen, ihre Arme einander um den Hals geschlungen,
Durch die Liebe der Kameraden,
Durch die männliche Liebe der Kameraden.
Dir widme ich dies, o Demokratie, deinem Dienste, ma femme!
Für dich, für dich trillere ich diese Lieder.

Besonders prägnant ist die politische Absicht in dem folgenden Gedicht ausgedrückt:

Es kam mir zu Ohren, daß man mir vorwirft, ich suchte die Institutionen des Staats zu zerstören.
Aber in Wahrheit bin ich weder für noch gegen Institutionen.
Was hätte ich auch mit ihnen gemein? Oder was mit ihrer Zerstörung?
Nur dies eine will ich einsetzen in Mannahatta und in jeder Stadt dieser Staaten, im Inland wie an der See,
In Feld und Wald und über jedem Kiel, sei er klein oder groß, der die Wellen durchschneidet,
Ohne Amtshaus oder Gesetz, ohne Beamten oder Disput:
Die Institution der herzlichen Kameradenliebe.

Wie es sein wird, wenn seine Botschaft in Erfüllung gegangen und die Institution der Kameradenliebe in Kraft getreten ist, prophezeien die Verse:

Ich träumte einen Traum von einer Stadt, die dem Ansturm der ganzen Welt unbesieglich standhielt.
Ich träumte, dies sei die neue Stadt der Freunde,
Nichts größeres gab es in ihr als die kraftvolle Liebe, die alles übrige beherrschte:
Zu jeder Stunde war sie in allem Tun der Bürger dieser Stadt offenbar
Und in jedem ihrer Blicke und Worte.

Sein gläubiges Vertrauen aber, daß sein Traum wirklich Wahrheit werden wird, und seine Überzeugung, daß die Grundlage dazu in der allgemeinen Menschennatur gegeben ist, bekennt er in dem folgenden Stück:

Dem Osten und dem Westen,
Dem Mann von den Küstenstaaten und aus Pennsylvanien,
Dem Kanadier aus dem Norden, dem Südstaatler, den ich liebe,
Widme ich diese Blätter, in der festen Zuversicht, daß ich euch als meinesgleichen zeichnen darf, denn in jedem Manne ruht der gleiche Keim.
Ich glaube, es ist der höchste Zweck dieser Staaten, den Grund zu legen zu einer herrlichen Freundschaft, erhaben, wie man sie niemals gekannt,
Denn ich fühle, daß sie wartet und immer gewartet hat, verborgen schlummernd in jedem Manne

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß das Urbild der Männerliebe als eines politisch wertvollen Faktors im alten Griechenland zu suchen ist, und mit Recht wird Whitman von Symonds als derjenige unter den modernen Schriftstellern bezeichnet, der im Geiste und der Darstellung am meisten Grieche ist. Aber daß die griechische Männerliebe einen sexuellen Untergrund hatte, ist eine historische Tatsache. Whitman dagegen hält zwar die Liebe des Mannes zum Manne „und was direkt und indirekt sie begleitet“, für politisch wichtig, ist jedoch so verblendet, zu glauben, homosexuelle Empfindungen und Akte müßten und könnten von der direkten und indirekten Begleitung ausgeschlossen sein. Dies ist es, was ihn theoretisch von den Griechen unterscheidet, die zwar auch nach Veredlung des Triebes strebten, aber sich doch keiner Selbsttäuschung über seine sinnliche Natur hingaben und den Mut hatten, die Wirklichkeit fest ins Auge zu fassen.

Doch ist freilich mit dem griechischen in Whitmans Botschaft das christliche Ideal vermählt. Er hat sein homosexuelles Empfinden christianisiert, gemäß dem Johanneswort: „Kindlein, liebet euch untereinander.“ Aber die Wahrheit wird doch verschleiert, wenn Knortz gelegentlich äußert, der Dichter meine mit seinen Kameraden alle Menschen. Selbstverständlich gehört die allgemeine Menschenliebe zu Whitmans Religion. Aber seine Kameraden, das sind unter den übrigen die Auserwählten, deren physischer Typus ihn anzieht. Dies werden wir im folgenden noch erkennen. Ebenso irreführend ist es, wenn der engere Jüngerkreis auf das Symbolische und Mystische in „Calamus“ hinweist und dadurch alles hinwegdeuten möchte, was eine nervenschwache Moral beängstigen könnte, ungefähr wie bei Luther die glühende orientalische Sinnlichkeit im Hohenlied Salomonis das Sehnen der christlichen Kirche nach ihrem Bräutigam

Christus symbolisieren muß. Das erinnert stark an jenen von Ulrichs[1]) erwähnten englischen Gelehrten, der zu Platos „Phädrus" herausgegrübelt hat, nur als Allegorie, im Sinne der Mysterien, habe Plato „Knabe" geschrieben; stets habe er „Mädchen" gemeint. In der Tat ist ja Whitman mit dem Alter immer mystischer geworden; aber was er in den meisten der Calamuslieder schildert, ist die einfache, naive Stimme der Natur und das offene, direkte Bekenntnis persönlicher, stark sexuell gefärbter Gefühle.

Wenn Kameradenliebe nichts weiter bedeutete als christliche oder allgemeine Menschenliebe, so wäre daran nur der Name originell, nicht aber der Gedanke. Whitman würde dann neben dem ihm allerdings noch zu pessimistischen Tolstoi stehen, ein edler Schwärmer, der plötzlich der Politik christlichen Geist einzuhauchen hofft, nachdem sie in fast zwei Jahrtausenden christlicher Geschichte ganz und gar heidnisch geblieben ist. Es wäre ein harmloser Optimismus. Die altruistischen Instinkte sind zwar zum Teil recht dürftig entwickelt; aber sie gehören sicher zur Menschennatur, und die Hoffnung, daß ihre schwachen Keime schließlich zu allgemeiner Menschenliebe heranwachsen werden, verdient gewiß Ermutigung.

Anders aber würde die Sache liegen, wenn wir unsere Glaubensinbrunst und Zuversicht auf das Wort eines Propheten gründeten, der ein ganz subjektives, abnormes Empfinden als die allgemeine Regel betrachtet und also seine Erlösungslehre auf einer falschen Voraussetzung aufbaut. Sobald seine Illusion als solche erkannt ist, würde man ihn zu den falschen Propheten rechnen müssen, zu den wunderlichen Heiligen, die ihr Leben lang von einer fixen Idee besessen waren. Das ist bei Whitmann der Fall, wenn man die Grundlage seiner Liebesbotschaft in seiner Homosexualität findet, und als-

[1]) Memnon, Einltg. V.

dann hat dieser Teil seiner Verkündigung nur noch ein psychologisches oder gar ein psychopathisches, aber kein praktisches Interesse mehr.

Zwischen Whitmans Evangelium der Kameradenliebe und einigen neueren Standpunkten besteht übrigens eine auffallende Verwandtschaft. Seiner Voraussetzung, daß die Anlage zu der von ihm verkündeten leidenschaftlichen Männerfreundschaft, also die homosexuelle oder wenigstens bisexuelle Natur, eine ganz allgemein menschliche Eigenschaft sei, nähern sich in erster Linie Benedict Friedländer, ferner auch Edwin Bab. Andrerseits mit seinen Zielen, seinem Streben, die Männerliebe, auch ohne daß sie als eine allgemeine Erscheinung angesehen wird, zu einem mehr oder minder politischen Faktor zu machen, stimmte in der Schweiz bereits Hößli überein, und in Deutschland stehen Elisar von Kupffer sowie etliche Mitarbeiter des von Adolf Brand herausgegebenen „Eigenen“ dieser Richtung nahe; als ihr Hauptvertreter aber kann Edward Carpenter gelten, auf den nach Crosby[1]) der Mantel Whitmans gefallen ist. Den ersten Punkt, ob nämlich Homosexualität oder wenigstens psychosexuelle Hermaphrodisie Gemeingut aller Menschen sei, will ich hier nicht weiter erörtern, weil ich glaube, daß er sich nur aus der großen Subjektivität seiner Verteidiger erklärt, die pro domo plädieren und dabei im Eifer des Gefechts auch das Haus der Heterosexuellen mit fordern, welches diese ihnen jedoch sicherlich nicht überlassen werden. Da ich eine solche Grenzüberschreitung nicht billigen kann, vermag ich mich natürlich auch für den zweiten Punkt nicht zu erwärmen. Eine bescheidene Minorität, die bisher von der normalen Majorität verfolgt und geächtet war, hat vorerst nur darnach zu

[1]) Edward Carpenter, Poet and Prophet. By Ernest Crosby. Philadelphia 1900.

trachten, daß sie von dieser Majorität geduldet werde, und was darüber hinausgeht, ist eine Schwärmerei, die mit den Tatsachen zu rechnen vergißt. Dies ist auch die Ansicht des besonnenen Symonds, obwohl er sich subjektiv mit Whitman in voller Sympathie befindet. Er schließt sein Kapitel über den Calamus-Zyklus mit den Worten: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, die Frage zu stellen, ob die Liebe von Mann zu Mann durch eine bisher ungeahnte Ritterlichkeit zu edlerer Kraftentfaltung erhoben werden soll, gerade wie es einst mit der barbarischen Liebe des Mannes zum Weibe geschehen ist. Diese Frage entbehrt im gegenwärtigen Augenblick der Aktualität. Man kann nicht verlangen, daß die Welt sich damit befasse."

7. Whitmans Forderungen sind augenscheinlich nur aus seiner homosexuellen Naturanlage verständlich und würden schon zum Beweise seiner Homosexualität genügend sein, auch wenn man nichts von seiner Persönlichkeit und seinem Leben wüßte. Wir gelangen nun zu der Frage: Ist das Studium seiner Biographie geeignet, unseren Schluß zu entkräften, oder dient es ihm zur Bestätigung? Wobei wir natürlich nicht nur seine Taten und Schicksale, sondern vor allen Dingen sein Wesen selbst, wie es sich äußerte, zum Biographischen zu rechnen haben.

8. Die vielumstrittene Frage nach dem physiologischen oder pathologischen Ursprung der konträren Sexualempfindung, sowohl im allgemeinen wie bei Whitman im besonderen, können wir dabei zunächst unerörtert lassen, weil sie praktisch keineswegs von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Denn auch Krankheit und Krankhaftigkeit sind Erscheinungen, die dem Naturgesetz unterliegen, und da die wissenschaftlichen Vertreter der einen sowohl wie der anderen Theorie die Entstehung der Homo-

sexualität aus natürlichen Ursachen nicht leugnen können, so ist zwischen beiden auch eine Versöhnuug möglich. Es sei hier an Goethes Ausspruch erinnert: „Auch die Worte Mißentwicklung, Mißbildung, Verkrüppelung, Verkümmerung sollte man mit Vorsicht brauchen, weil in diesem Reiche die Natur, zwar mit höchster Freiheit wirkend, sich doch von ihren Grundgesetzen nicht entfernen kann.“[1]) Goethe steht hier ganz auf dem Standpunkt Spinozas: „Die Gesetze und Regeln der Natur, nach welchen alles geschieht und aus der einen Gestalt in die andere verwandelt wird, sind überall und immer dieselben, und sonach muß es auch eine und dieselbe Weise geben, die Natur der Dinge, welche es auch sein mögen, zu verstehen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur.“[2])

Wenn man dies im Auge behält, wird man die hohe Bedeutung des Gedankens würdigen, in welchem Ulrichs sein „aufzufindendes Naturgesetz“ formuliert.[3]) Er sagt: „Die Bestandteile der Geschlechtsnatur der einzelnen Urninge sind, wie gezeigt, äußerst verschieden. — Für dieses scheinbare Chaos von Varietäten wird ein künftiger Forscher vermutlich ein ganz bestimmtes Gesetz auffinden, nach welchem der Mischung scheinbare Willkür zur Notwendigkeit wird. — — Für dieses Gesetz wird man eine Formel finden müssen, — — — so daß man z. B. aus je zwei bekannten dieser Bestandteile, dieser Elemente, ein noch nicht bekanntes drittes wird finden können. Die Elemente der urnischen Geschlechtsnatur stehen ganz unzweifelhaft sämtlich zu einander in notwendiger Wechselbeziehung.“ Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Zwischenstufen war

[1]) Goethe, Zur Morphologie. Werke, Bd. 33, S. 103 der Hempelschen Ausgabe.

[2]) Spinoza, Ethik, III, S. 89 der Auerbachschen Übersetzung

[3]) Memnon, § 122.

Ulrichs' Hoffnung wohl zu kühn; aber der Kern seines Gedankens ist jedenfalls richtig.

Moll rechnet den heterosexuellen Geschlechtstrieb unter die sekundären Geschlechtscharaktere und hält dafür, daß wir manche Fälle von Homosexualität ohne weiteres als die Entwicklung eines konträren sekundären Geschlechtscharakters betrachten dürfen. Nun wissen wir durch Darwin[1]), in wie hohem Maße die sekundären Geschlechtscharaktere variieren, und wir wissen ferner durch ihn, welche bedeutende Rolle bei der Variation das von Goethe und Geoffroy St. Hilaire entdeckte und von dem Sohn des letzteren noch eingehender begründete Gesetz der Korrelation spielt, nach welchem die eine Veränderung in einem Organismus unfehlbar auch von einer Reihe von anderen, die mit ihr in Wechselbeziehung stehen, begleitet ist. Es ist dieses Gesetz der korrelativen Variation, das Ulrichs geahnt hat, wenn er es nicht kannte. Man darf sicher behaupten, daß, wenn ein sekundärer Geschlechtscharakter wie der Geschlechtstrieb variiert, andere sekundäre Geschlechtscharaktere gleichfalls, wenn auch für die oberflächliche Betrachtung unerkennbar, variieren müssen. Hirschfelds Hoffnung auf die Möglichkeit einer objektiven Diagnose der Homosexualität ist daher für die Mehrzahl und vielleicht bei tieferem Eingehen sogar für alle Fälle wohl begründet.

Aber die Tatsächlichkeit der korrelativen Entwicklung konträrer sekundärer Geschlechtscharaktere ist nicht einmal eine neue Entdeckung, sondern sie wurde bereits vor hundert Jahren von dem französischen Arzt P. J. Cabanis konstatiert:[2])

---

[1]) Origin of Species, chap. V.

[2]) P. J. Cabanis, Rapports du Physique et du Moral de l'Homme. 2nd éd. Paris 1805, vol. I, p. 395.

„Bei den jungen Leuten, denen die Natur ganz oder teilweise die männlichen Fähigkeiten versagt hat“ (und hierher gehören die Homosexuellen), „bringt die Pubertät nicht die gewöhnlichen Wirkungen hervor, und das muß so sein. Zudem aber nähern sich in dieser Epoche alle Teile des Knochengerüsts und der Muskulatur täglich mehr den äußeren Formen und den Dispositionen, die der Frau eigen sind. Ich bin solchen zweideutigen Personen begegnet, bei denen nicht nur die Stimme heller, die Muskeln schwächer und der allgemeine Bau des Körpers weicher und schlaffer waren, sondern die auch noch jene verhältnismäßig größere Breite des Beckens aufwiesen, von der wir gesagt haben, daß sie das Knochengerüst der Weiber charakterisiert: und infolgedessen gingen sie wie diese, indem sie einen größeren Bogen um ihren Schwerpunkt beschrieben. In diesen Fällen schien mir der physische Zustand immer von einem vollkommen entsprechenden moralischen Zustand begleitet zu sein.“

Ja, schon im Altertum waren die äußeren Merkmale der Urninge, also die Eigenschaften, die mit ihrem Geschlechtstrieb im Verhältnis der Korrelation stehen, wohl bekannt, so daß Lucian den Ausspruch tun konnte, es wäre leichter, fünf Elefanten unter der Achsel zu verbergen als einen Kynäden.

Kynäden gehören nun allerdings dem Extrem der Effemination an, und auch in den von Cabanis beobachteten Fällen handelte es sich zweifellos um Effeminierte. Und da es alle Grade der Homosexualität gibt, sowohl im Körperbau wie in der Charakterfärbung, vom völlig femininen Typus bis zum völlig virilen, so ist es selbstverständlich, daß das Gesetz der Korrelation sich häufig der Feststellung entziehen wird. Aber trotzdem ist es höchst unwahrscheinlich, daß, wenn der Geschlechtstrieb homosexuell ist, jemals die korrelative Entwicklung anderer äußerer oder innerer Eigenschaften gänzlich abwesend sein sollte. Moll sagt, die Erfahrung zeige, daß, wenn ein sekundärer Geschlechtscharakter konträr entwickelt ist, oft genug auch andere die Neigung haben, sich konträr zu entwickeln. Man darf aber hinzufügen, daß

über alle Erfahrung hinaus eine solche Neigung immer anzunehmen ist. Man muß nur tief genug graben. Gerade bei Whitman, in dem seine fanatischen Anhänger den vollkommenen, den Idealmann erblicken, leiblich sowohl wie seelisch, und der sich auch wohl selbst dafür hielt, führt eine tiefere Betrachtung im Lichte unserer Theorie zu den überraschendsten Aufschlüssen.

9. Nach Hirschfeld gibt es vier charakteristische Stigmata der Homosexualität, nämlich somatische Zeichen, psychische Zeichen, große Abneigung gegen das Weib und Freundschaftsenthusiasmus von geschlechtlichem Grundcharakter. Wir werden sehen, daß diese in höherem oder geringerem Grade samt und sonders bei Whitman vorhanden sind. Und besonders zu bemerken ist, daß sie insgesamt unbewußt und ungewollt von Leuten aufgeführt werden, die ihre Bedeutung nicht kennen und von Whitmans Homosexualität keinen Begriff haben oder deren Behauptung mit Entrüstung zurückweisen. Ich habe bei einigen von ihnen sehr beträchtliche Mühe gehabt, sie aus all dem Wust panegyrischer Darstellungen herauszufischen; aber ich wußte, daß ich sie finden würde, und ich habe sie gefunden.

Trotzdem ist es, wie schon Havelock Ellis hervorhebt, nicht leicht, Whitman nach dem sexuellen Gesichtspunkte zu klassifizieren. Selbst nachdem die Tatsache seiner Homosexualität konstatiert sein wird, werden wir noch unschlüssig sein, welcher Platz in der Reihe der Zwischenstufen ihm gebührt; denn die Widersprüche, die wir schon zu Anfang in seiner dichterischen Persönlichkeit feststellten, beruhen auf Widersprüchen in seiner physischen und seelischen Organisation. Es werden uns daher selbst in der Richtung seines Triebes gewisse Schwankungen auffallen. Er war eben eine höchst kom-

plizierte Natur. Wenn man die mehr virilen Urningstypen betrachtet, mag uns ja überhaupt wohl der Gedanke kommen, daß in der Mischung weiblicher und männlicher Elemente eher Willkür obwaltet als Gesetz — so launisch scheint die Natur ihre Gaben an die Zwischenstufen zu verteilen. Jedenfalls sind wir noch weit davon entfernt, das Gesetz der Korrelation in seinen scheinbaren Unregelmäßigkeiten, die doch sicher eiserne Notwendigkeiten sind, zu begreifen. Nichtsdestoweniger dürfen wir uns nicht irre machen lassen und z. B., wenn wir einzelne jener psychischen oder somatischen Stigmata auch bei heterosexuell empfindenden Männern antreffen, nicht meinen, dadurch sei die Hypothese des Korrelationsgesetzes widerlegt. Diese männlichen Männer mit weiblichen Zügen sind eben andere Grade von Zwischenstufen, und so ist auch das Verhältnis der Korrelation bei ihnen ein anderes. Aber solche Fälle sind freilich gegenwärtig noch die dunkelsten. Dagegen vollkommen klar in seinen Umrissen, wenn auch schwankend in Einzelheiten und, wie alle konträre Sexualempfindung, noch ein psychisches Rätsel, liegt Whitmans Fall, in welchem alle jene vier Stigmata zusammenkommen. Hier kann die Diagnose nicht anders als auf Homosexualität lauten.

10. In den äußerlich zunächst in die Augen springenden Grundlinien seiner Individualität gehörte Whitman so sehr dem virilen Typus an, daß diejenigen, die in ihm den Vollmann, ja den Idealmann erblickten, bei oberflächlicher Betrachtung gerechtfertigt erscheinen. Es möge also zunächst einmal sein Bild, wie diese Zeugen es sahen, mit allen seinen männlichen Eigenschaften hier gezeichnet werden.

O'Connor erzählt in seiner Vindication, als Abraham Lincoln den Dichter zum erstenmal erblickte, habe er gesagt: „Well, he looks like a Man!" Das Wort

Man hat zwei Bedeutungen, von denen der eine Übersetzer diese, der andere jene wählt. Schlaf übersetzt: „Er sieht doch wie ein Mensch aus?“ Aber wenn dies Lincolns Meinung gewesen wäre, hätte er vermutlich das Adjektiv human gebraucht. Auch müßte man in diesem Falle annehmen, daß der Verfasser der „Grashalme“ dem Präsidenten als eine Art Unmensch geschildert worden war. Die Szene würde sich dann wohl erst nach Whitmans kränkender Amtsentlassung durch seinen methodistischen Vorgesetzten abgespielt haben, was nicht wahrscheinlich ist. In Freiligraths Verdeutschung lautet die Äußerung dagegen: „Nun, der sieht aus wie ein Mann,“ und sie würde dem bekannten Worte Napoleons über Goethe entsprechen. Ich halte diesen Sinn für den richtigen.

Also er sah wie ein Mann aus. Zu diesem Eindruck stimmt auch O'Connors eigene Schilderung:

„Ein Mann von auffallender männlicher Schönheit“ — nichts von jener Häßlichkeit an ihm, die Möbius als ein Stigma der Entartung betrachtet — „ein Dichter, eine kraftvolle und ehrwürdige Erscheinung; groß, ruhig, herrlich von Gestalt; angetan zumeist mit dem sorglosen, rauhen und immer malerischen Kostüm der gemeinen Leute; anzusehen, und von Fremden gewöhnlich dafür gehalten, etwa wie ein großer Handwerker oder Auslader oder Seemann, oder wie ein stattlicher Arbeiter von dieser oder jener Art; so wandelt er langsam, mit nachlässigem und hochmütigem Schritt auf dem Bürgersteig einher, von Sonnenlicht und Schatten umspielt. Da es ein warmer Tag war, hielt er, als ich ihn eben sah, den dunklen Sombrero-Hut, den er gewöhnlich trägt, in der Hand. Volles Licht, wie ein Künstler es gewählt hätte, lag auf seinem unbedeckten Haupt, das majestätisch, erhaben, homerisch und in der Hoheit antiker Bildwerke auf seinen Schultern thronte. Auch sein Angesicht prägte ich mir ein: heiter, stolz, fröhlich, blühend, ernst, die Stirn von edlen Falten durchfurcht; die Züge kräftig und hübsch, mit festen blauen Augen; die Brauen und Augenlider von jener vollendeten Wölbung, die man selten sieht, außer an antiken Büsten. Das herabwallende Haar und der

weiche Bart, beides stark ergraut, milderten den jugendlichen Anblick des erst Fünfundvierzigjährigen durch den Schein des Alters. — — Die ganze Gestalt war von Männlichkeit umgeben wie von einem Nimbus, und in ihrer vollkommenen Gesundheit und Kraft atmete sie den erhabenen Zauber der Starken."

Ähnlich beschreibt Bucke noch den Einundsechzigjährigen:

„Er ist sechs Fuß hoch und ganz gerade. Er wiegt beinahe 200 Pfund. Körper und Glieder sind wohl proportioniert. Ruhe ist der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichts, aber mit ausgeprägter Festigkeit und Entschiedenheit. Alle seine Züge sind groß und massiv, aber von solchem Ebenmaß, daß sie nicht schwerfällig erscheinen. Sein Gesicht ist das edelste, das ich jemals gesehen habe. Keine Beschreibung kann eine Vorstellung von dem außerordentlichen physischen Reiz des Mannes geben."

„Die volle Schönheit seines Gesichts und Kopfes wurde erst nach seinem sechzigsten Jahre augenscheinlich," meint John Burroughs. „Nach dieser Zeit ist mir's fast zweifellos, daß es der schönste Kopf war, den dies Zeitalter und dies Land gesehen hat. Jeder Künstler, der ihn sah, hatte sofort den lebhaften Wunsch, ihn zu zeichnen."

Von anderer Seite wird sein Körperbau als der eines Gladiators beschrieben. Bis zu dem Lazarettfieber, das ihn im Anfang der Vierzig während seiner Liebestätigkeit an den Verwundeten befiel, hatte er niemals auch nur einen Tag der Krankheit gekannt; er hielt sich selbst für unverletzlich; er schwelgte in dem Bewußtsein der Gesundheit und war stolz auf seine prachtvolle Gestalt und seine sprudelnde, überströmende Lebensfrische, wie eine Landsmännin aus seinen jüngeren Mannesjahren berichtet.

Seine Füße und Hände waren groß, sein Bart reichte bis auf die Brust, und diese zeigte kräftige Behaarung. Er war ein starker Esser, sein Temperament sanguinisch, jeder Freude offen. Er hatte Lust am rauhen Leben

und liebte die freie Natur; aber gegen häuslichen Komfort und harmonischen Schmuck oder Ordnung in seinem Heim war er völlig gleichgültig. Kleidete er sich an, so weckte er die Nachbarn durch seinen Gesang; wanderte er mit Freunden durch die Landschaft, so pfiff er wie ein leichtherziger Junge. (Er konnte also pfeifen, was den Homosexuellen nach Ulrichs häufig versagt sein soll.) Kurz, er erscheint uns in diesen und vielen anderen Schilderungen so recht als ein vollblütiger, rotbackiger, urkräftiger Normal- und Durchschnittsmensch, vom schönsten Gleichgewicht auch in seinem Charakter, edel und gut und doch auch selbstbewußt und energisch; immer einfach, immer natürlich, keine Spur von Krankhaftigkeit oder Sentimentalität an ihm, und auch nicht ein einziger urnischer Zug. Es ist eine wunderschöne, von kunstfertigsten Händen retouchierte — Photographie, wie dem Atelier eines Modephotographen entstammend, der in seiner Camera alle Sünden auslöscht und auch dem unseligsten Geschöpf das Antlitz der Verklärung aufsetzt.

Wenn wir nun von dieser irreführenden Schönfärberei zu einer kritischen Betrachtung des Lebensganges unseres Dichters übergehen, so erkennen wir, wie sehr Möbius[1]) recht hat, indem er sagt:

„Leider sind die Lebensbeschreibungen im ärztlichen Sinne gewöhnlich ganz ungenügend. Das schönste Material ist verschleudert worden und wird verschleudert, weil die Bearbeiter keine psychiatrischen Kenntnisse haben und weil sie in der Regel überhaupt keine Ahnung davon haben, worauf es ankommt. Unser Urteil über viele historische Persönlichkeiten ist und bleibt mangelhaft, weil die Fragen, die der Arzt zu stellen hätte, nicht mehr beantwortet werden können. — — Kein Mensch wird verstanden, wenn das ärztliche Urteil über ihn fehlt."

Über Whitman besitzen wir allerdings nicht nur eins, sondern mehrere ärztliche Urteile; aber auch diese Ärzte

---

[1]) Stachyologie, S. 55.

haben ganz entschieden nicht gewußt, worauf es ankommt, und so haben sie durch ihre Oberflächlichkeit, ja durch ihre falschen Diagnosen den Fall nur um so mehr verdunkelt. Von dem schon erwähnten Dr. Gould in Philadelphia will ich nicht reden: wer so in Bausch und Bogen verurteilt, ist ebenso unzuverlässig wie die blindgläubigen Enthusiasten. Und Dr. Bucke in seinem psychiatrischen Gutachten über Whitmans vollkommen ausgeglichene Männlichkeit sündigt nach der entgegengesetzten Seite. Aber da ist das ärztliche Attest über Whitmans Normalität von Dr. W. B. Drinkard in Washington, welcher erklärt: „Er besaß die natürlichsten Gewohnheiten, Anlagen und Organisation, die mir bei einem Manne je vorgekommen oder von mir beobachtet sind.“ [1]) Ferner ist auch Whitmans zweiter Biograph ein Mediziner, nämlich Dr. Isaac Hull Platt; [2]) und dieser liefert uns allerdings mehrere neue und für die Beurteilung unseres Problems überaus wertvolle Mitteilungen. Aber augenscheinlich ahnt er ihre Tragweite gar nicht; denn gegen Symonds' Whitman-Buch, das er sonst höher als alle anderen stellt, erhebt er den Vorwurf, der Verfasser „habe sich durch seine krankhafte Mißdeutung von ein paar Zeilen in einer Gruppe der Gedichte in eine elende Kotpfütze leiten lassen,“ und damit zeigt er, daß auch er kein Sachverständiger ist. Nur ein fünfter Arzt, Dr. Daniel G. Brinton in Philadelphia, ein ethnologischer Forscher, hat durch sein kritisches Verhalten indirekt zur Aufklärung des Falles etwas beigetragen.

11. Da ich nicht glaube, daß Homosexualität vom Himmel fällt, sondern fest überzeugt bin, daß sie stets auf irgend eine Form erblicher Belastung zurückzuführen

---

[1]) In Re Walt Whitman. Edited by his literary executors. Philadelphia 1893.

[2]) Walt Whitman. By Isaac Hull Platt. Boston 1904.



Walt Whitman 1850 (31 Jahre alt).



ist, so habe ich zunächst meine Aufmerksamkeit auf Whitmans sonstige Gesundheitsverhältnisse und dann auf diejenigen seiner Anverwandten gerichtet.

Es kann nicht geleugnet werden, daß auch er selbst, weil er sich auf seine Körperkonstitution so viel einbildete, dazu beigetragen hat, die Wahrheit zu verschleiern. Er äußert noch nach seinem siebzigsten Geburtstag: „Ich zweifle, ob ein tüchtigerer, stärkerer, gesünderer Körper je gelebt hat als der meine von 1840 bis 1870“ (d. h. bis über sein fünfzigstes Jahr hinaus), und Bucke schreibt, jedenfalls auf Whitmans eigene Mitteilungen gestützt: „Gleichermaßen von Vater und Mutter erbte er seine prachtvolle Körperbeschaffenheit und seine nahezu beispiellose Gesundheit und leibliche Lebensfülle. Walt Whitman konnte vielleicht mit besserem Recht auf solche Prahlerei als beinah irgend ein anderer Mensch sagen, daß er ‚wohlgeboren war und genährt von einer vollkommenen Mutter‘.“

Den Schagfluß, eine linksseitige Hemiplegia, wodurch er in seinem vierundfünfzigsten Jahre zum Invaliden gemacht wurde, konnte und mochte er sich daher auch nicht als eine aus ererbter Disposition ableitbare Folge eines latenten Konstitutionsfehlers erklären. Das hätte seine Eitelkeit nicht zugegeben. Sondern die Schuld mußte in einer äußeren Ursache gesucht werden. Eine solche ließ sich denn auch finden: natürlich mußte es seine Überanstrengung bei der Verwundetenpflege sein. Er hatte während des Sezessionskrieges — zwar nicht von Anfang an, aber in den letzten drei Jahren — mit großer Hingebung in den Hospitälern zu Washington eine freiwillige Krankenpflegertätigkeit ausgeübt und sich dabei eine leichte Blutvergiftung und anscheinend auch einen Anfall von Lazarettfieber zugezogen. Allerdings war er davon wieder völlig genesen, wie mehrfach bezeugt wird, und erst etwa neun Jahre nach dem Kriege warf die

Paralysis ihn nieder. Indessen, der oben erwähnte Dr. Drinkard war doch ein beliebter Arzt, und der sagte eben (wahrscheinlich, weil er nichts besseres wußte, und um seinem Patienten entgegenzukommen), der Schlagfluß sei die Folge zu extremer körperlicher und geistiger Anspannung während jener drei Jahre im Lazarettdienst. Das ließ sich Whitman um so lieber einreden, als er seine Lähmung somit als eine ruhmvolle Märtyrerkrone betrachten durfte. In diesem tröstlichen Selbstgefühl trug er sie fortan wie einen Orden, und wenn er davon schrieb oder sprach, nannte er sie stets seine „Kriegs-Paralysis“. Wem fiele dabei nicht der Fall Nietzsche ein, dessen Zusammenbruch gleichfalls auf eine kurze Krankenpflegertätigkeit zurückgeführt wurde, obwohl die ererbten Defekte seiner Konstitution sich schon weit früher gezeigt hatten!

Nun wird aber bezeugt, daß Whitman bereits mit dreißig Jahren, also lange vor den Kriegsstrapazen, völlig ergraut war, und vorzeitiges Ergrauen gilt als ein Entartungszeichen. Doch ist dies immerhin aus der von Hirschfeld mitgeteilten Liste körperlicher Degenerationsmerkmale das einzige, das Whitman aufweist. Möbius rechnet auch übermäßige Größe der Ohrmuscheln zu den Zeichen der Gehirnentartung; allein ich will nicht bestimmt behaupten, daß dies hier in Frage kommt; denn Whitmans Ohren waren zwar groß, aber vielleicht nicht unverhältnismäßig, und sie waren angeblich schön geformt. Wenn weiter nichts vorläge, müßte man also noch Bedenken tragen, ob man von Entartung reden dürfe.

Nordau allerdings behauptet kühn, Whitman habe mit Verlaine alle Zeichen der Entartung geteilt, selbst die rheumatische Lähmung. Jedoch das ist falsch, wie wir sahen; Hemiplegia ist nicht rheumatischen Ursprungs, und mit den sonstigen Stigmaten könnten doch nur geistige gemeint sein. Aber wahr ist es trotzdem, daß Whitmans

Schlagfluß mit erblicher Belastung in Verbindung stand. An diese denkt man jedenfalls sofort, und damit wird man an dem ursächlichen Zusammenhang zwischen seinem Pflegerdienst und der so viel später eingetretenen Lähmung zweifelhaft, wenn man sich erinnert, daß er von seinem jüngsten Bruder Edward schreibt, dieser sei „zeitlebens übel verkrüppelt, wie ich selbst es in diesen letzten Jahren bin." Und bestätigt wird diese Vermutung, wenn man bei Bucke von dem Vater liest, der wenige Seiten vorher neben der Mutter als Vererber jener fast beispiellosen Gesundheit gerühmt wurde, er sei nach vieljährigem Leiden an schwerer Krankheit und Hinfälligkeit gestorben. Aber die letzte Bestätigung erhält man erst durch die mündlichen Mitteilungen jenes Dr. Brinton, nach dessen Tode ein Freund sie im „Conservator"[1]) veröffentlicht hat. Darin heißt es: „Paralysis war in seiner Familie erblich. Sein Vater litt in dieser Weise, und sein Bruder George, den ich kenne, hat wiederholte Anfälle gehabt." George, das ist der älteste Sproß unter neun Geschwistern, von denen Walt der zweite war.

Und noch etwas anderes zeugt von der Degeneration der Familie. „Es ist ein bemerkenswerter Umstand," schreibt T. P. O'Connor,[2]) „daß sämtliche überlebenden Glieder der Familie Whitman kinderlos sind, so daß die Rasse nach aller Voraussicht mit der gegenwärtigen Generation aussterben wird. Wer mit den „Grashalmen" vertraut ist, weiß, wie der Dichter immer wieder sang vom Manne als dem „Vater derer, die auch ihrerseits Väter sein sollen", und vom Weib als „der gebärenden Mutter von Müttern"; und doch hat Whitman selbst niemals geheiratet, und die Tatsache, daß alle seine Anverwandten kinderlos geblieben sind, ist deswegen eine um so größere Anomalie."

---

[1]) The Conservator, Philadelphia, X, 9. Nov. 1899.
[2]) Mainly about People; London 1899.

Die Eltern waren ganz einfache Landleute, der Vater einer englischen, die Mutter einer holländischen Linie entsprossen. Die Großmutter mütterlicherseits gehörte den Quäkern an, und auf das Quäkerblut in seinen Adern legte Whitman viel Gewicht. An der Mutter hing er bis zuletzt mit rührender Innigkeit, und sie scheint wirklich an Leib und Seele gesund gewesen zu sein. Sie starb erst im siebenundsiebzigsten Lebensjahre. Der Vater dagegen war offenbar auch nach seinem Charakter eine weniger liebenswürdige Natur. In den „Herbstbächlein" findet sich das ganz subjektive Gedicht: „Es war ein Kind, das ging alle Tage hinaus". Darin heißt es:

Die Mutter von milder Rede, mit sauberem Häubchen und Gewand, ein gesunder Duft entströmt ihrer Person und ihren Kleidern, wenn sie vorübergeht;
Der Vater, stark, selbstgenügsam, männlich, filzig, zum Zorn geneigt, ungerecht,
Leicht schlägt er zu, schnell entfahren ihm laute Worte, ein geriebener Geschäftsmann, der die Leute schlau zu ködern weiß.

Also auf der einen Seite die Gelassenheit eines schönen inneren Gleichgewichts, auf der anderen ein nervös stark reizbares Temperament. Vielleicht war auch dort der holländische, hier der englische Ursprung an der Charakterentwicklung beteiligt.

Dennoch, falls das folgende Gedicht aus den „Schläfern" keine poetische Übertreibung enthält, ist es nicht ausgeschlossen, daß diese „vollkommene Mutter" gewisse urnische Anlagen besaß, und daß gerade sie es war, von welcher der Dichter die seinigen geerbt hat:

Nun etwas, das meine Mutter mir eines Tages erzählte, wie wir zusammen beim Mittagsmahl saßen,
Aus der Zeit, da sie fast ein erwachsenes Mädchen war und noch zu Haus bei ihren Eltern lebte auf der alten Stammfarm.

Eine rote Squaw kam einmal zur Frühstücksstunde auf die alte Heimstätte,
Auf ihrem Rücken trug sie ein Bündel Binsen, um Stuhlsitze damit zu flechten,
Ihr Haar, schlicht, glänzend, grob, schwarz, reichlich, verhüllte zur Hälfte ihr Gesicht,
Ihr Schritt war frei und elastisch, ihre Stimme klang ausnehmend wohl, als sie sprach.
Meine Mutter schaute mit Entzücken und Staunen auf die Fremde,
Sie schaute auf die Frische ihres hochgetragenen Gesichts und ihrer vollen und biegsamen Glieder,
Je mehr sie schaute, desto mehr liebte sie sie,
Nie zuvor hatte sie solche wunderbare Schönheit und Reinheit gesehen,
Sie ließ sie auf einer Bank am Kaminpfeiler niedersitzen, sie kochte Speise für sie,
Sie hatte ihr keine Arbeit zu geben, aber sie gab ihr Erinnerung und Liebe.
Die rote Squaw blieb den ganzen Vormittag, und gegen die Mitte des Nachmittags brach sie auf,
O, meine Mutter litt es ungern, daß sie fortging,
Die ganze Woche gedachte sie ihrer, sie wartete manchen Monat auf sie,
Sie erinnerte sich ihrer manchen Winter und manchen Sommer,
Aber die rote Squaw kam niemals wieder, und niemals wieder hörten sie daheim von ihr.

12. Gehen wir nun dazu über, die eigentlichen Stigmata der Homosexualität an dem Dichter festzustellen, und zwar zunächst die somatischen.

Ulrichs sagt, daß er den weiblichen Habitus merkwürdigerweise bei allen Urningen sich wiederholen sah, wenn auch variierend in den einzelnen Zügen.[1]) Als eine mehrfach beobachtete charakteristische Eigentümlichkeit erwähnt er den „gleichsam durchsichtigen, transparenten, mädchenhaften Teint, und die mädchenhaft blühende Gesichtsfarbe."[2]) Auch zitiert er von einem

[1]) Inclusa, § 16.
[2]) Formatrix, § 41.

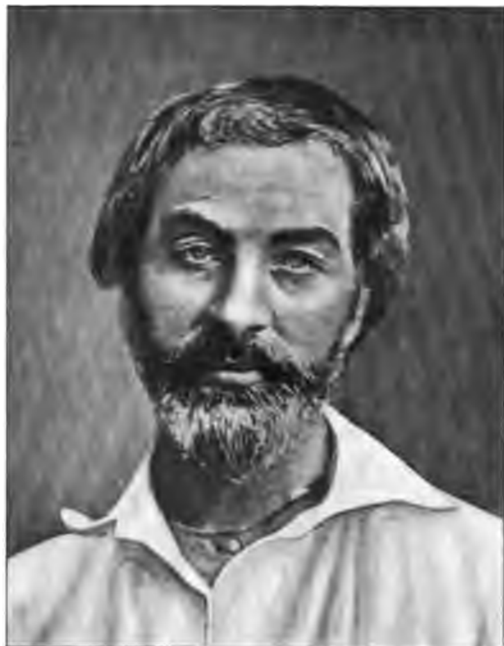
Wiener Gewährsmann die Worte: „Der Teint ist meist schöner, gleichsam durchsichtig, und farbiger, rosiger als bei Dioningen.“[1]) Ebenso berichtet Hirschfeld nach seiner reichen Erfahrung: „Die Haut ist fast stets bedeutend zarter, glatter und weißer wie beim Mann.“ Ferner beobachtete er „in körperlicher Hinsicht eine bemerkenswerte Jugendlichkeit — kleine, zarte, ihrem Alter nicht entsprechende Figuren,“ und er wiederholt die Angabe eines Homosexuellen, „daß er den Körperbau eines etwa fünfzehnjährigen Jungen habe.“ Des weiteren heißt es in seiner Charakteristik: „Die Muskeln der Uranier sind schwächer wie die der männlichen, wenn auch selten so schwach wie die weiblichen. Infolgedessen besteht meist ein natürlicher Trieb zu ruhigen Bewegungen.“

Hierzu vergleiche man nun die Schilderung, die John Burroughs von Whitman gibt, derjenige amerikanische Schriftsteller, der ihn am besten gekannt und zwei Bücher[2]) über ihn geschrieben hat: „Britische Kritiker haben von Whitmans Athletentum, seinem athletischen Temperament u. dergl. gesprochen, aber er war in keinem Sinne ein muskulöser Mann, ein Athlet. Sein Körper, wenn auch prachtvoll, war in merkwürdiger Weise der Körper eines Kindes; man sah dies an seiner Form, an seiner rosenroten Farbe, und an dem zarten Gewebe der Haut. Er hatte wenig Interesse an Kraftübungen oder an athletischen Sports. Er schritt mit langsamem, rollendem Gange dahin; in der Tat, er bewegte sich langsam in jeder Hinsicht.“

---

[1]) Memnon, § 92.

[2]) John Burroughs, Notes on Walt Whitman as Poet and Person. New York 1867. — John Burroughs, Walt Whitman A Study. Boston 1896.



Walt Whitman um 1855 (36 Jahre alt).

Was den Gang der Urninge betrifft, so war schon den Alten daran als typisch die weibliche Art, sich zu drehen und in den Hüften zu wiegen, aufgefallen, und sowohl Cabanis wie Ulrichs, Moll und Hirschfeld bestätigen diese Beobachtung. Ich will aber die Frage offen lassen, ob Whitmans rollender Gang etwas vom weiblichen Charakter aufwies.

Als besonders charakteristisch für den urnischen Typus gilt ferner bei den meisten Sachverständigen der weibliche Akzent der Stimme des Urnings. Auch von diesem Stigma finden sich bei Whitman starke Andeutungen: wenn auch seine Stimme nicht gerade extrem weiblich gewesen sein mag, jedenfalls nicht bis zum Lächerlichen oder Peinlichen, so näherte sie sich doch zweifellos mehr der weiblichen als der männlichen Klangfarbe. „Seine Stimme war ein weicher Bariton", sagt John Burroughs. „Eine Stimme von gewinnender und einschmeichelnder Freundlichkeit", äußert W. D. Howells. „Seine Stimme hat eine hohe Lage und ist musikalisch", berichtet der englische Arzt Dr. John Johnston. „Es ist seine wunderbare Stimme, die es so angenehm macht, mit ihm zu sein", sagte ein Musikverständiger zu Dr. Bucke. Von einer „Stimme, die mit allen Schattierungen des Tons und der Farbe spielt", spricht Horace Traubel. Und endlich erzählt Isaac Hull Platt, daß ein alter Schüler Whitmans gleichfalls in der Stimme einen seiner besonderen Reize erblickt habe. An anderen Stellen sprechen Burroughs und Bucke allerdings auch von seiner tiefen sympathischen, von seiner tiefen, klaren und ernsten Stimme; aber Bucke fügt gleich hinzu, daß sie wie süße Musik wirkte; sie muß also melodischer gewesen sein, als tiefe Stimmen es zu sein pflegen. Zieht man von alledem ab, was auch in dieser Angelegenheit die Schönfärberei der Esoterischen an der Wahrheit retouchiert hat, so wird wohl als Rest ungefähr die

Charakteristik übrig bleiben, die Téodor de Wyzewa[1]) in die Worte faßt: „Le son tout féminin de sa voix“ — der völlig weibliche Ton seiner Stimme.

Das dürfte zur Erkenntnis seiner somatischen Stigmata genügen.

13. Ungleich umfassender ist aber bei Whitman der Komplex der psychischen Stigmata seiner homosexuellen Naturanlage. Falls die neuropathische Konstitution nicht, wie Krafft-Ebing glaubt, als ein wesentliches Moment zur konträr empfindenden Individualität gehören sollte, so ist sie doch überaus häufig mit ihr verknüpft. Daher kommt es, daß die Homosexuellen einen beträchtlichen Prozentsatz jener problematischen Naturen bilden, „welche keiner Lage gewachsen sind, und denen keine genug tut.“ Und selbst abgesehen von der aus der neuropathischen Konstitution entspringenden Charakterschwäche ist die Homosexualität an sich geeignet, eine gewisse Unstetigkeit in der Lebensrichtung zu erzeugen, sowohl weil der damit Behaftete sich in einem inneren Konflikt mit der normalen Majorität befindet, als auch weil er, außer in den seltenen Fällen, wo ein Urning das Objekt seiner Liebe ist, keine Gegenliebe genießt und daher der vollen Befriedigung entbehrt. Er fühlt sich unter solchen Umständen in seiner Haut nicht wohl, ist mit der Welt zerfallen, und so schwankt er, im vergeblichen Streben nach Ruhe, oftmals in einer von normalen Menschen schnell verurteilten Ziellosigkeit von einem Berufe zum andern. Whitman ist nun zwar der größte Optimist der Weltliteratur, und seine blinden Verehrer scheinen zu glauben, daß seine Seele sich ewig mit dem Dasein in schönster Harmonie befunden habe. Aber man findet doch Stellen bei ihm, die beweisen, daß er die tiefsten Schmerzen der urnischen Zerrissen-

---

[1]) Écrivains étrangers. Paris 1896, S. 114.

heit sehr wohl gekannt hat. Als Beispiel sei hier das Gedicht „Tränen" zitiert:

Tränen! Tränen! Tränen!
In der Nacht, in Einsamkeit, Tränen,
An der weißen Küste tropfend, tropfend, eingesaugt vom Sande,
Tränen, und nicht ein Stern scheint, alles finster und trostlos,
Nasse Tränen aus den Augen einen verhüllten Hauptes.
O, wer ist dieser Geist? Diese Gestalt im Dunkeln, mit Tränen?
Was für ein formloser Klumpen ist das, gebeugt, zusammengekauert dort auf dem Sand?
Strömende Tränen, schluchzende Tränen, Schmerzen, die in wildem Aufschrei sich Luft machen.
O verkörpertes Wetter, du erhebst dich, du rasest mit fliegendem Schritt am Gestade dahin!
O wildes und unheimliches nächtliches Wetter, mit Sturm — in verzweifeltem Ausbruch!
O Schatten, bei Tage so gelassen und wohlanständig, mit ruhigem Angesicht und gemessenem Gang,
Aber bei Nacht, wenn du hinausfliehst, wo niemand dich sieht — o dann der entfesselte Ozean
Der Tränen! Tränen! Tränen!

Das ist sicher erlebte Wahrheit. Und wir werden in der Folge hören, wie er noch viel unzweideutiger über die Schmerzen unerwiderter Liebe klagt.

Eine Unstetigkeit, wie sie sich aus den genannten Ursachen erklären läßt, und die wohl schwerlich allein auf den überströmenden Lebensdrang der Künstlerseele zurückzuführen ist, prägt sich denn auch in Whitmans Entwicklungsgang sehr deutlich aus. Es ist zwar sicher, daß sie für seine dichterische Reife von allergrößtem Vorteil war, weil er nur durch seinen Wandertrieb jene Universalität der Beobachtung gewinnen konnte, die zu seinen Hauptvorzügen gehört. Allein dies war doch nur die Wirkung, nicht der bewußte Zweck seiner vielen Wandlungen.

Als der Knabe vier Jahre alt war, verließ der Vater seine Farm auf Long Island und zog mit den Seinen

nach Brooklyn, so daß Whitman in der Großstadt aufwuchs. (Schlafs Angabe, er sei bis zum sechzehnten Jahr auf dem Lande geblieben, und was er sonst daraus folgert, ist irrtümlich.) Vom sechsten bis ins dreizehnte Jahr besuchte er die Volksschule und diente einige Zeit als Laufjunge bei einem Rechtsanwalt. Dann war er zwei Jahre Schriftsetzerlehrling. Darauf wurde er für einige Semester Dorfschullehrer auf Long Island. Nunmehr gründete er daselbst eine wöchentlich erscheinende Zeitung, die er zugleich schrieb, redigierte, setzte und druckte. Aber da er niemals in seinem Leben Zwang und Ordnung vertrug, so betrieb er die Sache mit köstlicher Lässigkeit, so daß es manchmal vierzehn Tage oder drei Wochen dauerte, gerade wie es ihm paßte, bis er eine neue Nummer ausgab. Die Leute, die das Kapital zu dem Unternehmen gegeben hatten, verloren deswegen das Vertrauen und jagten ihn davon. Man hielt ihn damals für einen Bummler. Er wurde darauf wieder Drucker in Neuyork; aber dazwischen verdingte er sich auch mehrere Sommer hindurch als Farmarbeiter auf dem Lande.

Mittlerweile hatte er mit selbständigen literarischen Arbeiten begonnen. Er schrieb eine große, sehr sentimentale Temperanz-Erzählung sowie etliche kleinere Aufsätze und novellistische Versuche, die noch ohne Eigenart waren. 1848 war er Redakteur des Brooklyn Eagle. Dann ging er mit einem seiner Brüder auf die Wanderschaft, arbeitete bald hier, bald dort in Druckereien, gelangte bis nach Neuorleans, wo er wieder in eine Redaktion eintrat, kam auf dem Umwege über Canada nach Brooklyn zurück und gründete dort von neuem eine Zeitung. Darauf wurde er Zimmermann und Bauspekulant. Mit seinem Vater zusammen errichtete er eine ganze Anzahl von Häusern (was man so nennt; sie waren alle von Holz) und verdiente eine Menge Geld damit.

Dann, 1855, brachte er die erste Auflage der „Grashalme“ heraus und hing das Baugeschäft wieder an den Nagel. Einmal in der Zwischenzeit vertrat er auch ein Vierteljahr lang einen erkrankten Freund in Neuyork als Omnibuskutscher, um ihm die Stelle zu erhalten. Soldat, wie Lombroso und Nordau angeben, war er nie.

Der Bürgerkrieg hatte schon beinahe $1^3/_4$ Jahr gedauert, als sein Bruder George in der Schlacht bei Fredericksburg in Virginien (13. Dezember 1862) verwundet wurde. Um ihn zu besuchen, ging Whitman nach dem Kriegsschauplatz, und hier erst beginnt seine Tätigkeit als Pfleger der Kranken und Verwundeten in den Lazaretten. Es war keine vorherige Überlegung, die ihn dazu veranlaßte, sondern nur der Zufall. Er kam und sah die vielen jungen Soldaten in ihrer Hilflosigkeit; das faszinierte ihn und hielt ihn fest. So blieb er etwa drei Jahre, nicht als regelrechter und angestellter Wärter, sondern als freiwilliger Diakon, der sich seine Fälle nach Neigung auswählte, in Washington in den Lazaretten tätig, und zwar als Vertrauensmann wohltätiger Geber, aus deren Händen ihm viele tausend Dollars zu Liebesgaben zuflossen. Seinen eigenen Unterhalt bestritt er währenddessen durch Zeitungskorrespondenzen.

Schon anfangs 1865 verschafften seine Freunde ihm zur Belohnung eine Anstellung im Ministerium des Inneren, und nachdem er aus dieser wenige Monate später „als Verfasser eines unsittlichen Buches“ von seinem muckerischen Vorgesetzten entlassen war, erhielt er sofort eine ebenso behagliche Stelle, mit einem Gehalt von 1600 Dollars, im Bureau des Generalfiskals. Diese bekleidete er, bis ein Schlaganfall ihn lähmte.

Für die letzten neunzehn Jahre seines Lebens bezog er darauf ein kleines Häuschen in Camden, Neu-Jersey, und erhielt sich teils durch den Verkauf seiner Bücher, für die er von seinen Verehrern gern doppelte und

dreifache Preise annahm, teils durch andere Spenden reicher Wohltäter, unter denen sich die Millionäre Childs und Carnegie befanden. Diese sorgten in liberalster Weise für ihn; unter anderem sandten sie ihm einen Spezialarzt, dem sie einen einzigen Besuch mit tausend Dollars bezahlten. Sie boten ihm eine Villa an der See an, die er aber ablehnte, um in der Nähe seiner Freunde zu bleiben; sie schenkten ihm Pferd und Wagen, und er war in der Lage, sich eine Wirtschafterin und einen Diener zu halten. Er brauchte also in seinem hilflosen Alter keine Not zu leiden, ja, wie es heißt, konnte er sogar noch Geld bei einer Bank anlegen. Er machte sich auch keinerlei Skrupel darüber, daß er die Almosen privater Mildtätigkeit empfing, forderte sie vielmehr in seinem Gedicht „An reiche Geber“ direkt heraus:

Warum sollte ich mich schämen, solche Gaben anzunehmen, warum, bekannt zu machen, daß ich sie wünsche?
Bin ich doch nicht einer, der selbst für Mann und Weib keine Spende hat,
Denn ich biete jedem Mann oder Weib den Eingang zu allen Gaben des Weltalls.

Er hatte eben das Bewußtsein, der Erlöser zu sein. „Wer an mich glaubt, der wird selig werden.“ Mit diesem mächtigen Selbstgefühl ist er gestorben.

Wenn die Unstetigkeit in den äußeren Linien seines Lebenslaufes auffällt, so darf man jedoch nicht verkennen, daß er als Dichter von der Zeit an, da er die „Grashalme“ konzipierte, trotz aller inneren Widersprüche, die seine Gedichte aufweisen, mit einer seltenen Festigkeit und Überzeugungstreue seine Ideale ausgebaut und in zähem Widerstande gegen Hohn und Haß verteidigt hat, und daß sein Lebenswerk, was immer man kritisch daran aussetzen möge, Zeugnis gibt von einem in vieler Hinsicht großen, edlen und über den Durchschnitt seiner Zunftgenossen hervorragenden Willen.

Die kolossal hohe Selbsteinschätzung seiner Bedeutung, wie sie in den oben zitierten Versen hervortritt, begegnet uns in Whitmans Werken allenthalben. Er liebte es nicht, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, und die Bescheidenheit war hinter seinen anderen Tugenden stark zurückgeblieben. Diese gewaltige Eigenwertung wird ja nun allerdings von seinen Aposteln für vollkommen berechtigt gehalten. Wie natürlich das ist, wußte schon Mephistopheles:

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.

Ein rechtes Glaubenstalent wird eben von der Kraft völlig hypnotisiert. In unserem Falle sieht man dies z. B. bei Oscar Lovell Triggs[1]), dem Herausgeber der großen, zehnbändigen Subskriptionsausgabe der Werke Whitmans:

„Die Ursache, daß Whitman so allgemein mißverstanden wird, liegt in dem außerordentlichen Anspruch, den der Dichter an die persönliche Sympathie seiner Leser stellt, — dem nämlichen Anspruch, den Christus an den reichen Mann stellte, als er von ihm forderte, alles zu verlassen und ihm nachzufolgen. Kurz, meine These lautet, daß völliges persönliches Aufgehen in ihm der Preis für das Verständnis Whitmans ist. Christi »Folge mir nach« ist nicht absoluter als Whitmans »Komm, gib mir deine Hand«. —“

In demselben Sinne sagt Horace Traubel[2]): „Zu denen, die ihn mit den wenigen Meistern aller Zeiten und Rassen gleichstellen, kommt er wie jenes geheimnisvolle Etwas, das zu Paulus kam. Was gekommen ist, kann nicht bewiesen, ja es kann kaum genannt werden.“ In Deutschland ist es Johannes Schlaf, der die gleiche mystische Erleuchtung durch den Genius Whitmans, des Religionsstifters, erfahren zu haben scheint.

---

[1]) In The Dial, 1896.
[2]) The Conservator, VIII, 1.

Glaube und Wissenschaft sind jedoch getrennte Gebiete, und die Kritik hört auf, wo ein solches sacrificium intellectus stattfindet. Wenn man aber Whitman mit dem nüchternen Blick des Psychologen betrachtet, so findet man, daß sein Christusbewußtsein menschliche, allzu menschliche Wurzeln hatte. Und zwar wurzelte es in einer Charaktereigenschaft, die nach Möbius[1]) zu den aufs engste mit der weiblichen Eigenart zusammenhängenden, spezifisch weiblichen Lastern gehört und nach Moll mitunter bei den Urningen unbegreiflich ist, — nämlich in der Eitelkeit. Dr. Weir Mitchell sagt von ihm[2]): „Er war das allereitelste Geschöpf, das ich jemals gekannt habe. Die ganze Geschichte seiner Eitelkeit wird niemals geschrieben werden. Sie grenzte an das Unglaubliche.“ Schon die erste Auflage der „Grashalme“ brachte er mit seinem Porträt heraus, damit jeder sehen konnte, was er mit dem typischen Mann meinte, den der „Gesang von mir selbst“ schildert. In den folgenden Auflagen erschienen sogar mehrere und immer neue Bildnisse. Überhaupt gibt es zahllose Photographien, Gemälde, Zeichnungen und Büsten von ihm; fast sämtlichen bekannteren Photographen in Neuyork und anderen amerikanischen Großstädten hat er gesessen. Wie stolz er auf seine physischen Vorzüge war, ist sowohl aus seinen Gedichten wie auch — falls man diese mit seinen Lobrednern als metaphorisch oder symbolisch betrachten will — aus seinen ganz persönlichen Lazarettbriefen ersichtlich. Selbst die schon erwähnte Landsmännin, die ihn ein Jahr nach dem Erscheinen der „Grashalme“ kennen lernte, sagt trotz größter Bewunderung von ihm, daß sie etwas an ihm bemerkt habe, was sie in Ermangelung eines anderen Wortes als Eitelkeit be-

[1]) Stachyologie, S. 137.
[2]) Weir Mitchell, When all the Woods are green.

zeichnen müsse. Er war völlig verliebt in die Pracht seines Körpers. Auch Emersons Freund Sanborn in Concord meint: „Ich glaube, Whitman war sich seiner schönen Erscheinung ein bißchen zu sehr bewußt.“ Im Christian Register[1]) finde ich das Urteil: „Einfach war er nicht, sondern immer posierte er zur Augenweide des Publikums und sich selbst zur Lust. Niemals gab es ein stutzerhafteres Wesen. Nicht einmal der ‚schöne Brummel‘ sorgte sich mehr um seine Kleidung.“

Diese Sorgfalt, die er seinem Äußeren widmete, scheint zuerst unwahrscheinlich, wenn man vernimmt, daß er sich gern wie ein Arbeiter trug. Aber wir sahen, daß O'Connor von der immer malerischen Arbeitertracht sprach, und da der Arbeiteranzug gewöhnlich nicht malerisch ist, so muß Whitman das malerische Element eben bewußt hinzugefügt haben. Doch hat er diese malerische Arbeitertracht überhaupt erst angenommen, nachdem er in sich den poetischen Typus der Demokratie entdeckt hatte. Ursprünglich kultivierte er einen anderen Typus. Von dem Fünfundzwanzigjährigen schreibt ein bevorzugter Freund[2]): „In der Regel trug er Gehrock und Zylinderhut, in der Hand einen kleinen Spazierstock, und das Knopfloch im Aufschlag seines Rockes war fast ausnahmslos mit einer Blume geschmückt.“ Man muß sich das vorstellen: der Naturmensch Whitman im Zylinderhut. Auch wenn er während des Krieges seine Lazarettbesuche antrat, trug er immer solchen Blumenschmuck, und so noch als Greis, wie Bucke erzählt; auch wand er gewaltige Blumensträuße und brachte sie auf den Mittagstisch, als er bei Bucke zu Gaste war. Ulrichs sagt[3]): „Die Liebhaberei, sich mit Blumen zu schmücken, ist unter Urningen, nicht bloß eigentlichen Weiblingen, so

[1]) Boston, 1898.
[2]) The Conservator, July 1901.
[3]) Memnon, § 106.

allgemein, daß man dem Urning schon daran leicht erkennt."

Man hat wohl ein Recht, aus jenem Jugendbilde zu schließen, daß in seiner späteren Verwandlung sehr viel Gemachtes war. Wie er sich in dieser darstellte, und wie exzentrisch er darin erschienen sein muß, schildert ein anderer authentischer Bericht[1]), den ich auszugsweise übersetze:

„Walts Erscheinung pflegte die allgemeine Aufmerksamkeit der Passagiere zu erregen, wenn er auf das Fährboot kam. In gutgewaschenen karrierten Hemdärmeln, die Hosen häufig in den Stiefelschäften, sein schöner Kopf mit einem riesigen schwarzen oder hellen Filzschlapphut bedeckt, so bewegte er sich mit einem von Natur majestätischen Schritt herum, ein massives Modell von Gemächlichkeit und Unabhängigkeit. Passagiere, die ihn nicht kannten, rieten nach seinem auffälligen Äußeren auf eine Menge verschiedener Berufe, deren einem oder anderen er angehören müsse. Ist er ein früherer Schiffskapitän? fragte man. Ein Schauspieler? Ein Offizier? Ein Geistlicher? War er vielleicht vordem ein Schmuggler oder ein Sklavenhändler? Um Walt zu amüsieren, erzählte ich häufig von diesen sonderbaren Betrachtungen über seine Person. Er lachte, bis die Tränen kamen, als ich ihm einst mitteilte, ein sehr vertraulicher Beobachter habe mir die Versicherung gegeben, daß er übergeschnappt sei."

Aber noch eine besondere Form der Koketterie berichtet derselbe Augenzeuge: „Ein wallender grauer Bart mischte sich mit den Haaren auf seiner breiten, leicht entblößten Brust." Genaueres über diesen Punkt, der auch sonst mehrfach bestätigt wird, erwähnt Bucke selbst: „Die einzige Besonderheit an seiner Kleidung war, daß er niemals ein Halstuch hatte und immer Hemden mit sehr breiten Umlegekragen trug, deren Knopf am Halse sich etwa fünf oder sechs Zoll niedriger, als es bräuchlich ist, befand, so daß der Hals und der obere Teil der Brust unbedeckt

[1]) Bucke, Walt Whitman, S. 33.



Walt Whitman.

Titelbild der 1. Auflage der „Grashalme", 1855.

waren.“ Daß hierbei eine ganz speziell urnische Eitelkeit im Spiel war, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Tief ausgeschnittene Hemdkragen waren, als die Mode das Kinn noch nicht durch einen gesteiften Unterbau himmelan preßte, ein untrügliches Merkmal der Effeminierten, und als charakteristisch erwähnt schon Tardieu, daß einem solchen der Hemdkragen in ganzer Breite auf die Schultern herabfällt. Zu beachten ist, daß dieser Schnitt, mit dem Whitman von allen anderen Menschen abwich, auf Bestellung gemacht und beabsichtigt gewesen sein muß: er wollte sich unterscheiden. Ellis meint, die Sitte der Homosexualen, den Hals bloß zu tragen, sei bei den mehr weiblich gearteten in der Neigung begründet, weibliche Anmut der Form zu kultivieren, und bei den männlicher gearteten, sich als Athleten zu geben. Bei Whitman haben wohl beide Motive mitgewirkt, das erstere, insofern es dem Hang vieler Effeminierten zugrunde liegt, sich in Weiberkleidern zu bewegen, das letztere, weil es eben zu der Rolle gehörte, die er am liebsten spielte. Man stößt bei ihm immer wieder, physisch und psychisch, auf Mischungsverhältnisse.

Vielleicht aber werden die Esoterischen auch in diesem Falle einen symbolischen Sinn behaupten und auf das zweite Calamusgedicht verweisen, wo es heißt:

> Denn ich bin entschlossen, diese meine breite Brust zu entblößen; lange genug hab' ich's niedergehalten und erstickt.

Doch dann bestätigen sie nur die homosexuelle Bedeutung des wunderlichen Brauchs; denn mit jenem Worte meint Whitman, daß er seine mannmännlichen Liebesgefühle nicht länger verbergen, sondern endlich sie offen zur Schau tragen wolle. Daß diese Entblößung einer späteren Entwicklungsperiode angehörte, erkennt man an jenem der ersten Auflage der „Grashalme“ beigegebenen Porträt, das ihn zwar auch nicht mit

geschlossenem Hemd, aber mit einer darüber in geschmackloser Weise hervorragenden wollenen Unterjacke zeigt, welche alle Illusionen zerstört. Die homosexuellen Calamuslieder, in denen er endlich seine Seele entblößte, erschienen erst in der dritten Auflage, und wahrscheinlich datiert auch von diesem Zeitpunkt der neue Hemdschnitt mit dem einen halben Fuß tiefer hinabgerückten Knopf. Übrigens ist jenes Porträt des Natur- und Kraftmenschen mit der flanellenen Unterziehjacke, d. h. die Prätension, die sich selbst negiert, eine unbewußte Satire und für Whitmans widerspruchsvolles Wesen in höchstem Grade bezeichnend.

In das Kapitel der Eitelkeit gehört wohl auch das geschmacklose Prunken mit fremden Vokabeln in seinen Versen. Er dichtete in sieben Sprachen, obwohl er nur seine Muttersprache verstand.

Ohne eine überaus naive Selbstbewunderung würde er wohl auch schwerlich noch im Alter von siebzig Jahren in einem Gedicht über ein Dutzend seiner poetischen Produkte bei ihren Titeln aufgezählt haben.

In Verbindung mit der Eitelkeit wird von Moll darauf hingewiesen, daß die Urninge eine gewisse Renommisterei lieben. Ich glaube nicht, daß diese Eigenschaft die Regel ist; und wenn doch, so wäre sie jedenfalls kein rein weiblicher Charakterzug. Aber häufig genug mag sie wohl vorkommen, und auch bei Whitman fehlt sie nicht: das wird ein vorurteilsloser Leser der „Grashalme“ nicht verkennen können. Gerade daß man ihn als Typus des Athletentums betrachten konnte, ist ja die Folge davon. Er identifizierte sich mit dem gesunden amerikanischen Kraftmenschen und maßte sich Eigenschaften an, die er gar nicht besaß. Er hatte gar kein Recht, sich als Musterbild des Normalmannes hinzustellen. Auch nicht in seinem Verhältnis zum weiblichen Geschlecht. Man empfängt aus seinen Gedichten,

wenn man nicht zwischen den Zeilen zu lesen versteht, den Eindruck, als wäre er ein gewaltiger Weiberheld, und er wurde ja auch als vermeintlicher Vertreter der freien Liebe seines Amtes beraubt. Aber nichts war weniger verdient; Theorie und Praxis gingen bei ihm in diesem Stück weit auseinander.

Ebenso mag man etwas Renommistisches auch in der Art erblicken, wie er seinen Dichterruhm ausbreitete. Im allgemeinen haben ja seine Freunde so ungeheure Reklame für ihn gemacht, daß er ganz ruhig den Dingen hätte ihren Lauf lassen können. Aber er tat es nicht. Besonders anstößig war die Art, wie er den Brief ausbeutete, in dem ihm Emerson, als Antwort auf ein überreichtes Freiexemplar, seinen Beifall aussprach. Nicht nur, daß er diesen Brief ohne Autorisation im Anhang zur zweiten Auflage veröffentlichte, — er ließ sogar daraus die Worte „Ich begrüße Sie am Anfang einer großen Laufbahn“ mit Emersons Unterschrift in goldenen Buchstaben auf den Einband drucken. Diese Taktlosigkeit hat ihm Emerson sein Leben lang nicht verziehen, und wenn W. D. O'Connor sagt, Whitman habe ein vollkommenes Recht gehabt, so zu handeln, so beweist er damit nur, daß auch er des Taktgefühls ermangelt.

Besonders renommistisch aber erscheint es, daß Whitman kurz nach dem Kriege den Zeitungen mitteilte und diese Mitteilung dann auch in seinen Werken abdruckte, er habe von achtzig- bis hunderttausend Verwundete und Kranke gepflegt, woraus der Mythos schnell sogar über hunderttausend machte. Ganz abgesehen davon, daß es nicht zartfühlend ist, sich guter Werke in solcher großsprecherischen Weise zu rühmen, ist die Zahl offenbar auch viel zu hoch gegriffen. Nur zwei Jahre lang, die noch durch einen Erholungsaufenthalt bei seinen Anverwandten unterbrochen waren, widmete er dem Lazarettdienst seine ganze Zeit, im dritten Jahre nur noch die

Mußestunden, die ihm sein Amt freiließ. Gibt man ihm drei volle Jahre zu und nimmt an, daß er in dieser Zeit nur 90000 Patienten gepflegt hat, so würden auf jeden Tag über 82 neue Fälle kommen, was für eine einzelne Kraft schon ganz enorm wäre. Bedenkt man aber, daß auch die alten Fälle Wochen und Monate im Lazarett blieben, so daß mit jedem neuen Fall Dutzende von alten zu zählen sind, so ist es klar, daß eine unmögliche Summe herauskommt. Man kann es deswegen nicht zu hart finden, wenn 1898 der Newyorker Critic über diesen Abschnitt im Leben des Dichters urteilt: „Wahrscheinlich war ein hübsches Maß von Humbug dabei im Spiel. Diese Briefe bekräftigen unsere Überzeugung, daß Whitman im Grunde wirklich das war, für was er sich immer ausgab — der durchschnittliche Amerikaner, mit allen Schwächen sowohl wie mit allen Vorzügen dieser Person.“

Indessen, wenn auch Whitmans Charakter einige von den Schattenseiten der weiblichen und der urnischen Seele aufwies, so soll doch hier gleich betont werden, daß in reicherer Fülle die edlen Seiten der weiblichen Natur bei ihm ausgeprägt sind. Stand er also auch in dieser und jener Hinsicht dem Durchschnittsmann nach, so überragte er ihn doch in anderen Beziehungen gerade durch die weibliche Beimischung seines Wesens, wie dies gerechterweise noch von manchem anderen höheren Uranier zugegeben werden muß. Das bekannte Wort der George Sand läßt sich auch umkehren: Jeder, und somit auch der Urning, hat nicht nur die Fehler seiner Tugenden, sondern gleichermaßen die Tugenden seiner Fehler.

Zunächst fallen uns noch einige mehr äußerliche Charakterzüge weiblicher Art an ihm auf. Sein vertrautester junger Freund, Peter Doyle, erzählt von ihm: „In seinen Gewohnheiten war er sehr mäßig. Er rauchte nicht. Die Leute schienen es sonderbar zu

finden, daß er's nicht tat; denn jedermann rauchte in Washington. Aber er schien einen positiven Widerwillen gegen Tabak zu haben. Er war auch ein sehr mäßiger Trinker."

„Das Kriegführen, Schießen und Jagen liegen dem Urning im allgemeinen nicht," sagt Hirschfeld. Whitman dachte wie Freiligrath, „Daß Wunden heilen besser denn Wunden schlagen, ist", und während die andern kämpften, pflegte er die Kranken. Auch ging er als junger Mensch niemals auf die Jagd, was sonst in Amerika auf dem Lande jeder Bursche tut. Er liebte überhaupt die Tiere und hielt sich einen Kanarienvogel, dem er sogar ein Gedicht widmete.

Der beträchtliche Hang zur Bequemlichkeit, den Hirschfeld vielfach bei Urningen beobachtet hat, war unserem Dichter in hohem Grade eigen. Alles, was er tat, tat er gemächlich; er machte stets den Eindruck, als ob er unendliche Muße hätte, und überarbeitet hat er sich gewiß in seinem ganzen Leben nicht.

Nach Bucke war er unwandelbar höflich und freundlich gegen jedermann, machte jedoch niemals Komplimente und ging sparsam um mit den äußeren Formen der Höflichkeit. Die seinige war also sicherlich die des Herzens; von einer affektierten Art derselben und einem etwas süßlichen Benehmen, das Moll vielen Homosexuellen nachsagt, war er jedenfalls frei.

Er war ein leidenschaftlicher und verständnisvoller Freund des Theaters, der Oper, der Musik überhaupt, wie alles Schönen in Kunst und Literatur, und wenn er sich in der Poesie von den herkömmlichen Regeln abwandte, so geschah das wohl mehr, weil sie ihm für seine Frachtladung von Stoffen zu eng waren, als aus ursprünglicher Mißachtung. Besonders stark entwickelt war aber sein Sinn für schöne Formen in der Natur und im täglichen Leben, denen er mit einem wahren

Heißhunger nachging, ja, es hat vielleicht nur wenige Menschen gegeben, die in gleichem Maße beständig ihre Augen auf die Weide führten. In alledem entsprach er im höchsten Grade der Charakteristik, die Hirschfeld vom Urning gibt, wie auch dessen Wort ihn bezeichnet: „Vorerst kommt bei ihm der Trieb zu empfangen, aufzunehmen, und erst aus der Empfängnis heraus formt und gestaltet er.“ Seine Poesie besteht daher auch zum großen Teil aus Bildern alles dessen, was er gesehen hat, und das ist so viel, daß seine Aufnahmefähigkeit und die Sympathie, mit der er alle Dinge aufnahm, das höchste Staunen erregen; sein Blick ist von einer wohl selten erreichten Universalität. Weil er aber ein echter Dichter ist, so sieht er auch alles mit den Augen des Dichters, und was er Schönes geschaut hat, gibt er mit solcher Meisterhand wieder, daß in vielen seiner Gedichte jede Zeile ein mit wenigen markigen Strichen plastisch hingeworfenes Bild enthält. Ich wüßte deswegen auch kaum einen zweiten Dichter, aus dem ein Maler oder Bildhauer so viele Anregungen schöpfen könnte. Besonders allgegenwärtig ist in seinen Dichtungen die männliche Schönheit in allen denkbaren Gestalten, Situationen, Berufen und Geschäften, wie das moderne Leben sie aufweist, und gerade hier wird's einem so recht ad oculos demonstriert, daß er zuerst homosexuell war und dann erst Dichter.

Wenn derselbe Gewährsmann weiter sagt, der Urning liebe „die ungebundene Geselligkeit, wie sie sich beispielsweise in dem Treiben der Bohème sowie oft in Wirtschaften niederer Gattung kundgibt“, gehe „gern auf Abenteuer aus, liebe es, immer Neues kennen zu lernen, sei oft sehr reiselustig“, interessiere sich deshalb für Entdeckungsreisen und Völkerkunde, so trifft auch dies alles bis ins einzelne auf Whitman zu. Wie gern er seine Phantasie in fremde Länder und Zonen schweifen läßt,

wie er das Fernste gleichsam zu sich heranzieht und sich zu eigen macht, und welche genaue Kenntnis entlegener Stätten, Völker, Kulte er besitzt, fällt dem Leser immer wieder auf. Geographische und ethnologische Werke müssen seine Lieblingslektüre gewesen sein. Man kann ihn den Weltreisenden der Poesie nennen.

Den träumerischen Ausdruck seiner Augen, den man öfter bei Urningen findet und der seinem dichterischen Temperament entspricht, erkennt man sehr deutlich auf seinen jüngeren Bildern.

Er war leicht gerührt, auch durch freudige Veranlassungen, und da er, wie wir schon sahen, die auch von Hirschfeld erwähnte starke Empfänglichkeit der Urninge für Beifall und Bewunderung besaß, die mit ihrer weiblichen Natur zusammenhängt, so kamen die Tränen ihm besonders gern, wenn neue Anerkennung seiner dichterischen Leistungen zu ihm drang. „Urninge weinen leicht, es treten ihnen leicht die Tränen in die Augen," sagt Ulrichs.[1])

Als charakteristisch ist nach Hirschfeld auch eine gewisse Kindlichkeit zu betrachten, eine naiv heitere, harmlose, offene Art, die stets mit jenen mannigfaltigen geistigen Interessen verknüpft sei. Von Whitman sagt O'Connor: „In seinem Anblick waren der Prophet und das Kind eigenartig verschmolzen." Auf das liebenswürdigste äußert die reine, naive Kindlichkeit seines Wesens sich in den Lazarettbriefen an seine Mutter.

Die weibliche Kardinaltugend ist die Kinderliebe, die der Hauptbestimmung des weiblichen Geschlechts entspricht. Sie ist bei diesem stärker als beim männlichen, bei welchem nach Gall der Begattungstrieb vorwiegt. Cabanis zeichnet sehr hübsch, wie verschieden-

[1]) Formatrix, § 29—31.

gradig beide Geschlechter zur Kinderpflege geeignet sind. Theoretisch muß man also erwarten, daß bei weiblich gearteten Männern auch diese Neigung stark entwickelt ist, und es überrascht, wenn Möbius sagt:[1]) „Bei den Entarteten, die sich als Weib fühlen, scheint weibliche Kinderliebe nicht gerade oft vorzukommen." Ich möchte glauben, daß Möbius in dieser Hinsicht keine reiche Erfahrung besitzt. Er meint, häufiger sehe man Kinderliebe, die einen unmännlichen Eindruck macht, bei nervösen Männern, die nur einzelne weibliche Charakterzüge tragen. Ist dies der Fall, so gehören diese nervösen Männer, auch wenn sie keine Urninge sind, dennoch zu den sexuellen Zwischenstufen, und ein Überschuß von Kinderliebe beim Manne wird immer ein verdächtiges Symptom sein. Bei Whitman war sie ungewöhnlich reich ausgebildet, und so stand sie durchaus in Harmonie mit seinem sonstigen Naturell. Im New York Evening Mail wird einmal erzählt, daß es seine Gewohnheit gewesen sei, auf der Straße stillzustehen und kleine Kinder zu liebkosen, die er sehr gern hatte. Bucke berichtet, daß auch ihrerseits alle Kinder ihn leiden mochten und sofort zutraulich zu ihm waren. Wie man ihn einst während eines Kinderfestes vermißte, saß er still am Flußufer, ein vierjähriges rosiges Kind fest schlafend in seinem Schoß. Als sein kleiner Neffe gestorben war und die Jugend aus der Nachbarschaft hereinkam, um die Leiche zu sehen, lehnte er nahe dabei in einem großen Stuhl, ganz umringt von Kindern, jeden Arm um eins geschlungen und ein schönes kleines Mädchen vor sich auf den Knieen. Die Kleine schaute neugierig auf den Toten und dann mit fragendem Blick zu ihm empor, und er sagte: „Du weißt nicht, was das ist, nicht wahr, mein Liebling? Wir wissen's auch nicht."

---

[1]) Geschlecht und Kinderliebe. Halle 1904, S. 27.

Das Merkwürdigste aber ist eine Szene, die John Burroughs[1]) uns aufbewahrt hat:

„Ich gebe hier ein Augenblicksbild von ihm in Washington, in einem Pferdebahnwagen, gegen das Ende des Krieges, eines Sommertags, um Sonnenuntergang. Der Wagen ist gedrängt voll und erstickend heiß, viele Passagiere stehen auf der hinteren Plattform, und unter ihnen ein bärtiger Mann mit blühendem Gesicht, ältlich, aber rüstig, der sich neben dem jungen Kondukteur, augenscheinlich seinem intimen Freund, an das Spritzleder lehnt. Der Mann trägt einen breitkrempigen weißen Hut. Innerhalb in dem Gedränge sitzt eine junge Engländerin aus der Arbeiterklasse nahe der Tür mit zwei Kindern. Den ganzen Weg hat sie sich mit dem jüngsten abgemüht, einem kräftigen, dicken, unruhigen, frischen Baby von vierzehn oder fünfzehn Monaten, das voraussichtlich die Mutter mit seinem Strampeln zu Tode ermüden wird und für alle andern eine heulende Plage ist. Wie der Wagen sich langsam um den Kapitolhügel schleppt, ist der Junge dämonischer denn je, und die erhitzte und schwitzende Mutter ist nahe daran, vor Ermattung und Ärger in Tränen auszubrechen. Der Wagen hält auf der Höhe des Hügels an, um die meisten der Passagiere auf der hinteren Plattform absteigen zu lassen, und der Mann mit dem weißen Hut langt nach innen, und indem er sanft, aber fest das Baby von seinem erstickenden Platz in den Armen der Mutter loslöst, nimmt er's in seine eigenen und heraus in die freie Luft. Das erstaunte und aufgeregte Kind hält teils aus Furcht, teils aus Befriedigung über die veränderte Lage mit seinem Brüllen ein, und wie der Mann es sicherer an seiner Brust bettet, drückt es seine dicken Händchen gegen ihn, legt sich, soweit es kann, zurück und schaut mit einem guten, langen Blick gerade in sein Gesicht; dann, wie befriedigt, schmiegt es sich mit dem Kopf an seinen Hals, und in weniger als einer Minute schläft es gesund und friedlich, ohne auch nur noch einmal gewinselt zu haben, völlig erschöpft. Als der Wagen die nächste Ecke erreicht, steigt der Kondukteur, der ein ungewöhnlich schweres und ununterbrochenes Tagewerk hinter sich hat, ab, um die erste Mahlzeit seit dem Morgen und die erste Ruhepause zu genießen. Und nun tritt der Mann mit dem weißen Hut, während er das schlummernde Baby hält, für den Rest der Strecke in das Amt des Kondukteurs, und behält die Passagiere im Innern

[1]) Birds and Poets. New York 1877, S. 224 ff.

des Wagens, die sich allmählich sehr gelichtet haben, im Auge. Er macht einen sehr guten Kondukteur, indem er mit der Klingel nach Bedürfnis das Signal zum Halten oder zum Weiterfahren gibt, und scheint an der Sache sein Vergnügen zu haben. Das Baby aber ruht die ganze Zeit mit seinen dicken Bäckchen eng an seinem Hals und grauen Bart, sorgsam von einem seiner Arme umfaßt, während der andere von Zeit zu Zeit mit der Leine die Signale gibt; und die erhitzte Mutter im Wagen hat eine gute halbe Stunde, um aufzuatmen und sich abzukühlen und sich zu erholen."

Im engsten Zusammenhang mit der Liebe zu Kindern und jungen Leuten steht die gleichfalls von Hirschfeld hervorgehobene weit verbreitete Befähigung des Urnings zum Pädagogen, zum Volkserzieher im engeren und weiteren Sinne. Das klassische Beispiel hierfür ist Sokrates. Auch bei Whitman muß die pädagogische Anlage bemerkenswert gewesen sein, wie die Erinnerungen eines seiner Schüler bezeugen, die Platt uns aufbewahrt hat. Zur Zeit seiner Lehrtätigkeit auf Long Island war der Dichter fast noch ein Knabe; er stand im Alter von 16—17 Jahren; aber er hatte volle Autorität über die ihm anvertraute Schar, die zum Teil mit ihm gleichaltrig war, obwohl er niemals Strenge anwandte, sondern Milde mit Ernst verband und außerhalb der Unterrichtsstunden den Lehrer vergaß. Die Reinheit und ethische Würde seines Wesens hat bei dem Erzähler den tiefsten Eindruck hinterlassen.

Diese geistige Reinheit in Whitmans ganzem Auftreten wird später auch von W. D. Howells betont, und Bucke sagt von ihm, daß er niemals in der Unterhaltung oder in irgendwelcher Gesellschaft oder unter irgend welchen Umständen eine unzarte Sprache geführt habe. Es war ihm also jene Schamhaftigkeit eigen, durch die das Weib sich vom Manne unterscheidet, und die auch häufig als eine auszeichnende Eigenschaft der Homosexuellen genannt wird. Hiermit scheint nun freilich in seinen Werken das im Widerspruch zu stehen, was man

seine Brutalität genannt hat und was Gabriel Sarrazin[1]) als seine „erhabene Schamlosigkeit“ anführt. In der Tat hat die Poesie vor ihm das sexuelle Leben niemals mit gleicher Unverhülltheit behandelt; er beschreibt den Koitus in aller Ausführlichkeit, schildert eine nächtliche Pollution und erzählt, wie er mit einer gemeinen Straßendirne ein Stelldichein verabredet. Aber solche Stellen erklären sich leicht als die notwendige und äußerste Konsequenz seiner Weltanschauung. Nach seinem Glauben ist alles in der Welt gleich vortrefflich und gleich jenseits von Gut und Böse; wie sollten es also nicht die Akte sein, welche alles persönliche Leben erschließen? Hierin stand er auf dem gleichen Standpunkt, den Nietzsche in den Worten ausspricht: „Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist das Verbrechen selbst am Leben — ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ Trotzdem haben normal Empfindende sich stets gescheut, diese Intimitäten ihres mysteriösen Charakters zu entkleiden. Aber Whitman war eben kein normal Empfindender. Er konnte von dem heterosexuellen Geschlechtsverkehr völlig objektiv, weil als ein Unbeteiligter, sprechen; ihm fehlten in dieser Hinsicht die normalen Hemmungsvorstellungen. Dagegen hat die Offenbarung seiner männlichen Liebe, so zart und ätherisch sie bleibt, sich keineswegs ohne Konflikt mit seiner Schamhaftigkeit vollzogen. Wir werden auf diesen Punkt im folgenden noch einzugehen haben.

„Die Großmut, welche der Urning Feinden gegenüber zu zeigen imstande ist, ist oft geradezu erstaunlich. Freier von Vorurteilen als der Durchschnittsmann, ist er meist unfähig, ein hartes Urteil zu fällen,“ sagt Hirschfeld, wozu ich nur einschränkend bemerken möchte, daß

[1]) La Renaissance de la Poésie anglaise. Paris 1889, S. 245.

diese und andere gute Seiten in ihrer Vollendung natürlich nur dem höheren Typus der Homosexuellen, dem Edel-Uranier, eigen sind. Bei Whitman finden sie sich in reinster Ausprägung, wie denn überhaupt seine ganze Weltbeurteilung von dem Grundsatz geleitet scheint: Tout comprendre c'est tout pardonner. „Niemals erfuhr ich, daß er von irgend einer Person oder Sache verächtlich geredet hätte," heißt es bei Bucke. Ein treues Bild seines Innern gibt das kleine Gedicht „Versöhnung" in den „Trommelwirbeln":

Größer als alles, schön wie der Himmel,
Schön ist das Wort, daß der Krieg und sein blutiges Walten dereinst völlig verschwinden muß,
Daß mit sanften Händen die Schwestern Tod und Nacht unaufhörlich wieder und immer wieder diese befleckte Welt waschen.
Denn mein Feind ist tot, ein Mensch göttlich wie ich ist tot.
Ich sehe ihn liegen mit weißem Gesicht und still in seinem Sarge — ich trete heran,
Ich beuge mich nieder, und leise mit meinen Lippen berühre ich das weiße Gesicht im Sarge.

Weiter sagt Hirschfeld: „Die Unterschiede des Standes, der Religion, der Rasse und Nationalität spielen bei dem Urning nicht im entferntesten die Rolle, wie bei dem normalen Manne. — — Alle diese Eigenschaften befähigen ihn ungemein zum Altruisten und Vermittler, zum Friedensstifter und Überwinder sozialer Gegensätze." Diese Tatsache wurde schon in jenem merkwürdigen Bekenntnis eines hochgestellten Homosexuellen ausgesprochen, das Casper zuerst veröffentlicht hat:[1] „Zwar gehöre ich selbst einer edlen Familie an, und mehr als ich brauche, wird mir zuteil, dennoch sehe ich im Geringsten meinen Bruder, so ist es fast bei uns allen, ich habe Handwerker in den Häusern von Herzogen gesehen, sich frei bewegend —

[1]) Casper-Liman, Handbuch der gerichtlichen Medizin. 7. Aufl. Berlin 1881, Bd. I, § 21.

also nur weil wir Ausgestoßene, sind wir Menschen! Vielleicht wären wir anders gemeinere Naturen geworden!" Dagegen meint allerdings Moll, daß gerade in der Welt der Homosexuellen ausgesprochene Standesunterschiede existieren, die höchstens durch die besondere Art der urnischen Leidenschaften zeitweise verwischt würden. Doch schließe ich daraus, daß er wahrscheinlich nur mit wenigen Homosexuellen von höherer Geistesart engere Fühlung gehabt hat; denn daß eine tiefe Humanität, der alles heilig ist, was Menschenangesicht trägt, geradezu zur Wesensart des höheren Homosexuellen gehört, halte ich für unbestreitbar. Es wäre natürlich lächerlich, zu behaupten, daß dieses innere Verhältnis zur Menschheit von den Homosexuellen erfunden sei, und es wäre traurig, wenn man glauben müßte, kein Normaler sei dazu befähigt. Der soziale Instinkt gehört zu den Grundanlagen der Menschennatur, und seine höchste theoretische Verfeinerung sehen wir als Strebensideal bereits im Buddhismus, bei den antiken Stoikern und in den christlichen Evangelien lebendig. Aber bei Whitman finden wir ihn stärker und reiner ausgeprägt als bei irgend einem Modernen. Die gänzliche Aufhebung des trennenden Klassenbewußtseins, die Anerkennung des gleichen menschlichen Anspruchs auf unsere Sympathie in jedermann, die Ablehnung von allem, was nicht jeder unter den nämlichen Bedingungen haben kann, das ist für ihn charakteristisch, — es ist der eigentlich altruistische Geist in seiner letzten Konsequenz. Auch bei ihm ist daher der Versuch gemacht worden, diese und ähnliche Züge auf ererbte christliche oder vielmehr speziell auf ererbte Quäker-Instinkte zurückzuführen. Besonders hat dies William Sloane Kennedy[1]) unternommen. Whitman

[1]) The Quaker Traits of Walt Whitman. The Conservator, I, 5. July, 1890.

hat das sehr gern gesehen; denn er sandte mir noch selbst das Blatt, in dem dieser Nachweis versucht wurde. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß die christliche Erbschaft in seinem Charakter und in seiner Weltanschauung ganz enorm war. Aber eben der Umstand, daß sie ererbt, also instinktiv und nicht durch Vernunftschlüsse erworben war, bürgt dafür, daß sie mit anderen ererbten Elementen seiner Seele, speziell also mit seiner weiblichen Natur, im innigsten Zusammenhang stand. Menschenliebe aber ist nach Schopenhauer die charakteristische Tugend des weiblichen Geschlechts. Es ist also tatsächlich, daß die allgemein menschliche Erbschaft altruistischer Instinkte sich bei Whitman mit spezifisch weiblichen Instinkten, sekundären weiblichen Geschlechtscharakteren, verschmolzen hat, und es darf daher auch nicht bezweifelt werden, daß seine grenzenlose Sympathie eben durch diese Summierung des ererbt altruistischen oder christlichen und des homosexuellen Elements ihre intensive Färbung erlangt hat.

Dadurch also wurde er der Dichter der Demokratie und der Anwalt der vollkommenen Gleichberechtigung aller Menschen. Typisch für sein Empfinden ist das Wort im „Sang von mir selbst“:

Zu dem geplackten Nigger im Baumwollfeld oder dem Abtrittausräumer beuge ich mich nieder,
Auf seine rechte Wange drücke ich den Familienkuß,
Und in meiner Seele schwöre ich: Ich will ihn niemals verleugnen.

Natürlich haben auch rein amerikanische Elemente ihren Beitrag zu dieser Stimmung geliefert. Wenngleich die unerhörte Entwicklung des Kapitalismus gewaltige soziale Gegensätze erzeugt, ist doch das stolze Gefühl ihrer freien Menschenwürde in den Bürgern der amerikanischen Republik stärker entwickelt als im feudalen Europa, und als ihr Wortführer redet Whitman durchaus die Stimme Amerikas. Auch darf man nicht vergessen,

daß er aus dem Volke hervorgegangen und lange nichts anderes als ein Arbeiter unter Arbeitern war. Es hat also bei ihm nicht einer so durchgreifenden inneren Selbstbefreiung bedurft wie bei einem Europäer der gebildeten Klassen, der sich zu vorurteilsloser Humanität durchringt. Trotzdem hat kein anderer Amerikaner das Ideal gleicher Menschenrechte so wie er in Wort und Leben verwirklicht. Wie sehr aber dieser demokratische Geist bei ihm mit dem urnischen zusammenfällt, wird ein späterer Abschnitt uns noch im einzelnen erkennen lassen.

Was das Instinktive in seiner Natur betrifft, so ist auch dies ebenso sehr eine urnische wie eine weibliche Eigentümlichkeit. Daß beim Weibe der Instinkt eine größere Rolle spielt als beim Manne, daß es ein Gefühlswesen ist, wurde schon mehrfach nachgewiesen, und besonders eingehend hat zuletzt noch Möbius dies Kapitel behandelt.[1] Die Homosexuellen teilen diese Eigenschaft zumeist mit der Frau. „Der Urning schafft fast stets aus dem Gefühl heraus. Das zielbewußte, verstandesmäßige Arbeiten des Mannes ist ihm nicht eigen,“ lesen wir bei Hirschfeld. Ausnahmsweise gibt es allerdings auch Uranier mit männlichem Verstand; aber zu ihnen gehörte Whitman entschieden nicht. Das Unzulängliche seiner Weltanschauung findet in dieser weiblichen Geistesart durchaus seine Erklärung. Er gestand selbst von sich, im Gespräch mit Bucke, er habe kaum je im Leben etwas mit bewußter Absicht getan. Immer folgte er seinen Trieben und Impulsen, dem inneren Gebot, dem inneren Licht, der Intuition der Seele, und glaubte damit nur eine Doktrin der Quäker zu verwirklichen, während der vermeintliche Quäkerzug bei ihm doch in Wahrheit ein weiblicher, ein urnischer Zug war. So ist

---

[1]) Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. 6. Aufl. S. 16 ff.

überhaupt aller Mystizismus, der nach Intuition strebt, eine unbewußte Effemination der Seele. Ganz vortrefflich wird Whitmans Geistesart in ihren Wurzeln und Schwächen von Ellis charakterisiert: „Whitman war eine auf das Konkrete gerichtete, emotive, instinktive Natur mit auffallend geringer Fähigkeit für die Analyse, für alle Einflüsse empfänglich, aber ohne alles Bedürfnis, sie mit einander in Harmonie zu bringen."

Aus dem weiblich Instinktiven, aus der Vorherrschaft des Gefühls erklärt sich seine ungeheure Subjektivität. Er betrachtet die ganze Welt nur in Beziehung auf sich selbst. In einer Rede hat er das auch ausgesprochen: „Die meisten von den großen Dichtern sind unpersönlich; ich bin persönlich. — — In meinen Gedichten konzentriert sich alles um mich, strahlt alles von mir aus, dreht sich alles um mich. Ich habe nur eine Zentralfigur, die allgemein menschliche Persönlichkeit, deren Typus ich bin." Daher die sieghafte Selbstgewißheit seiner Überzeugung. Er diskutiert nicht über die Wahrheit und will von logischen Schlüssen nichts wissen. Er weiß, daß er recht hat, und damit Punktum. Bogumil Goltz sagt sehr richtig[1], „daß der Mann von Natur bescheidener und mehr zur Pietät geneigt ist als das Weib, dem nichts imponiert. Der Mann will systematisch, wahr und gründlich sein, das macht ihn unsicher und ungeschickt, während des Weibes Naivetät und Dreistigkeit durch nichts einzuschüchtern ist." Das paßt vortrefflich auf Whitmans weiblichen Intellekt, und deshalb war er zum Propheten geboren; aber alles Wesentliche, was den Denker macht, fehlt ihm. Er besitzt nicht die Gewissenhaftigkeit des Forschers, des Wahrheitsuchers; der wissenschaftliche Geist ist ihm völlig fremd. Mit voller Be-

[1]) Zur Charakteristik und Natur-Geschichte der Frauen. Berlin 1859, S. 140.

rechtigung spricht daher Edmund Gosse[1]) von seiner „schrecklichen Gedankenlaxheit und Oberflächlichkeit des Urteils." Ebenso ergötzlich wie zutreffend äußert sich R. L. Stevenson[2]) darüber: „Wenn er in etwas prophetisch ist, so ist's in seiner souveränen Mißachtung der Konsequenz. „Also ich widerspreche mir?" fragt er irgendwo; und, patsch, kommt darauf die Antwort, die beste Antwort, die je gedruckt wurde, würdig eines Weisen, oder vielmehr eines Weibes: „Nun wohl, so widerspreche ich mir eben!""

Weil aber sein Geist kein scharfer, männlicher Geist war und doch mit abstrakten Stoffen rang, die er nicht bewältigen konnte, so ist auch sein Stil oftmals dunkel, seine Sprache nicht nur schwärmerisch, sondern sogar schwülstig und von einer phrasenhaften Tautologie, die bei der Übersetzung in eine weniger synonymenreiche Sprache sich als eitles Wortgeklapper herausstellt. Der Italiener Luigi Gamberale führt auch diese Eigenschaft auf Unklarheit des Denkens zurück. Auch sonst noch hat seine Form allerlei Mängel, die auf ein innerliches Manco hinweisen. Oft vernachlässigt er in erschreckender Weise den Satzbau, so daß manche seiner Gedichte sich lesen wie willkürlich aneinandergereihte Merkworte aus dem Notizbuch, rohes Erz ohne Prägung, während andererseits wieder seine Sätze oftmals von einer unglaublichen und rückgratlosen Länge und, um sie noch schwerfälliger zu machen, durch allerlei vielleicht später eingeschobene Parenthesen unterbrochen sind. Auch in seiner Prosa, die allerdings reich ist an den feinsten impressionistischen Augenblicksbildern, zeigt sich eine souveräne Verachtung der herkömmlichen Satz-

[1]) Walt Whitman. Von Edmund Gosse. Deutsch von Berta Franz. (Moderne Essays zur Kunst und Literatur.) Berlin 1902, S. 19.

[2]) Familiar Studies of Men and Books. London 1905, S. 78.

konstruktion. R. L. Stevenson sagt von den Erinnerungen aus der Zeit seines Lazarettdienstes: „Mehr als eine Frau, mit der ich das Experiment versuchte, erklärte den Verfasser sofort für eine Geschlechtsgenossin.“

Es ist höchst sonderbar, daß ein so unklarer, widerspruchsvoller und dabei nicht einmal selbständiger Geist als der poetische Vertreter der modernen monistischen Weltanschauung ausgerufen werden konnte. Er hat freilich kühn behauptet, er habe sich die Ergebnisse der großen Gelehrten und Experimentalforscher unserer Zeit und der letzten hundert Jahre durchaus angeeignet, freudig die moderne Naturwissenschaft akzeptiert, treulich und ohne das leiseste Zögern sich von ihr führen lassen. Aber damit befand er sich in einer großen Selbsttäuschung, und auch Symonds, der in der Kritik seiner philosophischen Ideen recht oberflächlich ist, irrt sich, wenn er dieser Versicherung Glauben schenkt. Whitman konnte gar kein loyaler Jünger des Wissenschaft sein, weil er ihr von vornherein einen Zweck gesetzt hatte. Ihm galt es als die Krone der Forschung, „daß sie gewißlich den Weg für eine glänzendere Theologie eröffne.“ Er mißbrauchte sie zu einer seichten Apologetik des Weltschöpfers, ein direkter Geisteserbe jener amerikanischen Puritaner des 17. Jahrhunderts, für die es als die einzige Bestimmung aller Wissenschaft galt, die biblische Offenbarung zu rechtfertigen. Es steckt eine ganz unzulässige Teleologie in seinem Gedicht vom Kreislauf des Stoffes bis zu der Entwicklungsstufe, die er im Individuum erreicht. Im Grunde wurzelt seine Philosophie ganz und gar in der Bibel, deren Pluralismus und Teleologie nur durch die Verquickung mit Hegelscher, freilich nicht aus der Quelle, sondern aus populären Bearbeitungen aufgelesener Sophistik einen Schein von Wissenschaft erhielt. Was er sonst noch von naturwissenschaftlichen

Arabesken hinzugefügt hat, beruhte sicher nicht auf gründlichen Studien, sondern zumeist auf den Anregungen zufälliger Journallektüre. Daher auch sein widerspruchsvoller Eklektizismus, der sich um wenige ganz naive Glaubenssätze rankt. Gosse sagt, sein ganzes Evangelium könne in sehr enge Grenzen zusammengerückt werden, und so verhält es sich in der Tat. Es ist eigentlich nur eine breitere Ausführung der Zensurnote, die der Verfasser der Genesis dem Sechstagewerk erteilt: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut" — vermehrt um das Hegelsche Schlagwort: „Alles, was ist, ist vernünftig." Hegel, der ihm als summus philosophus galt, hat bekanntlich auch wiederholt erklärt, daß seine Philosophie denselben Inhalt habe wie die christliche Religion.

Aus der blindgläubigen Annahme jener beiden Sätze wird Whitmans bis zum Empörenden übertriebener Optimismus begreiflich, welcher keineswegs zum Wesen der in viele Richtungen zersplitterten monistischen Weltanschauung gehört und nicht nur aus dem mehr idealistischen Monismus Schopenhauers verbannt ist, sondern auch vor dem Monismus der Entwicklungslehre, wie ihn Ernst Haeckel[1]) vertritt, keine Gnade findet. Das Sophistische in Hegels Wort, d. h. die Verwechslung von gesetzmäßiger Notwendigkeit mit ordnender Vernunft, konnte Whitman nicht erkennen, weil er eben nie vom biblischen Glaubensgeist losgekommen ist. In Wirklichkeit wollte er ja auch gar nicht die Wissenschaft, sondern er wollte ein Mystiker sein, und wie aller Mystizismus offenbart auch der seinige nicht die Wahrheit, sondern verbirgt sie und setzt an ihre Stelle die Phantasmagorie der Selbstberauschung. Für sein Verhältnis

---

[1]) Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. 11. u. 12. Tausend. Stuttgart 1905, S. 31.

zur Wissenschaft ist das folgende Gedicht ungemein charakteristisch:

Als ich den gelehrten Astronomen hörte,
Als die Beweise, die Figuren in Reihen vor mir aufgeführt wurden,
Als mir die Karten und Diagramme gezeigt wurden, um sie zu addieren, zu dividieren und zu messen,
Als ich so saß und den Astronomen hörte, wo er mit vielem Beifall im Auditorium seinen Vortrag hielt,
Wie bald fühlte ich mich unerklärlich gelangweilt und übel,
Bis ich aufstand und hinausschlüpfte und allein davonwanderte,
In der mystischen feuchten Nachtluft, und von Zeit zu Zeit
In vollkommener Stille emporblickte zu den Sternen.

Also er verstand die exakte Wissenschaft nicht; darum verschmähte er sie und flüchtete hinaus in das romantische Land, wo er in Gefühlen schwelgen und seine mystischen Träume spinnen konnte.

Johannes Schlaf zitiert jenes teleologische Gedicht vom Individuum, um dessentwillen der Sternennebel sich zur Kugel zusammenzog. Ursache und Zweck sind in diesem Gedicht in naiver Weise vertauscht; denn Darwin und den Darwinismus hat Whitman nie begriffen. Aber Schlaf sagt: „Dies ist die Wissenschaft, die Religion geworden ist.“ Nein, das ist die Religion, die niemals Wissenschaft gewesen ist, sondern sich von der Wissenschaft nur ein paar Flitterchen anhängt. Dann redet er von dem „großen heiligen Identitätsgefühl“ und interpretiert einen Monismus in Whitman hinein, der garnicht vorhanden ist. Die Identität, von der Whitman wieder und immer wieder spricht, ist etwas sehr viel trivialeres. Indem das Individuum bei ihm identisch wird, erlöst es sich nicht, wie Schlaf in überraschender Verwechslung der beiden Wortbedeutungen glaubt, „in die große eine Individualität, die alles ist,“ sondern trennt sich für immer und ewig von ihr, d. h. es wird eine persönliche unsterbliche Seele, die nimmermehr wieder mit dem All identisch

werden kann, völlig wie in der christgläubigen Kinderlehre. Identität bedeutet eben in den „Grashalmen“ persönliche Existenz und nichts anderes. Erst gegen das Ende seines sechsten Jahrzehntes überkommt den Dichter bei einem Sonnenbad die Stimmung jenes anderen, des monistischen Identitätsgefühls, und er erinnert sich an Schelling und Fichte. Aber auch da betrachtet er sie nur wie eine Illusion, und er kann ja nicht anders, solange er an die reale Existenz und Ewigkeit jedes einzelnen Individuums glaubt. Darum enthalten also Whitmans Gedichte nicht die Religion des modernen Monismus.

Aber da seine Religion keinen wissenschaftlichen Untergrund hat, so ist sie nur um so schwärmerischer. Einmal in seiner Entwicklung hat er etwas von Kant läuten hören, und die schreckliche Ungewißheit der Erscheinungswelt bedrückt ihn. Doch schon damals ist es die Liebe, die ihn trösten muß:

Auf dies und ähnliches finde ich eine seltsame Antwort in meinen Liebhabern, meinen lieben Freunden,
Wenn der, den ich liebe, mit mir wandert oder eine Weile neben mir sitzt und mich bei der Hand hält,
Wenn der feine, der körperlose Hauch, die Stimmung, die Worte und Verstand nicht begreifen, um uns webt und uns sättigt,
Dann erfüllt mich unausgesprochene und unaussprechliche Weisheit, dann bin ich still und begehre nichts weiter:
Ich weiß keine Antwort auf das Rätsel der Erscheinungswelt und der Unsterblichkeit jenseits des Grabes,
Aber ich schreite dahin oder sitze still und kümmere mich nicht darum, ich bin befriedigt,
Er, der meine Hand hält, hat mich völlig befriedigt.

In einer Art sublimierter Sinnlichkeit findet er also einen Ersatz für die Glaubensgewißheit. Aber später schwinden alle Zweifel, und seine Zuversicht, daß er den Weltplan erkannt habe, wird fast zur wahnsinnigen Über-

hebung. In dem prophetisch rasenden Gedicht „Passage to India“ ruft er aus:

Schau um dich, Seele! Siehst du nicht Gottes Zweck von Anbeginn?

Sein Glaubensanker hat festen Grund gefunden, das Weltgeheimnis ist ihm offenbar, und er stammelt entzückt:

O, die gesegneten Augen, die glücklichen Herzen,
Die da sehen, die da kennen den feinen leitenden Faden
Durch das mächtige Labyrinth!

Und er betet um gläubige Zuversicht auch für diejenigen, denen sein Herz gehört:

Gib mir, o Gott, daß ich jenen Gedanken singe,
Gib mir, gib ihm oder ihr, die ich liebe, diesen unauslöschlichen Glauben
An Deine Übereinstimmung; was immer sonst versagt sei, versage uns nicht
Den Glauben, daß Dein Plan in Zeit und Raum beschlossen ist,
Gesundheit, Friede, allumfassende Erlösung.

Diese tiefe Religiosität Whitmans — Karl Federn nennt ihn geradezu ein religiöses Genie — leitet W. S. Kennedy nun auch aus seinem Quäkerursprung her, und zum Teil ist das ja sehr wahrscheinlich. Aber in der Übertreibung, wie sie bei ihm auftritt, ist sie ganz extrem weiblich, ja sie geht bereits in das Delirium des ekstatischen Rauschzustandes über:

Auch ich, der ich vielen folge und dem viele folgen, inauguriere eine Religion, ich steige in die Arena hinab.
Wer weiß, ob ich nicht bestimmt bin, dort den lautesten Ruf auszustoßen, des Siegers klingenden Schrei?
Wer weiß, ob dieser Schrei nicht noch von mir aufsteigen wird und sich über alles schwingen?
Nichts ist um seiner selbst willen da,
Ich sage: die ganze Erde und alle Sterne am Himmel sind der Religion wegen da.

Das sind ungeheuerliche Worte. Aber auch in diesem Entwicklungsstadium kommt bei Whitman noch als be-

sonderes, höchst charakteristisches Moment die schon vorher bemerkte sinnliche Färbung seiner Schwärmerei hinzu. Nicht nur, daß der Phalluskult ganz unverhüllt einen integrierenden Bestandteil seiner Religion bildet, viel bezeichnender noch, wenn auch dem Unerfahrenen weniger offenbar, ist eine homosexuelle Lüsternheit, ein schwüler Hauch perverser Sinnlichkeit, die sich durch die ganzen „Grashalme" ziehen, und es ist wohl gerade dies Element, was auf urnisch geartete Leser so magnetisch wirkt. Schon Ulrichs[1]) hat auf den engen Zusammenhang zwischen religiöser Schwärmerei und geschlechtlicher Erregung hingewiesen. Er sagt: „In weiblich gearteten Gemütern wohnt aufrichtige Religiosität nicht selten unmittelbar neben heftiger Liebesbedürftigkeit, ja wollüstiger Sinnlichkeit." Und bei Krafft-Ebing[2]) heißt es, nachdem er von der wollüstigen Mystik in der Kultur der alten Völker gesprochen hat: „Umgekehrt sehen wir, daß nicht befriedigte Sinnlichkeit gar häufig in religiöser Schwärmerei ein Äquivalent sucht und findet." Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß auch bei Whitman, den seine schon erwähnte Landsmännin „einen geborenen exalté" nennt, der unbefriedigte homosexuelle Trieb das war, was sich in seiner religiösen Überschwänglichkeit Luft machte. Daß er die christliche Dogmatik und das Kirchenwesen verwirft und der Meinung ist, die Zeit der Priester sei vorüber, wirkt nicht im mindesten abkühlend auf seine mystische Gefühlsglut.

Bei allen kritischen Ausstellungen muß jedoch im Auge behalten werden, daß mit seinen Schwächen seine Kraft im engsten Zusammenhange steht. Er war ganz gewiß, wenn nicht ein religiöses, so doch ein dichterisches Genie, eine auserlesene Künstlernatur. Mag auch seine

---

[1]) Incubus. Einltg. II.
[2]) Psychopathia sexualis, Kap. I.

Begeisterung ihn häufig zu weit führen, so ist sie doch so gewaltig und hinreißend, und die poetische Kraft und Schönheit der Sprache, in der sie Ausdruck findet, ist trotz häufiger Dunkelheiten so überwältigend, daß demjenigen, der für solche Eigenschaften Sinn und Verständnis besitzt, auch die klarste Erkenntnis seiner großen Mängel den Genuß an seinen Werken nicht verderben kann. Mir wenigstens geht es so: nachdem ich ihn mit kaltem Verstande seziert habe, brauche ich nur die „Grashalme" wieder aufzuschlagen und etwa aus dem „Sang von mir selbst" irgend einen Abschnitt zu lesen, so packt mich das Feuer seiner genialen Leidenschaft und der Zauber seiner universellen Sympathie, und es kommt mir fast wie eine Entweihung vor, daß ich ihn so rücksichtslos unter die kritische Lupe genommen. Ich möchte das so nachdrücklich wie möglich betonen: Walt Whitman bleibt groß für die Kritik, die über der Verneinung das Bejahen nicht verlernt hat. Was Emerson ihm schrieb, nachdem er die erste Auflage der „Grashalme" gelesen, wird immer Geltung behalten: „Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem freien und tapferen Denken. Ich habe große Freude daran. Ich finde unvergleichliche Dinge unvergleichlich gut ausgesprochen, wie sie es müssen. Ich finde den Mut der Behandlung, der uns so entzückt, und den nur großes Empfinden zu wecken vermag."

Wenn es wahr ist, daß der Homosexuelle eine weibliche Seele besitzt, so heißt das nicht, daß in ihm das weibliche Ideal lebendig ist. Es gibt in der urnischen Natur jeden nur denkbaren individuellen Gradunterschied, also auch jedes denkbare Verhältnis weiblicher Bestandteile ihrer Seele. Und da das schwache Geschlecht aus guten und weniger guten Weibern besteht, so zeigen auch die Homosexuellen teils die guten, teils die weniger guten Eigenschaften des Weibes. Pessimisten haben nun behauptet, daß die weniger guten die Regel seien. Allein dies harte

Urteil rührt vielleicht nur daher, daß es im allgemeinen bloß diese weniger guten sind, welche in die Öffentlichkeit treten, während die edleren sich scheu verbergen. Aber das Edle ist freilich überall in der Welt in der Minorität. Auch Whitman ist ein Edel-Uranier, und als solcher besitzt er zwar unleugbar gewisse Schwächen der weiblichen Seele, aber in viel ausgeprägterem Grade die höchsten weiblichen Tugenden. Mit der größten von diesen wollen wir die Betrachtung der psychischen Stigmata seiner Homosexualität abschließen.

Schopenhauer erblickt im Mitleid das Fundament der Moral, und obwohl er kein Verehrer der Weiber ist, gesteht er zu, daß sie dies Fundament in höherem Grade besitzen als die Männer, daher auch mehr Menschenliebe und Teilnahme an Unglücklichen.[1]) Doch würde diese Ansicht des alten Pessimisten zu optimistisch sein, wenn wir nicht noch einen anderen Pessimisten zur Ergänzung heranzögen, — Eduard von Hartmann[2]), der die Bemerkung macht, daß man das Gefühl der Frauen leicht überschätzt, weil es auf der Oberfläche sitzt, dagegen das der Männer leicht unterschätzt, weil sie ihm mißtrauen und es bei ihnen tiefer zu sitzen pflegt. Er meint: „Mangel an tieferem Gefühl wird man beim Weibe ebenso häufig finden wie beim Manne.“ Das ist zweifellos richtig, und man würde die Homosexuellen mit Unrecht über die Frau stellen, wenn man behauptete, das edlere Mitleid sei bei ihnen allgemein. Aber in demselben Maße wie den Frauen, d. h. mehr oder weniger, je nach ihrer tieferen Veranlagung, ist es auch ihnen eigen.

Gerade das Mitleid, die schönste unter den weiblichen Tugenden, und die Opferfreudigkeit, die in ihrem Gefolge einhergeht, tritt nun in Whitmans Wesen so mächtig

---

[1]) Schopenhauer, Ethik 215. — Parerga II, 652.
[2]) E. v. Hartmann, Das sittliche Bewußtsein. 2. Aufl., S. 146.

hervor, daß eben deswegen solche überschwenglichen Lobredner wie O'Connor und Bucke in Amerika, Johannes Schlaf in Deutschland eine Reinkarnation Jesu in ihm erblicken. Darin gehen sie freilich zu weit. Was Whitman in den Hospitälern getan hat, haben schon viele barmherzige Frauen in der Pflege der Kranken und der Verwundeten getan und tun es noch alle Tage, ohne daß man in ihnen Reinkarnationen Jesu sähe. Warum? Weil die hingebende, opferfreudige Liebe für das Weib natürlich, weil sie weiblich ist, so daß sie uns garnicht göttlich, sondern nur schön menschlich erscheint. Wenn daher ein Mann die gleiche Liebe betätigt, so haben wir auch bei ihm keinen Grund, ihn für göttlich zu erklären, sondern wir sind genötigt, ihm eine weibliche Gemütsart zuzusprechen. Und die weibliche Gemütsart beim Manne ist eben ein Stigma seiner Homosexualität. Whitman handelte in dieser Hinsicht ganz so instinktiv wie das Weib überhaupt, und er verdient dafür dieselbe Bewunderung und Liebe wie das sich aufopfernde Weib, aber auch nicht mehr.

Man darf jedoch nicht vergessen, daß die im opferfreudigen Mitleid wirksame Gefühlsmoral auch gewissen Bedenken unterliegt, wenn nämlich das Gefühl nicht durch Gerechtigkeit und weise Voraussicht kontrolliert wird. Die neue Ethik des „Zarathustra“, die sich gegen die der Rasse aus der Verzärtelung wahlloser Mitleidsmoral drohenden Gefahren kehrt, ist männlicherer Art und reifer als die Whitmansche Instinktmoral. Das Gefühl ist eben parteiisch und kann sich allzu leicht verirren. Auch Ellis läßt durchblicken, daß er in dem weiblichen Charakter des homosexuellen Mitleids nicht nur einen Vorzug, sondern vielleicht noch mehr einen Mangel sieht. Bei vielen Konträren, sagt er, sei die geschlechtliche Reizbarkeit mit ausgesprochener Anlage des Gemüts zu altruistischen Gefühlen und Selbstaufopferung ver-

bunden; worin aber der Konträre an das normale Weib erinnere, das sei in der Übertreibung dieser Gefühle. Eine solche wird man auch bei Whitman nicht übersehen dürfen. Es gehörte zu seinen Grundsätzen, keinem Bettler ein Almosen zu versagen. Aber die Tatsache ist historisch erwiesen, daß das blinde Almosengeben, wie die Kirche des Mittelalters es ausübte, demoralisierend gewirkt hat. Ferner erzählt O'Connor von dem Dichter, daß er einst einem verkommenen Subjekt, das sich eines Totschlags schuldig gemacht, mit dem Kuß des Erbarmens, den er ihm auf die Stirn drückte, gleichsam Absolution erteilt und ihm durch Geldunterstützung zur Flucht über die Grenze verholfen habe. Solche Handlungen entsprangen bei ihm den edelsten Motiven, aber sie haben doch auch ihre fragwürdige Seite. Ebenso gehört hierher seine Haltung gegenüber den Prostituierten.

Ich glaube übrigens, es war in alledem nicht nur der gedankenlose Instinkt wirksam, sondern es war auch eine etwas zu bewußte imitatio Christi im Spiel. Wie Christus der Ehebrecherin vergab, wie er mit den Zöllnern und Sündern zu Tische saß, so wollte auch Whitman sein Handeln gewertet sehen. Wenn er es ursprünglich instinktiv aus weiblichem Mitleid tat, so war es unvermeidlich, nachdem ihn seine Vergötterer einmal mit Christus gleichgestellt hatten, daß er es von da an als seine Aufgabe betrachtete, die Rolle Jesu im modernen Leben zu spielen.

Ferner dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß es wahrscheinlich ein ausgesprochen geschlechtlicher Trieb war, der seine Opferfreudigkeit stärkte. Ich zweifle, ob ein gleiches brennendes Mitleid ihn an die Lazarette hätte fesseln können, wenn diese mit den Verwundeten und Maroden eines Amazonenkorps belegt gewesen wären. Es waren Soldaten, und zwar meist junge Soldaten, denen er seine Pflege widmen konnte, und er liebte eben als

ein echter Urning die Soldaten mit geschechtlicher Liebe; daher war es für ihn auch eine Art sublimierter Geschlechtsbefriedigung, ihnen Liebesdienste erweisen und als Dank ihre Liebe erwerben zu können. Trotzdem ist es ein ergreifendes Bild, ihn wie eine barmherzige Schwester unermüdlich durch Jahre und Jahre in dem schweren, aufreibenden Amte walten zu sehen. Doch eben wegen des sexuellen Moments in dieser seiner Liebestätigkeit darf ich mir das nähere Eingehen darauf bis zu dem Abschnitt versparen, in welchem von dem vierten Stigma der Homosexualität, dem Freundschaftsenthusiasmus von geschlechtlichem Grundcharakter, die Rede sein soll.

14. Als das dritte Stigma betrachtet Hirschfeld „große Abneigung gegen das Weib“. Auch diese ist bei Whitman vorhanden, wenngleich man über ihren Grad zweifelhaft sein kann und zum Teil auf eigene Schlußfolgerungen angewiesen ist, da gerade hier einerseits die ungerechtesten Anklagen gegen ihn erhoben und diese Beziehungen andererseits von seinen Verteidigern geflissentlich verdunkelt wurden.

Aus seiner Jugend finden wir zwei wertvolle Zeugnisse in Isaac Hull Platts Biographie. Das erste betrifft seine Lehrerjahre und rührt von dem schon erwähnten Schüler des Dichters her: „Die Mädchen schienen keine Anziehung für ihn zu haben. Er hielt sich nirgends besonders mit ihnen, noch zeigte er außergewöhnliche Neigung für ihre Gesellschaft.“ Das zweite bezieht sich auf die nächste Periode, als Whitman in Huntingdon das erste von ihm gegründete Wochenblatt redigierte, und wurde durch die Nachfragen des kritischer als die übrigen Jünger veranlagten Arztes und Ethnologen Dr. Daniel G. Brinton, auf den ich bereits hinwies, ans Licht gezogen: „Er war augenscheinlich ganz indifferent gegen die Anziehungen der Weiber. Einer

von denen, die uns bei dieser Gelegenheit Bericht gaben, ein alter Mann, der sich seiner erinnerte, sagte: Er schien die Weiber zu hassen."

Dementsprechend ist Whitman unverheiratet geblieben. Dr. Bucke, der Seelenarzt, war wie mit Blindheit geschlagen, indem er den Dichter fragte: „Es scheint mir überraschend, daß Sie niemals heirateten. Blieben Sie mit bewußter Absicht ledig?" Whitman leugnete jede bewußte Absicht und fügte nach kurzer Pause hinzu: „Der Hauptgrund, daß ich niemals heiratete, muß vermutlich eine übermächtige Leidenschaft für gänzliche Freiheit und Zwanglosigkeit gewesen sein. Ich hatte einen Instinkt gegen Fesseln, die mich binden konnten." Also keine Absicht, sondern Instinkt. Es war eben seine Natur, die gegen die Ehe sprach.

Aber es wird ihm ja vorgeworfen, daß er der freien Liebe huldigte, und seine Gedichte scheinen es zu erweisen. „Falsche Freiheitsapostel predigen heutzutage das Recht darauf, und Whitman fand es offenbar in seiner Jugend nicht unter seiner Würde, sich in solche Verhältnisse einzulassen," äußert William M. Salter. Ganz anders lautet jedoch das Zeugnis von John Burroughs, der ihm so nahe stand. Sein Interviewer berichtet:[1])

„Herr Burroughs erklärt, daß während der dreißig Jahre seiner intimen Bekanntschaft mit Whitman, soviel ihm bewußt, keine Verwicklungen mit Weibern und nicht einmal der Verdacht einer solchen vorhanden waren, und solche Beziehungen sind doch geeignet, den männlichen Freunden eines Mannes zur Kenntnis zu kommen. Whitman war im Umgang mit den Frauen seiner Bekanntschaft etwas kalt und reserviert, und in seinem persönlichen Charakter gegenüber der Gesellschaft war er gewissermaßen mehr ein Mann für Männer als für Weiber. Er fühlte, daß er sich im intellektuellen Verkehr mit seinem eigenen Geschlecht freier geben konnte als mit Frauen; denn

---

[1]) The Conservator, VII, 5.

da er niemals an die Ehe dachte, empfand er eine gewisse Schüchternheit gegenüber den Frauen, nicht um seiner selbst willen, sondern weil Frauen von Natur so leicht geneigt sind, geistige Vertraulichkeit und Freundlichkeit für etwas tieferes und ernsteres zu halten. Herr Burroughs hatte vielmehr den Verdacht, daß gewisse reife Weltdamen Absichten auf den Dichter hatten, der jedenfalls von weiblicher Seite bemerkenswert freimütige und unkonventionelle Briefe empfing."

Also der Dichter, der theoretisch die völlige Emanzipation des Fleisches predigte, war praktisch ein keuscher Joseph, den auch das Weib des Potiphar nicht verführen konnte. Wunderbar, höchst wunderbar.

Ferner berichtet sein geliebtester junger Günstling, der damalige Trambahnkondukteur Peter Doyle:[1])

„Nie ist mir ein Fall bekannt geworden, daß Walt sich um ein Weib Gedanken gemacht hätte. In der Tat hatte er nichts besonderes mit irgendeinem Frauenzimmer zu tun, mit Ausnahme von Frau O'Connor und Frau Burroughs" (den Gattinnen seiner intimsten literarischen Freunde). „Seine Anlage war anders. Das Weib in jenem Sinne kam niemals in seinen Kopf. Walt war zu reinlich, er haßte alles, was nicht reinlich war. Keine Spur von irgendwelcher Art Liederlichkeit in ihm. Ich muß doch wissen, wie es mit ihm in jenen Jahren bestellt war — wir waren schrecklich vertraut miteinander."

Nun schildert er zwar in seinen Gedichten den Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib mit besonderer Brutalität, um Edmund Gosses Ausdruck zu gebrauchen. Aber es ist in diesen Schilderungen nichts enthalten, was eine tiefere, seelische Beteiligung verriete. Diese Empfindung hat bei der Lektüre schon Henry David Thoreau gehabt, der 1856 in einem Briefe äußerte: „Er feiert überhaupt nicht die Liebe. Es ist, als ob die Tiere sprächen." Das ist außerordentlich treffend, und es erscheint um so bedeutungsvoller, wenn man mit solchen Stellen seine an

---

[1]) Calamus. — — Letters written — by Walt Whitman to a young friend (Peter Doyle). Edited — — by Richard Maurice Bucke. Boston 1897.

Männer und Jünglinge gerichteten Liebesgedichte vergleicht, in denen sich alle Zartheit und Innigkeit des Gefühls verrät, wie sie sonst nur in der heterosexuellen Liebeslyrik zum Ausdruck kommt. „In ‚Calamus‘," sagt Symonds, „tritt das Element des Seelischen in der Leidenschaft, der Romantik und der tiefen, dauernden Empfindung, welches in dem Abschnitt über die normale Geschlechtsliebe beinahe durch seine Abwesenheit glänzte, lebhaft in den Vordergrund und verleiht der künstlerischen Behandlung eine besondere Wärme der Poesie." Man muß ferner bedenken, welche Nebenrolle in seinen Werken überhaupt die Frau spielt, wie flüchtig er immer über ihre Erwähnung hinweggeht, während er sich nicht genug tun kann, den Mann in seiner Kraft und Schönheit immer wieder zu verherrlichen. Sehr richtig sagt daher Ellis: „Eine ganz normal veranlagte Natur von Whitmans sehr freier literarischer Haltung würde dem Thema der sexuellen Beziehungen zum Weibe und allem, was mit der Mutterschaft zusammenhängt, viel mehr Raum und mehr Schwung haben verleihen müssen, als ihnen in Leaves of Grass gegeben wird." Daher schreibt Edmund Holmes mit gutem Grund, Whitman habe das Weib garnicht verstanden; er habe es nur in der Bedeutung der Mutter gewürdigt. Ein kleines Epigramm hat er allerdings auf „schöne Frauen" gedichtet; das aber lautet:

Frauen sitzen oder bewegen sich hin und her, einige alt, einige jung,
Die jungen sind schön — aber die alten sind schöner als die jungen.

So spricht kein Mann, dem das Weib der Gegenstand geschlechtlichen Verlangens ist.

Auch bei Robert Buchanan[1]) finde ich noch ein

[1]) The Fleshly School of Poetry and other Phenomena of the Day. London 1872. Notes 3.

paar sehr wahre Worte über jene heterosexuellen Brutalitäten:

„Wenn ich aus der inneren Augenscheinlichkeit dieser Stellen einen Schluß ziehe, muß ich sagen, daß Whitman keineswegs ein Mann von starken animalischen Leidenschaften war. In seinen Ausdrücken liegt etwas schrecklich gewaltsames, was ein Epikuaräer der Lust vermieden haben würde. Dieser Teil seines Buches hat ihm vermutlich bedeutende Mühe gemacht; er ist nicht con amore geschrieben, und, abgesehen von seiner zwiefachen oder mystischen Bedeutung, ist er genau das, was ein alter Philosoph schreiben könnte, wenn er die Leidenschaft im trüben Licht der Erinnerung darzustellen versuchte.“

Ohne Zweifel hat Whitman die Würde der Frau begriffen; er hatte die höchste Ehrfurcht vor ihr, und er war gewiß kein Verächter des Weibes, wie er denn überhaupt nichts verachtete. Doch Ehrfurcht ist mit Liebe nicht identisch. Sicherlich hat er zuzeiten auch die Sehnsucht nach einem normalen Leben und dem Glück eines Gatten und Vaters empfunden. Aber dann wieder wollte er doch nicht anders sein, als er war, sondern lieber sein einsames, unstetes Los mit allen seinen bittersüßen Schmerzen sich erhalten, wenn er nur frei in den Aufregungen der Großstadt schwimmen, wenn er nur seine Sinne täglich an dem jugendschönen Bilde frischer Burschen, strammer Soldaten ergötzen konnte. Und gerade diese Stimmung ist ganz außerordentlich charakteristisch für den geborenen Homosexuellen, der zwar theoretisch von einem anderen Schicksal träumen kann, aber praktisch doch trotz aller damit verbundenen Leiden seine Natur nicht aufgeben möchte, weil es eben unnatürlich für ihn wäre, eine andere Natur zu wünschen, die mit seiner ganzen Triebrichtung in Widerspruch steht. Es ist dies der unauslöschliche Instinkt der Selbstbehauptung, dessen Allgemeinheit Spinoza in den Worten lehrt: „Jedes Ding, soweit es in sich ist, strebt in seinem Sein zu ver-

harren“; [1]) derselbe Instinkt, den er im theologisch-politischen Traktat [2]) als das höchste Gesetz der Natur bezeichnet, ein Gesetz, worauf er jedes einzelnen Recht zum Dasein und Wirken so, wie er natürlich bestimmt ist, begründet; derselbe Instinkt, dem Spinozas großer Schüler, Goethe, im west-östlichen Divan [3]) poetischen Ausdruck gibt:

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt:
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Für solchen inneren Konflikt und die instinktive Wahl der homosexuellen Natur, die selbst von dem, was sie unglücklich macht, nicht geheilt werden möchte, gibt es vielleicht kein merkwürdigeres Zeugnis, als in folgendem zweiteiligen Gedicht aus den „Trommelwirbeln“ enthalten ist:

1.

Gib mir die glänzende stille Sonne in blendender Strahlenpracht,
Gib mir saftige Herbstfrucht reif und rot aus dem Obstgarten,
Gib mir ein Feld, wo das ungemähte Gras sproßt,
Gib mir eine Laube, gib mir die Traube am Spalier,
Gib mir frisches Korn und Weizen, gib mir die sorglos weidende Herde, mich Zufriedenheit zu lehren,
Gib mir tiefruhige Nächte, wie auf dem Hochland westlich des Mississippi, laß mich aufschauen zu den Sternen,
Gib mir, dufterfüllt bei Sonnenaufgang, einen Garten voll schöner Blumen, wo ich ungestört wandeln mag,
Gib mir zur Ehe ein Lebensfrische atmendes Weib, dessen ich nimmer müde würde,
Gib mir ein vollkommenes Kind, gib mir abseits vom Lärm der Welt auf dem Lande ein häusliches Leben,
Gib mir, daß ich aus der Seele quellende Lieder schmettere, allein mit mir und nur für mein eigenes Ohr,

---

[1]) Ethik, Pars III, Propos VI.
[2]) Cap. XVI, 4.
[3]) VIII, 21.

Gib mir Einsamkeit, gib mir Natur, gib mir wieder, o Natur, deine ursprüngliche Gesundheit.

Alles dies wünschte ich mir (der endlosen Aufregung satt und vom Kriegsgetöse gefoltert),
Unaufhörlich um all' dies fleh' ich, und mein Herz schreit danach,
Und doch, während ich unaufhörlich flehe, hänge ich fest an meiner Stadt,
Tag für Tag und Jahr für Jahr, o Stadt, schreite ich durch deine Straßen,
Wo du, solange du magst, mich gefesselt hältst und mich nicht loslassen willst,
Und doch, indessen du mich übersättigst und meine Seele reich machst, immer und immer schenkst du mir neue Gesichter.
(O, was ich fliehen wollte, ich sehe, es kommt mir entgegen, und mein Schrei kehrt sich wider mich,
Ich sehe, wie meine eigene Seele niedertritt, was sie erflehte.)

2.

Behalte deine glänzende stille Sonne,
Behalte deine Wälder, o Natur, und die ruhigen Stätten am Waldrand,
Behalte deine Felder voll Klee und Wiesenlieschgras, deine Kornfelder und Obstgärten,
Behalte das blühende Buchweizenfeld, wo die Bienen des Herbstmonds summen;
Gib mir Gesichter und Straßen — gib mir diesen unablässigen, endlosen Zug der Gestalten auf dem Bürgersteig!
Gib mir unermeßliche Augen — gib mir Frauen — gib mir Kameraden und Liebende zu Tausenden!
Laß mich jeden Tag neue sehen — laß mich jeden Tag neue an der Hand halten!
Gib mir solche Schauspiele — gib mir die Straßen von Manhattan.
Gib mir den Broadway mit marschierenden Soldaten, gib mir den Klang der Trompeten und Trommeln!
(Die Soldaten in Kompagnien oder Regimentern — die einen hinausziehend, glühend und leichtherzig,
Andere zur Entlassung heimkehrend in gelichteten Reihen, jung und doch schon alt, marode, stumpf einherschreitend);

Gib mir die Küsten und Werften, dicht umsäumt mit schwarzen Schiffen!
O, nur solches für mich! O, ein hochgespanntes Leben, voll zum Überfließen und wechselreich!
Für mich das Leben des Theaters, der Schenke, des gewaltigen Hotels,
Der Salon des Dampfers, der Massenausflug für mich, der Fackelzug!
Die geschlossene Brigade beim Abmarsch in den Krieg, dahinter die hochgeladenen Trainwagen;
Menschen in endlosem Strom, mit lauten Stimmen; Leidenschaften, Festaufzüge,
Manhattans Straßen mit ihrem mächtigen Pulsschlag, mit Trommelwirbeln wie eben jetzt,
Der endlose und lärmende Chor, das Rasseln und Geklirr der Musketen (sogar der Anblick der Verwundeten),
Manhattans Volksgetümmel, mit seinem brausenden, musikalischen Chor!
Manhattans Gesichter und Augen für mich immerdar! —

15. Wenn man aber auch geneigt ist und Grund hat, die heterosexuellen Stücke in Whitmans Gedichten für rein objektive Darstellungen zu halten, die er nur aufgenommen hat, weil es zu seinem System gehörte, die Heiligkeit des normalen Geschlechtslebens zu singen und weil der Phalluskult nicht möglich war ohne den Phallus; so liegt doch eine persönliche Mitteilung vor, die uns stutzig machen kann: er soll einmal gesagt haben, daß er Vater mehrerer Kinder wäre. Da man gar nichts näheres darüber weiß, so kann diese Sache freilich mythisch sein; und wenn sie auch wahr wäre, so würden dadurch die homosexuellen Grundzüge in Whitmans Wesen nicht ausgelöscht werden. Überdies wäre er nicht der einzige Homosexuelle, der Kinder gezeugt hat. Aber wenn man die Äußerung mit jenen heterosexuellen Stücken in Zusammenhang bringt, so wird man allerdings an Ellis' Wort erinnert, daß es nicht leicht sei, ihn nach dem sexuellen Gesichtspunkt zu klassifizieren, und

man sieht sich vor die Frage gestellt: Lag bei ihm vielleicht Bisexualität oder tardive Homosexualität vor? Oder gar eine spätere Geschlechtsverwandlung, also erworbene Homosexualität? Alle diese Fragen erhalten Nahrung durch das folgende Gedicht aus dem Calamus-Zyklus, das Symonds für die am meisten verdichtete und gewichtigste Äußerung Whitmans über das Thema der Liebe erklärt:

Fest verankert auf ewig, o Liebe! O Weib, das ich liebe!
O Braut! O Gattin! Unwiderstehlicher, als ich sagen kann, ist der Gedanke an dich!
Dann losgelöst, wie entkörpert oder als ein anderer wiedergeboren,
Ätherisch, und mein Trost jetzt die letzte athletische Wirklichkeit,[1])
Schwinge ich mich auf und schwimme in der Region deiner Liebe, o Mann,
Du Gefährte meines unsteten Lebens.

Symonds scheint aus diesem Gedicht auf Whitmans Bisexualität zu schließen, d. h. auf das gleichzeitige Nebeneinanderbestehen des heterosexuellen und des homosexuellen Triebes. Das will mir nicht ganz einleuchten; denn obwohl von der Ewigkeit der Weibliebe geredet wird, löst der Dichter sich doch nach seinem Ausdruck von ihr los, und die Liebe zum Manne tritt an ihre Stelle. In der ältesten Fassung stand auch nicht „fest verankert“, sondern „uranfänglich“, was eine ganz andere Sache ist. Wir hätten danach also kein Zusammenbestehen beider Triebe, also keine eigentliche Bisexualität, sondern eine tardive oder erworbene Homosexualität.

---

[1]) Wenn man die vierte Zeile mit Whitmans Interpunktion liest, muß sie allerdings heißen:

Ätherisch, die letzte athletische Wirklichkeit, mein Trost.

Dies scheint mir jedoch keinen klaren Sinn zu geben; deswegen habe ich durch Auslassung eines Kommas den in der obigen Form enthaltenen, der mir besser gefällt, hergestellt.

Nun stand aber in der älteren Ausgabe auch nicht „als ein anderer wiedergeboren", sondern „als der Reinste geboren", was gleichfalls einen ganz anderen Sinn ergibt, aus dem zu folgen scheint, daß der Dichter, wenn überhaupt, so doch nicht ursprünglich an eine Geschlechtsverwandlung, sondern vielmehr an eine Läuterung seiner Gefühle gedacht hat. Nicht ganz abzuweisen wäre auch die Möglichkeit, daß infolge eines pathologischen Prozesses der sinnliche Zug zum Weibe erloschen und nur noch ein ätherisches Freundschaftsgefühl übrig geblieben war. Aber mit dem Ätherischen steht wieder die athletische Wirklichkeit im Widerspruch, wie denn auch Omnibuskutscher und Soldaten gerade keine ätherischen Wesen sind. Wenn man sich dann erinnert, daß in seinem Leben die Liebe zum Weibe tatsächlich weder uranfänglich noch fest verankert war, und daß Braut und Gattin darin nie auf der Szene erschienen sind, so hat man gegründete Veranlassung, in diesem Gedicht die nämliche Zweiteilung zwischen Theorie und Praxis vorzunehmen, die in den ganzen „Grashalmen" zu konstatieren ist. Theorie sind die ersten beiden Zeilen: er gesteht dem Weibe den Ehrenplatz in seiner Weltanschauung zu, ganz objektiv, und spricht im Namen des Durchschnittsmenschen, den er vorstellt, ohne es zu sein. Dagegen enthält alles Folgende ein subjektives Bekenntnis. Die Disposition zur Männerliebe hatte er immer, wie es sein Leben und Wesen beweist; nur ist er sich ihrer erst später bewußt geworden — ihres homosexuellen Charakters ja eigentlich niemals. Von Erwerb, der ja überhaupt niemals wahrscheinlich ist, kann also keine Rede sein.

Trotzdem wird man einräumen können, daß Whitman gewisse Rudimente von heterosexuellem Empfinden besaß: er war kein ganz extremer Weibling. Aber diese Rudimente waren doch nicht so bedeutend, daß man ihn bisexuell nennen könnte; es waren allerhöchstens zehn

Prozent, während neunzig Prozent seines Trieblebens vollkommen weiblich waren. Jedenfalls darf man behaupten: er war vorwiegend homosexuell. Daß diese Schätzung nicht willkürlich ist, wird sich aus dem folgenden Abschnitt ergeben, in dem wir endlich zu dem vierten Stigma seiner Homosexualität gelangen, zu seinem Freundschaftsenthusiasmus von geschlechtlichem Grundcharakter.

16. Das Erste, was wir über sein Verhältnis zu Knaben und jungen Leuten erfahren, berichtet uns Platt nach den Erinnerungen jenes ehemaligen Schülers aus seiner Lehrerzeit. Er hatte ein Herz für die ihm anvertraute Dorfjugend, und deswegen liebten ihn alle. Er war nicht streng und nicht steif, gab sich nicht den Anschein der Überlegenheit, aber tändelte auch nicht. Außerhalb der Stunden verkehrte er als ein Junge unter Jungen und nahm an ihren Scherzspielen tätigen Anteil. Seine Freundlichkeit, Leutseligkeit und sein inniges Verhältnis zu den Schülern nennt der Erzähler ungewöhnlich.

Ein paar Jahre später, als der Zwanzig- bis Einundzwanzigjährige das selbstgegründete Wochenblatt redigierte, war es sein größtes Vergnügen, des Abends die jungen Burschen des Dorfes in der Druckerei um sich zu sammeln und ihnen Geschichten zu erzählen oder Verse zu deklamieren. Und als Fünfundzwanzigjähriger, während er Redakteur an der Daily Aurora war, gewann er einen siebzehnjährigen Setzergehilfen lieb, der mit ihm in dem gleichen Stockwerk arbeitete, kam oft zu ihm hinein, half ihm am Setzkasten und wurde überhaupt ganz kameradschaftlich mit ihm. Um diese Zeit entstanden auch die kleineren Prosaerzählungen, die er in seine Werke aufgenommen hat[1], unbedeutende Sachen,

[1]) Novellen von Walt Whitman. Deutsch von Thea Ettlinger. Mit Geleitwort von Johannes Schlaf. Minden i. Westf. 1901.



Walt Whitman, März 1880 (61 Jahre alt).

aber an denen es sehr charakteristisch ist, daß sie ganz und gar das Knaben- und Burschenleben zum Gegenstand haben und nur flüchtige Andeutungen von normaler Liebe enthalten.

16 a. Allmählich gewann sein Leben dann jenen absonderlichen Charakter, der ohne den homosexuellen Grundzug seines Wesens gar nicht verständlich sein würde. Er war auf seine Arbeit angewiesen, aber er wußte ihr die reichlichste Muße abzugewinnen; von seinem dreizehnten bis nach seinem fünfzigsten Jahre arbeitete er durchschnittlich nur sechs bis sieben Stunden jeden Tag. In der übrigen Zeit tauchte er mit Leib und Seele in das Volksleben ein und fraternisierte mit den „kraftvollen, ungebildeten Leuten“, die sein Ideal waren, also mit Naturburschen aller Art, mit der Arbeiterklasse, mit Athleten, Kutschern, Matrosen, Bettlern, Landstreichern und Prostituierten. Lazarette, Armenhäuser, Gefängnisse und ihre Insassen wurden ihm vertraut, überall in Neuyork und Brooklyn und der ländlichen Umgebung streifte er umher, in den verrufensten Stadtteilen wurde er heimisch, mit den gefährlichsten Elementen der Bevölkerung schloß er Freundschaft. Seine größte Lust aber war es, oben auf dem Kutschbock der Omnibusse den Broadway hinauf- und hinabzufahren oder auf den Fährbooten zwischen Neuyork und Brooklyn über den East River zu setzen, immer wieder, herüber und hinüber. Wie sehr sein Gemütsleben an diesen Fahrten beteiligt war, verrät uns seine Poesie. Ich zitiere ein paar Stellen aus dem großen Gedicht „Auf dem Brooklyner Fährboot“:

Nicht besser als die andern war ich, und ließ mich treiben mit den andern,
Wurde mit meinem vertraulichsten Namen angerufen von den hellen, lauten Stimmen junger Burschen, wenn sie mich kommen oder vorübergehen sahen,

Fühlte ihre Arme um meinen Hals, wenn ich stand, oder wie ihr Fleisch sich lässig an mich anschmiegte, wenn ich saß,
Sah viele, die ich lieben mußte, in den Straßen, auf dem Fährboot oder in Versammlungen, und sagte doch nie zu ihnen ein Wort davon.

Ach, was könnte es je für mich großartigeres und wundervolleres geben als das mastenumsäumte Manhattan?
Als den Strom bei Sonnenuntergang, als die zackigen Wellen zur Flutzeit?
Die Seemöven in wiegender Bewegung, das Heuschiff im Zwielicht und den verspäteten Lichter?
Welche Götter können herrlicher sein als die, die mich bei der Hand fassen und mit Stimmen, die ich liebe, mich laut bei meinem vertraulichsten Namen rufen, sobald ich daherkomme?
Was ist zarter denn das Band, das mich an das Weib knüpft oder an den Mann, der mir ins Gesicht blickt?
Was mich jetzt mit dir verschmilzt und den Sinn meiner Worte in dich überströmen läßt?

Blickt aus, liebende und dürstende Augen, im Haus oder auf der Straße oder in der Versammlung!
Ertönt, ihr Stimmen der jungen Burschen! Laut und musikalisch ruft mich bei meinem vertraulichsten Namen!

Ungeheuer war der Gewinn, den er als Dichter aus der Fülle von Eindrücken erntete, die der Umgang mit der vieltausendköpfigen Masse in allen Lagen und Berufsarten ihm darbot. Aber seine Schmeichler sind völlig im Irrtum, wenn sie glauben, er habe lediglich in künstlerischer Absicht und zu Studienzwecken mit den Omnibuskutschern des Broadway und den Piloten, Matrosen und Deckarbeitern der Fährboote Kameradschaft geschlossen. Ebenso unzutreffend ist es, wenn Gabriel Sarrazin sagt, es gereiche ihm sehr zur Ehre, daß er diese Vorliebe für die Schichten gehabt habe, die von

den Snobs aller Länder das gemeine Volk genannt würden. Nein, diese Kameradschaft war ihm Selbstzweck; es war der Zug seiner Natur, der ihn durch seine ganze Laufbahn an „kraftvolle ungebildete Leute“ fesselte.

Ich bin verliebt in das Dasein unter freiem Himmel,
In Männer, die mit dem Vieh leben oder den Hauch des Ozeans oder des Waldes ausströmen,
In Schiffbauer und Steuerleute, in Axt- und Schlegelschwinger und in Rosselenker,
Woche für Woche kann ich mit ihnen essen und schlafen.

Ein anderes Stück schildert noch deutlicher den Typus, zu dem er sich hingezogen fühlt:

Der Bursche, den ich liebe, wird nicht durch Erbfall zum Mann, sondern aus eigener Kraft.
Eher ist er gottlos denn aus Fügsamkeit oder Furcht tugendsam.
Seine Liebste hat er gern, sein Beefsteak schmeckt ihm wohl,
Unerwiderte Liebe oder Mißachtung verwunden ihn schwerer denn scharfen Stahles Schnitt.
Meister ist er zu Roß und im Kampf, im Zentrumschuß, am Steuer des Segelboots wie im Liedersingen und Banjospiel,
Narbige, bärtige und blatternzerrissene Gesichter gehn ihm über alle glattrasierten
Und die wettergebräunten über solche, die sich vor der Sonne scheuen.

Zu diesem Gedicht bemerkt Symonds in einer Anmerkung: „Dies erinnert an ein Fragment, das ich aus den Werken des wenig bekannten deutschen Schriftstellers Karl Heinrich Ulrichs übersetzt habe,“ (welcher ihm selbst übrigens sehr wohl bekannt war: er hat ihn in Aquila besucht und einen tiefen Eindruck von Ulrichs' edler und genialer Persönlichkeit empfangen). Das Fragment, das er meint, ist das oft zitierte Stück „Lieber ist mir ein Bursch, vom Dorf, mit schwellenden Gliedern.“[1]

Whitman und Ulrichs liebten in der Tat den gleichen Typus, denselben, zu dem ein Urning in Krafft-Ebings

[1]) Inclusa, S. 3.

Kasuistik sich bekennt, wenn er sagt: „Dabei ist mein Geschmack keineswegs diffizil, etwa wie derjenige eines Dienstmädchens, das sich in einem strammen Dragonerwachtmeister ihr Ideal erträumt.“ Bis an sein Ende bewahrte der Dichter diese Neigung. Noch aus seinem gelähmten Alter erzählt Edmund Gosse:

„Das Einzige, was die Kahlheit des Hinterzimmers, in welchem Whitmans gebundene Werke aufgestapelt waren, milderte, war die Photographie eines sehr schönen jungen Mannes. Ich befragte ihn über dieses Porträt, und er sagte darauf allerlei Bemerkenswertes. Zunächst erklärte er, das sei einer seiner liebsten Freunde, ein berufsmäßiger Ruderer von Kanada, ein wohlbekannter sporting character. Er fügte hinzu, diese Art Leute seien es, die seinem Herzen am nächsten stünden, Athleten, die ein Freiluftleben führen, und deren Geschäft es sei, sich frisch, rein und rotbackig zu erhalten. Seine Seele fliege solchen Menschen zu, und sie fühlten sich auch seltsam zu ihm hingezogen, so daß zur Zeit der niedersten Ebbe seines Glücks, da die Welt ihn am ärgsten schmähte und verhöhnte, reiche Männer dieser Art ihn ausgeforscht und sich ihm gegenüber freundlich erwiesen hätten.“

Nur muß hierzu nochmals bemerkt werden, daß Whitmans homosexuelle Liebesrichtung komplizierter war und daß er, wie wir bald sehen werden, auch eine gewisse Neigung für das Zartere, Knabenhafte, ja sogar für das Urnische besaß, was ja seiner starken Virilität und dem Prozentsatz heterosexueller Veranlagung in seinem Naturell vollkommen entspricht.

Von seiner Leidenschaft für Fährboote, die ihm „unnachahmliche, strömende, nie versagende, lebende Gedichte“ bedeuteten, erzählt er selbst in den Specimen Days. Nun ist allerdings das Küstenpanorama rings um Neuyork so schön und interessant, daß auch ein Heterosexueller, der Sinn für malerische Naturszenen und buntes Menschentreiben besitzt, vor allem wenn er ein Dichter ist, nicht leicht müde werden wird, seine Augen daran zu berauschen. Aber bei Whitman waren es doch vor-

wiegend die Leute, mit denen er auf seinen Überfahrten in Berührung kam, was ihn so sehr anzog, und er nennt sie an jener Stelle zum Teil sogar bei Namen.

In demselben Buche spricht er auch von seinen Omnibustouren und den Kutschern:

„Und die Männer, die speziell mit den Streckenwagen identifiziert erscheinen und ihnen Leben und Bedeutung verleihen — die Kutscher — eine seltsame, natürliche, schnellblickende und erstaunliche Rasse — wie gut ich mich ihrer erinnere. — Wie viele Stunden, vormittags und nachmittags — wie viele erheiternde Nachtstunden habe ich mit ihnen verlebt — vielleicht im Juni oder Juli, bei kühlerem Wetter, wenn ich die ganze Broadway-Strecke mit ihnen fuhr. — — Ja, ich kannte damals alle Kutscher“ — — hier nennt er auch sie bei Namen — „diese und Dutzende dazu, denn es gab ihrer Hunderte. Sie hatten gewaltige Eigenschaften, hauptsächlich animalische — essen, trinken, Weiber. — — Nicht nur in Hinsicht auf Kameradschaft und manchmal liebevolle Zuneigung — auch großartige Studienobjekte fand ich in ihnen.“

16 b. Wie populär er durch diesen ungezwungenen Verkehr mit dem Volke geworden war, geht aus der Einleitung zu den Calamus-Briefen hervor, wo Dr. Bucke von seinem ersten Besuch bei dem schon gelähmten Dichter erzählt, der damals noch ein Hausgenosse seines Bruders war:

„Nachdem wir einige Zeit in dem Zimmer gesessen hatten, fuhren wir mit der Straßenbahn zum Delaware, setzten auf der Fähre über und legten dann in Philadelphia wieder in einem offenen Straßenbahnwagen mehrere Meilen die Marktstraße aufwärts zurück. Unterwegs fiel mir auf, daß Männer und Knaben, Kutscher, Kondukteure, Fährleute, Arbeiter, Schuhputzer, Zeitungsjungen und der Rest meinen Begleiter fast alle zu kennen schienen, und der nicht mißzuverstehende Liebesblick, mit welchem viele von ihnen sein ruhiges Wort oder sein Zunicken erwiderten, war etwas neues in meiner Menschenerfahrung, und bisher ist mir noch nichts gleiches wieder aufgestoßen.“

Noch merkwürdiger sogar ist folgende Stelle aus W. D. O'Connors Verteidigungsschrift:

„Ich denke daran, wie ich mit ihm über die Straße ging und ein ihm ganz unbekannter Kutscher eines Straßenbahnwagens das Fuhrwerk anhielt und ihn einlud, aufzusteigen und mit ihm zu fahren. Abenteuer dieser Art sind häufig, und in solchen Fällen wird immer die Erklärung gegeben: ‚Ich fand Gefallen an Ihnen‘ oder ‚Sie sehen wie einer von meiner Sorte aus‘.“

Daß die gemütliche, volkstümliche Art einer so gewinnenden und zudem hervorragenden Persönlichkeit von einfachen Leuten dankbar gewürdigt wurde und herzliche Erwiderung fand, ist ganz natürlich; Sympathie wird durch Sympathie geweckt. Aber das spontane Entgegenkommen seitens gänzlich Fremder erscheint auffälliger. Solche Vorkommnisse werden von seinen Evangelisten einer wunderbaren, mystischen Eigenschaft seines Wesens, einer Art von übermenschlichem persönlichen Magnetismus zugeschrieben. Demgegenüber ist es wichtig, daß der kritischer veranlagte Arzt Daniel G. Brinton ausdrücklich sagt: „Soweit meine Erfahrung geht, hatte er nichts besonders anziehendes in seinem Wesen oder Verhalten. Er war schlicht einfach, natürlich.“ Der magnetische Rapport zwischen ihm und anderen Individuen wird also wohl davon abhängig gewesen sein, daß diese durch ihre Veranlagung geeignete Medien waren. Mit anderen Worten: es ist wahrscheinlich, daß es mehr oder minder Gleichfühlende, d. h. bis zu einem gewissen Grade urnisch veranlagte Persönlichkeiten waren, welche solchen Magnetismus empfanden. Unter diesem Gesichtspunkt ist das kleine Gedicht „Im Volksgewühl“ sehr interessant:

Unter Männern und Frauen, im Volksgewühl
Merk' ich, wie einer nach geheimen, göttlichen Zeichen mich herausfindet,
Einer, der weiß, daß niemand, weder Vater noch Weib, weder Gatte, Bruder oder Kind, ihm näher steht als ich.
Viele lassen sich täuschen, nur dieser eine nicht — nur dieser eine kennt mich.
Ah, Geliebter, der du völlig mir gleichst,

Das gerade wollt' ich: durch heimliche, unsichere Merkmale solltest du mich entdecken,
Und wenn ich dir begegne, will ich dich ebenso entdecken.

Dies Stück ist gewiß mehr symbolisch und geistig gemeint, entspricht aber ganz dem schon früher erwähnten urnischen Bekenntnis bei Casper-Liman: „Die gütige Natur hat uns einen gewissen Instinkt verliehen, der uns gleich einer Brüderschaft vereint; wir finden uns gleich, es ist kaum ein Blick des Auges, wie ein elektrischer Schlag, und hat mich bei einiger Vorsicht noch nie getäuscht." Ohne Zweifel beruht Whitmans Gedicht auch auf den gleichen Erfahrungen. Moll verweist zwar die Erzählungen von dem instinktiven Erkennen der Urninge untereinander in das Reich der Fabel; er meint, es sei immer der Blick des Interesses, der zum Erkennen führe. Er hat darin nicht unrecht; nur die Effeminierten und die Werbenden sind augenblicklich erkennbar. Aber darum sagt Caspers Gewährsmann dennoch über sich und seinesgleichen die Wahrheit; denn jener Blick des Interesses geht dem elektrischen Schlag eben in der Regel als Ursache voraus, und solchen Blick hat Whitman sicherlich auf jeden hübschen, wohlgewachsenen Burschen gerichtet, und zudem trug er ja gewisse Stigmata wie die Blume im Knopfloch und die halb entblößte Brust äußerlich zur Schau, so daß er nur die ursächliche Beziehung von Frage und Antwort darstellt, wenn er sagt:

Weißt du, was es ist, im Vorübergehen von Fremden geliebt zu werden?
Kennst du die Sprache jener zurückblickenden Augäpfel?

Wie der geschilderte elektrische Schlag, wie das Erkennen auf den ersten Blick sich im günstigen Moment vollzieht, berichtet uns ein Gedicht aus den „Trommelwirbeln":

Mein sonnengebräunter Junge aus der Prärie,
Ehe du ins Lager kamst, kam manche willkommene Gabe,

Ehren und Geschenke kamen und nahrhafte Speise, bis zuletzt mit den Rekruten
Du selbst kamst, schweigsam, arm an allem, das sich verschenken läßt.
Kaum hatten unsere Blicke sich getroffen:
Siehe, da gabst du mir mehr als alle Schätze der Welt.

Jedenfalls darf man versichert sein, daß Whitman, da er suchte, auch gefunden hat, und daß er auch selbst gefunden wurde, und zwar nicht nur trotz, sondern sogar wegen seines früh ergrauten Haares; denn die Zahl der Gerontophilen, jener Homosexuellen, deren Liebestrieb sich werbend auf bejahrte Männer richtet, ist keineswegs unbeträchtlich. Deswegen wird die triumphierende Stimmung, die sich in folgenden Versen ausspricht, wohl begründet sein:

Und wer hat die Liebe der meisten Freunde empfangen? Denn ich weiß, was es ist, die leidenschaftliche Liebe vieler Freunde zu empfangen.
Und wer besitzt einen vollkommenen und verliebten Körper? Denn ich glaube nicht, daß irgend wer einen vollkommeneren und verliebteren Körper besitzt, als der meinige ist.

Und doch, wer viel liebt, wird auch viele Enttäuschungen erleben, und der Homosexuelle am meisten. Darum finden wir auch, wie schon früher ersichtlich wurde, manches Wort schmerzlicher Klage bei Whitman. Ja, er bekennt, daß der ganze Calamus-Zyklus seinen Ursprung dem Leid unglücklicher Liebe verdankt:

Manchmal gerate ich innerlich über einen, den ich liebe, in Wut, aus Furcht, meine Liebe müsse unerwidert verrinnen.
Nun aber glaube ich, es gibt keine unerwiderte Liebe, der Lohn ist sicher, so oder so;
(Denn glühend hab' ich einst geliebt, und meine Liebe ward nicht erwidert,
Aber daraus erblühten mir diese Lieder).

Das gleiche Herzweh äußert sich in Stellen wie die folgenden:

Niemals wieder werden die Klagen unerwiderter Liebe mich verlassen —.
Das kranke, kranke Bangen vor unerwiderter Freundschaft —.
Ihr Schmerzen aus nicht befriedigter Freundschaft, (ach, von allen Wunden die tiefsten!) —

und es findet besonders schmerzlichen Ausdruck in diesem Calamus-Gedicht:

Wenn ich von errungenem Heldenruhm lese und von den Siegen mächtiger Feldherrn, so beneide ich die Feldherrn nicht,
Noch den Präsidenten in seiner Präsidentschaft, noch den Reichen in seinem großen Hause.
Aber wenn ich von der Brüderschaft Liebender vernehme, wie es ehedem bei ihnen zuging,
Wie sie zusammenhielten durchs Leben, durch Gefahren und Haß, unveränderlich, lange, lange,
Durch die Jugendzeit, durch die Jahre der Manneskraft und das Greisenalter, wie beständig, wie liebevoll und treu sie waren,
Dann ergreift mich Schwermut — dann hastig wend' ich mich ab, erfüllt vom bittersten Neide.

Aber von allen Gedichten, die in den jetzigen autorisierten Gesamtausgaben enthalten sind, ist kein einziges ein so tief persönlicher Ausdruck leidenschaftlichster Liebesschmerzen, kein einziges ein so treues Selbstporträt der zerrissenen Seele des Homosexuellen, wie das folgende, das nur in der Ausgabe von 1860 steht und in allen späteren von dem Dichter unterdrückt wurde; bemerkenswert auch durch die darin ausgesprochene Erkenntnis, daß er anders empfindet als andere Menschen:

Lang' andauernde Stunden, traurig und schweren Herzens,
Stunden der Dämmerung, wenn ich an einen einsamen und unbetretenen Fleck mich zurückziehe, mich niedersetze und mein Gesicht in die Hände lehne;
Schlaflose Stunden, tief in der Nacht, wenn ich hinausgehe, hastig auf der Landstraße dahineile, oder durch die Straßen der Stadt, oder Meilen und Meilen wandere mit ersticktem Klagelaut;

Mutlose, sinnverwirrte Stunden — um den Einen, ohne den ich mich nicht zufrieden geben kann, seit ich sah, daß er sich ohne mich zufrieden gab;
Stunden, wenn ich vergessen bin, (o, Wochen und Monate gehen dahin, aber ich glaube, ich werde niemals vergessen!)
Düstere und leidvolle Stunden! (Ich schäme mich — aber es ist nutzlos — ich bin, was ich bin;)
Stunden meiner Pein — ob wohl andere Männer jemals die gleiche leiden, als Folge gleicher Empfindungen?
Gibt es auch nur einen andern gleich mir — sinnverwirrt — dem sein Freund, sein Geliebter, verloren ist?
Ist auch er so wie ich jetzt bin? Erhebt er sich noch am Morgen niedergeschlagen, im Gedanken, wer ihm verloren ist? Und bei Nacht, wenn er erwacht, denkt er, wer verloren ist?
Hegt auch er seine Freundschaft still und endlos? Hegt er seine Qual und seine Leidenschaft?
Bringt irgend eine zufällige Erinnerung oder die gelegentliche Äußerung eines Namens den Anfall wieder über ihn, schweigsam und niedergedrückt?
Sieht er sein Spiegelbild in mir? In diesen Stunden, sieht er in ihnen das Antlitz seiner Stunden wiedergespiegelt?

Gleichfalls später unterdrückt wurde ein anderes Stück aus der Ausgabe von 1860, ein Zeugnis, in welchem Grade die homosexuelle Liebe eine Zeitlang als die alles beherrschende Leidenschaft in Whitmans Leben seinen Wissensdurst, seinen Patriotismus, seinen Ehrgeiz, seine Poesie zurückdrängte:

— — Mögt ihr insgesamt jemand anders finden, der der Sänger eurer Lieder sei,
Denn ich kann ferner der Sänger eurer Lieder nicht mehr sein — Einer, der mich liebt, ist eifersüchtig auf mich und macht mich allem abwendig außer der Liebe,
Auf das Übrige verzichte ich — wovon ich meinte, daß mir's genügen würde, davon lasse ich, denn es genügt mir nicht — es ist jetzt leer und unschmackhaft für mich,

Ich kümmere mich nicht mehr um Wissen und die Herrlichkeit der Staaten und das Vorbild der Helden,
Ich bin gleichgültig gegen meine eigenen Lieder — ich will mit dem gehen, den ich liebe,
Es soll genug für uns sein, daß wir beisammen sind — wir trennen uns niemals wieder.

Diese Dokumente seiner Homosexualität konnte er nicht mehr aus der Welt schaffen, ob er sie gleich niemals wieder abdruckte, und wenn er nach solchen Bekenntnissen den konträrsexuellen Charakter seines Empfindens verleugnet, erscheint er wie der Vogel Strauß.

Wie er sich, zum Trotz erstarkt gegen das Vorurteil der normalen Majorität, das Bekenntnis seiner Homosexualität abgerungen und die weibliche Schamhaftigkeit überwunden, verrät uns das erste Calamus-Stück „Auf unbetretenen Pfaden“:

Nicht mehr verschämt, (denn an diesem heimlichen Fleck kann ich antworten, wie ich mir's anderwärts nicht getrauen würde),
In der Kraft des Lebens, das sich nicht offen enthüllt und doch alles umfaßt,
Entschlossen, heute keine anderen Lieder zu singen als solche von männlicher Neigung,
Entsende ich sie in die Wirklichkeit des Lebens
Und vermache euch hiermit den Typus athletischer Liebe,
Nachmittags in diesem köstlichen Herbstmond meines einundvierzigsten Jahres.
Für alle, die junge Männer sind oder einst es waren,
Gehe ich nun daran, das Geheimnis meiner Nächte und meiner Tage zu verkünden
Und zu feiern das Sehnen nach Kameradschaft.

Es möge nun an einigen Beispielen nachgewiesen werden, wie er sich die männliche Liebe träumte und vielleicht sie wirklich erlebt hat.

Ihr, die ihr in späten Zeiten von mir schreiben werdet,
Kommt, ich will euch unter dies unbewegte Äußere blicken lassen, ich will euch sagen, was ihr von mir melden sollt,

Verkündet meinen Namen und hängt mein Bild auf als des zärtlichsten Liebenden,
Das Bild des Freundes, des Liebenden, den sein Freund, sein Liebhaber am liebsten hatte,
Der nicht stolz war auf seine Gesänge, aber auf den unermeßlichen Ozean von Liebe in ihm, und ihn freigebig ausgoß,
Der oft auf einsamen Wegen wandelte im Gedanken an seine lieben Freunde, seine Liebhaber,
Der schwermütig war, wenn dem einen fern, den er liebte, und oftmals in der Nacht schlaflos und unbefriedigt,
Der allzuwohl das wehe, wehe Bangen kannte, ob nicht der eine, den er liebte, im Herzen kalt gegen ihn empfinden möchte,
Dessen glücklichste Tage es waren, wenn weit hinaus durch Feld und Wald und über die Berge er und ein andrer wanderten Hand in Hand, sie beide abseits von allen andern,
Der oft, wenn er durch die Straßen schlenderte, seinen Arm um die Schulter seines Freundes geschlungen hielt, während auch auf seiner Schulter der Arm des Freundes ruhte.

In dem folgenden Gedicht erzählt er uns, wie er den Besuch „seines teuren Freundes, seines Liebhabers“ einen Tag und noch einen Tag in Hoffnungsseligkeit erwartete:

Und der nächste kam mit gleicher Freude, und mit dem nächsten zur Abendstunde kam mein Freund,
Und in jener Nacht, wie alles still war, hörte ich die Wellen langsam immerfort ans Ufer rollen,
Ich hörte das zischende Rauschen des Wassers und des Sandes, als ob es an mich gerichtet wäre, um mich flüsternd zu beglückwünschen,
Denn der eine, den ich am meisten liebe, lag schlafend neben mir unter derselben Decke in der kühlen Nacht,
In der Stille, in dem herbstlichen Mondschein war sein Gesicht mir zugeneigt,
Und sein Arm lag leicht um meine Brust geschlungen — und in jener Nacht war ich glücklich.

Man wird durch diese Stelle an die berüchtigte Erzählung des Alkibiades in Platos „Gastmahl" erinnert. Whitmans Verse muten uns überaus rein und keusch und seelenvoll an, wenn man sie dem unverhüllten und schamlosen Geständnis des jungen Atheners gegenüberhält, dem der Weinrausch die Zunge gelöst hatte. Dennoch muß man zugestehen, daß im Vergleich mit der Haltung des griechischen Philosophen die größere Sinnlichkeit auf Seiten des amerikanischen Dichters war. Sokrates verlachte die Schönheit des Jünglings, der mit ihm unter demselben Mantel lag und ihn durch seine Reize verführen wollte, Whitman aber — war glücklich.

Ein anderes Stück spricht von den zärtlichen Formen seines Verkehrs mit den Freunden:

Siehe dies verbrannte Gesicht, diese grauen Augen,
Diesen Bart, dessen weiße Wolle ungeschoren meinen Hals bedeckt,
Meine braunen Hände und mein schweigsames, reizloses Wesen!
Und doch gibt's einen in Manhattan, der mit kräftiger Liebe beim Abschied stets mich leicht auf die Lippen küßt,
Und ich, an der Straßenkreuzung oder auf dem Schiffsdeck, erwidere seinen Kuß.
Wir halten fest an diesem Gruß amerikanischer Kameraden zu Land und zur See,
Wir sind beide solche natürlichen und ungezwungenen Leute.

Was den Männerkuß als angeblichen allgemeinen Brauch der Amerikaner betrifft, so nimmt Whitman hier wohl mit Bewußtsein den Zustand, den er für die Zukunft erhofft, vorweg. Ich habe während meines zweijährigen Aufenthaltes in Amerika auch nicht ein einziges Mal eine derartige Szene wahrgenommen. Allerdings lebte ich in einer vorwiegend englischen Niederlassung, und unter Engländern ist das gegenseitige Küssen der Männer streng verpönt, wenn es auch, wie uns Dühren[1])

[1]) Dr. Eugen Dühren, Das Geschlechtsleben in England. III., Berlin, 1903. S. 18 ff.

erzählt, im achtzehnten Jahrhundert Mode war. Es mag wohl sein, daß die Sitte da schwankt, wo in den Vereinigten Staaten viele Abkömmlinge des europäischen Kontinents sich ausgebreitet haben; aber im großen und ganzen ist doch wohl angelsächsisches Zeremoniell in diesem Punkte noch tonangebend.

Sehr zart, innig und bedeutungsvoll ist besonders folgende kleine Skizze:

Ein Augenblicksbild, zufällig erhascht:
Arbeiter und Fuhrleute in der Schenke rings um den Ofen gruppiert, spät an einem Winterabend, und ich unbeachtet in einer Ecke.
Ein Jüngling, der mich liebt und den ich liebe, naht sich mir still und setzt sich zu mir, daß er meine Hand halten kann.
Und lange, lange, mitten unter dem Lärm der Kommenden und Gehenden, der Trinkenden und Fluchenden und ihrer schmutzigen Späße,
Sitzen wir beide da, zufrieden, glücklich, daß wir beisammen sind, und sprechen nur wenig, vielleicht nicht ein Wort.

Ja, er fühlte sich schon befriedigt, wenn er dem Geliebten nur nahe sein durfte, auch unverstanden:

O du, zu dem ich oftmals schweigend komme, um bei dir zu sein, wo du bist,
Wenn ich an deiner Seite gehe oder in deiner Nähe sitze oder in demselben Gemach mit dir verweile,
Wie wenig ahnst du das heimliche elektrische Feuer, das um deinetwillen in mir züngelt.

Auf heißeres sinnliches Begehren aber deuten ein paar Verse, die Symonds für typisch hält:

Erde, mein Ebenbild,
Unempfindlich scheinst du zwar, du weite, runde,
Aber ich habe dich im Verdacht, daß du mehr bist;
Ich ahne nun, daß du etwas wildes in dir trägst, das hervorbrechen möchte,
Denn ein Athlet ist in mich verliebt, und ich in ihn,

Doch was mich zu ihm zieht, ist etwas wildes und schreckliches, das hervorbrechen möchte,
Ich getraue mich nicht, es in Worten auszusprechen, nicht einmal in diesen Liedern.

Schließlich darf in diesem Zusammenhange ein ganz kurioses Stilleben aus dem „Sang von mir selbst“ nicht übergangen werden:

Ruhe mit mir im Grase, schließe deine Kehle auf,
Nicht Worte möcht' ich hören, nicht Musik oder Reime, nicht Phrasen, keinen Vortrag, und wenn es der beste wäre,
Nur das Murmeln hab' ich gern, den summenden Tonfall deiner Stimme.
Ich muß daran denken, wie wir einst so dalagen an solch einem klaren Sommermorgen,
Wie deinen Kopf du quer über meine Hüften legtest und dich sanft auf mir umdrehtest
Und mir das Hemd über dem Brustbein öffnetest und die Zunge bis an mein entblößtes Herz hinabtauchtest
Und hinauflangtest, bis du meinen Bart fühltest, und hinablangtest, bis du meine Füße hieltest.
Alsbald zog herauf und breitete sich um mich her der Friede und die Erkenntnis, die da höher sind denn alle irdische Vernunft,
Und ich weiß nun, daß die Hand Gottes die Verheißung meiner eigenen ist — —.

Nur der Merkwürdigkeit wegen erwähne ich, daß der wunderliche Dr. Bucke von der hier geschilderten, sicher etwas perversen Szene das Erwachen des „kosmischen Enthusiasmus“ in Whitmans Seele herleitet, der ihn zum Dichter und Propheten machte; er hätte uns hier sozusagen symbolisch seinen Tag von Damaskus vor Augen geführt. Mir scheint die Stelle nur ein weiterer Beweis, wie nahe verwandt seine religiöse Mystik geschlechtlichem Wollustgefühl, ja wie sie vielleicht dessen Frucht ist.

16 c. Daß seine männliche Liebe in ihrer Äußerungsweise des entschieden sinnlichen Charakters nicht entbehrte, ist aus allen diesen Beispielen ersichtlich. Er

verlangt durchaus nach körperlicher Berührung, nach Umschlingung und Kuß, gerade wie es Plato im „Phädrus"[1]) schildert: „Er nennt es aber und glaubt es auch nicht Liebe, sondern Freundschaft, wünscht aber doch eben wie jener, nur minder heftig, ihn zu sehen, zu berühren, zu umarmen, neben ihm zu liegen; und also, wie zu erwarten, tut er hierauf bald alles dieses." Ätherisch kann man das nicht nennen. „Dieser wunderartige Genuß bei Berührungen," sagt Ulrichs[2]) „ist, mir unzweifelhaft, derselbe, wie der, den bei Berührungen eines blühenden Burschen auch ein Mädchen empfindet." Daß Whitman an diesen Formen der Befriedigung Genügen fand, muß man annehmen, wenn er uns versichert:

Ich bewege mich bloß, drücke, fühle mit meinen Fingern, und bin glücklich.
Mit meinem Leib den eines andern zu berühren, ist ungefähr so viel wie ich aushalten kann.

Ich bin geneigt, aus dieser Stelle den Schluß zu ziehen, daß er an sexueller Hyperästhesie litt, und daß diese es war, die ihn so bedürfnislos machte. Wie wohl bekannt und häufig das Genügen an solchem zwischen Aktivität und Passivität die Mitte haltenden, gleichsam neutralem Genuß im homosexuellen Geschlechtsverkehr ist, wird von Moll des Näheren ausgeführt.

Daß aber wenigstens in Whitmans Phantasie wollüstige Bilder eine stärkere Rolle spielten, machen viele schwülgestimmten Gedichte wahrscheinlich, z. B. die große nächtliche Vision „Die Schläfer", in der er über die ganze Erde schweift und die Schlummernden belauscht, wie sie mit nackten Leibern daliegen. Ganz subjektiv sind auch solche Stücke, in denen er sich in die Rolle des Weibes hineindenkt, des Mädchens, zu dem der Mann kommt,

---

[1]) 255. cap. XXXVI E, Schleiermachers Übersetzung.
[2]) Formatrix, § 8.

oder der alten Jungfer, die hinter den Gardinen ihres Fensters achtundzwanzig am Strande badenden Jünglingen zuschaut, um dann im Geiste zu ihnen hinauszueilen und mit zitternd abwärts gleitender Hand die Leiber der auf dem Rücken treibenden, deren weißer Bauch sich in der Sonne wölbt, zu betasten. Sehr merkwürdig sind ferner die Stellen, wo er sich mit seinem Buche identifiziert und dadurch in seiner Idee mit dem Leser in sinnlichen Rapport tritt. Man merkt, wie derartige Phantasien ihn aufregen:

Oder wenn du willst, so verbirg mich unter deinem Kleid,
Wo ich den Schlag deines Herzens fühlen und an deiner Hüfte ruhen kann,
Nimm so mich mit dir, wenn du über Land und Meer ziehst;
Denn dich nur zu berühren, genügt mir und ist am schönsten,
Und wenn ich dich so berühre, möchte ich still schlafend ewig von dir getragen werden.

Besonders charakteristisch ist in diesen Fällen die vollkommen weibliche Art seines Empfindens. Man sollte erwarten, daß er als Dichter, der den Geist des Lesenden befruchtet, sich in einer männlichen Rolle fühlen müßte; aber das Gegenteil ist der Fall: den Leser, der ihn liest, betrachtet er wie den Mann, der das Weib überwältigt. Ganz eigentümlich wirkt in diesem Sinne ein Passus aus dem Abschiedsgedicht, in dem sich der Gedanke an das Sterben mit der Vorstellung, wie er nach seinem Tode gelesen wird, verschmilzt und beide Vorstellungen im Bilde des Orgasmus eines wollüstig empfangenden Weibes zusammenfließen:

Camerado, dies ist kein Buch,
Wer dies berührt, berührt einen Mann,
(Ist es Nacht? Sind wir hier allein beisammen?)
Ich bin es, den du hältst und der dich hält,
Ich springe aus den Seiten in deine Arme — das Scheiden ruft mich ab.
O, wie deine Finger mich einschläfern,

Dein Atem fällt über mich wie Tau, dein Puls lullt die Trommeln meiner Ohren ein,
Ich fühle, wie ich versinke vom Kopf bis zu den Füßen —
Köstlich! Genug!

16 d. Wir wollen nun noch einen Blick auf die Kriegsjahre werfen, in denen sein Trieb sich als Soldatenliebe äußerte, die unter den Homosexuellen eine solche Rolle spielt, daß Symonds sich gedrungen fühlte, ihr in dem mit Ellis gemeinsam verfaßten Buche ein besonderes Kapitel zu widmen. „Je weiblicher des Urnings Gemüt, ein desto männlicherer Dioning ist erforderlich, um in ihm Liebe zu erregen," schreibt Ulrichs[1]) „Ein mehr weiblicher Urning wird die größeren Extreme lieben: echte „Burschen" und fixe kernige Soldaten. So will es das Gesetz der Natur." „Der Soldat bildet den Traum vieler Uranisten," heißt es in M. A. Raffalovichs Einleitung zu dem „Roman eines Konträrsexuellen."[2]) Man begreift daher, daß die Zeit, als das Militär in den Vereinigten Staaten vorübergehend in den Vordergrund trat und ihm reichlichste Gelegenheit geboten wurde, mit Soldaten zu fraternisieren, den Höhepunkt von Whitmans Leben bildet. Wenn man von seinem wundertätigen Magnetismus spricht, soll man auch jenen Magnetismus nicht vergessen, den die jungen Krieger auf ihn selbst ausübten und der ihn beseligend durchströmte. Wie anderwärts Liebe und Religion, so schmolzen hier bei ihm Liebe und Patriotismus in eins zusammen, und eben dadurch wurden die Gedichte dieser Periode, die „Trommelwirbel", seine Glanzleistung.

Wir haben oben schon gesehen, daß der Krieg bereits beinahe $1^3/_4$ Jahr gedauert hatte, ehe er durch einen Zufall in die Lazarette geführt und dort gefesselt wurde. Vorher hatte er sein ganzes Augenmerk auf die

[1]) Ara Spei; VI, § 139.
[2]) Deutsch von Wilhelm Thal, Leipzig 1899, S. 17.

gesunden Mannschaften gerichtet. „Selbst die typischen Soldaten, mit denen ich persönlich intim befreundet gewesen bin," erzählt er „— es scheint mir, wenn ich eine Liste von ihnen zu machen hätte, würde sie so lang wie ein städtisches Adreßbuch werden." So oft Truppen durch die Stadt marschierten, pflanzte er sich am Rande des Bürgersteigs auf und verschlang sie mit seinen Blicken. Seine Freude an ihren kräftigen Gestalten kommt in den Gedichten vielfach zum Ausdruck. Bemerkenswert sind seine Erinnerungen an den Durchzug südstaatlicher Deserteure:

„Ich stand ganz nahe dabei, und mehrere recht hübsche junge Leute (aber ach, von welchem Elend erzählte ihre Erscheinung) nickten mir zu oder sprachen ein flüchtiges Wort zu mir; ohne Zweifel lasen sie Mitleid und Väterlichkeit in meinem Gesicht, denn mein Herz war voll genug davon. — — Ein Bursche aus West-Tennessee — große, klare, dunkelbraune Augen, sehr schön — wußte nicht, wofür er mich nehmen sollte — vertraute mir endlich, daß er großes Verlangen hätte, sich reine Unterkleider und ein paar anständige Hosen zu verschaffen. Wünschte eine Gelegenheit, sich ordentlich zu waschen und das Unterzeug anzuziehen. Ich hatte das sehr große Vergnügen, ihm bei der Verwirklichung dieser anerkennenswerten Absichten behilflich zu sein."

Aus dem Lager bei Culpepper schreibt er:

„Ich hatte gar keine Schwierigkeit, mich unter Soldaten, Train und allerlei, heimisch zu machen — ich finde beinahe immer, daß sie es sehr gern sehen, mich bei sich zu haben; es scheint ihnen gut zu tun. Ohne Zweifel fühlen sie bald, daß mein Herz und meine Sympathien aufrichtig mit ihnen sind, und es ist sowohl etwas neues wie ein Vergnügen für sie und rührt ihre Gefühle, und so tut's ihnen zweifellos gut — wie ganz gewiß auch mir selbst."

Aber die Jahre in den Lazaretten, wo die jungen Burschen, denen sein Herz gehörte, verwundet, krank, hilflos, verlassen, seiner unermüdlichen Pflege anvertraut waren, wo er ihnen dienen durfte und für sie sorgen wie eine Mutter für ihre Söhne, wie eine Braut für den Ge-

liebten, wie eine barmherzige Schwester für die Mühseligen und Beladenen, diese Jahre, in denen das Mitleid seine Liebe und die Liebe sein Mitleid durchglühte und steigerte, das war die Zeit, wo alles, was urnisch an ihm war, seine rechte Stätte im Menschheitsdienst fand, wo alles Abnorme sich einfügte in die große Ordnung der Dinge, wo er, nicht obgleich, sondern weil er ein Urning war, wie ein begnadeter Wundertäter tröstend, heilend, rettend unter den Opfern des schrecklichen Krieges wirken durfte. Von Ärzten, die ihn beobachtet haben, wird seine eigene Überzeugung bestätigt, daß unter seiner Hand viele dem Leben erhalten blieben, die schon verloren schienen, und solche, denen er geholfen hat, erinnern sich, daß er unter ihnen einherging als ein Mensch mit dem Angesicht eines Engels. Aber sollen wir darum glauben, daß ihm magische Kräfte verliehen waren, wie seine Erzapostel es tun? Ich sehe dazu kein Bedürfnis. Es ging alles mit natürlichen Dingen zu. Das liebende Weib in seiner Seele, — das ist die Lösung des Rätsels.

Von seiner Arbeit in den Lazaretten erzählt das Gedicht „Der Wundarzt“:

In zorniger Erregung hatt' ich zuerst Alarm schlagen wollen und anfeuern zum Krieg bis aufs Messer,
Aber bald versagten mir die Hände, mein Haupt senkte sich, und ich ließ mir daran genügen,
Bei den Verwundeten zu sitzen und ihre Leiden zu lindern oder still bei den Toten zu wachen.

— — —

An den langen Reihen der Feldbetten rechts und links schreite ich hinauf und hinab.
An alle nacheinander trete ich heran, nicht ein einziges versäume ich.

— — —

Weiter geh' ich, und wieder halt' ich,
Mit gebeugtem Knie und sicherer Hand, Wunden zu verbinden.
Ich bin fest gegen jeden, die Schmerzen sind scharf, aber unvermeidlich.

Einer wendet seine flehenden Augen zu mir — armer Junge
Ich habe dich nie gekannt,
Aber ich meine, ich könnte dir's nicht versagen, augenblicklich für dich zu sterben, wenn das dich retten würde.

— — —

Ich bin getreu, ich lasse nicht nach,
Den zerschmetterten Schenkel, das Knie, die Wunde im Unterleib,
Diese und andere mehr verbinde ich mit fühlloser Hand,
(Doch tief in meiner Brust ein Feuer, eine brennende Flamme).

— — —

So in den Bildern meiner stillen Träume
Schau' ich rückwärts, durchleb' ich's noch einmal, mach' ich meinen Weg durch die Lazarette,
Beruhige mit lindernder Hand die Verletzten und Verwundeten,
Sitze bei den Ruhelosen durch die ganze dunkle Nacht: manche sind so jung,
Manche leiden so sehr, ich gedenke, wie süß und wie traurig es alles war,
(So manches Soldaten liebende Arme haben diesen Hals umschlungen gehalten,
So manches Soldaten Kuß ruht auf diesen bärtigen Lippen).

Am besten wird sein Gefühlsleben während dieses Lazarettdienstes durch seine eigenen Briefe[1]) erläutert, und so mögen einige Auszüge daraus folgen:

So lernt man jeden Tag besondere und interessante Charaktere kennen und kommt in ein intimes und bald liebevolles Verhältnis zu edlen amerikanischen jungen Männern; und hier ist's, wo das wirkliche Gute, das man tun kann, erst recht beginnt. — — Ich kann bezeugen, daß Freundschaft tatsächlich ein Fieber und die Medizin täglicher Liebe eine schlimme Wunde kuriert hat. In diesen Worten steckt schließlich das ganze Geheimnis, wie man die Rolle eines Hospital-Missionars unter unseren Soldaten richtig durchführen kann, und ich sage das für die, welche sie verstehen wollen."

„Ich finde es in mancher Hinsicht eigentümlich faszinierend, so traurig es alles ist. Auch beschränkt es sich nicht darauf, daß

[1]) The Wound Dresser. A Series of Letters. — — By Walt Whitman. Edited by Richard Maurice Bucke, M. D. Boston, 1898.

ich den kranken und sterbenden Soldaten ein wenig wohltat. Sie tun mir auch ihrerseits wohl, mehr als ich ihnen."

„Er war schon so gut wie im Sterben. Er benahm sich sehr mannhaft und liebevoll. Den Kuß, den ich ihm gab, als ich fortgehen wollte, erwiderte er vierfach."

„Die Tätigkeit des Armeehospital-Besuchers ist wirklich ein Handwerk, eine Kunst, die sowohl Erfahrung wie natürliche Anlagen und die größte Einsicht erfordert, — scharfe, kritische Fähigkeiten, aber im vollsten Geist menschlicher Sympathie und grenzenloser Liebe. Die Leute fühlen solche Liebe mehr als irgend etwas anderes. Ich bin sehr wenigen Personen begegnet, die begreifen, wie wichtig es ist, dem Sehnen nach Liebe und Freundschaft nachzugeben, das diese jungen Amerikaner empfinden, die hier krank und verwundet darniederliegen."

„Viele von den Verwundeten sind zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren alt."

„Für viele der Verwundeten und Kranken, besonders die Jungens, liegt in persönlicher Liebe, Liebkosungen und dem magnetischen Strom von Sympathie und Freundschaft etwas, das, in seiner Art, mehr nützt als alle Arznei der Welt."

„Der amerikanische Soldat ist voller Liebe und der Sehnsucht nach Liebe. Und es tut ihm wunderbar wohl, daß diese Sehnsucht befriedigt wird, wenn er an schmerzhaften Wunden oder Krankheit darniederliegt, fern von seiner Heimat, unter Fremden."

„Die Arbeit fesselt mich immer mehr und fasziniert mich — es ist das Ergreifendste, was man sehen kann, diese Menge armer kranker und verwundeter junger Leute, die so sehr darauf angewiesen sind, daß ich sie kose oder beruhige oder füttere — bei ihnen sitzend und sie mit ihrem Mittag- oder Abendbrot fütternd. — Niemand als ich ist dazu zu brauchen."

„Du kannst Dir nicht vorstellen, wie diese kranken und sterbenden Jungens an einem hängen, und wie faszinierend es ist."

„Ich glaube, niemals haben Männer einander so geliebt, wie ich und einige dieser armen verwundeten, kranken und sterbenden Männer einander lieben."

„Vor allem empfänglich sind die armen Jungen für magnetische Freundschaft und Persönlichkeit (manche sind so glühend, hungern so sehr danach) — arme Burschen, wie jung sie sind, wie sie da liegen mit ihren blassen Gesichtern und diesem stummen Blick in ihren Augen. O, wie man sie lieb gewinnt — oft, besondere Fälle, so geduldig, so gut, so männlich und liebevoll — viele von ihnen wie Kinder. — — Eine Menge von ihnen haben

sich schon daran gewöhnt, wenn ich des Abends heimgehe, daß wir einander küssen, manchmal eine ganze Zahl; ich muß die Runde machen, arme Jungen. Das Soldatenleben im Felde weiß wenig von Liebkosungen, aber ich weiß, was in ihren Herzen ist und immer wartet, auch wenn sie selbst sich dessen nicht bewußt sind."

„Ich kann's nicht beschreiben, was für gegenseitige Anhänglichkeit unter diesen jungen Amerikanern lebt, und wie überaus tief und zärtlich diese Jungen sind. Manche sind gestorben; aber die Liebe zu ihnen lebt solange wie ich atme. Und diese Soldaten wissen auch zu lieben, wenn einmal die richtige Person und die richtige Liebe ihnen geboten wird."

„Ich glaube, der Grund, warum ich imstande bin, etwas unter den armen schmachtenden und verwundeten Jungen zu nützen, lieg darin, daß ich so dick und wohl bin — wirklich wie ein großer, wilder Büffel, mit viel Haar. Viele von den Soldaten sind aus dem Westen und dem äußersten Norden, und sie fühlen sich hingezogen zu einem Mann, der nicht den gebleichten, glatten und barbierten Zuschnitt der Städte und des Ostens hat."

Ich könnte noch erzählen, wie er sich für jeden Lazarettbesuch durch reichlichen Schlaf stärkte und wie er sich durch ein Bad, durch frische Wäsche und eine Blume im Knopfloch möglichst appetitlich machte; ich könnte auch von dem großen Sack mit Liebesgaben berichten, den er gleich dem Heiligen Christ täglich mit sich zu bringen pflegte: der Magnetismus, der an solchen Gaben hängt, bedarf gewiß keiner mystischen Deutung. Aber die Sprache dieser Briefe ist so beredt, daß es überflüssig wäre, auch nur ein Wort hinzuzufügen. Das Merkwürdige ist nur, wie naiv und unschuldig er von solchen Gefühlen spricht, die doch eine Anomalie seiner Veranlagung voraussetzen. So unschuldig, so ohne jeden Schatten des Zweifels an ihrem natürlichen Recht war allein die Liebe der Griechen. Aber ob dies nicht das Richtige ist? Denn die Natur, die den Trieb schuf, gab ihm nicht das böse Gewissen als Beigabe; das ist erst gewachsen in einer dunklen Zeit, die alles Natürliche verdammte. Wird dieser an sich schuldlose Trieb niemals seine ursprüngliche Unschuld zurückgewinnen?

Wie übrigens fast jeder Uranier einen ganz bestimmten Typus bevorzugt oder ausschließlich begehrt, so scheint es der Yankeetypus gewesen zu sein, dem Whitmans Herz gehörte. Denn an einer Stelle schreibt er: „Ich halte immer weniger von Ausländern in diesem Kriege. Was ich sehe, besonders in den Hospitälern, überzeugt mich, daß es für dringende Notfälle keinen anderen Stamm gibt als den eingeboren amerikanischen — keinen anderen Namen, durch welchen wir können selig werden.“ Man kann wirklich nur annehmen, daß sich das sexuelle Moment bei ihm mit einem gewissen engherzigen Nationalismus verbunden hatte, um solches Urteil zu zeitigen. In den Specimen Days erwähnt er selbst, daß oftmals durchschnittlich 10000 Deserteure von der Nordarmee auf jeden Monat kamen. Waren das etwa keine Yankees? Und ist es nicht bekannt, wie brav die Deutschen damals mitgefochten haben? An der Grenze des ihm gemäßen Typus scheint auch die Grenze seiner Gerechtigkeit zu liegen, und das ist wieder echt weiblich.

Auffallend ist es in den Lazarettbriefen, daß er, dessen Neigung so oft der rauhen Kraft zugewandt war, hier für ganz zarte Jünglinge, halbe Knaben, eine besondere Zärtlichkeit empfindet. Diese wird wohl zum Teil durch das Mitleid mit ihrer rührenden Hilflosigkeit, durch einen mütterlichen Zug erklärt, aber doch nur zum Teil. Es gibt eben Urninge von eigentümlicher Mischung des Männlichen und des Weiblichen, in denen bald der eine, bald der andere Geschlechtscharakter vorwiegt, und die demgemäß manchmal mehr für die Stärke, manchmal mehr für die Zartheit empfinden. Solche komplizierten Naturen sind auch imstande, unter Umständen Urninge zu lieben, die den rein weiblichen Urning kalt lassen oder gar abstoßen. Und mir scheint, daß Whitman etwas von dieser schwankenden Gefühlsrichtung besaß. Er legt viel Wert darauf, daß seine Küsse nicht nur

geduldet, sondern erwidert werden. In jenem ergreifend schönen Gedicht aus den „Trommelwirbeln“: „Seltsame Totenwacht hielt ich im Feld eine Nacht“, heißt es ausdrücklich:

> Im Tode erkaltet fand ich dich, lieber Kamerad, deine Leiche fand ich, o Sohn, der oft meine Küsse erwiderte (wörtlich: son of responding kisses), ach, die du nie mehr auf Erden erwidern wirst.

Diese Erwiderung deutet auf den Urning. Denn ein heterosexueller Jüngling, der die Liebe des Urnings annimmt, läßt sie sich eben nur gefallen. In diesem Sinne sagt Ulrichs[1]): „Der urnische Kuß kann nur einseitigen Liebesgenuß gewähren. — Um den dionischen Kuß beneide ich die Weiber. Mein Geliebter küßt mich, ach, so kalt.“

16 e. Es wird deshalb auch nicht überraschen, wenn wir zu dem Schlusse gelangen, daß das einzige dauernde „Verhältnis“, das wir aus Whitmans Leben näher kennen, ein Bündnis mit einem Urning war. Zweifellos hat er viele Dioninge geliebt; aber in solchen Fällen war die Liebe eben meist, wie natürlich, eine unerwiderte, unglückliche. Dagegen kann ein Liebesbund zwischen zwei Urningen ganz den Charakter einer glücklichen Ehe annehmen, und wie eine solche erscheinen uns Whitmans langjährige Beziehungen zu Peter Doyle.

Gerade wie ehedem in Neuyork schloß er auch in Washington wieder Freundschaftsbündnisse mit den Straßenbahnkutschern und -kondukteuren, und auch Doyle gehörte zu den letzteren. Aber das Besondere ist, daß es in diesem Falle nicht Whitman selbst, sondern der junge Bursche war, der die Initiative ergriff. Bucke[2])

---

[1]) Formatrix, § 3.

[2]) Einleitung zu den Calamus-Briefen, S. 18.

gibt zu, daß die Freundschaft zwischen Whitman und Doyle, verglichen mit dem Durchschnittsgefühl, das man so nennt, ganz ohne Zweifel außergewöhnlich und bemerkenswert war. Doch meint er, es sei aus vielen erhaltenen Briefen an verschiedene andere junge Männer eine ähnliche Zuneigung zu schließen, ganz abgesehen von dem Calamus-Zyklus der Gedichte, den Whitman schuf, ehe er Doyle kannte. Durch alles dies soll nach seinem Urteil Whitmans phänomenale Anlage zur Freundschaft bewiesen werden. Die Tatsache ist jedenfalls richtig; nur muß man das Wort „Freundschaft" durch ein wärmeres ersetzen. Um es geradezu zu sagen: der Dichter war als Homosexueller polygamisch veranlagt. Aber um so bemerkenswerter ist die Treue, die er dem Peter Doyle bewahrte.

Um die Erlaubnis zur Veröffentlichung der an ihn gerichteten Briefe von Whitmans Hand zu erhalten, besuchte Bucke in Traubels Begleitung den damals schon achtundvierzigjährigen Günstling des verstorbenen Dichters, der inzwischen Eisenbahnpackmeister geworden war. Doyle tat erst einige Fragen, bevor er seine Zustimmung gab; dann aber weigerte er sich nicht mehr, „da er sich in Buckes Händen gänzlich sicher fühle." Darauf machte er mündliche Mitteilungen über sein Verhältnis zu Whitman, die Traubel protokollierte. Unter anderem sagte er, daß er den alten Freund während der letzten drei oder vier Jahre seines Lebens nur noch selten besucht habe, und gab den Grund an. Ehedem habe er Whitmans Tür immer offen gefunden; nun aber hätte er bei der Haushälterin, einem Wärter und wer weiß bei wem sonst noch Spießruten laufen müssen. Irgend etwas habe ihm das unmöglich gemacht. „Es schien, als ob die Dinge nicht waren, wie sie sein sollten." Geht nicht sowohl aus dem Wort, er fühle sich in Buckes Händen gänzlich sicher, wie aus der Scheu vor Whitmans



Washington D.C. 1865 – Walt Whitman & his rebel soldier friend Pete Doyle

Reproduktion einer 1865 in Washington aufgenommenen Photographie mit Autogramm Walt Whitmans.

Pflegepersonal hervor, daß er ein Gefühl hatte, als ob irgend etwas zu verbergen sei? Nicht als ob er ein böses Gewissen gehabt hätte; aber er muß wenigstens üble Auslegungen gefürchtet haben.

Peter Doyle war ein geborener Irländer und kam als zweijähriges Kind mit seinen Eltern nach Amerika. Er war, als er den Dichter kennen lernte, ein neunzehnjähriger Bursche. Von ihrer ersten Begegnung erzählt er:

„Es ist eine sonderbare Geschichte. Wir fühlten uns sofort zueinander hingezogen. Ich war ein Kondukteur. Die Nacht war sehr stürmisch — er war drüben gewesen, um Burroughs zu besuchen, ehe er herunterkam, um den Straßenbahnwagen zu benutzen — der Sturm war schrecklich. Walt hatte seine wollene Decke — sie war um seine Schultern geschlagen — er erschien wie ein alter Seekapitän. Er war der einzige Passagier, es war eine einsame Nacht. So dachte ich: ich will hineingehen und mit ihm reden. Etwas in mir trieb mich, es zu tun, und etwas in ihm zog mich in dieser Richtung. Er pflegte zu sagen, es sei etwas in mir gewesen, das auf ihn die gleiche Wirkung hatte. Gleichviel, ich trat in den Wagen. Wir waren sofort vertraut — ich legte meine Hand auf sein Knie — wir verstanden. Er stieg am Ende der Tour nicht aus, fuhr vielmehr den ganzen Weg wieder mit mir zurück. Ich meine, das war 1866. Von dieser Zeit an waren wir die dicksten Freunde."

„Ich legte meine Hand auf sein Knie, — wir verstanden" — das ist so typisch für die Verständigung unter Homosexuellen, daß man allen Grund hat, aus diesen Worten auf Doyles urnische Veranlagung zu schließen. Dem widerspricht auch sein den Briefen beigegebenes, leider nach einer recht mangelhaften Photographie gezeichnetes Porträt keineswegs. Es kommt nicht entfernt dem Typus der „letzten athletischen Wirklichkeit" nahe, für die Whitman sonst schwärmte.[1]) Und auch etwas

[1]) Ein zweites gemeinschaftliches Porträt Whitmans und seines Freundes ging dem Herausgeber des „Jahrbuchs" erst während des Druckes aus Amerika zu, und wir sind in der glücklichen Lage, es nebenstehend wiedergeben zu können. Die Unterschrift ist von des Dichters eigener Hand. Hiernach hätte Doyle sich

Gerontophilie spielte wohl bei ihm mit, da Whitman damals schon lange völlig ergraut war.

Trotzdem besteht keinerlei Nötigung, dem nun folgenden langjährigen Verhältnis einen Charakter beizumessen, dessen sexuelle Formen über Whitmans in den Calamus-Gedichten eingestandene Betätigungsweise hinausgingen. Man ist allerdings auch nicht genötigt, ihn ganz zu bezweifeln; aber man muß diese Frage offen lassen. Wenn Whitman sich auf das beschränkte, was er in jenen Gedichten schildert, so erklärt sich das eben aus seiner Konstitution, der solche neutrale Betätigung gemäß war und genügte, nicht aus moralischen Skrupeln; für ihn war diese Form eben wahrscheinlich schon das Extrem. Wer ihr aber das homosexuelle Element abzusprechen wagt, verliert die Berechtigung, wissenschaftlich ernst genommen zu werden.

Whitmans Briefe an seinen jungen Freund erstrecken sich über einen Zeitraum von dreizehn Jahren. Viele sind jedoch verloren gegangen, und es ist möglich, daß die erhaltenen uns nicht die ganze Geschichte erzählen. Aber in diesen jedenfalls finden sich keine Indizien, auf die eine etwaige Anklage sich hätte stützen können. Sie zeigen uns freilich, daß der Dichter unermüdlich auf das Wohl seines Günstlings bedacht war und ihn fortgesetzt reichlich mit Geld versorgte, wie eben auch sonst in homosexuellen Verhältnissen der ältere Liebhaber sich den jungen Geliebten durch materielle Unterstützung geneigt und willfährig zu erhalten pflegt. Auch findet

---

um ein Jahr verrechnet und die Bekanntschaft würde schon von 1865 herrühren, wo er erst achtzehn Jahre zählte. Die Bezeichnung „his rebel soldier-friend" darf jedoch nicht mißverstanden werden. Doyle, der in Virginien aufgewachsen war, hatte allerdings am Kriege als Soldat im Heere der Rebellenstaaten teilgenommen; aber Whitman lernte ihn, wie wir sahen, erst nach seiner Entlassung kennen, als er den Posten eines Pferdebahnschaffners in Washington bekleidete.

sich in ihnen gar keine Andeutung, daß irgend etwas wie ein geistiges Band diese beiden Seelen vereinigte, sondern sie sind auffallend alltäglich, so daß man daraus schließen muß, der Dichter habe den Pferdebahnschaffner nicht zu sich erhoben, sondern sich zu seinem Niveau hinuntergelassen. Allein sie tragen keinerlei sinnlichen, sondern eher einen väterlichen Charakter, und Symonds, der sie noch im Manuskript gelesen hatte, schreibt darüber: „Sie atmen eine Reinheit und Einfalt der Liebe, eine Naivetät und Vernünftigkeit, die sehr bemerkenswert sind, wenn man die unverkennbare Gefühlsintensität in Betracht zieht." Indessen muß man bedenken, daß eine Liebe rein und doch sinnlich sein kann, wenn der Liebestrieb aus der natürlichen Anlage erwächst; denn die Natur kennt keine Unreinheit. Und ferner besagt solche Reinheit im brieflichen Verkehr überhaupt nichts; denn auch in den Briefen von heterosexuellen Verliebten wird das Geschlechtliche gewöhnlich nicht berührt. Was aber hauptsächlich im Auge zu halten ist: die Briefe beginnen erst, nachdem das Verhältnis schon zwei Jahre gedauert hatte; es sind also keine Zeugnisse über die erste Zeit leidenschaftlicher Hingebung, keine Liebesbriefe, sondern die Korrespondenz längst verheirateter Eheleute, in deren Herzen vielleicht die Gewohnheit alle Sinnlichkeit abgestumpft hatte. Wahrscheinlich war, als sie begannen, der Rausch schon vorüber und hatte wirklich nur ein ganz gesetztes freundschaftliches Empfinden zurückgelassen.

Das Wichtigste für unsere Betrachtung ist also, was diesem Briefwechsel vorausgegangen war und was ihm unausgesprochen zugrunde liegt. In diesem, in der Tatsache, daß der Dichter auf den ersten Blick einem neunzehnjährigen, ungebildeten Pferdebahnschaffner verfallen und fortan, solange sie in derselben Stadt lebten, sein unzertrennlicher Gefährte war, finden wir die Be-

stätigung für die Realität der in den Calamus-Liedern poetisch ausgesprochenen homosexuellen Triebrichtung. Wenn daher Platt sagt: „Es ist nicht überraschend, daß einige der Gedichte in diesem Abschnitt der kritischen Analyse Schwierigkeiten dargeboten haben, so fein ist der Ausdruck und so mystisch der Gedanke“: so darf man dem getrost Whitmans Leben und seine eigenen Worte entgegenhalten. Besonders kommt hier eins der Calamusstücke in Betracht, dessen erste Zeile er bei der späteren vertuschenden Revision bezeichnenderweise ausgemerzt hat:

Hier mein letztes Wort und das allerverblüffendste,
Hier meine zartesten Blätter und doch die stärksten und dauerndsten,
Hier umschatte und verstecke ich meine Gedanken; nicht ich bin es, der sie enthüllt,
Und doch enthüllen sie mich mehr als alle meine andern Gedichte.

17. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, Walt Whitmans eingeborene homosexuelle Natur, die mit so großer Anmaßung abgeleugnet worden war, zu beweisen, und ich bin mir bewußt, daß mir die Lösung gelungen ist. Aber ich hoffe auch den Nachweis geführt zu haben, daß er, trotz so mancher fragwürdigen Seite in seinem Wesen, zu den höheren Homosexuellen gehörte, daß er ein Edel-Uranier war. Ob er mit dem gleichen Rechte, mit dem Sokrates von Gesner so genannt wurde, als sanctus paederasta charakterisiert werden darf, ist vielleicht zweifelhaft. Man wird die Frage verneinen, wenn man bedenkt, wie sehr seine feminine Seele von der rohen Kraft, dem rein sinnlichen Reiz des männlichen Geschlechts überwältigt wurde; aber man wird sie freudig bejahen, wenn man sich erinnert, in welchen nimmermüden Liebesopfern und in welcher wahrhaft weltumfassenden Sympathie sie Frucht trug. Auf alle Fälle ist Whitman ein neuer Beweis, daß gewisse glückliche

Mischungsverhältnisse der Geschlechtscharaktere, gewisse von Zeit zu Zeit immer wieder erreichte Stufen der Homosexualität den Uranier nicht unter den männlichen Durchschnitt hinabdrücken, sondern ihn darüber erheben. George Meredith sagt einmal[1]: „Hin und wieder trifft man auf Männer, die das Weib in sich tragen, ohne weibisch zu sein: sie sind die Auslese der Männer." Der feinsinnige englische Psycholog hat bei diesem Worte wohl kaum an die Homosexuellen gedacht, und auf deren Majorität läßt es sich auch nicht anwenden. Aber ganz gewiß gilt es von den Edel-Uraniern, zu denen Whitman gehört.

[1]) The Tragic Comedians. Leipzig, Tauchnitz-Edition, 1881. S. 112.



Wiedergabe eines alten Schimpfbildes, welches die Brandmarkung Calvins wegen angeblicher Päderastie darstellt.

(Erklärung umstehend.)

Diese Abbildung ist einem alten niederländischen Pamphlet in plano entnommen, dessen Titel lautet: „Afbeldsel van den ghebrandtmarkten Sodomiet Jan Calvin, gheschildert door Marten v. Cleef, doen tertijd levende; is te sien in de Pladdijsweij t'Antwerpen."

Das Pamphlet ist sehr selten und findet sich in keiner der niederländischen öffentlichen Sammlungen. Ein Exemplar ist jedoch im Privatbesitze eines Rotterdamer Patriziers, welcher die Reproduktion freundlichst gestattet hat.

Die vermeintliche Päderastie des Reformators Jean Calvin.

Von

H. J. Schouten-Utrecht,
ehem. ref. Pfarrer in den Niederlanden.

Von den großen Reformatoren der Kirche ist Beza nicht der einzige, den man der Homosexualität, insbesondere der Pedication[1]) beschuldigte, auch gegen Jean Calvin ist derselbe Vorwurf erhoben worden. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier wiederum über Beza zu schreiben; im Jahrgang 1903 dieses Jahrbuchs hat Professer Karsch darüber ausführliche Mitteilungen gebracht; während aber bei Beza einige Tatsachen immerhin die Möglichkeit offen lassen, daß er zu einer bestimmten Zeit seines Lebens, nämlich in sehr früher Jugend, homosexuell fühlte, und vielleicht auch seinen Trieb betätigte, liegt bei Calvin nicht der geringste Grund für eine derartige Annahme vor.

Die Vorwürfe und Anklagen gegen den Genfer Reformator sind nichts als boshafte Verleumdungen; es steht sogar fest, daß er in hohem Grade „platonisch" fühlte. Diese Beschuldigungen sind auch dadurch ganz besonders niederträchtig, da sie während seines Lebens, da er sich noch verteidigen konnte, niemals hervortraten. Erst nach seinem Tode tauchte das Gerede auf, Calvin hätte die Pedication ausgeübt und sei dafür gebrandmarkt

[1]) Das Wort Pedicatio ist mit e zu schreiben, weil es von pedex=podex (anus) abgeleitet ist. Die übliche Schreibweise mit ae hat Veranlassung zu der Meinung gegeben, daß dieses Wort vom griechischen παῖς abstamme, von dem Paederastie abgeleitet ist. Dieser letztere Ausdruck wird daher auch oft irrtümlich anstatt Pedication gebraucht, obwohl Paederastie Knabenliebe überhaupt bedeutet, ohne jede Andeutung der Art und Weise der Liebesbetätigung.

worden. Begreiflicherweise erregte diese Anklage immer wieder aufs neue die Aufmerksamkeit. So fragte im Jahre 1891 ein Herr Paul Masson im „Intermédiaire des Chercheurs et Curieux" voll Entrüstung an, ob die Beschuldigung der widernatürlichen Unzucht auf Wahrheit beruhe, die Monseigneur de Ségur in einer oft neu aufgelegten Schrift gegen Calvin richtete. Pfarrer Ch. Dardier aus Nîmes brachte eine eingehende Widerlegung der Anklage, wozu er sich der trefflichen Arbeit seines Kollegen A. Lefranc „La Jeunesse de Calvin" bediente. Da diese Studien in Holland ziemlich unbekannt waren, übersetzte ich unter dem Titel „Calvijns vermeende Onzedelijkheid" die Antwort für „De Navorscher" (Mai 1891), und erweiterte sie durch Mitteilungen über holländische Pamphlete usw. Meine Arbeit wurde seither oft in polemischen Artikeln erwähnt und auch Prof. Ad. Zahn wies in seinen „Studien über Calvin" darauf hin. Nachdem ich jetzt das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen kennen gelernt habe, möchte ich dem wissenschaftlich-humanitären Komitee durch ein nochmaliges Studium dieser Frage meine Anerkennung für sein segensreiches Wirken aussprechen.

Die Schrift Mgr. de Ségurs, deren 12. Auflage mir vorliegt, heißt: „Causeries sur le protestantisme d'aujourd'hui." Die Ausgabe ist bei J. B. Pélagand in Paris 1861 erschienen und zählt 239 Seiten klein 8°. Auf Seite 79, Abschnitt II heißt es: „Ist es möglich, daß Gott Luther und Calvin auserwählt hat, um die Religion zu reformieren?" In der Antwort heißt es dann von Calvin: „Calvin, der ebenfalls Geistlicher war, wurde schändlicher und widernatürlicher Sitten überwiesen und dafür vom Henker gebrandmarkt." Dazu sagt der Verfasser in einer Note: „Diese Tatsache scheint der Geschichte anzugehören. Als ein katholischer Schriftsteller den Calvinisten diese schändlichen Brandmale ihres Patriarchen vorhielt, hatte der Calvinist Whitacker die gotteslästerliche Unverschämtheit,

zu antworten: „Wenn Calvin gebrandmarkt gewesen ist, so sind es der Apostel Paulus und viele andere auch gewesen.“ [1])

Zur Charakterisierung des verleumderischen Vorgehens der Feinde Calvins ist folgendes zu beachten:

1. De Ségur stellt als eine historische Tatsache hin: Calvin hat widernatürliche Unzucht (Pedicatio) getrieben, und ist dafür gebrandmarkt worden.

2. De Ségur schreibt (für einen Historiker sehr seltsam!): Diese Tatsache scheint mit der Geschichte übereinzustimmen.

3. Zur Bekräftigung fügt er noch den indirekten Beweis hinzu: ein (ungenannter) römisch-katholischer Schriftsteller habe diese Sache einmal (wo?) den Calvinisten vorgehalten, daraufhin habe (wann und wo?) der Calvinist Whitacker die erwähnte fürchterliche Antwort gegeben. Wenn aber Calvins Schuld nicht offenkundig gewesen wäre, hätte Whitacker wohl etwas anderes geantwortet. Also . . .

Es ist klar, daß solche „Beweise“ auf nicht denkende katholische und protestantische Leser Eindruck machen können. Begreiflicherweise hat daher die Schrift de Ségur's bei den französischen Protestanten großen Unwillen erregt.

Wie kommt nun Mgr. de Ségur zu seinen „historischen“ Mitteilungen? Er hat sie einfach von anderen übernommen;

---

[1]) „Est-il possible que Dieu ait choisi Luther et Calvin pour réformer la religion?“ . . .

„Calvin, écclésiastique aussi, a été convaincu de mœurs infâmes contre nature et, comme tel, marqué par le bourreau.“ . . .

„Ce fait semble acquis à l'histoire. Un auteur catholique ayant reproché aux calvinistes ces honteux stigmates de leur patriarche, le calviniste Whitacker eut l'effronterie sacrilège de répondre: Si Calvin a été stigmatisé, Saint Paul et bien d'autres l'ont été de même.“

und sucht nur durch seine Anmerkung den Schein zu erwecken, als habe er ihre Richtigkeit selber geprüft.

Der wahre Urheber dieser Verleumdung ist Hierosme Hermès Bolsec, ein Apostat des Protestantismus und eine Kreatur des Bischofs von Lyon. Dieser schrieb 13 Jahre nach Calvins Tode eine Biographie, die 1577 zu Paris gedruckt ist. Der V. Abschnitt ist betitelt: „Wie Calvin zu Noyon mit einem heißen Eisen auf der Schulter gebrandmarkt wurde.“ Darin heißt es: „Ich kann darüber sprechen, weil ich die erwähnten Urkunden in den Händen des obengenannten Berthelier gesehen habe, der eigens entsandt war, um über das Leben, die Sitten und die Jugend des Calvin Nachforschungen anzustellen; und in diesen Urkunden stand geschrieben, daß der Calvin, der eine Pfarrpfründe und eine Kapelle inne hatte, ob der Sünde der Sodomie überrascht oder überwiesen wurde, weswegen er Gefahr gelaufen hätte, durch Feuer zu sterben, was die gewöhnliche Form der Strafe für eine solche Sünde ist; daß aber der Bischof dieser Stadt aus Mitleid die erwähnte Strafe milderte zur Brandmarkung mit einer glühenden Lilie auf der Schulter.[1])

---

[1]) „Histoire de la vie, mœurs, actes, doctrine et mort de Jean Calvin, jadis grand ministre de Genève. Dédié au révérendissime archevesque, comte de l'Eglise de Lyon et primat de France.“

(Paris, chez Gervais Maillot, rue Saint-Jacques, à l'enseigne d'or, 1577.)

„Chap. V. Comme Calvin est flestry et marqué d'un fer chaud sur l'espaule à Noyon.“

„Je puis dire cecy pour avoir veu la dite attestation ès mains dudit Bertelier, qui avoit été expressément envoyé pour avoir information de la vie et mœurs et de la jeunesse dudit Calvin, et en ladite attestation estoit contenu que le dit Calvin, pourveu d'une cure et d'une chapelle fust surpris ou convaincu du péché de sodomie, pour lequel il fust à danger de mort par feu, comment est la commune forme de tel péché; mais que l'évesque de la ditte ville, par compassion, feit modérer la ditte peine en une marque de fleur de lys chaude sur l'espaule.“

Wie kam Bolsec dazu?

Es ist bekannt, daß sich gemeine Charaktere ihren edlen Gegnern gegenüber mit Verdächtigungen jeder Art zu helfen pflegen. Man wußte, daß Calvin als junger Mann von 25 Jahren im Kapitulargefängnis von Noyon eingekerkert worden war. Wäre es Bolsec um die Wahrheit zu tun gewesen, so hätte er die wahren Ursachen leicht feststellen können, was doch sicherlich seine Pflicht gewesen wäre. Es ist geradezu diabolisch, jemanden seiner Ehre zu berauben, und das tut man zweifellos, wenn man einen Heterosexuellen der Pedication beschuldigt. Denn obgleich dieser Akt bei den Heterosexuellen (namentlich mit der eigenen Ehefrau) ebenso häufig, ja häufiger vorkommen soll als bei den Homosexuellen, so ist er dennoch sicherlich für einen Heterosexuellen unnatürlich und wird vom Publikum bei Homo- und Heterosexuellen als ein schweres Degenerationszeichen und vom Bibelgläubigen als große Sünde betrachtet. Bei einer näheren Untersuchung hätte Bolsec folgendes gefunden:

1. Der Reformator, der damals gerade sich für seine Praebende hatte bedanken müssen, da er die Annahme der Priesterweihe verweigerte, wurde am 26. Mai 1534 wegen reformatorischen Treibens in der Kirche verhaftet.[1]) Das Kapitularregister sagt hierüber: „Me. Jean Calvin est mis en prison à la porte Corbaut pour tumulte fait dans l'eglise la veille de la Sainte-Trinité." Das hätten die Kapitelherren dem Bolsec mündlich oder schriftlich mitteilen können. Bei einer Prüfung der Register hätte er selber diese Stelle finden müssen, die dann der oben erwähnte Pfarrer Lefranc las und zum ersten Male veröffentlichte.

2. Im Jahre 1550, etwa 20 Jahre nachdem Calvin Noyon verlassen hatte, wurde dort ein Kaplan, dessen

---

[1]) Am 3. Juni wurde er wieder in Freiheit gesetzt. Am 5. Juni wurde er abermals verhaftet; aber bei dieser zweiten Inhaftierung ist die Dauer der Haft nicht aufgezeichnet worden.

Namen mit dem des Reformators völlig gleich lautete, wegen fortgesetzter „incontenance“ (Unmäßigkeit, Ausschweifung) entlassen. Über die Art dieser „incontenance“ verlautet nichts Näheres.

3. 1553 wurde ein anderer Kleriker, der aber die Weihen noch nicht empfangen hatte, Baldouin Le Jeune, wegen unzüchtiger Handlungen mit Weibern gegeißelt.

Es liegt also erstens keine Anklage wegen Pedication vor, weder gegen den Namensgenossen Jean Calvins noch gegen Le Jeune; zweitens wurde allerdings Le Jeune, aber nicht dieser Calvin gegeißelt, von einer Brandmarkung ist überhaupt nicht die Rede.

Einer der ersten Verteidiger Calvins, Desmay, Doktor der Sorbonne und Generalvikar von Rouen, veröffentlichte daselbst 1621 „Remarques considérables sur la vie et les moeurs de Jean Calvin, hérésiarque“. Er behauptet allerdings ausdrücklich, die Kapitularregister durchgeblättert zu haben, aber er begnügte sich doch offenbar in der Hauptsache mit den Mitteilungen, die er von den Kapitelherren mündlich empfing. Denn seine Behauptung, der Namensgenosse Jean Calvins sei gegeißelt worden, ist irrig, und ferner spricht er von einem weißen Blatt im Register, von dem ihm einige der ältesten Kapitelherren erzählt hatten.[1]) Es habe den Titel gehabt: „Condemnatio Johannis Calvini“, und weiter habe auf dieser Seite nichts gestanden, was über den mutmaßlichen Inhalt viel zu raten gab. Es ist seltsam, daß es weder ihm noch seinen Mitarbeitern, den Kapitelherren, je einfiel, nachzusehen, ob dieses Blatt auch wirklich existiere. Von einer Entfernung des Blattes aus dem Register

---

[1]) „J'ai bien ouy dire à aucuns Chauvines des plus anciens, qu'ils ont veu autrefois un feuillet blanc dans les registres, où en teste y avoit escrit: «Condemnatio Johannis Calvini» et n'y avoit rien escrit davantage en toute la page, ainsi demeurait en blanc; cela a donné à deviner à beaucoup ce que ce pouvoit estre.“

spricht ja auch Desmay nicht. Le Vasseur, der nach ihm über Calvin schrieb, und der die Register gründlich untersucht hat, spricht von diesem weißen Blatte nicht, obwohl er Desmays Werk sicherlich gelesen hatte, da er dessen Ausführungen über Calvins Namensgenossen widerlegt. Denn auch in betreff dessen irrt sich Desmay vollständig, wie schon erwähnt; und es scheint auch daraus hervorzugehen, daß er sich hauptsächlich mit mündlichen Mitteilungen der alten Kapitelherren begnügte, deren Zeugnis er völlig vertraute, aber deren Gedächtnis unzuverlässig war. Er schreibt[1]: „Es findet sich noch eine andere Verurteilung, gegen einen Kaplan-Vikar, der denselben Namen Jean Calvin trug: aber das war lange nachdem der Oberketzer Jean Calvin seine Pfründen aufgegeben hatte, aus der Stadt und dem Lande gewichen und vom Glauben Jesu-Christi abgefallen war. Denn dieses Urteil ist im Jahre 1550 eingetragen und datiert, und wurde gegen den Vikar Jean Calvin ausgesprochen, weil er eine liederliche Weibsperson in seinem Hause gehalten hatte. Und dieser Calvin wurde verurteilt, in der Hauptwache mit Ruten gepeitscht zu werden."

„Was den Oberketzer betrifft, so befand er sich da-

---

[1]) „Il y a encor une autre Sentence de condemnation, contre un Chapelain Vicaire que portoit le mesme nom Jean Calvin: mais c'estoit long temps après que Jean Calvin Heresiarque eust quitté ses benefices, fut sorti de la ville et du pays et eust abandonné la foy de Jesus-Christ. Car cette sentence se trouve enrégistrée et datée de l'an 1550 et prononcée contre Jean Calvin Vicaire, pour avoir retenu en sa maison une femme de mauvais gouvernement. Et fut condamné ledit Calvin à estre fustigé de verges sous la custode."

„Quand à l'Heresiarque il estoit alors à Genève en la plus grande flame de ses ferveurs, et n'ay sçeu trouver autre chose dans les dits registres que les plaintes et reproches cy-dessus, c'est pourquoy je n'en diray rien tout expres, n'ayant entrepris d'escrire que ce que j'ay appris sur les lieux de sa nativité et conversation première."

mals in Genf in der größten Glut seiner Begeisterung, und ich habe in den genannten Registern nichts anderes finden können, als die oben erwähnten Klagen und Vorhalte, daher werde ich auch absichtlich nichts darüber schreiben, da ich nur das zu berichten unternommen habe, was ich an den Stätten seiner Geburt und seiner ersten Bekehrung vernommen habe.“

Ob nun das weiße Blatt existierte oder nicht — Bolsec beschrieb es jedenfalls in Gedanken nach seinem Gutdünken. Da er vom Bischof von Lyon besoldet war, war es ihm nur darum zu tun, den Patriarchen seiner ehemaligen Glaubensgenossen mit Kot zu bewerfen. Er schreibt daher, ein gewisser Berthelier wäre vom Genfer Kirchenrat nach Noyon geschickt worden, um über Calvins Leben Erkundigungen einzuziehen, und dieser hätte ihm das betreffende Dokument gezeigt.

Nun wissen wir aber durch den reformierten Pfarrer Charles Drélincourt, der im Jahre 1667 oder schon früher hierüber Untersuchungen angestellt hat, daß diese Behauptung völlig aus der Luft gegriffen ist. Drélincourt fand einen trefflichen Anlaß, die Verteidigung des Reformators zu übernehmen. Die Schmähschrift Bolsecs war nämlich nicht nur durch den Schotten Laingey, Doktor der Sorbonne, ins Lateinische übersetzt worden, um sie auch außerhalb Frankreichs verbreiten zu können, sondern auch Richelieu hatte kein besseres Mittel gefunden, um die Hugenotten zu bekehren, als daß er ihnen die angeblichen Verfehlungen des Reformators vorwarf. Er veröffentlichte daher einen „Traitté qui contient la méthode la plus facile et la plus asseurée pour convertir ceux qui se sont séparez de l'Eglise“. Da dieses Pamphlet sich zur Zeit Drélincourts noch im Umlauf befand, schrieb dieser „La défense de Calvin contre l'outrage fait à sa mémoire dans ceu Livre qui a pour titre: Traitté qui contient — — —“ (Genève 1667). Darin versichert er

uns, daß das Archiv der protestantischen Gemeinde Genfs weder über die angebliche Mission Bertheliers, noch über Erkundigungen betreffs Calvins Leben irgend welche Dokumente enthält.

Wir müssen also Bolsec der absichtlichen und bewußten Fälschung beschuldigen. Das Schandmal, das er auf Calvins Schulter drücken wollte, steht auf des Anklägers Stirn! Wie schon oben erwähnt, hat später der Canonicus Jacques Le Vasseur nach Desmay die Angelegenheit nochmals geprüft, und er hat sich nicht mit mündlichen Mitteilungen der Kapitulare begnügt, aus denen er doch bloß die halbe Wahrheit erfahren hätte. 1633 erschien in Paris „Annales de l'Eglise cathédrale de Noyon, par Jacques Le Vasseur, docteur en Théologie, Doyen et chanoine de la dite Eglise".[1])

Le Vasseur weist in dieser Schrift, wo von dem Namensgenossen Jean Calvins die Rede ist, die Beschuldigungen gegen den Reformator energisch zurück. Er schreibt hierüber[2]): „Über einen anderen Jean Calvin,

---

[1]) Auf einigen ebenfalls i. J. 1633 gedruckten Exemplaren findet sich ein längerer Titel.

[2]) „D'un autre Jean Cauuin Chappellain Vicaire de la mesme Eglise de Noyon, non hérétique." Chapitre XCVI. Apres que Jean Cauuin eust fait banqueroute à l'Eglise, et à la ville sa patrie, pour en rafraichir ou entretenir la memoire, au bout de dix-huict à vingt ans un autre mesme l'inrage pour les mœurs, mais non surpris de l'inrage d'heresie, se presenta et fut receu en notre chœur à une Chappelle Vicariale, où il ne tarda gueres, ayant peu de temps apres esté congedié pour son incontinence, apres quelques punitions dont il ne tint coute, comme il se voit par les conclusions du 23. iour de Decembre et du second de Janvier 1552. Voyant donc son endurcissement au mal qui luy faisoit negliger toute remonstrance, il fust en fin priué de sa Chappelle, et du chœur, s'estant rendu insensible à la privation de ses gages. De là il fut vicarier par les dioceses, et la croyance de nos anciens est qu'il deceda en la Cure de Trachy le Val, en ce diocese, qu'il deseruit en qualité de Vicaire, et mourut bon

Kaplanvikar derselben Kirche von Noyon, nicht ketzerisch." Kapitel XCVI. „Etwa achtzehn oder zwanzig Jahre nachdem Jean Calvin mit der Kirche und mit seiner Vaterstadt gebrochen hatte, wurde ein anderer desselben Namens, um das Gedächtnis daran aufzufrischen oder zu nähren, wegen Sittlichkeitsvergehen, nicht aber wegen Ketzerei überführt; und dieser hatte sich bei unserm Stifte vorgestellt und war aufgenommen und mit einer Vikariatskapelle ausgestattet worden, in der er aber nur kurze Zeit blieb, da er bald darauf wegen seiner Ausschweifung entlassen wurde, nach einigen Bestrafungen, um die er sich nicht bekümmerte, wie aus den Beschlüssen vom 23. Dezember und vom 2. Januar 1552 hervorgeht. Als man daher seine Beharrlichkeit im

---

Catholique: Grace que Dieu luy fit pour n'avoir jamais tourné sa casaque, ny changé de Religion; à quoy sa vie libertine, et l'exemple de Cauuin l'heresiarque son correspondant en l'un et l'autre nom, sembloient luy donner pente, connue à plusieurs autres de la France qui se sont perdus dans un commun naufrage. Il ne fust neantmoins battu de verges sous la custode, comme l'escrit Monsieur Desmay en son petit livret, pag. 39 et 40. Aussi estoit-il Prestre, et non sujet à telle discipline. Il s'est donc équivoqué cestuy-cy pour un autre Vicaire aussi Chappellain, nommé Balduin le Jeune, doublement jeune, de nom et de mœurs, non encore advancé à la Prestrise ny à aucun Ordre sacré. En voicy la Conclusion Capitulaire. Capitulo facto die Veneris undecimo Augusti 1553. A. Bellemont Promotor Capituli remonstravit ex officio, quod Balduinus le Jeume Cappellanus Vicarialis, a duobus mensibus nullam aut parvam residentiam facit in Ecclesia, scandalose vivendo cum quibusdam mulieribus suspectis, etc. Quare pro defectibus, et absentiis à Divino servitio, eum Domini condemnarunt, iuxta conclusiones dicti Promotoris, ad assistendum per unum mensem integrum omnibus Horis seruitij Divini; et pro scandalis commissis ordinarunt praefati Domini ipsum caedi virgis, quia puer, et nondum in sacris constitutus, per magistrum puerorum in subthesauraria, praesentibus dictis pueris pro exemplo. J'ai creu devoir adjouster ce chapitre à l'histoire du premier Cauuin, ad dilvendam homonymiam, crainte qu'on ne prenne l'un pour l'autre, le Catholique au lieu de l'hérétique."

Bösen sah, die ihn jede Ermahnung vergessen ließ, wurde er endlich seiner Kapelle und der Zugehörigkeit zum Stifte verlustig erklärt, da er sich gegen die Entziehung seines Gehalts gleichgültig gezeigt hatte. Nachher versah er in der Diözese Vikariatsstellen und unsere Vorgänger waren im Glauben, daß er in der Pfarrei Trachy le Val gestorben ist, in dieser Diözese, die er in der Eigenschaft als Vikar versah, und er starb als guter Katholik: eine Gnade, die ihm Gott erwies, da er niemals seinen Rock gewendet noch seinen Glauben gewechselt hatte; wozu ihm sein ausschweifendes Leben und das Beispiel des Oberketzers Calvin, dessen beide Namen mit den seinigen übereinstimmen, Neigung zu geben schien, wie einigen andern in Frankreich, die sich alle in einem gemeinsamen Schiffbruch ins Verderben stürzten. Aber er wurde niemals insgeheim mit Ruten geschlagen, wie Herr Desmay auf Seite 39 und 40 seiner kleinen Abhandlung schreibt. Auch war er Priester und einer derartigen Züchtigung nicht unterworfen. Dieser ist daher mit einem andern Kaplanvikar verwechselt worden, namens Balduin Le Jeune, der doppelt jung (jeune) war, nämlich an Namen und an Sitten, und der weder zum Priesteramt noch zu einer der höhern Weihen schon zugelassen worden war. Folgendes ist der Kapitelbeschluß darüber: «Nachdem am Freitag dem elften August 1553 das Kapitel zusammenberufen war, warf der Promotor des Kapitels, A. Bellemont, von Amts wegen vor, daß der Kaplanvikar Balduin Le Jeune seit zwei Monaten wenig oder gar nie in der Kirche gewesen ist, während er mit einigen zweifelhaften Weibspersonen ein ärgerliches Leben führte usw. Für diese Verfehlungen und für die Abwesenheit vom Gottesdienst haben ihn die Herren gemäß dem Antrag des erwähnten Promotors verurteilt, während eines ganzen Monats allen Horen des Gottesdienstes beizuwohnen; und wegen des angestifteten Ärgernisses haben die obengenannten Herren

befohlen, ihn, da er noch ein Knabe (Kandidat) war und die höhern Weihen nicht empfangen hatte, vom Magister puerorum in der Subthesauraria mit Ruten schlagen zu lassen, in Gegenwart der Knaben (Novizen, Kandidaten), um eines Beispieles willen.» Ich habe geglaubt, dieses Kapitel der Geschichte des ersten Calvin anfügen zu müssen, ad diluendam homonymiam, aus Furcht, daß man den Einen für den Andern nehmen möchte, den Katholiken für den Ketzer."

Noch energischer verteidigt Le Vasseur den Reformator im folgenden Kapitel. Er berichtet hier, daß sich unter den Personen, die mit Calvin aus Noyon flüchteten, auch der Civil-Lieutenant befand, ein Mann, dessen Macht größer war als die des Bürgermeisters. Dazu macht er folgende Bemerkung: „D'icy jugez s'il eust eu la fleur de lis à Noyon, si un Lieutenant de Roy l'eust suiui: il se nommoit Normandio" (Urteilt danach, ob ihm ein Stellvertreter des Königs gefolgt wäre, wenn er in Noyon die Lilie bekommen hätte: er hieß Normandio). Freilich ist das kein absoluter Beweis; Bolsec hätte sich sicherlich nicht gescheut, auch diesen Mann mit Kot zu bewerfen. Aber wir verstehen doch daraus, daß Le Vasseur so gut wie Desmay von der sittlichen Reinheit Calvins, den sie übrigens als einen Erzketzer haßten, durchaus überzeugt waren, oder zum wenigsten davon, daß er keine Pedication getrieben hatte.

Ich möchte übrigens noch auf einen Umstand hinweisen, an den weder der oben erwähnte Pfarrer Lefranc noch Professor E. Doumergue in Montauban in seinem vortrefflichen Werke über Calvin gedacht haben.

Wäre Calvin wirklich verurteilt worden, so hätte entweder er oder einer seiner Bekannten oder Verwandten sicherlich an die „Taxa camerae apostolicae" gedacht, und sein reicher Vater hätte sicher die Buße bezahlt. Diese von Johannes XXII. festgestellte und von Leo X.

zuerst („In Campo Florae MDXIII, die XVIII Novembris") publizierte Liste von Bußen[1]), für die man alle kirchlichen Strafen abkaufen konnte, enthält nach der Ausgabe von Julien de St.-Acheul (Paris 1820) unter „Caput XXX. De lapsis Carnis" (gemeint sind fleischliche Vergehen von Geistlichen) folgendes: „3° Si vero petatur tantum absolutio a crimine contra naturam, vel cum brutis, cum dispensatione et cum inhibitione, tur[enses] 36, duc[ati] 9." (Wenn wegen eines Vergehens wider die Natur, oder mit Tieren, Ablaß erbeten wird, [kostet er] mit Dispensation und Inhibition 36 turenses, 9 ducati.) Allerdings waren zu jener Zeit die taxa noch nicht oft gedruckt, aber es ist nicht anzunehmen, daß weder Calvin selber noch irgend einer seiner Freunde oder Bekannten sie gekannt hätten.

Calvin besuchte zu einer Zeit, die nach der angeblichen Verurteilung liegt, die Hochschulen von Orléans, wo er doktorierte, Bourges und Paris, und war überall angesehen und geachtet. In dem weltberühmten Vorwort seiner „Institutio" sagt er dem König von Frankreich, sein Leben sei immer so rein gewesen, daß seine Feinde sich an ihm ein Beispiel hätten nehmen können. Hätte er wohl die Stirne gehabt, das in einem Buche zu schreiben, das auch in Noyon von Freund und Feind gelesen wurde, und noch dazu in einem offenen Brief an den König, wenn ihm das Kapitel von Noyon als Pedicator und Stigmatisierten hätte an den Pranger stellen können?

Für die sittliche Reinheit Calvins zeugen mehrere Gegner seines Glaubens. Außer Desmay und Le Vasseur, die ihn als Erzketzer verabscheuten, haben wir zunächst

[1]) Über die Echtheit dieser „Taxa" finden sich ausführliche Mitteilungen und Angaben von Literatur in einem Artikel von H. Chr. Lea L. L. D. „The taxes of the papal penitentiary" in „English Historical Reviews" im Juli 1893.

Florinand de Raemond, geb. 1540, Mitglied des Parlaments von Bordeaux, zu nennen. Er neigte zuerst während einiger Zeit zum Protestantismus, nachdem er in Paris Beza gehört hatte, um so eifriger diente er aber später dem Katholizismus. In seinem Werk „La naissance, progrez et décadence de l'hérésie de ce siècle (Paris 1605)“, das von seinem Sohne veröffentlicht wurde, rühmte er Calvins Sittenreinheit. — Ihm folgt zunächst Papire Masson, geb. 1544, Großvikar von Lyon. Erst nach seinem Tode, 1638, wurden seine „Papirii Massonis Elogiorum pars I“ und „pars II“, zusammengestellt von Guy Patin, herausgegeben. Im letzten Bande dieses Werkes findet sich eine wahre Lobrede auf Calvin. Es ist oft bezweifelt worden, daß dieser Passus wirklich von Masson stammte; aber die nach dem Tode Guy Patin's, 1692, veröffentlichten „Lettres Choisies“ desselben, bestätigen dessen Echtheit, da Guy Patin hierüber (Band II, Brief 29) schreibt, es habe ihm der Bruder Massons, ein Kanonikus, das Stück im Jahre 1619 gegeben und er habe große Mühe gehabt, den Verleger zur Aufnahme desselben zu bewegen, da das die Jesuiten verboten hätten. Der Verleger habe endlich nachgegeben, als ihm Guy Patin nachwies, daß das Buch dadurch an Wert bedeutend gewänne. — Endlich erwähnen wir noch André Rivet, einen römischen Theologen, welcher im „Catholicus orthodoxus“ (Genève 1664) und noch mehr in dessen Fortsetzung „Jesuitus vapulans, sive castigatio notarum Sylvestri Pedrasanctae Loyolae sectarii“ speziell die Beschuldigung der Pedication gegen Calvin zurückweist. Er zeigt, daß das Zeugnis der Jesuiten Brigerus, Stapleton, Campianus, Duraeus, Surius, Riginaldus und Lessius absolut wertlos ist, da sie alle kritiklos Bolsec abgeschrieben haben. Lessius schreckt nicht einmal vor der Behauptung zurück, es seien in Noyon, das der Reformation doch immer feindlich gegenüberstand, neue Kapitular-

register angefertigt worden, um das Andenken an die Missetat aus der Welt zu schaffen! Auch stellt Rivet die Frage, weshalb man wohl dem Reformator, der stets mit lebhaften Farben die Sittenverderbnis der Geistlichkeit malte, nicht schon bei Lebzeiten eine solche Missetat vorhielt. Seine Antwort heißt: weil jedermann von seiner Reinheit überzeugt war.

Spätere katholische Autoren, die zu Calvins Gunsten schrieben, übergehen wir.

Papire Masson, der Schüler und Freund eines der ersten Verleumder Calvins, nämlich des vom Protestantismus abgefallenen François Balduin, sagt von diesem, er habe alles zusammengetragen, was er Übles über Calvin finden konnte, aber von Pedication habe er nichts geschrieben. Dann fährt Papire Masson fort: „Ce sont des Ecrivains du commun et de nulle estime, qui ont objecté à Calvin de sales voluptés et des adultères. Et toute fois il ne semble pas que personne ayt haï les adultères d'une plus grande haine que luy.“ (Es sind gewöhnliche und ungeachtete Schriftsteller, die Calvin schmutzige Ausschweifungen und Unzucht vorgeworfen haben. Es scheint jedoch niemand die Unzucht tiefer gehaßt zu haben als er.)

Als „Ecrivains du commun et de nulle estime“ müssen auch wir absichtliche Verleumder, wie einen Bolsec, bezeichnen; denn Calvins Reinheit ist uns über jeden Zweifel erhaben.

Calvins Feinde haben ihre moralische Ohnmacht auch dadurch anerkannt, daß sie die beiden Werke, in denen des Reformators Unschuld fast aktenmäßig bewiesen ist, nach Möglichkeit unterdrückten und vernichteten. Nur mit Mühe gelang es Prof. Doumergue, von den Werken von Desmay und von Le Vasseur je ein Exemplar zu finden. Außer diesen fand er nur noch kastrierte Exemplare einer spätern Ausgabe von Desmays „Re-

marques considérables“, in denen die ersten dreißig Seiten fehlten.

Übrigens beweist auch die Verwendung von Hilfsmitteln, wie die von Bolsec gänzlich erdichtete Mission Bertheliers und die von Lessius vermutete Neuherstellung der Kapitularregister, die völlige Unhaltbarkeit der gegen Calvin gerichteten Beschuldigungen.

Wir glauben daher mit aller Bestimmtheit behaupten zu können, daß die Beschuldigung, Calvin habe Pedication getrieben, als eine boshafte und absichtliche Verleumdung seiner konfessionellen Gegner zu betrachten ist.

Louise Michel.

(La vierge rouge.)

Von

Karl Frhr. v. Levetzow-Marseille.



Louise Michel auf dem Totenbette.

„Miriam“[1])

Miriam! — So heißen sie beide:
Meine Mutter!
Meine Freundin!
Geh hin, mein Buch, zu den Gräbern, wo sie ruhen!
Daß doch mein Leben sich schnell verzehre, damit ich bald bei ihnen ruhe!
Und nun, wenn etwa meine Tätigkeit irgendein Gutes wirkte, rechnet es mir nicht an, die Ihr nach Taten urteilt: Ich will mich nur betäuben; das ist alles!
Mich tötet die große Langeweile. Mir bleibt nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten. Ich sehne mich zum Endziel. — Ich bin wie jene, die die Trinkschale mit dem letzten Bodensatze hinwerfen.

Motto (aus dem Memoiren Louise Michels. Paris, F. Roy, 1886).

---

[1]) Myriam!!!!
Myriam! leur nom à toutes deux:
Ma mère!
Mon amie!
Va, mon livre sur les tombes où elles dorment!
Que vite s'use ma vie pour que bientôt je dorme près d'elles!
Et maintenant, si par hasard mon activité produisait quelque bien, ne m'en sachez aucun gré, vous tous qui jugez par les faits: je m'étourdis, voilà tout.
Le grand ennui me tient. N'ayant rien à espérer ni rien à craindre, je me hâte vers le but, comme ceux qui jettent la coupe avec le reste de la lie.

I.

An den großen Wendepunkten der Menschheitsentwicklung, wo sich aus den Trümmern alter Gedanken eine neue Weltanschauung, aus den Bruchstücken zerschlagener oder zerfallener alter Ordnungen und Verordnungen neue Harmonien, neue soziale Gleichgewichte, neue wirtschaftliche Stabilitäten bilden, treten, wie bei dem Wechsel der Jahreszeiten, gewisse Begleiterscheinungen zutage, die durch das Zusammenwirken so vieler unausgeglichener Kräfte die großen Nebel gebären, in denen die Welt vor jedem Neuerwachen sich zu verhüllen scheint. Die Nebel vom Anfang aller Zeiten und Jahreszeiten, die ihren bald feinen, bald dichteren Stimmungsschleier über all das Werdende oder Versinkende werfen, in denen das Wirkliche in das Reich des Traumhaften entrückt, und scharfe Konturen in das verschwimmende zerfließende schemenhafte Irreelle gerückt werden.

So erscheint im Frühlingsdunste, im Herbstnebel ein Ding unbestimmt und unerklärlich. Ist es ein Fels, ein Baum, ein Haus, ein Maulwurfshaufen? Ist es ein Heuschober auf feuchten Wiesen? ... Eine Hütte mit rauchendem Herde, darum die Familie traulich sitzt, ... ist es ein einsamer Segel, den eine große Sehnsucht über den Ozean treibt? ... Und dort die schreitende Gestalt, fern oder nah, vielleicht nicht größer als ich, vielleicht riesig groß, die menschliche Bildung im Nebel dort: ist es ein Mensch, ein Halbgott, ein Heros? Ein Körper, ein Geist, ein Schatten? ... Ist es ein Mann, ist es ein Weib? Vielleicht beides! — Nebel, Nebel! das Nahe fern, das Ferne nahgerückt und alles übermenschlich, außermenschlich.

Ein solcher Nebel liegt auch über den Dingen und Erscheinungen neuer Zeiten, der Übergangszeiten, und hüllt sie dem nahen, oft auch noch lange dem ferneren, späteren Betrachter, dem Epigonen, in mystische Nebel,

aus denen er sich dann neue Mythen und neue Götter wirkt.

Seltsame Gestalten durchschreiten die Nebel der Übergangszeiten, den Morgendunst neuer Welten. Dieser Mensch, jener Mensch taucht auf, und schon hat ihn die Atmosphäre, in der er wirkt und lebt und atmet, so aller Wirklichkeiten entkleidet, daß er wie losgelöst erscheint von allen Dingen, wie herausgerissen und vereinzelt, kein Mensch mehr wie die anderen mit warmem Blute und singenden Adern, mit pochendem Herzen und klingender Seele. Nurmehr ein Schemen — ein Typus — ein Repräsentant. Und doch muß es ein Mensch sein; nur der Nebel trübt den Blick, — und wieder sucht das forschende Auge ihn zu durchdringen.

Ist es ein Mann? ein Weib?: Der Nebel; vielleicht beides! Vielleicht muß er beides sein; denn es ist ein Mensch, ein ganzer Mensch, ein Repräsentant-Mensch, und vielleicht muß ein solcher von allem an sich haben. Ein solcher Nebel lag auch über unserer Zeit, denn sie war eine Werde-Zeit. Er liegt noch; nur langsam beginnen sich einige Schleier zu heben; denn noch ist erst so weniges geworden von dem, was werden muß . . .

Und eine solche Gestalt ist auch Louise Michel. Eine problematische, seltsam schillernde Gestalt — im Nebel, wie ein Rätsel. Die Frage drängt auch hier sich auf die Lippen: Ist es ein Mann, ist es ein Weib? Und wieder wird die Antwort des Verständigen lauten: vielleicht beides zugleich — und vielleicht mußte sie beides zugleich sein, von beidem an sich haben, um gerade ein solcher Mensch zu sein, wie sie war.

Wenn der populäre Instinkt so oft solche sonderliche Erscheinungen im Zwielicht neuer Zeiten auch sonst von der Menschheit absondert, sie über oder neben die Menschheit stellt, ihnen engelhafte oder dämonische Züge beilegt oder andichtet und sie jedenfalls sehr oft als unsexuell

empfindet, als selbstverständlich entbunden von der allgemeinen Arbeit der Arterhaltung, weil sie — und dies fühlt der populäre Instinkt gut heraus — weil sie in der allgemeinen Ökonomie der Kräfte für die Art eine andere Arbeit verrichten, so irrt dieser Instinkt durchaus nicht immer ganz. Es liegt ihm eine sehr richtige Erkenntnis zugrunde. Freilich kein Mensch ist außerhalb der Natur für den tiefer, wissenschaftlich Erkennenden und wo das Volk mit großen Worten mystisches, mythisches Staunen ausdrückt, da findet der Forscher oft entweder einen ganz gewöhnlichen hausbackenen Alltagsmenschen ... oder auch, und nicht in den seltensten Fällen, eine wirkliche Sonderstellung; nichts Übernatürliches selbstverständlich, nichts Dämonisches noch Engelhaftes, nichts Unnatürliches noch Außernatürliches — aber eine seltenere und doch natürliche Varietät, ein Naturspiel, wenn man will; nichts Unsexuelles, nur eine veränderte, vielleicht kompliziertere unfruchtbare und oft dennoch vollere, aber anders geartete Sexualität. — Mit einem Worte das Volk sucht immer Sagen zu weben, der Tieferblickende findet überall wieder Naturgesetze und natürliche Übergänge, Zwischenstufen. Das Volk faselt von Genien oder Dämonen ... parturiunt montes nascetur: ein einfacher Urning.

Von diesem Standpunkte aus soll in dieser kleinen Studie der Charakter der großen Revolutionärin und Neuweltserträumerin Louise Michel betrachtet werden, der „vierge rouge“ wie sie der Volksmund schon bezeichnend genug genannt hat.

Bevor ich daran gehe, muß ich, so ungern ich Breitgetretenes nochmals breiter trete, auf etwas eigentlich Selbstverständliches nochmals zurückkommen, weil dieses Selbstverständliche immer wieder, und vielleicht geflissentlich, von manchen Seiten vergessen wird und daher immer wieder hervorgehoben werden muß. Hier ist es:

Es kommt zur Charakterisierung eines Menschen als

Uranier durchaus nicht auf Betätigung an, sondern nur auf die allgemeinen, übrigens streng beweiskräftigen Merkmale, auf das psychische Profil. Ich glaube, wenn ich in einer Bildergallerie ein Brustporträt mit männlichen Zügen, Bart usw. sehe, so genügt mir das doch, um mit apodiktischer Sicherheit zu der Erklärung berechtigt zu sein: dies ist ein Männerporträt, wenn mir auch die Konstatierung unmöglich ist (denn es handelt sich um ein Brustbild) nachzusehen, ob der Mensch — Hosen oder Röcke anhat. — Nun so verhält es sich auch mit der geistigen Physiognomie. Auf allgemeine bestimmte Charakterzüge kommt es an, auf die Triebrichtung allenfalls, gewiß nicht auf die Betätigung; sie ist von allzuvielen äußeren Faktoren abhängig und könnte höchstens manchmal, nicht immer, als positives Symptom, ihre Abwesenheit kann nie als negativer Beweis in Betracht kommen. Auf alle Fälle würde eine solche Konstatierung absolut meiner persönlichen Feinfühligkeit entgegen sein. Sie kann also als unnötig und meiner Ansicht nach wenigstens in dem vorliegenden Falle, wo es sich um eine kaum verstorbene Person und die noch viele Verbindungen unter Lebenden hat, als unangebracht wegfallen.

Ich überlasse sie gerne einer gewissen, meiner Ansicht nach höchst ungerechtfertigten forensischen Neugier, die in einigen Ländern noch immer nicht davor zurückschreckt, mit brutaler Hand den Vorhang der Alkove zu lüften und vor diesem Schauspiel „unzeitgemäße Betrachtungen“ anzustellen.

Nur in kurzen Zügen werde ich die allgemeine Bedeutung Louise Michels skizzieren. Louise Michel ist eine vielseitige, in der Geschichte der neuen Menschheitsideen hochbedeutsame Individualität, die aber so unzertrennlich mit dem Anarchismus verbunden ist, daß ich es mir der prinzipiellen politisch-sozialen Stellungslosigkeit dieser Jahrbücher wegen versagen mußte, hierauf einzugehen.

Vielleicht wird übrigens auch schon aus der Darlegung der urnischen Natur der großen Frauenrechtlerin unwillkürlich ein, wenn auch skizzenhaftes Gesamtbild hervorgehen. Denn so tief wurzelt das ganze Wesen jedes Menschen, die ganze Individualität jedes und speziell der bedeutendsten Vertreter und Förderer unserer Rasse eben in Sexualität, daß man von der einen nicht sprechen kann, ohne auf die andere Bezug zu nehmen, daß man die eine nicht erklären kann, ohne zugleich unwillkürlich die andere im Bilde erstehen zu lassen.

II.

Louise Michel wurde um 1830 geboren zu Vroncourt im Departement Haute Marne, wo sich germanische und romanische Rasse kreuzen, sie selbst ein Produkt vielfacher Rassenkreuzung und überdies ein Kind der Liebe, oder, wie sich die Prüderie der modernen Gesellschaft noch immer auszudrücken beliebt „mit dem Makel der Illegitimität behaftet“: Sie hat diesem Makel ihr Lebenlang Ehre gemacht, indem sie eine erfolgreiche Verfechterin alles dessen wurde, was sie für naturhistorische Menschenrechte ansah, — erfolgreich insoweit, als es für Ehrlichkeit auf dieser sich nur langsam zu Wahrheit und Gerechtigkeit entwickelnden Welt Erfolg geben kann: Erfolg des Kampfes und der Verfolgung, den ihre Gegner und Neider ihr noch durch die Taktik des Totschweigens schmälern wollten und vielleicht noch wollen.

Wir wissen nicht den Namen ihres Vaters[1]), denn das französische Gesetz verbietet (höchst unrepublikanisch übrigens) „la recherche de la paternité“ und sie selbst hat das Geheimnis, wohl einem Wunsche ihrer Mutter gemäß, bewahrt. Jedenfalls gehörte er einem alten Feudal-

[1]) Es soll der Schloßherr von Vroncourt gewesen sein, zu dessen Gesinde Louisens Mutter gehörte.



Louise Michel nach der Amnestie.

geschlechte an, wie aus mehreren Stellen ihrer Memoiren hervorgeht. Diese, auf den ersten Blick vielleicht nebensächlich erscheinende Konstatierung, ist nicht so ganz ohne Bedeutung, denn die Geschichte des Anarchismus scheint die Auffassung nahezulegen, daß mindestens ein starker Prozentsatz Tyrannenblut notwendig ist, um einen Vollanarchisten zu zeugen. Vielleicht war auch diese uneheliche Geburt schon der erste äußerliche Grund, daß Louise Michel, eine von Geburt aus Ausgestoßene, desto hartnäckiger, mit der ganzen Hartnäckigkeit der väterlichen „Raubritter"- und der mütterlichen bäuerischen „Dickschädel"-Aszendenten aller anderer Enterbten und auf die Seite Geschobenen sich annahm, mit denen sie sich solidarisch fühlte und bis zum letzten Atemzuge solidarisch blieb.

Das frühreife Kind, voll seltsamer intellektueller Neugier und sonderbarer Eigenheit — sie war stets „anders als die Anderen" — wurde im großelterlichen Hause erzogen. „Erzogen" ist viel gesagt, aber jedenfalls hat sie viele und recht heterogene Einwirkungen erfahren, die sie aber mit einer sehr starken eigenen Individualität zu etwas Eigentümlichen verarbeitete, das sehr bald eine sehr logische, abgerundete Persönlichkeit wurde, die ein bestimmtes, sehr hohes Ziel vor sich hatte. Ja ein sehr hohes Ziel: Eine neue freie Menschheit. Nichts mehr und nichts weniger. Man sollte meinen, dies Ziel wäre einer Lebensarbeit wert.

Ehe sie noch regelrecht schreiben gelernt, beginnt sie schon nach der Druckschrift, die man sie lesen lehrte, Buchstaben zu malen und mit dieser improvisierten Druckschrift macht sie schon die ersten Aufzeichnungen — sogar Gedichte. Neben den kindlichen Spielen und Streichen, auf die noch zurückgekommen wird, verschlingt sie Buch um Buch mit einer unglaublichen Schnelligkeit, als wüßte sie schon, daß Zeit Geld, viel mehr als Geld ist. Mit

einer Hast, ihren Verstand auszustatten, als ob sie wüßte, daß die Spanne, die ihr hierzu vergönnt ist, kurz ist und schon die Ereignisse des positiven Kampfes warten, auf sie, die vollgewappnet in die Bewegung, in die Geschichte eintreten muß. Ein Zug männlicher Entschlossenheit und bewußter Überlegung liegt schon auf diesen Kindheitsjahren.

Nach dem Tode der Großeltern beginnt der Kampf ums Leben, der harte Erwerb, das Studium voll Entsagungen, die die wißbegierige, tapfere, kleine Person sich bei jedem Kapitel der Wissenschaften, in das sie gerne tiefer eindränge, auferlegen muß, weil es vor allem gilt, nicht vertieftes Wissen in sich aufzunehmen, sondern schnell die Oberflächlichkeiten des Examenstoffes zu bewältigen, wie sie von einer Normallehrerin verlangt werden.

Und sie bleibt standhaft und überwindet einstweilen den Trieb nach tieferer Bedeutung, weil es vor allem gilt für die Mutter Brot zu schaffen, die sie über alles liebt, deren Versorgung sie als die erste, nächste Pflicht empfindet.

Sie überwindet auch den Wunsch, nach Paris zu gehen, an die Quelle höheren Wissens, und nimmt, um bei der Mutter zu bleiben, eine Stelle als Hilfslehrerin an der École libre von Audeloncourt (1853) in der Nähe ihres Geburtsortes. Aber kaum ist sie in einen öffentlichen Wirkungskreis getreten, greift auch schon das Schicksal in ihr Leben ein; das Schicksal ihres unbeugsamen geraden Charakters, ihrer ererbten und selbst erworbenen Anschauungen, ihres kampfesfrohen, opfermutigen, menschheitsliebenden Gemütes. Ihre innere Vorbestimmung scheint es gewesen zu sein, sich hingebend, Menschen zu führen und zu ihren Anschauungen heranzubilden, gegen alle Tyranneien vom ersten bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Und in dieser, ihr notwendig eingeborenen Arbeit kann keine Überlegung sie hindern; mehr! es taucht gar

keine hindernde Überlegung in ihr auf, wenn sie diesem ihrem Instinkte folgt.

So kann ihr auch diese ruhige Stellung unter den verkehrten Komödienverhältnissen dieses II. Empire, des Offenbach'schen Operettenkaiserthums, nicht lange erhalten bleiben.

In ihrem köstlichen, ein wenig burschikosen Humor kennt Louise Michel keinen Kaiser Napoleon III., sondern nur einen „Badinguet“, allenfalls „Monsieur und Madame Bonaparte“. — Den Argusaugen der kaiserlichen Spitzeln ist ihr Bildungsdrang, ihre naturwissenschaftliche Weltanschauung längst unliebsam aufgefallen.

Man weiß, daß sie nach Paris drängt; auch dies ist verdächtig, denn in Paris riecht es nach Revolution und republikanischer Gesinnung. Man verschwärzt sie bei dem Präfekten, der sie scheel ansieht und bei ihrem Schulinspektor, der solange als möglich ein Auge, beide Augen zudrückt.

Aber sie kann und will nicht lügen, und schon gar nicht „Herrn Bonaparte“ zuliebe.

Sie sieht es wie ein Verbrechen an, daß man den Kindern statt der Freiheitsliebe in der Schule Zufriedenheit mit dem Kaisertum des Usurpators einimpfen will, und sie lehrt ihre Schulkinder andere Lieder. Ernste und heitere. Hier ein Bruchstück eines heiteren:

Bonhomme, n'entends-tu pas
Ce refrain de chanson française?
Ce refrain, c'est la Marseillaise.

Übersetzt würde dies etwa lauten:

Nanu, mein Kerlchen, hörst du nicht
usw.

Das „Kerlchen“ ist Napoleon III.

Unter den ernsten nimmt die Marseillaise eine Hauptstelle ein. Die Verse:

Nous entrerons dans la carrière
Quand nos ainés n'y seront plus

werden kniend gesungen. Man sieht, gleich am Anfang ihrer Laufbahn predigt Michel die Religion der Freiheit, und diesen Beigeschmack behält ihre Wirkungsart bis zum Schlusse. Ferré nannte sie „une dévote de la Révolution“, und sie selbst zitiert in ihren Memoiren diesen Ausspruch und gibt zu, daß er vielleicht richtig sein mag. An so kleinen Demonstrationen läßt sie sich bald nicht mehr genügen. Es ist ihr ein Dorn im Auge, daß ihre Schulkinder am Schlusse der Messe das Responsorium „Domine salvum fac imperatorem nostrum Napoleonem“ anhören und beantworten sollen. Und eines schönen Tages geschieht das Seltsame: bei den ersten Silben des Domine sacrum fac ertönt ein klapperndes Geräusch in der Kirche; es sind die Holzschuhe der Kinder aus der École libre, die fluchtartig das Gotteshaus verlassen. Die Lehrerin hatte ihnen beigebracht, für einen Napoleon zu beten sei eine Blasphemie. Man kann sich den Effekt einer solchen kindlichen Demonstration in einer ohne dies schon gärenden Zeit leicht vorstellen.

Sie ist auch mit dem damals schon seiner republikanischen Gesinnung wegen verbannten Victor Hugo seit ihrer Kindheit in Verbindung. Damals wie jetzt sendet sie ihm Verse, die er stets freundlich beantwortete und in denen er ein echtes Talent erkannte. 1851 hatte sie den Dichter gesehen, als sie mit ihrer Mutter vorübergehend in Paris weilte. Nun schreibt sie Brandartikel in die Zeitungen von Chaumont. Ich hebe eine diesbezügliche Bemerkung aus ihren Memoiren heraus.[1])

[1]) . . . . J'envoyais aussi quelques feuilletons aux journaux de Chaumont.

J'en ai des fragments moins fragiles que les mains chéries qui me les ont conservés.

De ces feuilletons je cite une phrase qui m'attira l'accusation d'insulte envers sa Majesté l'Empereur, accusation bien méritée du reste et qui eût pu être motivée par bien d'autres phrases.

„Ich sandte damals auch einige Artikel an die Presse von Chaumont.

Es bleiben mir einige Bruchstücke, die weniger vergänglich waren als die geliebten Hände, die sie mir aufbewahrt haben.[1])

Aus diesen Aufsätzen will ich einen Satz herausheben, der mir die Beschuldigung der Beleidigung Sr. Majestät des Kaisers eintrug. Die Beschuldigung war übrigens wohl gerechtfertigt und hätte sich auch auf so manchen anderen Satz stützen können.

Das Feuilleton, eine Märtyrergeschichte, begann folgendermaßen:

„«Es war unter der Regierung Domitians. Er hatte Philosophen und Gelehrte aus Rom verbannt, den Sold der Prätorianer erhöht, die Capitolinischen Spiele wieder hergestellt und einstweilen, bis man ihn erdolchen würde, — vergötterte man den milden Kaiser. Für die einen

---

Ce feuilleton, une histoire de martyrs, commençait ainsi:

„Domitien régnait; il avait banni de Rome les philosophes et les savants, augmenté la solde des prétoriens, rétabli les jeux Capitolins et l'on adorait le clément empereur en attendant qu'on le poignardât. Pour les uns l'apothéose est avant; pours les autres elle est après, violà tout.

Nous sommes à Rome en l'an 95 de Jésus-Christ."

Je fus mandée chez le préfet qui me dit: Vous avez insulté Sa Majesté l'Empereur en le comparant à Domitien et si vous n'étiez pas si jeune on serait en droit de vous envoyer à Cayenne.

Je répondis que ceux qui reconnaissaient M. Bonaparte au portrait de Domitien l'insultaient tout autant, mais qu'en effet c'était lui que j'avais en vue.

Ajoutant que, quant à Cayenne, il m'eût été agréable d'y établier un maison d'éducation, et ne pouvant faire moi-même les frais du voyage, que ce serait au contraire me faire grand plaisir.

La chose en resta là!

[1]) Die Aufbewahrerin von vielen der zerstreuten schriftstellerischen Dokumente aus dieser Zeit war die vielgeliebte Freundin „Myriam", Marie Ferré, und nach deren Tode Louise Michels Mutter.

gibt es Vergötterung vorher, für die anderen nachher. Das ist der Unterschied.

Wir sind in Rom, 95 nach Christus.»“

Ich wurde zum Präfekten gerufen, der mir sagte: Sie haben Se. Majestät durch den Vergleich mit Domitian beleidigt. Wenn Sie nicht so jung wären, könnte man Sie von Rechts wegen nach Cayenne verschicken.

Ich antwortete, daß die, welche in dem Porträt Domitians Herrn Bonaparte erkannten, ihn eben so schwer beleidigten; ich hätte aber tatsächlich diesen im Auge gehabt.

Bezüglich Cayenne fügte ich noch hinzu, ich würde sehr gerne dortselbst eine Erziehungsanstalt eröffnen. Und da ich die Reisekosten aus eigenen Mitteln nicht bestreiten könne, würde man im Gegenteile mir damit einen Dienst erweisen. — Und dabei blieb es.“

Der ganze Charakter Louise Michels liegt in dieser kurzen Schilderung.

Natürlich wurde auf diese Weise ihre Stellung in Audeloncourt bald unhaltbar, und sie geht nun doch definitiv nach Paris, 1855, wo sie auf dem Montmartre in der Schule der Mme Vollier tätig ist. Ihre Freundin Julie ist ihr von Audeloncourt nachgefolgt und erst die politischen Ereignisse reißen beide nach Jahren auseinander.

In Paris beginnt wieder eine neue Periode angestrengtester vielseitigster Arbeit. Neben ihren beruflichen Pflichten, denen sie sich mit wahrer Leidenschaft hingibt, findet sie noch Zeit, in Abendkursen Naturwissenschaften und Philosophie, allein Mathematik zu studieren, Romane und Essays zu schreiben, Opern zu dichten und selbst zu komponieren, und die ganze beginnende revolutionäre Bewegung mitzumachen, mitzuorganisieren, Versammlungen zu besuchen und in ihnen zu sprechen, Frauenvereine ins Leben zu rufen und zu leiten. Es grenzt ans Wunderbare, wie diese Person es verstand, aus einer Stunde

zwei — und aus zwei Groschen einen zu machen, — denn von jeher teilte sie alles mit allen.

So finden die Ereignisse von 1870—71 sie gerüstet. In der Kommune spielt sie eine bedeutende Rolle, die von allen ihren Gegnern soviel als möglich todgeschwiegen wird, wie ja überhaupt über die Kommune und ihre unglaublich blutige Unterdrückung soviel geschwiegen wird als nur irgend möglich. Louise Michel verzehnfacht hier ihre Energie in dem Kampfe für eine Sache, die ihr heilig ist, die Sache des Proletariats, der Republik. Überall, wo die Partei wankt, ist sie gegenwärtig, kaltblütig im Kugelregen den Widerstand bis auf den letzten Mann predigend, sie selbst als der letzte Mann auf der sinkenden Barrikade aushaltend.

Wenn gewisse Historiographen Louise Michel nicht der Erwähnung wert fanden, so hielt sie der Kriegsrat von Versailles für wichtig und gefährlich genug, um sie zur lebenslänglichen Deportation nach Neukaledonien zu verurteilen, zugleich mit Rochefort, Olivier Pain und vielen anderen; 6 Jahre lang bleibt sie auf der australischen Insel Nou, auch dort rastlos tätig, bis ihr die Amnestie gestattet, nach Frankreich zurückzukehren. Hier stürzt sie sich sofort wieder in die revolutionäre Bewegung, wieder arbeitend, all ihre Ruhe und sogar die ihrer Mutter der Sache opfernd, der sie sich einmal hingegeben hat. Sie ist wieder dabei, Meetings abzuhalten und bei allen Manifestationen mitzutun, stets unterstützt von ihrer Freundin Marie Ferré bis zu deren Tode, der, wie sie selbst sagt, mit dem nicht lange nacher folgenden ihrer Mutter, ihr Herz zu Stein erstarren ließ. 1882 macht sie die Blanqui-Manifestation mit, die ihr eine kurze Gefängnisstrafe einbringt. 1883 die bekannte Zusammenrottung auf der Esplanade des Invalides. Bei dieser Gelegenheit steckt sie eine improvisierte schwarze Fahne auf. Die Fahne des Hungers, wie sie sagt, die Fahne

des Anarchismus. An der Spitze eines Zuges, der sich hinter ihr formt, will sie die Straßen durchziehen und so eine große Demonstration für die Streikenden ins Werk setzen. Aber es kommt dabei zu Unordnungen, es werden einige Bäckerladen von manifestierenden Gruppen geplündert — und Louise Michel wurde dafür verantwortlich gemacht. Der hohe Gerichtshof verurteilt sie zu 6 Jahren Gefängnis! Es war gleichzeitig das Todesurteil ihrer Mutter, die vor Gram über die Trennung nach zwei Jahren starb. Nach Verbüßung ihrer Haft bleibt sie zunächst in Paris, wieder tätig und überall sich aufopfernd, schreibend und in Versammlungen sprechend und ihre geringe Habe noch mit jedem Armen teilend, von Politikern ausgenützt, denen sie, die immer nur dem guten Zwecke zu dienen glaubt, noch Senatorenstellen und andere Ämter durch ihre Konferenzen einbringt. Bis ihr auch der letzte Undank nicht erspart bleibt und das Volk, für das sie alles geopfert hat, durch seinen Unverstand sie in die Flucht jagt. Ihre große unglaubliche Güte und Selbstlosigkeit hat ihr den Ruf eingebracht: „Louise Michel est une bonne fille, mais un peu toquée. — Louise Michel ist ein gutes Frauenzimmer, aber ein wenig verrückt.“ Die Bourgeois-Partei hat von jeher gearbeitet, um sie, die Unbequemste von allen, auf die Seite zu schieben, sie, die Unbeugsame, Unbesiegbare und — Unbestechliche, mit der keine Kompromisse zu schließen sind, unschädlich zu machen. Was Neukaledonien, was die Gefängnisse nicht vermocht, würde es vielleicht das Narrenhaus zuwege bringen? Man wird so leicht in ein Narrenhaus gesperrt; in Frankreich genügt ein ärztliches Zeugnis, um hineinzukommen, und wie schwer es ist wieder herauszukommen, das haben erst jüngst wieder einige traurige Fälle gesunder Opfer gezeigt. Louise Michel wußte das, sie wußte auch, daß man schon damit umging, die unverständige Volksnachrede zu einer Maßregel aus-

zunützen, die ihr wirklicher Tod gewesen wäre, und so geht sie wieder, diesmal freiwillig, in die Verbannung. Charlotte Vauwelle, die treue Freundin dieser Lebensperiode, der es auch vergönnt war, der ewig verfolgten Neuweltserträumerin die Augen zuzudrücken, begleitet sie nach England, wo sie ihre alte Tätigkeit fortsetzt. Erst in den letzten Jahren, als die Ärzte für ihre durch soviel Kämpfe und Entbehrungen, soviel Gefängnis, Kummer und Verfolgung schließlich dennoch aufgeriebene Gesundheit das Klima Südfrankreichs verordneten, kehrte sie in die Heimat zurück. Aber auch jetzt noch gönnt sie sich keine Ruhe, sondern reist von Konferenz zu Konferenz, übrigens stets von der guten treuen Charlotte begleitet.

Auf einer dieser Fahrten ist sie in Marseille am 21. Februar 1905 gestorben.

Man hat dieser armen, mutigen, opferfrohen Idealistin in ganz Europa einst den Ruf einer wilden, blutigen Petroleuse gemacht. Warum? weil sie wie ein Mann, besser wie ein Mann, für ihre Idee kämpfend auf der Barrikade gestanden und das Unglück gehabt hat, nicht zu fallen und nicht zu siegen. Ihre Sache ist unterlegen, darum ward eine Generation darauf gedrillt, vor dem Namen der Petroleuse zu erschauern. Sonst hätte sie vielleicht Statuen wie Jeanne d'Arc. — Jéanne d'Arc hat ihrer Sache zum Siege verholfen. Louise Michel ist unterlegen und wurde zur Zwangsarbeit nach Neukaledonien geschickt. Zwölf Jahre hat ihr starker Charakter allen Schrecken der Gefängnisse getrotzt und ihr noch die Kraft gegeben, ihre Mitverurteilten zu erheben, zu trösten, zu bilden, zu höherer Lebensanschauung emporzuführen, und die geringen Unterstützungen, die ihr zeitweise zuflossen, noch mit ihren Leidensgenossen zu teilen. Ihr ganzes Leben ist Opfer und Arbeit. Ihr ganzes Leben lang hat sie nicht ein Stück Brot erworben, dessen größere

Hälfte sie nicht dem gegeben hätte, der neben ihr Mangel litt, und oft weniger Mangel litt als sie selbst.

Nein, diese Petroleuse war vor allem ein Apostel. Sie lehrte „eine hohe freie Menschheit auf einer freien Erde“. Aber man hat diese ganze Kommune und alles, was mit ihr zusammenhängt, so sehr verschwärzt, verleumdet, in den Kot gezogen! — Man mußte es wohl tun, um die neue Pariser Bluthochzeit zu entschuldigen, die ein Teil der modernen Bourgeoisie gegen das rechtheischende Proletariat aller Stände angezettelt hatte.

Die neuere exaktere Geschichtsforschung, der nun auch, wenigstens teilweise, lange geheimgehaltene Archive geöffnet sind, hat schon viele der Schleier gelüftet, die auf diesen Schreckensjahren lagen. Sie hat im allgemeinen unwiderleglich dargetan, daß in diesem Kampfe die „Canaille“ nicht immer, aber auch durchaus nicht immer auf der Seite der roten Fahne zu suchen und zu finden ist. Diese aufgeklärtere, exaktere Geschichtsforschung wird auch einst, vielleicht recht bald, der stets verfolgten, stets verleumdeten, stets ausgebeuteten Louise Michel Gerechtigkeit widerfahren lassen.

III.

Nach dieser kurzen, allzukurzen Skizzierung des äußeren Lebens der „roten Jungfrau“, soll nun zur Darlegung ihrer urnischen Natur übergegangen werden. Ich will gleich vorhinwegnehmen, daß alles dafür und nichts dagegen zu sprechen scheint. Ein virilerer Charakter als der ihre ist auch bei den männlichsten Männern kaum zu finden.

Der alte Nestroy hat einst den köstlichen, allerdings vielzusehr generalisierenden, aber nicht minder tiefblickenden und vielbelachten Satz ausgesprochen: „Das ärgste alte Weib — ist ein alter Mann.“ Man wäre versucht

das Paradoxon allen Ernstes umzudrehen und zu sagen: „Der männlichste Mann ist ein viriles Weib.“ Wenigstens erweckt Louise Michel diese Vorstellung. —

Die charakteristischen Merkmale des urnischen Menschen gruppieren sich, wie folgt:

a) Körperliche Merkmale;

b) erotische Abneigung gegen das entgegengesetzte Geschlecht und anerotische Kameradschaft, Verkehr auf brüderlichem Fuße mit demselben;

c) erotische Zuneigung zum eigenen Geschlecht oder doch schwärmerische Freundschaften, langes, fast an Ehe gemahnendes Zusammenleben mit solchen Personen;

d) Vorhandensein von Charaktereigenschaften und von Talenten, die im allgemeinen dem anderen Geschlechte ganz speziell zu eigen sind;

Ein Blick auf die beigegebenen Bilder wird dem Unparteiischen jedenfalls sofort den Eindruck aufzwingen, daß die männlichen Züge vorherrschen. Männlich ist diese starke Charakternase, die strenggeschnittene Stirne, das breite, massige, feste Kinn, die flachen geraden Lippen, der energische, entschlossene Zug um den Mund. Es liegt eine gewisse Schönheit in dem Gesichte; aber dann ist es eine harte, herbe, rein männliche Schönheit; alles weiblich Weiche und Anmutige fehlt gänzlich. Besonders charakteristisch ist auch die Totenmaske. Man bemerkt einen unverkennbaren Bartanflug auf der Oberlippe; auf der Originalphotographie ist er noch stärker sichtbar als auf dem klischierten Bilde. Sie wendete also augenscheinlich Toilettemittel an, um den Bartwuchs zu verbergen; schon um der Meinung, sie sei ein cas pathologique, die oft ausgesprochen wurde, nicht weitere Anhaltspunkte zu bieten. Sie befand sich offenbar sehr gut in ihrer Haut und wollte durchaus nicht als „krankhafte“ Erscheinung gelten. Es ist dies vielleicht der einzige Punkt,

wo sie persönliche Empfindlichkeit zeigt. An einer Stelle läßt sie sich sogar diesbezüglich zu einer ordentlichen Philippika hinreißen, die bezeichnend genug ist. Sie wendet sich gegen die Mode, jede Frau mit virilem Charakter als „pathologisch" anzusprechen, und fährt dann fort: „Es wäre zu wünschen, daß solche pathologische Fälle recht häufig aufträten bei den kleinen ausgeronnenen Gigerln und anderen Kategorien des starken Geschlechts".[1])

Fahren wir fort in der Beschreibung der äußerlichen Erscheinung. Sie ist groß, schlank, mager, von flacher Brust und schmalen Hüften, wenig ausgesprochener Taille, so daß sie in Männerkleidern nicht auffällt, und sie trägt solche oft. Stimme und Gang sind auffallend viril. Sie weiß es und gefällt sich entschieden in diesen Eigenschaften, wenigstens beweisen dies einige Anekdoten, die sie selbst mit sichtlichem Vergnügen erzählt.

Eines Abends verfolgt sie auf ihrem Gange durch einsame Straßen ein Herr mit Liebesanträgen. Anfangs beachtet sie ihn nicht und läßt ihn mitlaufen oder nachlaufen, stellt aber, ohne sich auch nur im mindesten befangen zu fühlen, über sein komisches Äußere die verschiedensten Betrachtungen an. Schließlich aber, um ein Ende zu machen, dreht sie sich rasch um und singt ihm mit ihrer männlichsten Stimme eine Skala ins Gesicht, immer tiefer und tiefer gehend und den Buchstabennamen der Töne aussprechend, durch den auch überdies noch ein höchst derbes, sehr männliches Wort herauskommt; worauf der nächtliche Liebeswerber erschreckt die Flucht ergreift, wahrscheinlich in der Meinung, auf einen verkleideten Mann gestoßen zu sein.

[1]) Il serait a souhaiter que ces cas pathologiques se manifestassent en grand nombre chez les petits crevés et autres catégories du sexe fort.

Auf der Insel Nou hat sie mit einem Mitverbannten eine politische Diskussion, wobei sie so gewaltige Stimmmittel aufwendet, daß die Gefangenenwärter von dem Hauptposten herbeieilen — weil sie nach dem Lärm auf eine meuterische Zusammenrottung der ganzen Ansiedlung schließen.

Ein andermal, auch während eines ihrer einsamen nächtlichen Spaziergänge, jagen ihre hallenden Kürassierschritte einen ängstlichen Kleinbürger in die Flucht (denn die Pariser Straße ist bei Nacht nicht sehr geheuer) und sie macht sich das Vergnügen, den Vertreter des starken Geschlechts in immer schnellerem Tempo durch eine Reihe von Gassen und Gäßchen vor sich herzutreiben.

Um übrigens zu zeigen, daß ich nicht eigene Illusionen in diese Personsbeschreibung hineindichte, will ich das Zeugnis eines bekannten deutschen Publizisten anrufen:

Theophil Zolling, der Louise Michel um 1880 interviewt hat, beschreibt sie in seiner „Reise um die Pariser Welt“ (Stuttgart, Verl. von W. Spemann 1882, S. 52).

Er schickt voraus, daß Louise Michel im Gegensatze zu ihrer Mutter häßlich sei, „doch nicht ganz, besonders wenn man vergißt, daß man vor einem Weibe steht.“ Dann fährt er fort: Die hohe, nervige, überschlanke Gestalt, mit dem großen, energischen Kopfe, will nicht zum Frauengewande passen. Die platte Brust scheint des Mieders zu spotten, welches die grobe Taille nicht im geringsten zusammenschnürt. Das Kleid aus schwarzem Kaschemir ist zu eng für ihren weit ausgreifenden Schritt, und die doppelsohligen Schuhe sind zu bequem für den beinahe feinen Fuß. In ihrem Angesichte erinnern höchstens die verschnittenen Locken, welche, in der Mitte gescheitelt und hinter die Ohren gestrichen, in ziemlich dichten, bereits ins Graue spielenden Ringeln rückwärts auf das schwarze Halstuch fallen, und etwa das kleine, charakterlose Kinn (??) an ihr Geschlecht. Starke Backen-

knochen begrenzen den breitgeschlitzten Mund, dessen dicke, blasse, aufgesprungene Lippen keineswegs zum Kusse einladen, und verdecken die kleinen, eisigen Augen, die hinter buschigen Brauen lauern. Unter der kräftig und nicht unedel geschnittenen Nase schattiert sich ein Schnurrbärtchen, das den Neid eines Gymnasiasten erwecken würde. . . . .

Das Gesamtbild dieser Züge ist vulgär, trotzig, abstoßend, hart, mumienhaft, wird aber vermenschlicht durch den Ausdruck physischen und psychischen Leidens, der darüber ausgegossen ist, und den Strahl der Begeisterung, welcher im Affekt in den grauen Augen phosphoresziert und das sonnenverbrannte vorzeitig gealterte Antlitz verklärt. Man sieht, daß man vor einer Intelligenz, einem Willen und einer Überzeugung steht, die bis zur Schwärmerei und zum Verbrechen gehen kann."

Diese wenigen Bemerkungen mögen für die körperlichen Stigmata genügen; einerseits sind sie auch in dieser Kürze charakteristisch und lassen für jeden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, tief genug blicken, andererseits scheinen mir die psychischen Merkmale interessanter, wichtiger und ausschlaggebender.

Da ist nun wirklich embarras de richesse.

Die erotische Abneigung gegen den Mann zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Leben Louise Michels; nie hat ein Mann ihr Herz höher schlagen gemacht, nie haben ihr auch die mißgünstigsten, hämischsten Feinde auch nur die vorübergehendste Regung, auch nur das kleinste Abenteuer nachsagen können. Und das hätte man doch weiß Gott gerne getan, um die wilde Revolutionärin, die Neukaledonien und St. Lazare übertaucht hatte, doch wenigstens als sittenlos an den Pranger stellen zu können. Aber es war umsonst; in diesem Punkte war sie nicht zu treffen, und der Volksmund mußte recht behalten, der sie „la vierge rouge", die rote Jungfrau genannt hatte.

Woher diese Enthaltsamkeit? Aus Moralität, wird man vielleicht sagen; aber über die überkommenen Moral- und Religionsbegriffe ist sie ja hinaus, noch ehe sie lange Röcke trägt.

Aus Zeitmangel vielleicht? Aber dazu findet man auch in angestrengtester Tätigkeit doch noch Zeit; tausende vielbeschäftigter Männer und Frauen beweisen es, die trotz rastloser Tätigkeit, trotzdem sie ohne Unterbrechung arbeiten, ihre ganzen Kräfte einer Idee widmen, eben doch noch zur Liebe Zeit finden. Dem Menschen, der lieben will, ist es gegeben, dem Tage, der 24 Stunden hat, noch eine fünfundzwanzigste hinzuzufügen: das Schäferstündchen.

Man wird als letzten Einwand Anerotik geltend machen wollen. Nun, vor allem will ich gleich eingestehen, daß ich an diese berühmte Anerotik wirklich nur sehr, sehr schwer glauben kann. In den meisten Fällen steckt hinter der vielgeliebten Anerotik ganz einfache Wald- und Wiesen-Homosexualität. Mir will das nicht recht einleuchten, die Anerotik bei unverstümmelten Menschen. Die türkischen Haremswächter sind vielleicht, manchmal, in späteren Jahren anerotisch!

Jedenfalls wäre es absurd, bei einem so temperamentvollen, von Liebe überfließenden Wesen wie Louise Michel es war, von Anerotik reden zu wollen. Nein, nein, sie war ein viel zu voller, ganzer Mensch, um anerotisch gewesen zu sein.

Die Erklärung ist einfach die, daß ihr der Mann „nichts sagte".

In dieser Beziehung ist wohl eines beweiskräftig. Der Mann, der sich ihr erotisch nähert, sei es mit einem Heiratsantrag, sei es mit flüchtigeren Anträgen, löst bei ihr spontan immer dasselbe Gefühl aus, das Gefühl des Grotesken, des Lächerlichen. Gibt es etwas Antierotischeres, als das Lächerliche? Nein! das Lächerliche ist direkt

das antierotische Symptom. Ihre Antworten machen ganz den Eindruck, als ob etwa ein lustiger, ganz normal fühlender Naturbursch den homosexuellen Antrag eines „Weiblings" lachend abwiese. Lachend und ohne böse zu werden, weil ihm die Geschichte so unmöglich und lächerlich vorkommt, daß er sich nicht einmal darüber ärgern kann.

Es möge hier die den Memoiren entnommenene Beschreibung zweier Körbe folgen, die Louise Michel in jungen Jahren verabreicht hat. Die Stelle ist vielseitig charakteristisch und kann wohl auch jedes Kommentars entbehren.[1])

„Die Erinnerung an zwei lächerliche Wesen, die schon, als ich 12 oder 13 Jahre alt war, bei meinen Großeltern um meine Hand anhielten, hätte genügt, mir Heiratsgedanken abzugewöhnen, wenn ich solche überhaupt noch gehabt hätte.

Der erste Bewerber, eine wahre Lustspielfigur, wollte

[1]) Le souvenir de deux êtres ridicules qui se suivant comme des oies ou des spectres (il y avait de l'un et de l'autre) m'avaient, l'un après l'autre, demandée à mes grands-parents dès l'âge de douze à treize ans, m'eût eloignée du mariage si je ne l'eusse été déjà.

Le premier, véritable personnage de comédie, voulait faire partager sa fortune (qu'il faisait sonner à chaque parole comme un grelot) à une femme elevée suivant ses principes (c'est-à-dire dans le genre d'Agnès); il était un peu tard pour prendre cette méthode après tout ce que j'avais lu.

L'animal! On eût dit qu'il avait dormi pendant une ou deux centaines d'années et venait nous réciter cela à son réveil.

On me laissa répondre moi-même; j'avais justement ce jour-là lu avec mon grand-père dans sa vieille édition de Molière. Le prétendant me faisait si bien l'effet du tuteur d'Agnès que je trouvai moyen de lui glisser à propos une grande partie de la scène où elle dit:

Le petit chat est mort!

Je lui avais même répondu cela, mot à mot, — il ne comprenait pas!

sein Vermögen (das er bei jedem Worte wie eine Schelle aufklingen ließ) mit einer nach seinen Prinzipien erzogenen Frau teilen (das heißt nach dem Muster „Agnes"); nach allem, was ich schon gelesen hatte, wäre es ein wenig spät gewesen für die Methode.

Das Vieh! er sah aus, als ob er ein- bis zweihundert Jahre geschlafen hätte und uns das nun bei seinem Erwachen aufsagen käme.

Man ließ mich selbst antworten. Ich hatte gerade an diesem Tage mit meinem Großvater in seiner alten Molière-Ausgabe gelesen. Der Brautwerber sah mir so ganz nach dem Vormund der Agnes aus, daß ich Gelegenheit nahm ihm sehr treffend mit einem guten Teil der Szene aufzuwarten, wo diese sagt:

Die kleine Katz' ist tot!

Ich hatte ihm sogar Wort für Wort diesen Satz geantwortet — er verstand ihn nicht einmal!"

Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, welch' unglaublich starker Doppelsinn in dem Worte „petit chat" liegt.

Ebenso unverblümt antwortet sie dem zweiten.[1])

„Sie sehen doch, was dort an der Mauer hängt? (Es war ein Hirschgeweih.) Ja? na also! Ich liebe Sie nicht; ich werde Sie nie lieben. Und als Ihre Frau würde

[1]) . . . .

Vous voyez bien ce qui est là au mur (c'était une paire de cornes de cerf)? Eh bien! je ne vous aime pas, je ne vous aimerai jamais, et si je vous épousais je ne me gênerais pas plus que Mme Georges Daudin! Vous en porteriez cent mille pieds plus haut que cela sur votre tête.

. . . .

Et dire qu'il y a de pauvres enfants qu'on eût forcées d'epouser un de ces vieux crocodilles! — Si on eût fait ainsi pour moi, je sentais que, lui ou moi, il aurait fallu passer par la fenêtre.

ich mich ebensowenig genieren wie Frau Georges Dandin! — Noch hunderttausendmal größere würde ich Ihnen aufsetzen!" . . . . Sie schließt endlich mit einer auch wieder ganz männlichen Bemerkung:

„Und zu denken, daß es arme Kinder gibt, die man noch gezwungen hätte, solch ein altes Krododil zu heiraten. Ich fühlte, wenn man mir das angetan hätte: Er oder ich, einer von beiden wäre zum Fenster hinausgeflogen!"

Man könnte nun vielleicht glauben, dies wären zwei spezielle Fälle; wenn nur der „Richtige" gekommen wäre, nämlich der ihr geistig ebenbürtige Mann! Aber man täuscht sich. Für den hat sie nur brüderliche, kameradschaftliche Gefühle:

„. . . . Die, die mir Heiratsanträge machten, wären mir teure Brüder gewesen; als Ehemänner schienen sie mir ganz unmöglich. Warum das, weiß ich wirklich nicht. . . . . Ich habe Heirat ohne Liebe immer als Prostitution betrachtet."[1]) Sie gibt also besonders in dem letzten Satze ganz naiv und als selbstverständlich zu, daß diese Liebe ihr unmöglich war. Ich glaube, dies genügt wohl und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Aber so wenig wir irgend eine Liebe zu irgend einem Manne in ihrem Leben aufdecken können, so häufig finden wir diese ungenierte Kameradschaft, wie sie zwischen Männern vorkommt, die gleiche geistige Interessen verfolgen. Auf diesem Fuße verkehrt sie schon als Kind mit ihrem Vetter Jules, mit dem sie sich auch ordentlich prügelt, als er es sich einmal einfallen läßt, von der Superiorität des männlichen Geschlechtes zu faseln, auf kamerad-

[1]) . . . . Ceux qui m'avaient demandée en mariage m'auraient été aussi chers comme frères que je les trouvais impossibles comme maris; dire pourquoi, je n'en sais vraiment rien. . . . . j'ai toujours regardé comme une prostitution toute union sans amour.

schaftlichem Fuße ist sie mit allen männlichen Verwandten und Bekannten, die im großelterlichen Hause aus- und eingehen; und später mit den Führern der revolutionären Bewegung. Und diese Kameradschaftlichkeit zeigt sich in jedem Worte, das sie mit Männern spricht oder über Männer schreibt.

Soll ich hier Belegstellen anführen? Sie sind so zahlreich und über ihr ganzes Leben in allen ihren Schriften verstreut, daß dies über den Rahmen einer Abhandlung weit hinausreichen würde, auch sind dies so feine Stimmungs-Nuancen, daß sie wirklich nicht mit fünf oder zehn Stellen klar gemacht werden können. Man muß da der Empfindung des Schreibers glauben — oder selbst nachlesen. Dies will ich übrigens bei dieser Gelegenheit jedem empfehlen. Alle Werke dieses seltsamen Menschen sind voll von feinen Bemerkungen und verschwenderisch mit großen Schönheiten durchsät. Sie geben Gelegenheit, einen vielseitigen und originellen, feinen, ideenreichen Geist kennen zu lernen. Die Tage, die man darauf verwenden wird, werden nicht sine linea sein.

Schon aus der verschiedenen Art, wie sie Männer sieht und beschreibt, geht ganz unzweifelhaft die Anerotik dieser Anschauungsweise hervor. Sie sieht den Mann absolut nur vom Standpunkte des Kameraden, des Mitkämpfers. Wenn sie einen Mann beschreibt, sieht sie entweder groteske Äußerlichkeiten, oder sie spricht überhaupt nur von Charaktereigenschaften und gemeinsamen Interessen, gemeinsamer Arbeit, gegenseitiger Unterstützung. Nie ein einziger jener feinen, aber unverkennbaren Züge, die dem Manne gegenüber das Weib verraten. Daß sie etwa sagen würde, er hatte „tiefe Augen“ oder „einen kecken Schnurrbart“ oder „eine muskulöse Gestalt“; mit einem Worte, nicht eine einzige von jenen vielen kleinen Beobachtungen, die auch der prüdesten Frau ganz unschuldig und natürlich unter die Feder

kommen und die zeigen, daß sie — bei aller Reinheit und Unberührtheit — den Mann sinnlich zu begreifen und sinnlich zu sehen vermag. Nein, sie sieht den Mann einfach nicht. Wie anders hören sich dagegen die Beschreibungen der weiblichen Bekannten an. Vielleicht wäre diese Gegenüberstellung allein schon ein genügender Beweis dafür, daß Louise Michel mit Urningsaugen in ihre Mitwelt blickte. Wir kommen noch darauf zurück.

Eine Stelle aus den Memoiren will ich hersetzen, weil sie auch sonst die Stimmung des Augenblicks gut wiedergibt, es ist der Augenblick des Schlußkampfes, ehe die letzten Barrikaden vor den eindringenden Bretonen des Versailler Generals fallen und der General der Kommune Dombrowski, der seine Sache verloren sieht, den Tod suchend zum letzten Male die tapfere Kameradin Louise Michel begegnet und begrüßt.

„300000 hatten für die Kommune gestimmt.[1])

15000 ungefähr hielten während der Blutwoche den Anprall einer Armee aus. Man hat ungefähr 35000 Füsilierte gezählt; und wieviele hat man noch übersehen! Aber es gibt Tage, wo die Erde ihre Leichen ausspeit.

Die Frauen hatten in den Maitagen die Barrikade

---

[1]) Trois cent mille voix avaient élu la Commune.

Quinze mille environ, pendant la semaine sanglante, soutinrent le choc d'une armée. On compta à peu près trente-cinq mille fusillés; mais ceux qu'on ignore? Il y a des jours où la terre rend ses cadavres.

Les femmes, au jour de Mai, élevèrent et défendirent la barricade de la place Blanche. Elles tinrent jusqu'à la mort.

L'une d'elles, Blanche Lefebre, vint me voir comme en visite à la barricade du Delta. On croyait encore vaincre.

Une insurrection gagne bien. Mais la Révolution était saignée au cou par le vieux renard Foutriquet, général d'armée de Versailles.

Dombrowski passa devant nous, triste, allant se faire tuer. — C'est fini, me dit-il!

Je lui répondis: — Non, non. Et il me tendit les deux mains.

auf der place Blanche errichtet und verteidigten sie. Sie haben ausgehalten bis zum Tode.

Eine von ihnen, Blanche Lefebre, kam mich auf der Deltabarrikade besuchen. Wir glaubten noch an den Sieg.

Gelingen doch manchmal kleine Insurrektionen. Aber der Revolution hatte der alte Fuchs Foutriquet, General der Versailler Armee, die Gurgel durchbissen.

Da kam Dombrowski bei uns vorbei, traurig, den Tod suchend. — Alles verloren! sagte er zu mir! Nein! nein! antwortete ich. — Da streckte er mir beide Hände hin."

Epische Größe in zehn Worten!

Man bemerke im übrigen, daß Louise Michel nicht auf der Frauenbarrikade kämpft, sondern mit den männlichen Kameraden auf der Deltabarrikade — und daß doch der Gestus Dombrowskis nicht an ein Weib sich wendet. Es ist der Gestus von Mann zu Mann, vom General zu seinem tapferen Soldaten, der im verzweifeltsten Augenblick noch ein großes, trotziges Wort übrig hat.

Wenn Dombrowski Louise als Weib empfunden hätte, hätte er ihr doch mindestens ein wenig gerührt, väterlich die Wange gestreichelt.

Ich gebe zu, daß das Dinge sind, über die sich streiten läßt; die übersetzte Stelle soll auch kein mathematischer Beweis sein, sondern nur als Beispiel einer Stimmung gelten, die sich an unzähligen anderen Orten wiederfindet, wovon sich jeder leicht überzeugen kann: und dies dürfte schon eher einem Beweise ähnlich sehen. In psychologischen Dingen gibt es überhaupt kein a + b, aber man kann doch auch Stimmungen und Gefühle mit nicht minderer Sicherheit glaubhaft machen.

Diese Stimmung aber geht, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus dem ganzen Leben Louise Michels hervor: Sie fühlte sich dem Mann gegenüber als Mann. Er war ihr Bruder und Kamerad, erotisch war er ihr nicht, erotisch war er ihr abstoßend. Die ärgste Verachtung des Mannes

klingt auch wieder aus jener gelegentlichen Bemerkung: „Je n'ai pas voulu être le potage de l'homme". Sie empfände also als Entwürdigung diese Hingabe, die des echten Weibempfindens eigentlichster Höhepunkt ist. Sie fühlt erotisch umgekehrt: als Mann.

So fühlt sie denn auch dem Weibe gegenüber.

Vor allem sieht sie das Weib schon anders, ganz anders. Wenn sie für den Mann kein Weibesauge hatte — für das Weib hat sie ein Mannesauge übrig. Was sage ich: zwei volle, rechte Männeraugen. An ihm sieht sie Schönheit, Anmut und Liebreiz. Das Weib bemerkt sie, wenn sie Männer übersieht. Außer den Freundinnen, die ihr besonders nahe gestanden, sind ihrem Gedächtnis aus allen Lebensmomenten Frauenköpfe haften geblieben, lachende und weinende, blonde und braune, mit blauen oder schwarzen oder grauen Augen — bedeutende und unbedeutende. Ja auch unbedeutende, einfach deshalb, weil sie schön waren oder lieblich. Aus allen Seiten ihrer Werke lugen dort und da ein Paar hübsche, schlagende Mädchenwimpern hervor, während nur leere Männermasken darin verstreut sind, oft ins Groteske verzerrt. Denn diese waren ihr nichts, während sie jene auch sinnlich begreifen konnte. Wie anders klingen gleich ihre Personsbeschreibungen, wenn sie von Mädchen spricht. Wie anders ist da gleich die Farbengebung. Da sieht sie, da versagt der Sinn nicht mehr.

„Es war eine kleine Brünette. Sie hieß Rosa und wir nannten sie den kleinen Maulwurf, weil sie so glänzend schwarzes Haar hatte." . . .

„In Gruppen tauchen mir die Schülerinnen der Wasserschloßstraße wieder auf.[1]) Die Gruppe der Großen:

[1]) C'est par groupes que je revois les éleves du Château-d'Eau: le groupe des grandes, deux ou trois de haute taille, Léonie C. . . ., Aline M. . . ., Leopoldine; — celui des blondes, deux au large front, aux yeux noirs, Alphonsine G. . . ., et les

zwei bis drei hochaufgeschossene, Leonie C . . ., Aline E . . ., Leopoldine; die der Blonden: zwei mit breiter Stirn und stahlblauen Augen, Heloise und Gabrielle; — eine schwarzäugige Gruppe Alphonsine G . . . und die beiden Schwestern L . . .; eine Gruppe von Bleichsüchtigen, Josephine L . . ., die kleine Noël, Marie C . . . . Und dann Kleine, so brünett, daß sie wie Schwarze aussahen: Elisa B . . ., die, noch ganz jung, schon die ausgeprägten Züge der südländischen Rassen hatte — —." Oder eine allgemeine, ganz männliche Ideenassoziation, die ihr zu Beginn eines Kapitels entfährt: „Puisque nous parlions de femmes, parlons aussi d'amour."

Noch eine Szene mag hier Platz finden: eine seltsame Begegnung, die einen entschieden stark sinnlichen Eindruck macht.

Louise Michel spielt gerade eine Partie ihrer Oper „Le Rêve des sabbats" und ist eben bei der höllischen Jagd angelangt,

La coupe est rougie
Du vin de l'orgie,
Effeuillons chasseurs
Et femmes et fleurs.

„Da läutet man.[1]) Es war eine alte jüdische Dame, kerzen-

deux sœurs L. . . .; — un groupe de pâles, Joséphine L. . . ., la petite Noël, Marie C. . . . Et des petites si brunes qu'elles en étaient noires: Elisa B. . . . qui toute petite avait les traits accentués des races du Midi.

[1]) . . . .

On sonna à la porte. C'était une vieille dame juive, droite comme le spectre du commandeur et encore d'une grande beauté: on eût dit son visage taillé dans du marbre: elle était grand'mère d'une de mes élèves.

— Est-ce bien vous, dit-elle, qui vous permettez la sauvagerie que je viens d'entendre?

. . . .

. . . .

. . . . elle aimait les chants d'amour.

La ballade du squelette lui plut.

gerade, wie der steinerne Gast und noch von einer großen Schönheit; ihr Gesicht war wie in Marmor gemeißelt. Sie war die Großmutter einer meiner Schülerinnen.

„Sind Sie es wirklich, die sich die Wildheiten leisten, die ich soeben gehört habe?“

Aber die Dame ist neugierig geworden, die Originalität der Musik fesselt sie doch, sie will weiter hören bis zum Schluß.

„Sie mochte die Liebesgesänge gerne. Die Ballade des Skelettes gefiel ihr.

Toi qui chantes si tard aux murs verts des tourelles,
Jeune fille, ouvre-moi.
Viens; j'ai de blanches mains et des amours fidèles
Et j'aurai des éclairs dans mes yeux sans prunelles
Pour regarder encore la reine du tournoi.

A la fin de la ballade, bien entendu, la jeune fille aime le squelette et le suit dans l'inconnu; ils s'en vont dans une vallée solitaire où l'on entend nul bruit qu'un solo de luth.

Ma vieille dame daigna approuver le lai du troubadour.

L'oiseau chantait
Et frissonnait
Sous la feuillée
Et dans le vent l'âme envolée
Pleurait, pleurait.

. . . .

— Malheureuse! mais c'est de vous ces montruosités-là!

Je ne répondis pas.

— Le plus malheureux c'est qu'il y a des choses bien.

— S'il n'y avait rien je ne serais pas assez bête pour m'en occuper.

— Mais vous savez bien que pour se livrer à ces choses-là il faut être riche ou connu.

— Aussi je ne m'y livre pas, je reste dans l instruction, et la preuve, c'est que je laisserai telle qu'elle est cette chose qu'on ne peut exécuter sur un théâtre; c'est bien un rêve, qu'il soit des sabbats ou de la vie; ainsi je jette et j'ai jeté d'autres rêves.

Elle me prit la main, la sienne était toute froide.

— Et votre cœur, où le jetterez-vous?

— A la révolution!

Am Ende der Ballade liebt das Mädchen das Skelett. Sie gehen in ein einsames Tal, wo alles schweigt und nur ein Violasolo tönt.

Meine alte Dame war auch so freundlich den Sang des Troubadurs gut zu heißen.

Zitternd und bang
Der Vogel sang
Im Blätterhaus.
Und die Seele flog mit dem Wind hinaus:
Weinte, weinte lang!
. . . .“

Aber die kraftgenialischen Monstruositäten der Musik, die ein mehr als Berliozsches Orchester verlangt hätten, um all' die Dämonenkämpfe und Weltuntergangsszenen darzustellen, die der Autor erträumt, erschrecken die Dame.

„Aber Unglückskind ist das von Ihnen? diese Monstruositäten?“

Ich antwortete nicht.

— „Das Traurigste dabei ist — daß wirklich etwas darin steckt.“

— „Wenn nichts darin steckte, hielten Sie mich wirklich für dumm genug, mich damit abzugeben?“

— „Na, aber Sie wissen doch: um sich solchen Dingen zu widmen, muß man reich sein, — oder einen Namen haben.“

— „Deshalb widme ich mich ihnen eben auch nicht, sondern bleibe im Schuldienst. Beweis dessen: ich lasse dies Ding, das man auf keinem Theater aufführen kann, so liegen, wie es ist; es ist und bleibt eben ein Traum — vom Sabbat oder vom Leben. So werfe ich meine Träume hin; ich habe schon andere hingeworfen.“

Sie ergriff meine Hand. Die ihre war ganz kalt.

— „Und ihr Herz, wo werfen Sie das hin?“

— „In die Revolution!“

Ich glaube, wenn man einzelne Bemerkungen dieser Stelle liest, wird man sich doch mindestens des Eindrucks

nicht erwehren können, daß Louise Michel für Frauen andere Augen hatte als für Männer.

Außerdem aber hat sie ihr ganzes Leben lang, bis zum Tode immer eine heißgeliebte Freundin gehabt, mit der sie zusammenlebte, mit der sie Freud und Leid teilte, die ihre wahre Lebensgefährtin war. Erst, schon zuhause, und lange Zeit in Paris ist es Julie. Dann, zur Zeit der Kommune, Marie Ferré, die innigst Geliebte, zu früh Verstorbene, der so viele Bemerkungen in den bald nach ihrem Tode geschriebenen Memoiren gelten. Endlich, in der letzten Periode ihres Lebens, Charlotte Vauwelle, in deren Armen sie gestorben ist.

Einige aus Louisens Aufzeichnungen herausgehobene Sätze werden genügen, um diese Verhältnisse zu charakterisieren.[1])

---

[1]) Certaines destinées se suivent d'abord et prennent ensuite des routes opposées. J'ai connu, à ma pension de Chaumont, mon amie Julie L. . . . Avec elle, je fus institutrice dans la Haute-Marne et, avec elle encore, sous-maîtresse à Paris, chez Mme Vollier; puis vinrent les événements, elle y demeura étrangère.

Mais jadis, aux vacances, dans nos grands bois, nous nous étions juré (sous le chêne au serment) une amitié éternelle; et ni l'une ni l'autre n'y avons manqué.

Même à Paris, Julie s'occupa surtout d'étude, et la haine que j'éprouvais pour l'Empire la laissa longtemps froide; la musique et la poésie l'entrainaient davantage. Nous avons longtemps, à Millières, où un piano servait d'orgue, chanté ensemble les soirs de printemps: j'y fus un peu organiste, jusqu'à mon départ pour Paris, en 1855 ou 1856; Julie, à cette époque avait la voix du rossignol de nos forêts. — Deux institutions, ne tirant que d'elles-mêmes leurs ressources, ne pouvaient guère subsister l'une près de l'autre dans ce pays, sans se réunir; c'est ce que nous fîmes, Julie et moi. Mais toujours je songeais à Paris, j'y partis la première; elle vint me retrouver chez Mme Vollier, 14, rue du Château-d'Eau.

Ma mère, à partir de cet instant jusqu'à la mort de sa mère, habita, à Vroncourt, cette maison sur la montée auprès du cimetière dont je dois avoir parlé.

„Manche Schicksalswege laufen erst eine zeitlang nebeneinander her, um dann nach verschiedenen Richtungen auseinander zu gehen. Ich hatte in der Pension in Chaumont meine Freundin Julie L. kennen gelernt. Mit ihr war ich Lehrerin in der Haute-Marne, und wieder mit ihr Unterlehrerin in Paris, bei Mme Vollier; dann kamen die großen Ereignisse, denen sie fern blieb.

Aber einst während der Ferien, in unseren weiten Wäldern hatten wir einander (bei der Schwureiche) ewige Freundschaft gelobt; und keine von beiden hat je den Schwur gebrochen.

In Paris selbst befaßte sich Julie hauptsächlich mit ihren Studien und mein Haß auf das Kaisertum ließ sie lange kalt. Musik und Poesie zogen sie mehr an. Wir haben oft in Millières bei einem Clavier, das als Orgel diente, die Frühlingsabende mit gemeinsamem Singen zugebracht. Ich war dort ein wenig der Organist, bis zu meiner Übersiedelung nach Paris im Jahre 1855 oder 1856. Damals sang Julie mit einer Stimme, wie die der Nachtigall unserer Wälder.

Zwei auf ihre eigenen Mittel angewiesene Lehranstalten konnten damals in dieser Gegend nicht nebeneinander bestehen, ohne sich zu verschmelzen. Das taten wir denn auch, Julie und ich. Aber meine Gedanken

. . . .
. . . .

A partir de cette époque, jusqu'à la mort de Mme Vollier, quatre ans avant le siège, dans mon école de Montmartre, nous ne nous sommes plus quittées.

Son portrait est avec les chers souvenirs que la perquisition de la police a retrouvés, car ma mère me les conservait soigneusement; portraits à demi effacés, livres rongés des vers, fleurs fanées, œillets rouges et lilas blancs, branches d'if et de sapin; il y aurait maintenant, en plus, les roses blanches aux gouttes de sang que je lui ai envoyées de Clermont.

waren immer in Paris. Ich fuhr voraus dahin; sie kam mir nach zu Mme Vollier, rue Château-d'Eau.

Meine Mutter blieb von da ab bis zum Tode ihrer Mutter in Vroncourt und wohnte in dem Hause am Gelände beim Kirchhof, das ich wohl schon beschrieben habe.

. . . .

Von diesem Augenblick an bis zum Tode der Mme Vollier, (vier Jahre vor der Belagerung, in meiner Schule auf Montmartre,) haben wir uns nie wieder getrennt.

Ihr Bild ist bei den teuren Andenken, die bei der polizeilichen Hausdurchsuchung gefunden worden sind; denn meine Mutter hob mir alles sorgsam auf: halbverwischte Porträts, wurmstichige Bücher, trockene Blumen, rote Nelken und weißen Flieder, Eiben- und Tannenzweige; jetzt waren auch noch überdies die weißen, blutrot gesprenkelten Rosen dabei, die ich ihr von Clermont aus geschickt habe.

. . . .

Als wir, Julie und ich, bei Mme Vollier waren, stets gleich angezogen, beide groß, beide brünett, hielt man uns immer für Schwestern: man nannte uns die beiden Fräulein Vollier; so daß ich im Jahre 71, als man so genaue Erkundigungen über mich einzog, die Behörde auf diesen Umstand aufmerksam machen mußte. — —"
Ebenso mit dem Zeichen der Liebe gestempelt ist das Verhältnis zu Marie Ferré, der Schwester jenes Ferré, der eine so große Rolle in der Kommune gespielt hat. Sie teilte im Gegensatze zu Julie die revolutionären Ansichten Louisens. Aber es muß betont werden, daß sie sie als Weib teilte und immer streng in dieser Rolle blieb. Vielleicht liegt diese Weiblichkeit schon in den Motiven dieser Stellungnahme.

Während der Eroberung der kommunistischen Stadt Paris, durch die Truppen des Orléanistischen Thiers

lag Marie am Typhus krank und wurde von ihrer Mutter gepflegt. Ihrem Bruder, der eine der ersten Stellen in der Selbstverwaltung der Gemeinderepublik eingenommen hatte, war es gelungen, sich zu verbergen. Alle Nachforschungen der Häscher blieben vergebens. Als letztes Auskunftsmittel dringt die Soldateska in die Privatwohnung der beiden Frauen. Da die Mutter auch durch die ärgsten Drohungen nicht dazu zu bringen ist, den Aufenthaltsort des Sohnes zu verraten, stürzt man auf die totkranke Tochter, reißt sie aus dem Bette, um sie an Stelle des Bruders ins Gefängnis zu führen. Da gibt es einen Riß im Gehirn der Mutter. Sie verfällt in ein hitzige Fieber und stirbt endlich im Narrenhause. Sie hat das Geheimnis bewahrt, aber aus einigen abgerissenen Worten, die in ihren von den Sbirren ängstlich belauschten Fieberphantasien ihr entschlüpfen, geht der Aufenthaltsort des Sohnes hervor. Ferré wird gefangen gesetzt und nach einer glänzenden, kurzen, stolzen Verteidigungsrede, die eigentlich nur eine Rechtserklärung ist, erschossen.

Nach solchen Erfahrungen mußte wohl Marie Ferré die Ansichten Louise Michels teilen. Und sie ist denn auch eine begeisterte Anhängerin Louisens und der sozialen Revolution, aber wie gesagt, ohne je aus der Rolle des Weibes herauszufallen.

Sie verfolgt mit stolzer Bewunderung die Laufbahn der männlichen Lebensgefährtin, sie sammelt die Werke, Artikel oder Gedichte, die jene in männlicher Unordnung und Großzügigkeit kaum entworfen, auch wieder verliert; sie sammelt auch die Zeitungsartikel über die Reden der Freundin und den Verlauf der Versammlungen; aber während Louise einen triumphalen Vortragszug durch den Süden hält, bleibt sie häuslich bei der Mutter Michel, die sie pflegt, so lange sie selbst gesund ist.

Louise Michel hat an Marie mit der ganzen Kraft

ihres edlen, liebevollen Herzens gehangen. Mit der ganzen Überschwenglichkeit ihres tiefen, stark germanisch angehauchten Gemüts beklagt sie den Tod der geliebten Freundin in den psalmodischen Sätzen, die ich an die Spitze dieser Abhandlung gestellt habe. Ihr Tod hat ihr alles geraubt und läßt, als auch die Mutter stirbt, wie sie sagt, ihr Herz zu Stein erstarren. Dieser elegische Ton durchzieht die ganzen Memoiren, die nicht lange nach den Todesfällen geschrieben sind. Der große Schmerz, die „große Leere", die sie nun in und um sich fühlt, liegt wie ein Schatten auf jedem ihrer Worte, und mit dem Mute der Verzweiflung stürzt sie sich nun in den Kampf für das Letzte, was ihr blieb: die Idee des Anarchismus, der ihr die notwendige Vorstufe zu einer freieren, edleren, schöneren, höheren Menschheit scheint.

„Ich glaubte, diesen entsetzlichen Schlag nicht überleben zu können; aber ich hatte noch meine Mutter, — meine Mutter und die Revolution. Jetzt habe ich nunmehr die Revolution."

In einem Gedichte über Maries Tod sagt sie: „Jetzt ist es zu Ende. Für immer schläft sie im Dunkel der Erde; sie nahm im Tode unser letztes Lächeln mit. Mein Herz liegt unter ihrem Leichensteine lebendig begraben."

Dieses Gedicht ist aus dem Jahre 81, die Memoiren aus dem Jahre 85—86. Bei einer so kräftigen Natur, wie Louise Michel hat Zeit und Arbeit auch diese Wunde vernarben lassen. Auch die geliebtesten Toten müssen vor der Wucht der neuen Lebensarbeit weichen. Ihr Andenken wirft wohl auf manchen stillen Augenblick den Schleier seiner Wehmut. Aber das Leben behält recht, es schafft neue Arbeit, (vor allem dem männlichen Charakter!) neue Arbeit, neue Verbindungen, knüpft neue Bande und neue Wechselwirkungen von Mensch zu Mensch; und bald muß auf dem verwaisten Herde ein

neues Feuer flackern. Dies ist der Sinn, das Recht des Lebens: — ist Lebenspflicht.

Auch die letzten 20 Jahre Louise Michels gehörten ihrem rastlosen Wirken, der Propaganda für ihre Ideen. Sie fand für diese Zeit in Charlotte Vauwelle eine treue Gefährtin, die sie auch überall begleitete und Freud und Leid mitteilte. Charlotte folgte denn auch als Leidträgerin dem Sarge der guten Louise, so wie diese einst dem Sarge Mariens gefolgt war.

Die Liebe hat also doch auch noch auf das Ende dieser herben Laufbahn ihren Sonnenstrahl geworfen, ein Lächeln das den harten, steinigen Weg in helleren Farben aufblitzen ließ.

Wenn wir nun die allgemeinen Charaktereigenschaften ins Auge fassen wollen, so sehen wir kaum einen wirklich weiblichen Zug. Überall Männlichkeit, ausgesprochene stärkste Männlichkeit.

In den Kinderspielen zeigt es sich schon. Keine Lieblingspuppe, keine Küchengeräte, kein Mutter- und Hausfrauenspiel, wie bei anderen kleinen Mädchen. Sie ist ein rechter Wildfang und wenn nicht ein Buch oder Großvaters Erzählungen von der ersten Revolution das frühreife kleine Wesen an den Stuhl, in die Stube fesseln, tollt es durch Garten und Ställe oder zieht sich von einem Troß gezähmter Tiere umgeben in die alte Turmstube des Hauses zurück, wo es den Stürmen und Gewittern lauscht und allerhand Bubenstreiche ausheckt: So z. B. alle Taschen mit Kröten und Wasserfröschen anzufüllen und sie unliebsamen Leuten zwischen die Füße zu werfen. Man stelle doch an ein Mädchen, ein echtes Mädchen, das Ansinnen einen Wasserfrosch anzufassen: Louise hat in echter Bubenart alle Taschen davon voll. Oder man sage einem Mädchen, auch einer ganz vernünftigen, erwachsenen Frau zur Dämmerstunde plötzlich:

„Da ist eine Fledermaus!" — Der Schrei des Entsetzens und der Reflexgriff nach den Haaren wird in den seltensten Fällen ausbleiben. Louise zähmt und züchtet ihre lieben Fledermäuse in ihrem alten Turme und macht ihnen wie den Schwalben Schutzbrettchen, damit der übrige Teil ihrer freiwilligen Menagerie bei Tage den Nachttierchen kein Leides zufüge.

Dann sind es wieder, mit dem Cousin Jules, Kletterpartien von Ast zu Ast in den hohen Bäumen, die schließlich in einer wüsten Prügelei enden, weil Jules mit richtigem Instinkt herausgefühlt hat, daß Louise „une anomalie" ist, und es ihr sagt.

Eine beliebte Unterhaltung ist auch das Jagdspiel:

„Unsere Spiele waren nicht immer so ernst: Da war z. B. die Hetzjagd. Die Hausschweine stellten die Eber vor, und wir, mit brennenden Besen als Fackeln, galoppierten mit den Hunden hinterdrein und machten dabei einen Höllenlärm mit Schäfertuten, die wir Waldhörner nannten. Ein alter Heger hatte uns irgend ein Stück gelehrt, das ein Hallali vorstellte.

Und die Regeln des edlen Waidwerkes mußten streng eingehalten werden bei dieser wilden Hatz. Meist endete es mit dem zwangsweisen Zurücktreiben der Schweine in ihren Stall; manchmal aber auch damit, daß sie in das Wasserloch des Küchengartens plumpsten. Ihr Fett hielt sie wohl über Wasser, aber sie grunzten verzweifelt, bis man sie wieder herauszog, und das war nicht immer leicht. Es mußten Leute mit Stricken dazu geholt werden, die dann auf uns schimpften. Ich genoß ganz besonders den Ruf, „wie ein wildes Fohlen" zu spielen: — vielleicht stimmte es."[1])

---

[1]) Nos jeux n'étaient pas toujours aussi graves il y avait par exemple la grande chasse, où, les porcs nous servant de sangliers, nous allumions des balais pour servir de flambeaux et

Die ernsteren Unterhaltungen, von denen sie im Beginne dieser Erzählung spricht, waren dramatische Darbietungen. Die Ereignisse von 1793, oder die Verbrennung von Johannes Huß und andere ähnliche Episoden der Geschichte gaben den Vorwurf ab, oder die Dramen Victor Hugos wurden für zwei Darsteller hergerichtet. Die zwei Darsteller sind Louise und Jules natürlich. — Louise spielt darin, wie aus der Natur der Sache schon hervorgeht, selbstverständlich auch, wahrscheinlich vorzugsweise Männerrollen. Bezeichnend ist auch schon die Wahl der Stoffe und ferner der Umstand, daß die Cousine Mathilde nicht als Mitspielerin zugelassen wird: Sie stellt das Publikum vor. Überhaupt entspricht diese Spielkameradschaft mit Jules genau dem Verhalten der Knaben in derselben vorpubischen Lebensperiode: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe."

Auch die weibliche Eitelkeit fehlt ganz. Louise läuft zerrissen herum, wie ein toller Junge, und es macht ihr Freude.

„Meine Mutter war damals eine Blondine mit blauen, freundlichen, sanften Augen und langem, lockigen Haar, so frisch und hübsch, daß ihre Freundinnen lachend behaupteten: „Es ist nicht möglich, daß das häßliche Kind wirklich von Ihnen ist." Ich für meine Person, groß, mager, zerzaust, wild und wagemütig wie ich war, sonnen-

---

nous courions avec les chiens au bruit épouvantable de cornes de berger que nous appelions des trompes de chasse; un vieu garde nous avait appris à sonner je ne sais quoi qu'il appelait l'hallali.

Il parait que les regles de la vénerie étaient observées dans ces poursuites échevelées qui se terminaient en reconduisant, bon gré, mal gré, les chochons chez eux, et quelquefois, par leur chute dans le trou a l'eau du potager où, la graisse les soutenant, ils faisaient des „oufs" déesespérés, jusqu'à ce qu'on les retirât. Ce n'était pas toujours facile. Des hommes avec des cordes s'en chargeaient en criant après nous. Je passais particulierement pour jouer „comme un cheval échappé": — c'était peut-être vrai.

verbrannt und oft mit Rissen und Löchern in den Kleidern, die mit Nadeln zusammengesteckt waren, wurde mir vollständig gerecht und es machte mir Spaß, daß man mich häßlich fand. Meine arme Mutter kränkte sich oft darüber."

Dieses geringe Verständnis für die weibliche Kleidung ist ihr übrigens geblieben, denn noch als sie in Paris bei Mme Vollier Unterlehrerin ist, muß diese als gute Hausmutter Röcke, Blusen und Hüte einkaufen, und für die Toilette Sorge tragen, damit ihre Pensionärin präsentabel aussieht, wie es einem jungen, zwanzigjährigen Mädchen ansteht. Für ihre Männerkleider, in denen sie regelmäßig die Abendvorträge und Versammlungen besucht, sorgt sie allerdings selbst. Das versteht sie augenscheinlich viel besser auch ohne Beirat. So sieht sie denn auch in ihrer Uniform durchaus nicht „verkleidet" aus, macht darin sogar eher den Eindruck eines ganz erträglich hübschen und hauptsächlich „schneidigen" jungen Soldaten und braucht sich keinen falschen Schnurrbart anzukleben, um genügend männlich auszusehen. Es mag übrigens im Vorübergehen bemerkt werden, daß sie während der Kommune zwei vollständige, verschiedene Uniformspiele besaß. Sie hat gewiß in ihrem ganzen Leben keinen ähnlichen Aufwand an Frauenkleidung gemacht, denn wenn sie zwei Röcke besaß, verschenkte sie in konsequenter Anwendung ihrer Prinzipien den besseren von beiden sofort.

Wir haben gezeigt, daß sich schon im Kindesalter hauptsächlich oder nur männliche Charaktereigenschaften zeigen. Ehe ich zur Analyse des reiferen Alters übergehe, muß ich wenigstens mit einigen Worten darauf hinweisen, daß mit Eintritt der Pubertät diese Eigenschaften noch besonders scharf sich akzentuieren, und die Differenzierung nach dem Typus „Mann" immer deutlicher hervortritt. Auffallend ist z. B. der Umschwung in



Louise Michel in Uniform während der Kommune.

ihrer Poesie. In der androgynischen Periode sind neben bubenhaften Spottgedichten doch noch stark elegische, sanfte Züge bemerkbar, so in dem Gedichte, das sie an Victor Hugo schickte (und das er auch freundlich beantwortete):

Moi, je suis la blanche colombe . . . . ect

Jetzt ist auch hier gleichsam ein seelischer Stimmwechsel vorgegangen; alles tönt nun metallisch, nur mehr von Erz und Kampf und Mannesmut:

Entendez vous tonner l'airain?
Arrière celui qui balance!
Le lâche trahira demain!

Und von nun an sind die stärksten typisch-männlichen Eigenschaften scharf begrenzt und unverkennbar ausgeprägt.

Männlich vor allem ist der Mut und die Kaltblütigkeit in der Todesgefahr. Louise Michel auf der Barrikade hat nichts mehr von einem Weibe an sich. Und sie ist nicht etwa nur da, um anzufeuern und die Männer zum Mute anzuspornen; nein, sie kämpft und schießt mit, ganz wie ein anderer, und tut die schwierigsten Patrouillen- und Ordonanzdienste. Hier fühlt sie sich in ihrem Element. Sie liebt Pulvergeruch und Kanonendonner und die Todesverachtung fließt dergestalt aus ihrer innersten Natur hervor, daß sie wirklich und aufrichtig auf die Gefahr vollständig vergißt. Die weiblichen „Schrecknerven“ fehlen ihr einfach. Das Gesamtschauspiel fesselt sie derart, daß sie an die Kleinigkeit, daß die Bomben, die da durch die Luft fliegen und krachend rund um sie zerplatzen, auch ihr gelten könnten, nicht mehr denkt. Ganz suggestiv wirkt z. B. eine Szene, wo sie mit einem russischen Studenten, der sich der Bewegung angeschlossen, an einer dem feindlichen Feuer ausgesetzten Stelle der Straßenbarrikade ruhig und seelenvergnügt den Nachmittigskaffee schlürft und dabei über Baudelaire diskutiert,

dessen Gedichte der Student in der Tasche herumträgt: in der Hitze der Diskussion gar nicht bemerkend, daß rechts und links die Sprenggeschosse einfallen! Die Kameraden, die sich längst in gedeckte Positionen begeben haben, können das endlich gar nicht mehr mit ansehen und werden grob mit den Beiden. Da ziehen sie sich denn endlich auch zurück, und kaum haben sie es getan, fällt eine Bombe mitten in die stehengebliebenen Kaffeetassen ein.

Ein andermal ist eine Katze von dem Kugelregen überrascht worden und miaut verzweifelt an die Wand gedrückt, traut sich aber nicht über die Straße in eine geschützte Ecke. Da durchschreitet Louise, der das Tier Erbarmen einflößt, die gefährliche Zone, trägt die Katze an einen sicheren Ort und ist sehr erstaunt, daß ihre Kameraden über diese Bravour ein großes Geschrei erheben. — Sie erzählt diese Szene ganz schlicht und einfach, ohne jede Renomisterei, und nur um sich von dem Vorwurf zu reinigen, als hätte sie dieser Sentimentalität halber ihre Pflicht vernachlässigt: „Ja, aber ich habe deshalb nicht meine Pflicht vergessen! Ich habe die Katze geholt, aber das ganze hat nicht eine Minute gedauert."

Diese und ähnliche Szenen geben ihr auch Anlaß, sich über Heroismus auszulassen, den sie absolut nicht gelten lassen will. Ich muß einige dieser Auslassungen hier folgen lassen, um dann eine Bemerkung daran zu knüpfen.

„Dieses steht fest: niemand verdient Lob für seine Handlungsweise, denn er handelt nur so, weil es ihm gefällt; es gibt keinen Heroismus, denn man wird nur mitgerissen von der Größe des Werkes, das man verrichten soll, und man bleibt doch immer unter seiner Aufgabe.

Man sagt, ich sei tapfer: das kommt einfach daher, daß die Idee und die Szenerie der Gefahr meinen

künstlerischen Sinn fesseln. Die großen Bilder bleiben in meiner Seele haften.“ Hier folgt nun eine lange, künstlerisch vollendete Beschreibung ihrer Überführung nach Satory, wo Tausende füsiliert wurden, und sie demselben Schicksal entgegensah, und doch nur die romantische, traurige, verzweifelte Schönheit dieses nächtlichen Zuges als Erinnerungsbild festhält.

„Da mich nun die Anschauung der Idee so stark fesselt, ist es gar kein Verdienst meinerseits, die Gefahr zu verachten, denn daran denke ich gar nicht. Das Gesamtbild fesselt mich, ich schaue rund und erinnere mich . . . .“

Der erste Satz, daß ja schließlich jeder seiner Natur folgt, und daher nichts uns angerechnet werden soll, zeugt von einer tiefen physiologischen Erkenntnis, es ist ja gar nicht unwahrscheinlich, daß im letzten Grunde alle Handlungen, d. h. Bewegungen der belebten Substanz auf Tropismen zurückführbar sind. Wenn sie aber die weiteren Sätze, die Erklärung des Phänomens der Todesverachtung, des persönlichen Mutes, verallgemeinern will, so sind diese Sätze falsch. Falsch für die überwiegende Anzahl der Menschen, falsch wohl auch für den überwiegenden Teil der erprobten, anerkannten Helden. Man halte doch dagegen das herrliche Wort des großen Turenne, der vor jeder Affaire wie Eichenlaub zitterte: „Si tu savais, vieille carcasse où je te mêne, tu tremblerais bien autrement!“

Da liegt doch wirklich Furcht vor, allerdings überwundene Furcht; und das ist es wohl, was vor allem Bewunderung erregt und was man Heroismus nennt. Scheint man doch im allgemeinen diejenigen Handlungen groß, gut, tugendhaft, edel zu nennen, in denen man ein Prädominieren der cerebralen über die peripherischen Impulse wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt. Das Cerebrale ist einmal seit einigen Jahrhunderten unser

Steckenpferd, und seit Aristoteles wenigstens haben es alle Philosophen bis Nietzsche geritten, und auch Nietzsche verwahrte vielleicht das alte Spielzeug unter dem Kopfpolster zu verschämtem Privatgebrauch nach Feierabend. Und vielleicht tuen wir unrecht daran . . . . Aber das gehört nicht hierher . . . . Manchmal läuft eben auch die Feder unseren geheimen Tropismen nach.

Kommen wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Falsch ist jedenfalls die Verallgemeinerung der obenerwähnten Erklärung. Aber eben diese Falschheit charakterisiert den Satz als eine desto aufrichtigere Selbstbeobachtung. Und wenn der Mut als Naturanlage eine speziell männliche Eigenschaft ist, was wohl niemand bestreitet, so ist diese natürliche Anlage bei Louise Michel doch eben in fast phänomenal starker Weise entwickelt.

So fehlt ihr denn auch sonst jede weibliche Schüchternheit. Auch die heulendsten Volksversammlungen bringen sie nicht einen Augenblick aus der Fassung; ihre mächtige Stimme überklingt den Lärm. Wenn Gegendemonstrationen vorbereitet sind, wenn Schimpfworte und Drohungen laut werden, wüstes Geschrei die Rednerbühne umtobt, schließlich sogar Bänke und Stühle auf die Rednerin geschleudert werden: all' das bringt sie nicht aus der Ruhe; sie sagt, was sie sagen zu müssen glaubt, furchtlos bis zu Ende. Bei einer ähnlichen Gelegenheit beweist sie übrigens eine ganz unweibliche Härte gegen Schmerzempfindungen. Ich hebe einige Sätze aus der Schilderung eines Augenzeugen Rochefort heraus:[1])

„. . . . Als einige Wochen später Louise Michel,

[1]) Quelques semaines plus tard, comme Louise Michel était à la tribune d'une réunion publique tenue au Hâvre, un individu nommé Lucas, probablement embauché par les réactionnaires de la ville, tira sur elle deux coups de révolver, qui l'atteignirent à la tête. Une des balles se perdit dans le chapeau, l'autre lui fit derrière l'oreille une blessure assez grave.

gelegentlich einer Volksversammlung in Havre, auf der Rednertribüne stand, feuerte ein gewisser Lucas, wahrscheinlich von den Reaktionären der Stadt hierzu gedungen, zwei Revolverschüsse auf sie ab, die sie am Kopfe trafen. Eine der Kugeln verlor sich in ihrem Hute, die andere brachte ihr eine ziemlich ernste Verwundung hinter dem Ohre bei.

Meine tapfere Freundin ließ voll Heroismus eine erste Operation über sich ergehen. Sie legte sich hin, ohne einen Klagelaut, den Kopf auf ein Tuch gestützt, während die sogleich herzugerufenen Ärzte die Wunden sondierten und durchsuchten.

Obgleich man das Kratzen des Stahles an dem Knochen hörte, stieß Louise nicht einen Schrei aus und erzählte ruhig weiter von ihrer Cousine, die sie in Paris erwarte, und von ihren Tieren, die sie eingesperrt hätte

---

Ma courageuse amie supporta héroïquement une première opération. Elle se coucha sans pousser une plainte, la tête appuyée sur une serviette, tandis que les docteurs immédiatement appelés sondaient et exploraient les blessures.

Bien qu'on entendit le grincement de l'acier sur l'os, Louise ne poussa pas un cri, et continua à causer tranquillement de sa cousine qui l'attendait à Paris et de ses bêtes qu'elle avait enfermées et qui ne recouvreraient la liberté qu'à son retour. Quand à l'assassin, elle refusa de déposer une plainte contre lui et se contenta de dire: «Qu'on le laisse aller, c'est un malheureux fou . . .» Puis, malgré la fièvre qui la dévorait, elle reprit le train pour Paris, et je reçus, en réponse à une dépêche, la lettre suivante:

23 Janvier 1888.

Mon cher ami.

Je suis bien heureuse que vous me témoigniez tant d'amitié.

Je vais bien. J'irai demain pour l'extraction de la balle chez Labbé.

Je suis bien, très bien.

Je vous embrasse de tout cœur.

Louise Michel.

und die erst bei ihrer Heimkehr befreit würden. Was den Attentäter anbelangt, so weigerte sie sich hartnäckig, gegen ihn die Anklage zu erheben und sagte nur: „Man soll ihn laufen lassen, es ist ein unglücklicher Narr.“ Dann nahm sie, trotz des aufreibenden Fiebers, den Zug nach Paris, und ich erhielt als Antwort auf ein Telegramm folgenden Brief von ihr:

23. Jänner 1888.

Mein lieber Freund!

Ich bin sehr glücklich zu sehen, daß Sie mir so viel Freundschaft entgegenbringen.

Es geht mir gut. Morgen gehe ich zu Labbé um mir die Kugel herausziehen zu lassen.

Es geht mir schon ganz, ganz gut.

Ich umarme Sie herzlichst

Louise Michel.“

Männlich ist endlich an Louise Michel ihr so ungeheuer stark entwickeltes Pflichtgefühl, das immer über alle anderen, sentimentalen Elemente den Sieg davonträgt. Wenn sie einmal etwas als ihre Pflicht erkannt hat, dann geht sie auch gerade durch auf dieses Ziel los, und wenn darüber alles andere zusammenbricht, und wenn das Herz auch blutet. Ihrer erkannten Pflicht opfert sie unbedenklich den eigenen Wohlstand, die eigenen Neigungen, selbst die Mutter, obwohl sie diese doch über alles liebt. Sie fühlt eben wie ein Mann ihre Pflicht, ihre abstrakt erkannte Pflicht, als wichtiger denn alles übrige Persönliche. Und dies führt sie denn, vor nichts zurückscheuend, konsequent bis zuletzt durch, mit einer geradezu verblüffenden Logik. Und auch diese so stark betonte Logik ist wieder männlich. Männlich ist auch wieder dieser so stark ausgeprägte Zug, sich aller Schwachen anzunehmen, stets kampfbereit zuzuspringen, wo ihr jemand des Schutzes bedürftig zu sein scheint,

und stets gerne ritterlich Hilfe zu leisten. Männlich ist die ganze Großzügigkeit und Tiefe ihrer sozialen Leidenschaft, die dabei jedes kleinen persönlichen Rachegefühls entbehrt, wie unter anderem ihr Benehmen gegen den obenerwähnten Attentäter beweist.

Männlich vor allem ist ihr trotziges Gehaben ihren Richtern gegenüber; dieses starre, zähe Festhalten an ihren Ideen, dieser unbeugsame Stolz, bis zum letzten, der stets nur nach Gerechtigkeit verlangt und Gnade verachtet. Männlich ist vielleicht auch ihre unglaubliche Kitzlichkeit im Ehrenpunkte. Männlich sind schließlich alle möglichen Kleinigkeiten, so zum Beispiel ihre rührende Unwirtschaftlichkeit, diese „Schlamperei" im Haushalt, die uns an allen Ecken und Enden ihres Lebens aufstoßen, männlich dieses burschikose Bohèmeleben, — oder gelegentliche Gewalttätigkeit, die um so mehr als der spontane Ausfluß ihrer innersten Mannnatur erscheint, als sie sie später von anderen Gesichtspunkten aus bereut. Ein Beispie davon, um die Aufzählung männlicher Charaktereigenschaften damit zu beschließen.

„Lange Zeit (während der ersten Untersuchungshaft) war es mir nicht gestattet, meine Mutter zu sehen, die oft von Montmartre aus herkam, ohne mich sprechen zu dürfen.

Eines Tages steckte mir die arme Frau eine Flasche Kaffee zu und wurde deshalb hart zurückgestoßen. Ich aber warf die Flasche dem Gendarmen, der sie zurückgestoßen hatte, an den Kopf.

Als mir ein Offizier darüber Vorwürfe machte, sagte ich ihm, was ich an dem Vorfalle bereue, sei nur, mich an einem untergeordneten Werkzeuge vergriffen zu haben, statt die zu treffen, welche die Befehle gäben."

Sie scheut also nicht vor dem Gestus der Gewalttat zurück, wie das Weib fast immer tut. So spricht sie

von einem geplanten Attentat auf Napoleon III.: Sie zitiert anfangs die Hugoschen Verse:

Harmodius c'est l'heure!
Tu peux frapper cet homme avec tranquillité.
Harmodius die Stunde schlug!
Du kannst den Mann mit ruhigem Gewissen töten.

„So hätte ich es getan, denn der Tod dieses einzigen hätte Millionen das Leben gerettet.[1])

Jemand hatte mir eine Eintrittskarte versprochen (denn von ihm hätte ich keine Audienz verlangt, nicht einmal um ihn zu töten).

Die versprochene Karte erhielt ich erst, als Bonaparte schon fort war, nämlich als er sich auf seinen Kriegsschauplatz begab.

Ja, damals hätte uns der Tod Bonapartes Sedan erspart. Aber man wartet immer lieber die Massenmorde ab, man wartet lieber die Vernichtung eines ganzen Volkes ab, ehe man Hand anlegt an die großen Hochstapler."

Wir wollen uns nun zu den speziell männlichen Talenten wenden. Hier muß wohl das musikalische Talent an die Spitze gestellt werden, und zwar besonders das Kompositionstalent, denn dieses scheint wirklich ausschließlich männlich zu sein. Wir kennen keine einzige bedeutende Komponistin großer Musik — ausgenommen Franziska Holmés, die große französisch-skandinavische Tondichterin, über die mir zwar momentan keine näheren Daten zur Verfügung stehen, deren Gesichtszüge, aber soviel ich aus

[1]) Ainsi je l'eusse fait, car cet homme de moins, il y avait des millions d'hommes d'épargnés. Quelqu'un m'avait promis une entrée (car même à lui, je n'eusse point demandé audience pour le tuer).

L'entrée qu'on m'avait promise, on me la donna quand Bonaparte n'était plus la, quand il partit pour sa guerre.

Oui, à cette époque, on eût évité Sedan si Bonaparte fût mort, mais on a la coutume d'attendre l'anéantissement d'une multitude, on attendrait volontiers celle d'un peuple pour arrêter les grands escarpes.

Photographien ersah, auch stark ins Männliche schlugen. Louise Michel zeigt von Jugend auf ein ausgeprägtes musikalisches Talent, allen ihren Stimmungen liegen starke musikalische Unterempfindungen zugrunde; sie versteht große Musik; ja, und dies ist zu betonen, schon in den 80er Jahren, wo in Frankreich Wagner noch ganz verfehmt war, und vor allem wirklich gar nicht verstanden, musikalisch nicht begriffen wurde, versteht sie diese Musik und schwärmt nicht nur für den Holländer und Lohengrin, nein, für die Trilogie! Aber dies soll nicht als speziell männlich vindiziert werden, sondern nur das kompositorische Talent, das mir und anderen wohl auch als fast ausschließlich männlich erscheint. Dieses Talent ist bei ihr sehr stark entwickelt und zwar komponiert sie nicht etwa leichte Tänze oder kleine, graziöse Liedchen, nein, sehr große, ernste, sinnlich und gedanklich vertiefte Musik mit großem Instrumentationsaufwand und motivischen Durchführungen, so originell neu und eigenartig, daß die Aufführung fraglich, das Durchdringen in einer Zeit, die trotz des großen Namens, den Wagner damals schon hatte, die Trilogie ablehnte, unmöglich erscheint. Deshalb, aus keinem anderen Grunde, amputiert sie denn auch mit ganz männlicher Entschlossenheit dieses Talent, um sich möglicheren, zweckdienlicheren, größeren Aufgaben desto ungeteilter zu widmen.

Eine stark männliche Geistesrichtung scheint wohl auch ihr Talent für Mathematik zu verraten und ihre Passion für diese Wissenschaft, die sie, schon erwachsen, als Unterlehrerin ohne Anleitung sich vollständig aneignet. Ebenso ihr Drang nach naturwissenschaftlicher Ausbildung. Schon als Kind hatte sie ein Laboratorium in ihrem Eulenturme. Später vertiefte sie unter den denkbar ungünstigsten Umständen dieses erste Studium und gelangte zu einer ganz umfassenden Kenntnis der Naturwissenschaften. Die Gründlichkeit ihres Wissens steht

in erfreulichem Gegensatze zu der Oberflächlichkeit so mancher Berufsgelehrter ihrer Nation in dieser Epoche. So hat sie z. B. schon in Neukaledonien, also Mitte der siebziger Jahre, an Pflanzen Experimente von Seruminjektionen gemacht!

Hauptsächlich männlich ist doch wohl auch das so stark ausgeprägte Interesse für Politik und öffentliches Leben; besonders in dieser extremen Form, wie es bei ihr hervortritt, daß sie sich so verpflichtet und berufen fühlt, selbst in die Ereignisse einzugreifen, daß sie fühlt: ich gehöre nicht mir, sondern der Nation. Das echte Weib, wenn es sich überhaupt für politische oder soweit hinausreichende soziologische Probleme interessiert, fühlt sich doch meistens höchstens dazu berufen, in kleinem Kreise zu wirken und den sanfteren, ihrem Geschlechte gemäßeren Einfluß liebenswürdiger, kokettierender Überredung geltend zu machen und im übrigen die Ereignisse von der stilleren Warte des Familienlebens zu betrachten. Louise Michel empfindet als erste Pflicht die politische, soziale Betätigung, und dieser Pflicht stellt sie mit strenger Logik, oft mit blutiger Selbstgrausamkeit, alles andere unter. Sie gehört der vielgeliebten Mutter, der Familie nur insoweit, als die Gesamtheit sie nicht in Anspruch nimmt. Dieser Idee opfert sie Stellung und Familie, eigenen Wohlstand, alle Passionen, selbst ihre künstlerischen Talente, soweit sie ihr hinderlich sein könnten.

Als männlich kraftvoll erscheint schließlich der Einfluß auf die Massen, dieser trotz ihrer unindividualistischen, gegen alle Aristokratien, Monopole und Tyranneien gerichteten Theorie so stark hervortretende, dominierende Zug, diese natürliche Führerschaft, dieses selbstverständliche sich an die Spitze stellen und Mitreißen der Massen, diese suggestive Kraft, der sich alle willig unterordnen und anvertrauen; der Wille, der, ohne zu befehlen selbstverständlichen Gehorsam findet.

Es würde zu weit führen, noch weitere Details herauszusuchen, noch hundert Eigenschaften zu beleuchten, und Anekdoten zu erzählen. Zusammenfassend können wir nun wohl behaupten, daß auch die Charaktereigenschaften und Talente in ihrer Gesamtheit einen stark männlichen Eindruck machen. Ich muß sagen, daß ich an der ganzen Louise Michel nur einen einzigen, tief eingewurzelten Charakterzug gefunden habe, den vielleicht einige als besonders weiblich bezeichnen würden: es ist dies ihre Tierliebe. Wenn dies nun ein besonders bezeichnender weiblicher Zug sein soll, so kann ich doch nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß sie diesen Zug ganz bestimmt — von ihrem Großvater ererbt hat. Also von einem männlichen Aszendenten, bei dem diese weibliche Eigenschaft sehr stark betont war. Und weil wir gerade von Hereditäten sprechen, sei mir auch noch gestattet, darauf hinzuweisen, daß Louise Michel überhaupt wenigstens mütterlicherseits aus einer Sonderlingsfamilie stammt. Man bedenke, daß es sich um eine ganz einfache, kleine Bauernfamilie handelt, die ihren Weinberg selbst bebauen muß. Da hat schon ein Urgroßvater die seltsame Idee gehabt, in einer Auktion um einen Pappenstiel eine Bibliothek zu kaufen. Drei Onkel sind Sonderlinge, der eine ist Bauer und Geograph, ein anderer Müller und Erfinder. Der Großvater ist Bauer und Voltairianer, und schreibt dabei sein Tagebuch in Versen, die noch dazu gar nicht schlecht sind. Endlich hat eine Schwester ihrer Mutter ausgesprochen männlichen Typus, ging früh ins Kloster, das sie aber aus Gesundheitsrücksichten verlassen mußte, und litt ihr ganzes Leben an religiösem Fanatismus. Vielleicht sind auch diese Feststellungen von einigem Interesse, da das Auftreten von absonderlichen Charakteren (ohne Geistesstörung) ein Stigma der uranischen Familie sein soll.

Es erübrigt mir, zur Vollendung dieses Charakter-

bildes noch kurz zu untersuchen, ob an Louise Michel auch speziell uranische Eigentümlichkeiten zu bemerken sind. Es ist dies ein sehr schwieriger Punkt, da ja die Forschungen über den Uranismus überhaupt noch in den Anfängen sind und daher noch manches schwankend ist. Es soll daher auch nicht behauptet werden, daß das Vorhandensein einer der nachfolgenden Eigenschaften oder Neigungen gleich zu Schlüssen auf Uranismus bei dem Träger derselben berechtigt. Durchaus nicht. Es sind dies nur Neigungen, die bei einer überwiegenden Anzahl von Uraniern als besonders stark hervortretend beobachtet wurden.

Ein solcher Zug, den Louise Michel mit den meisten Uraniern teilt, ist z. B. die Vorliebe für Skulptur, er tritt mit besonderer Stärke hervor; wenn sie die höchste Schönheit, den höchsten Kunstgenuß ausdrücken will, spricht sie von Wagnerischer Musik oder — von einer Marmorstatue.

Ein weiterer ist die Jugendlichkeit des Gemütes. Dies ist wohl auch unbestreitbar für fast alle Uranier charakteristisch. So war auch Louise Michel nie altjungferlich, fühlte sich immer wie 16 Jahre, trotz ihres tiefen Lebensernstes und bewahrte sich stets „ein junges Herz“.

Auch die Ruhelosigkeit und der Wandertrieb, dieses „Fliegende Holländer“-artige Wesen scheint fast allgemein uranisch zu sein und auch diese Eigenschaft teilt Louise Michel.

Damit hängt vielleicht auch die so vielen Uraniern eigentümliche Vorliebe für die Marine zusammen. Ihre Sehnsucht geht in die Ferne; das große Meer spricht zu ihrem weltfremden und doch weltliebenden, weltüberschauenden Sinne. Vielleicht auch, daß in ihnen, die das Ende einer einst im Meere erwachten Lebensreihe darstellen, wie eine Urerinnerung auftaucht an die Mutter alles Lebens. Und diese Erinnerung wird in ihnen schärfer und deutlicher, als in allen anderen, weil jene die Fackel noch weiter geben sollen, während sie die letzten sind vor

der großen Nacht, und daher auf den Anfang zurückschauen, der ersten Morgenröte sich ahnend erinnern.

So träumte Louise Michel schon als Kind von Meer und Schiffen, obwohl sie nie das Meer gesehen hatte, und ihr Großvater schnitzt ihr Schiffe als erstes Spielzeug. Ich lasse hier die Verse folgen, die diese Jugendspiele schildern und die seltsame Schicksalsahnung, die in ihren Fregattenträumen zu liegen schien.[1])

Als erstes Spielzeug schnitzte er mir Schiffe.
Die schönen Schiffe! richtig eingedeckt,
Mit Mast und Rah', und voller Takelage.
Im Rinnstein ließen wir die Flotte schwimmen
Zwischen den Wasserfröschen, die dort hausten.
Und manchmal sprang ein solcher brauner Fahrgast
Jäh auf das Deck. — Dort bei den Bienenstöcken
Dort bei der alten trauten Ulme war's. . . .
Dort wo die blonden Köpfe der Reseden
Sich unter Zweigen roter Rosen wiegten.

O wie oft sah am Abend weiße Segel
Mein Kindertraum auf blauen Fluten gleiten!
Eins kam stets wieder. Wie ein weißer Vogel,
Allein und einsam unter tausend Sternen
Verschwand es winkend in der weiten Nacht.
Und als ich dann von seinem Flug erzählte,
Dem stolzen Mastenwald, den vollen Segeln,
Sagte Großvater: Ja! wir bauen dir
Dein Schiff aus Eichenholz — es wird sehr schön sein.
. . . Eine Fregatte ist's.

Die Fregatte hieß La Virginie und brachte Louise Michel nach Neukaledonien.

So werden oft Kinderträume erfüllt.

---

[1]) Pour mes premiers jouets il me fit des bateaux,
De beaux bateaux pontés ayant haubans et hunes
Et dans la pierre ronde on les mettait à flots,
A travers les crapauds monstres aux teintes brunes
Qui sur les ponts parfois faisaient d'énormes Conds.
C'était pres du vieil orme et des ruches d'abeilles.
Des roses de Provins aux pétales vermeilles
Étendaient leurs rameaux sur les résédas blonds.

Vor allem aber ist eine Eigenschaft, zwar gewiß nicht ein uranisches Monopol, aber, und diesmal kann man ganz apodiktisch sprechen, bei allen Edeluraniern in besonders starkem Maße entwickelt: das ist diese große, weite Humanität, diese aufopfernde, tatkräftige, kämpfende Menschheitsliebe. Der Uranier, seiner Natur nach von dem Geschäfte der Arterhaltung durch Kindererzeugung entfernt (wenn auch nicht immer absolut ausgeschlossen), fühlt sich destomehr als Glied der Gesamtmenschheit, als er schon durch sein Geschlecht außerhalb der engeren Familie steht; er fühlt sich auch als soziales Wesen destomehr verpflichtet und innerlichst gedrungen, mit seiner großen, umfassenden Liebe der Menschheit zu dienen, ihr an Stelle von Kindern soziale Arbeit, große Ideen zu schenken. So war denn Louise Michel eine große Menschheitslieberin, sie hat ihre ganze Person, ihr ganzes, umfassendes Wissen, ihre großen, schriftstellerischen Gaben [1]), ihre ungeheuere

---

. . . .
Oh! combien tout enfant j'ai vu de blanches voiles
S'en aller sur les flots dans mes rêves les soir.
J'en voyais un toujours, qui seul sous les étoiles
Semblait un grand oiseau blanc à l'horizon noir.
Comme je la peignais avec sa vive allure,
Et la fière forêt de sa haute mature,
Mon grand-père me dit: Nous ferons ton bateau
Avec du cœur de chêne et ce sera très beau.
Car c'est une frégate. . . . .

[1]) Da es nicht möglich ist, Louise Michel als Schriftstellerin zu würdigen, ohne sehr genau auf ihren Anarchismus einzugehen, solche Diskussionen aber aus dem Rahmen dieses Jahrbuches herausfallen würden, habe ich mich einer Betrachtung dieser ihrer Eigenschaften enthalten, sowie ich mich auch darauf beschränkte, nur wenige Andeutungen über ihre anarchistische und revolutionäre Propaganda zu machen. Es sei hier also nur soviel gesagt, daß auch die Schriftstellerin Louise Michel eine sehr bedeutende, sehr charakteristische, eigenartige, hochinteressante Persönlichkeit ist. Ihr bilderreicher, kräftiger, voller Stil ist erfrischend, anmutend. Es liegt in ihm die große Sehnsucht nach neuen Sonnenaufgängen.



Louise Michel
und ihre Freundin Charlotte Vauwelle.



Willenskraft, ihre ganze Arbeit, ihr ganzes Wesen in den Dienst dieser Idee gestellt.

Man kann über die objektive Richtigkeit ihrer Anschauungen streiten, es ist auch hier nicht der Ort, meine Ansicht darüber auszusprechen, eines ist sicher, daß sie subjektiv nur aus den höchsten, reinsten, edelsten, uneigennützigsten Motiven heraus gehandelt hat, daß sie eine Märtyrerin des Menschheitsgedankens geworden ist, daß sie sich ganz dieser Idee hingegeben hat und der von ihr erschauten Morgenröte ihr eigenes, blutendes, zuckendes Menschenherz als erstes Brandopfer dargebracht hat.

IV.

Ein seltsam heterogener Umzug lockte in diesem „Jahre des Heils" 1905 die schaulustige Menge in die fahle Februarsonne der Marseiller Straßen. Ein seltsamer Umzug: Faschingsscherz oder Leichenzug? Es war ein wenig von beiden darin. Über den Karnevalesken lag

---

Er hat stellenweise die große Schönheit der Cyklonen von Neukaledonien und auch wieder die sinnige Lieblichkeit der nordfranzösischen und deutschen Wälder. Er ist immer prägnant und bezeichnend, immer der notwendige Ausdruck einer durchaus starken, mächtigen Persönlichkeit. Er hat, von einer naturhistorischen Weltanschauung getragen, Ausblicke die wie mächtige Prophetenworte klingen. Louise Michel hat sehr viele Manuskripte in den Stürmen ihres Lebens verloren und geopfert, andere sind in der ungeheuer großen Broschüren-, Revuen- und Zeitungsliteratur des kollektivistischen Anarchismus verstreut, dem sie angehörte. Hier seien nur die Titel einiger in Buchform erschienenen Hauptwerke genannt: „Memoires"; „La Commune". Dann die Hauptromane: „Les Microbes humains"; „Les Claquedent"; „Le Monde Nouveau"; „La Misère"; „La Fille du peuple"; „Le Coq rouge" (Drama); „Le Bâtard imperial"; „Legendes canaques"; „Contes et legendes pour les enfants"; „Les Océaniennes"; auch einige Broschüren seien genannt: „Les Crimes"; „L'époque"; „l'Ère nouvelle" und viele andere. Ein Drama „Nadine" wurde mit großem Erfolge unter den Initialen L. M. aufgeführt, hat ihr aber übrigens nie einen Centime Tantièmen gebracht.

wie ein verwehter Trauerflor; aus der Tragik grinste wie eine Satyrmaske. Kein Trauermarsch, keine Bakchischen Chöre, aber gelbe Immortellenkränze und rote, wehende Tücher und schreiende Rosettenverkäufer und Bilderkolporteure; keine Faschingspuppe, aber ein wirklicher, trauriger, knarrender alter Leichenwagen mit einem echten Sarge, dem hölzernen, rohgezimmerten Armensarge, und einem echten Leichnam darin: dem Leichnam der Louise Michel. Louise Michel, „la vierge rouge“, „die rote Jungfrau“, das arme, gute, alte, neufromme Kind, ist hier, eines langen, mühevollen, dornenreichen Kreuzweges müde, gestorben, in einem kleinen, düsteren Wirtshaus, fast auf der Straße; denn diese Erträumerin einer neuen Menschheit, einer neuen, besseren Zeit, teilte das Schicksal aller großen Menschheitslieber: sie hatte kaum einen Platz, wo sie ihr Haupt zur Ruhe betten konnte.

Für jeden, der hier Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, ging eine unbeschreibliche, unglaublich tiefe Rührung von dieser ärmlichen Bahre aus. Aus der unbedenklichen Einmütigkeit, mit der sich in einem Augenblicke, wie auf ein gegebenes Zeichen, alle Häupter entblößten, und manche Frauen sich gewohnheitsmäßig bekreuzten, vor diesem Leichenwagen ohne Priester und ohne Kreuz, wehte wie ein Hauch der Mittelalterlichen — und ewigen Ehrfurcht der Masse vor der Willenskraft und dem hohen Mute der Einzelnen, der großen starken Bekenner; jener, die diese selbe Masse gekreuzigt, verbrannt oder geköpft hat, und die sie später vielleicht bereuend zu ihrem Gott, ihrem Heiligen, ihrem Heros erhebt.

. . . .

Vor der Gastwirtschaft, wo sie gestorben, ist es um 3 Uhr nicht mehr möglich sich durch die dichte Menge hindurchzudrängen. Endlose Reihen von Trambahnwagen stauen sich einerseits bis zur Eisenbahnstation, andererseits bis zum Obeliskenbrunnen der Place Castellane und

selbst die Cannebière hinauf und hinunter. Denn es ist kein Ordnungsdienst vorgesehen. Es ist überhaupt nichts vorgesehen. Diese Menschenmenge repräsentiert vorläufig nur eine spontane Kundgebung der Neugier. Auch die sozialistischen, Freidenker- und Arbeitervereine haben sich bis zum Morgen des Begräbnistages herumgestritten, ob, wann und wie demonstriert werden sollte. Schließlich hat man sich so gut es ging geeinigt und es wird demonstriert werden; irgendwie. Louise Michel ist zu plötzlich gestorben, mitten in der Arbeit einer Tournee in Südfrankreich, auf der sie den Menschen Friede und Liebe predigte. Sie ist zu plötzlich gestorben; die Possen sind nicht einstudiert, die Phrasen sind nicht ausgefeilt. Schleierlos wird die überraschte Menschheit vor der Frage dieses Sarges defilieren.

Ich habe mich in freiere Straßen durchgedrängt, um auf der Plaine St. Michael, wo er vorbeikommen muß, den Zug zu erwarten. Ich mußte lange warten; denn sie haben die arme Tote durch die halbe Stadt geschleppt, um zu demonstrieren. Wofür? wogegen? Für irgendein kleines Interesse. Wer kann das wissen! Wieviele von all' den Gaffern und „Figuranten“ und „Mitläufern“ wußten denn überhaupt noch, wer Louise Michel wirklich war, was sie wirklich getan, wirklich gewollt und wirklich gelitten hat? Ihr eigenes Wort über die Gaffern kam mir da in den Sinn: „diese frohe Menge am Trauertage ist nicht das Volk. Es sind dieselben, die man bei Hinrichtungen sieht, und die nie zu finden sind, wenn es gilt, Pflastersteine aufzureißen.“

Allmählich hat sich der große Platz, dessen breites Rechteck von einer doppelten, jetzt noch blattlosen Platanenallee umsäumt ist, mit Menschengruppen aller Art belebt. Die Balkone sind zum Einbrechen überfüllt, wie gelegentlich des Feuerwerkes, das am 14. Juli hier abgebrannt wird. Ein Schauspiel ist ein anderes wert. Die Terrassen der Bars und Cafés sind überfüllt. Denn

getrunken wird hier immer und überall, bei jeder Gelegenheit. Oder vielmehr alles ist Gelegenheit zum Trunk, und wo es in Marseille nicht nach Fisch, Weihrauch oder Seife riecht, da riecht es nach Absynth.

Nun geht eine Bewegung durch die Wartenden: die Vorläufer des Zuges brechen aus einer der Gassen, die hier heraufführen. Ein Schwarm von zerlumpten Burschen, roh, schreiig, halb betrunken, jener Klasse von „Nervis" angehörig, die die Plage der Stadt ist, die arbeitslos, von allen unnennbaren Gewerben lebt, stiehlt und einbricht, bei allen Gelegenheiten raubt und plündert, johlt und tobt, und der ruhigen arbeitenden Bevölkerung das Leben in dieser Stadt manchmal fast unmöglich macht.

Die Gruppen rennen, rufen und pfeifen, um einander nicht zu verlieren, und verschwinden schließlich hinter einer Staubwolke in der Richtung des Friedhofes. Sie eilen voraus, um die besten Plätze zu ergattern. Sie werden im allgemeinen Durcheinander Unfug treiben, im Gedränge anrempeln, stoßen und stehlen, und schließlich wie Harpyen oder böse Nachtvögel auf die Marmordächer der Grabstätten klettern, um von dort zu erspähen, was Übles zu tun ist.

Neue Schwärme folgen nach, dichter und dichter mit Rotten kreischender Weiber vermischt. Eine lärmende, hastende, unsaubere Menschenwelle, die vor dem Zuge herläuft. Dann endlich im langsameren Tempo die ersten Korporationen, aber auch sie umwimmelt, umtanzt, umwirbelt von einer drängenden, gaffenden, eifrigen, geschäftigen Volksmenge, die in die Gruppen eindringt, die Vereine zerreißt und noch mehr Verwirrung in den ohnedies schon ordnungslosen improvisierten Aufzug bringt. Lange, lange zieht dieser Strom vorüber. Dort und da taucht ein Fahnenträger, mit einer roten Masche im Knopfloch, aus der Masse von Köpfen auf, die wie auf einem dunklen, ungegliederten, fließenden Elemente vor-

wärts zu schwimmen scheinen, dort und da ein runder, gelber Immortellenkranz mit roter Schleife, wie ein in die Flut geworfener Rettungsring, der bald aufblitzt über den Wellen, bald verschwindet, wenn ihn eine greifende Hand erhascht. Mehr Vereine, mehr Fahnenträger, mehr gelbe Kranzringe und rote Schleifen; auch eine kleine schwarze Fahne erregt Aufsehen. Dann die Frauenvereine. Sie tragen die „poêles“, die großen, heute meist roten Bahrtücher, die jeder Verein für ähnliche Gelegenheiten bereit hat. Jede will mittragen, jede wenigstens einen Zipfel des Tuches halten, um ihre Mitzugehörigkeit zu unterstreichen, und jede will sich zeigen, will gesehen werden, für sich Reklame machen. Sie balgen sich fast um die Fransen des Tuches, von den herumdrängenden „Nervis“ ermuntert, geneckt und mit sarkastischen, zwei- und eindeutigen Bemerkungen überschüttet. Einige ärgern sich und Schimpfworte fliegen hin und her. Vielen macht es Spaß, sie antworten mit Blicken, Zeichen und Worten . . . . vielleicht für heute Abend.

Dahinter wieder gemischtes fahnenloses Volk aller Art, das sich hier offenbar in eine Lücke eingeschoben.

Und endlich, merkwürdig abstechend, eine Gruppe eleganter Herren in schwarzen Überröcken, Handschuhen und beflorten Cylindern: — die hohe Politik, die sich auf die unteren Volksschichten stützt. Die Persönlichkeiten —: ein gutes hartes Sprungbrett ist ihnen das hungergehärtete, leicht aufschnellende „Proletariat“. — Aber gleich dahinter, knapp vor den Pferden, manchmal neben dem Sarge, manchmal zwischen den Persönlichkeiten, eine seltsame, schwankende Gestalt, wie einer der nicht weiß, wohin er geht, noch woher er kommt. Ein betrunkener, schmutziger, zerfetzter, alter Lumpensammler. Mit seinem Sack über der Schulter und seinem „Stirhacken“ in der Hand. Nein, es ist keine Verkleidung. Er ist echt, ganz echt, sogar waschecht. Die eleganten

Herren sind peinlich berührt und ziehen die Rockschöße an sich, wenn er vorbeistreift, aber es ist nichts anzufangen, er will keine Vernunft annehmen, man muß ihn gewähren lassen. Er ist offenbar einer von jenen, die in einem gewissen Stadium eine fixe Idee fassen, von der sie nicht für ein Schloß abweichen würden; und so umtaumelt der unbewußt symbolische Lumpensammler die Gruppe der Cylinder, die mageren Gäule, den Leichenwagen mit dem Armensarge. Ein paar einfache schwarzgekleidete Frauen, deren eine, von den beiden anderen gestützt, nur mühsam vorwärts zu schreiten scheint, werden einen Augenblick sichtbar, aber sie verschwinden gleich wieder in der nachdrängenden, mitflutenden, vorauseilenden Menge. Und daneben heulen die Verkäufer: „Das Bild der Louise Michel mit Biographie 2 sous! — 2 sous die roten Kokarden!“

Der Friedhof St. Pierre ist ziemlich weit vom Zentrum der Stadt entfernt und die Tage sind noch kurz. Als der Zug an Ort und Stelle ankam, war es dunkel. Im Torweg wurde der Sarg fast umgeworfen von den drängenden Menschen, die sich an den Wagen hängten, um gleichzeitig mit durchzukommen, denn man erwartete Reden und wollte Persönlichkeiten sehen.

Der Sarg wurde vor dem Depositorium niedergesetzt, denn man wußte noch nicht, wie und wo man die plötzlich Verstorbene definitiv bestatten würde: Louise Michel war arm wie eine Kirchenmaus. Mittlerweile ist sie auf Kosten der Partei nach Paris überführt und dortselbst beigesetzt worden.

Eine eigentümlich traurige, fast grauenhaft phantastische Stimmung liegt in dieser Friedhofsszene in der Dämmerung vor dem Depositorium. Ein Blatt, das in den Klingerschen Totentänzen fehlt. Dieser arme Holzsarg, wie eine Warenkiste auf der Erde vor dem schwarzen Tore, das Profil der Cypressen und Magnolien, dunkel

gegen den dämmernden Abendhimmel. Die eckigen, hohen, weißen Marmorgräber, die aus der einförmig blaugrauen, verschwimmenden Vegetation hervordämmern. Und über all dem, dichtgedrängt auf allen Wegen, in allen Bäumen, auf allen Mausoleen, bis auf die Dächer der Grabkapellen und Erinnerungstempel, undeutliche, schwarze, zuckende, geisterhafte, schemenhafte Gestalten: Die Menge! Die Menge, die nun endlich schweigt, als ob eine unsichtbare, gebieterische, kalte Hand sich jedem von rückwärts auf den Mund gelegt hätte.

Nun flammt das gelbe Licht einiger flackernder Kerzen auf. Ein Männerkopf wird in dem Scheine erkennbar.

Der Redner. Es ist einer von jenen, die mit der Sache des Proletariats, der Sache der Toten dort, politische Karriere machen, die gegen den billigen Check einiger kommunistischer oder kollektivistischer Redensarten teuere Zinshäuser eintauschen. Er wird sprechen. Man horcht. Aber, ich habe es ja schon gesagt: der Tod ist zu plötzlich gekommen, die Posen sind nicht einstudiert, die Phrasen sind nicht ausgefeilt. Und der Redner spricht undeutlich, um nicht verstanden zu werden. Aber reden muß er, das ist er seiner Karriere, seinem Vermögen schuldig. Er spricht undeutlich, er stockt ... und um sich aus der Verlegenheit zu helfen, beginnt er, gerührt zu schluchzen. Anfangs schlecht und mühsam, dann leichter und besser. Schließlich noch ein paar Sätze, in denen man nur den Namen der Toten versteht, — und Schluß. O, die soziale Komödie dieser Leute! Die dumme, alberne Komödie! Im Wahlsaal ist sie nur lächerlich. Auf der Stätte des Todes wird sie häßlich, abstoßend, widerlich, gemein.

Ein paar schüchterne „Bravo“ und Applausversuche werden laut, aber gleich von dem geschmackvolleren Teile des Umstandes niedergezischt: die kalte Hand! und schweigend oder flüsternd verfließt die Menge. Während

der schönen Rede ist übrigens die schwere, goldene Kette des Sozialpolitikers samt dem daran hängenden goldenen, kostbaren Chronometer in eine fremde, wahrscheinlich weniger reiche Tasche gewandert. Das ist ein Schlußwort für eine Farce. — Und alle die Geschäftigen, hoch und nieder, gehen heim. — Arme Louise Michel! verkannt, ausgenützt und ausgebeutet bis züm Schluß.

Ausgebeutet von falschen Bettlern, sie, die mit jedem Armen ihr karges Brot teilte, ausgenützt von den Ambitionen ihrer „Partei" als sie 1880 aus dem Exil zurückkam nach der Amnestie, und zu Konferenzen verwendet wurde, die fremden Ambitionen Deputiertenstellen, Senatorenstühle und hohe Staatsämter eintrugen. Verkannt von dem Volke selbst; für das sie gedacht, gekämpft, gelitten. — Arme Louise Michel! Die Reden sind gesprochen, die Demonstration der Tagesinteressen ist abgehalten; man dreht sich um, und läßt die Tote liegen!

. . . .

Aber nein, doch nicht ganz so. Die Anderen sind fort, die drei Frauen, die bisher unter all den Geschäftigen verschwunden waren, sind noch da. Die eine in dem einfachen, schwarzen Kleide, will noch einmal zu dem Sarge, ehe man ihn versperrt. Eine traurige, rührende, gebrochene Alte. Die beiden anderen stützen sie, denn ihre Knie scheinen zu versagen und vor dem Sarge sinkt sie nieder, aufschluchzend, in sich selbst zusammenknickend, kein Weib mehr: ein schwarzes Stück Unglück, ein Haufen Schmerz. Ich werde nun ruhiger heimgehn, mit weniger Bitterkeit im Herzen.

Denn die schluchzende Person dort ist Charlotte Vauwelle, die treue Freundin langer Jahre, der einzige Tröster in tausend Enttäuschungen und nun der einzige wirkliche, würdige Vertreter der dankschuldigen Menschheit auf diesem Grabe: — das einzige Wesen, das wirklich weint.

Ein Brief Emile Zolas an Dr. Laupts[1])
über die
Frage der Homosexualität.

Übersetzt und eingeleitet
von
Rudolf von Beulwitz.

[1]) Dr. Laupts, der bekannte französische Arzt, der in seinem Vaterlande umfassende Studien über die Homosexualität machte, hat uns den Abdruck und die Übersetzung dieses seinem ersten großen Werke über diese Frage als Einleitung vorgedruckten Briefes freundlichst gestattet.

Der weiter unten in möglichst wortgetreuer Übersetzung wiedergegebene Brief des großen Zola, den Dr. Laupts seinem Werke über die Homosexualität „Perversion et perversité sexuelles", Paris 1896, als bedeutungsvolles Vorwort beigegeben hat, bildet den einzigen Beitrag, den der sonst so allumfassende Schriftsteller und Künstler zu der homosexuellen Frage geliefert. Vergebens würde man seine Werke nach einer Zeile über den Uranismus beim Manne durchsuchen, wenn man von einer kaum ins Gewicht fallenden, kurzen Episode absieht, auf die weiter unten näher eingegangen wird. Ein großes Schweigen, ein absolutes Ignorieren dieser weitverbreiteten Naturerscheinung starrt dem nach einem Wörtchen des Mitgefühls, nach einer noch so knappen Äußerung sympathischer Art verlangenden uranischen Verehrer Zolas entgegen. Bei wem könnte er wohl eher Verständnis für seine Veranlagung finden, bei wem ein größeres und wärmeres Interesse mit ein wenig Liebe und Nachsicht gepaart, als bei dem rücksichtslosen Vernichter aller Vorurteile, dem mutigen Verfechter der Wahrheit und Gerechtigkeit, der, umgeben von Heuchelei, Verlogenheit und Prüderie, es gewagt hat, das verpönte und mit den dichten Schleiern der Ignoranz und Tartufferie zum Ersticken eingehüllte Sexuelle in die lichten, sonnigen Höhen künstlerischer Darstellung zu erheben, und es mit der Aureole der Wahrheit und echten Menschlichkeit zu umkränzen!

Da türmt es sich auf, das gigantische Gebäude der „Rougon-Macquart", da singt und rauscht verwirrend und

bezaubernd das hohe Lied des wahren und echten Lebens; des ganzen Lebens, mit all seinen Tiefen und Höhen, mit all seinen Tränen, mit seinem Gelächter und seinem Lächeln: Laster aller Art, das Heer der physischen und psychischen Krankheiten und Gebrechen, das gellende Schreien der Verzweiflung, Brunst und wilde Leidenschaften, Mord und Krieg, Hunger und Qual; — und Gestalten voll Schönheit und Gesundheit, das Lachen des Glücks, Lächeln von Müttern, liebliches Lallen aus frischen Kinderlippen, reine Liebe und selbstlose Aufopferung. Nichts fehlt in dieser erhabenen Schöpfung eines einzigartigen Genius: das ganze Leben!

Selbst für das Tier ist ein Platz in dem großen, von so weiter, verstehender Liebe erfüllten Herzen Zolas. Seine tiefe Zuneigung zu dem Gehilfen und treuen Gefährten des Menschen (ihm eng verwandt durch geheimnisvolle Bande der Abstammung und eng verwachsen mit seinen Leiden, Freuden und Schicksalen), zeigt sich fast in jedem der 20 Bände der „Rougon-Macquart". Mit welch warmer Teilnahme vermenschlicht Zola „Alles was unterhalb des Menschen einherkriecht und jammert!" Da ist Bataille in „Gérminal", das alte Grubenpferd, das in der ewigen Nacht der Stollen ohne Hoffnung, jemals lebendig wieder heraufgewunden zu werden, geduldig den Karren zieht, und von der Mühle und den grünen, sonnigen Wiesen träumt, die einst oben seine Heimat gewesen. Wie alte, liebe Bekannte muten sie uns an, menschlich näher gerückt durch die Kunst des gewaltigen Naturalisten: die treuen Hunde Mathieu und Bertrand, die egoistische Minonche des „Ventre de Paris", die im Schaufenster mitten zwischen Pasteten und Würsten ihren satten, weißen Katzenleib zu sonnen liebt, die dicke Kaninchen-Mutter Pologne auf den Knien Souvarines, gestreichelt von den zarten nervösen Fingern des unerbittlichen Anarchisten, das

Gewimmel in Hühnerhof und Stall der halbblöden Désirée und César, und Coliche, die brave Kuh aus „La terre". Auch das Leblose erwacht zu geheimnisvollem Leben in diesem Hymnus: die Lison braust daher, die Lokomotive des Schnellzuges zwischen Havre und Paris, die so sanft und willig einhergleitet, aber auch zuweilen launenhaft und empfindlich ist wie ein Weib. Lautlos, glänzend und schillernd, wie ein prachtvolles, giftiges Reptil, arbeitet die Destilliermaschine des „Assommoir"; unheimlich und stetig stößt sie Tag und Nacht ihren Alkoholatem von sich. In der stürmischen Vorfrühlingsnacht lauert das Bergwerk „Le Voreux" wie ein böses, unheildrohendes Tier, in trüben Wasserlachen und schwarzbesudelten Schneemassen kauernd. „Les Rougon-Macquart", titanenhaftes Gemälde voll Poesie, Größe und Kraft, Hymne an das Leben, Werk voll Wissenschaft, Gerechtigkeit und Wahrheit, schluchzend vor Mitleid mit dem Menschengeschlecht! — Und dennoch unvollständig! .... Kein Wort von Jenen, deren Zahl nicht gering ist, die auch ein Recht auf Leben und Liebe haben.

In dem Lebenswerke Zolas gähnt eine große Lücke. Ein Werk, welches das ganze Leben umfaßt, das keine Wunde, keine Schmach, kein Gräuel und keine Schönheit verheimlicht oder übergeht, das in die verstecktesten Winkel der Menschenseele hineinleuchtet, übergeht die männliche Homosexualität mit Stillschweigen. Zwar findet sich in „La curée" eine Episode, die von einem homosexuellen Kammerdiener handelt, die aber im Vergleich zu dem sehr breiten Raum, den Zola in seinen Romanen der weiblichen Homosexualität einräumt (man denke nur an „Nana"), fast gar nicht ins Gewicht fällt. Ich lasse diese wenigen Zeilen in Übersetzung folgen:

„Ein einziger Mensch, Baptiste, der Kammerdiener ihres Gatten, beunruhigte sie (Renée) nach wie vor. Seit Saccard sich ihr wieder liebeheischend näherte, schien

es ihr, als bewege sich dieser hochgewachsene, bleiche und würdevolle Diener in ihrer Nähe mit einer Feierlichkeit, die einen stummen Vorwurf in sich schloß. Er pflegte sie nicht anzusehen; seine kalten Blicke glitten hoch über ihrem getürmten Haar dahin, mit der Schamhaftigkeit eines Kirchenschließers, der die Zumutung, seine Augen an dem Haarschwall einer Sünderin zu besudeln, ablehnt. Sie bildete sich ein, er wisse alles; ja sie hätte sein Stillschweigen erkaufen mögen, wenn sie den Mut dazu gehabt hätte. Dann ergriff sie ein deutliches Unbehagen. Sie fühlte eine Art von verlegenen Respekt, so oft sie Baptiste begegnete, indem sie sich sagte, daß die ganze Ehrbarkeit ihrer Umgebung sich unter den schwarzen Frack dieses Lakaien zurückgezogen habe und sich in ihm versteckt halte.

Eines Tages richtete sie an Céleste die Frage:

— Macht Baptiste Witze im Dienerzimmer? Kennen Sie irgend ein Liebesabenteuer von ihm, eine Maitresse?

— Ach, das will ich meinen! begnügte sich die Zofe zu antworten.

— Na raus damit! er hat Ihnen doch sicher den Hof gemacht?

— Eh! Nicht einen Blick wirft er auf die Weiber. Kaum daß wir ihn zu sehen kriegen. . . . Er ist immer bei dem gnädigen Herrn oder in den Ställen. . . . Er sagt, er möge Pferde sehr gerne.“

Gegen Schluß des Romans ist nochmals von Baptiste die Rede. Wiederum ist es die Kammerzofe Céleste, die etwas von ihm zu erzählen weiß:

„Fast hätte ich vergessen: ich habe Ihnen die Geschichte von Baptiste, dem Kammerdiener des gnädigen Herrn, nicht erzählt . . . . man wird Ihnen nicht haben sagen wollen . . . .

Die junge Frau (Renée) bestätigte, daß sie in der Tat von nichts wußte.

— Nun denn, Sie erinnern sich doch an sein würdevolles Getue, an seine geringschätzigen Blicke; Sie sprachen mir ja selbst davon . . . . das war alles Komödie. . . . Er liebte die Weiber nicht, nie kam er ins Dienerzimmer herunter, wenn wir dort waren; und, jetzt kann ich es ja sagen, er behauptete sogar, es sei ekelhaft im Salon, der dekolletierten Roben wegen. Na, das will ich wohl glauben, daß der die Weiber nicht liebte!

Und sie neigte sich zu Renées Ohr nieder; sie machte sie erröten, während sie selbst ihre volle ehrbare Ruhe beibehielt.

— Als der neue Stallbursche, fuhr sie fort, dem gnädigen Herrn alles erzählt hatte, zog es der gnädige Herr vor, Baptiste fortzujagen, als ihn anzuzeigen. Es scheint, daß diese häßlichen Dinge seit Jahren in den Ställen vor sich gingen. . . . Und wenn man bedenkt, daß es ganz so aussah, als liebe dieser lange Lümmel die Pferde! Die Stallburschen liebte er!"

Wie kam nun Zola dazu, in seinem Lebenswerke das wichtige Problem der männlichen Homosexualität nur so schüchtern zu streifen, ein Problem, das ihn sicherlich stark interessierte, wie alles was das Sexuelle anging? Welches ist der Grund, der den großen Romancier dazu bestimmte, diese Naturerscheinung mit einem großen Stillschweigen zu übergehen, wenn man von den oben zitierten, belanglosen und nur flüchtig skizzierten Stellen aus „La curée" absieht? Sein Brief an Dr. Laupts löst das Rätsel: Klar und bestimmt gibt Zola selbst Antwort auf diese Fragen: Er wagte es eben nicht, einem tiefeingewurzelten Vorurteil zum Trotz dem Problem den ihm gebührenden Platz in seinen Werken einzuräumen. Emil Zola wagte es nicht! Emil Zola in Angst vor einem Vorurteil, Emil Zola sich beugend vor einem Vorurteil, schweigend um eines Vorurteils willen! Der unermüdliche Kämpfer um Wahrheit und Gerechtigkeit, der unerschrocken

und ungebeugt die Lügen und den Haß einer übelwollenden und verläumderischen Kritik über sich ergehen ließ, der rücksichtslos alles niederriß, was faul, was veraltet, was unnatürlich und heuchlerisch ist, er, der um der Wahrheit willen einst sein sonniges Vaterland, sein geliebtes Paris meiden mußte: er schweigt, — er verschweigt die Existenz der männlichen Homosexuellen. Es gibt nichts, das die furchtbare Macht und Stärke des schier unausrottbar erscheinenden Vorurteils, das die Homosexuellen verfehmt und so oft in Schande und Tod hetzt, eindringlicher zum Ausdruck brächte!

Zolas Stellung zur homosexuellen Frage geht aus seinem Briefe an Dr. Laupts klar hervor. Er mag für sich selbst sprechen. Freilich fällt er im Schlußsatze seines Schreibens ein hartes Urteil, das in einem seltsamen Gegensatze steht zu seinen früheren warmen Worten voll tiefsten Mitleidens, zu seiner, zwischen den Zeilen überall deutlich durchschimmernden Sympathie mit den Uraniern, die ihn auf das lebhafteste interessieren, und deren Veranlagung er für unverschuldet, für natürlich hält. Allein der Fanatiker der möglichst kinderreichen Familie, der begeisterte Sänger der unermeßlichen Fruchtbarkeit der alten „Mutter Erde“ konnte nicht anders schreiben. „Zerstörer der Familie, der Nation, der Menschheit“ sind ihm nicht bloß diejenigen, denen die unberechenbare Natur von Kind auf eine Veranlagung eingepflanzt hat, die ihnen die Fortpflanzung unmöglich macht, sondern auch Mann und Weib, sobald sie nicht mehr „das tun, was notwendig ist, um Kinder zu zeugen.“ Hier spricht der fanatische Anti-Malthusianer Zola, den die stetig abnehmende Zahl der Geburten in seinem geliebten Frankreich entsetzte: hier in diesen wenigen Worten liegt sein Glaubensbekenntnis. Sie sind der Refrain, der in seinem Roman „Fruchtbarkeit“ immer und immer wieder in tausend Variationen wiederkehrt. So verstanden mag

auch der Schlußsatz des Zolaschen Briefes viel von seiner Härte verlieren.

Allzufrüh entriß uns ein erbärmlich banaler Tod den in Liebe zur Menschheit Glühenden. Sein gewaltiger Geist erlosch, ohne uns Uraniern das Kunstwerk zu schenken, auf das wir bis jetzt vergebens warten, in der Hoffnung, ein anderes gleichbegnadetes Genie werde doch einmal den wahren „Roman des Uraniers" schaffen.

Hoch oben auf den Montmartre-Friedhof überragt Paris die Bronzebüste des jugendlichen Zola. Der Schöpfer des Bildwerks hat seinen Augen einen seltsam sehnsüchtigen Ausdruck verliehen. Emil Zola scheint weit hinauszuspähen über den Dunst und Brodem der Märchenstadt, einer neuen, schöneren, besseren Morgenröte der Menschheit entgegen. Sie dämmert schon auf, diese Morgenröte, blaß, kaum merklich. Schauen auch wir mit Zola voll Hoffnung und Zuversicht ihr entgegen. Sie muß und wird einst völlig hereinbrechen, und endlich das grausamste, ungerechteste der Vorurteile, das den Uranier ächtet, in den finstern Abgrund zurückstoßen, aus dem es einst giftgebläht, wie Fieberdunst, aufgestiegen ist!

An Dr. Laupts in Lyon.[1])

Mein lieber Doktor!

Ich sehe nichts Verwerfliches darin, daß Sie den „Roman eines Homosexuellen" veröffentlichen; im Gegenteil, ich bin sehr glücklich darüber, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Gelehrter das tun können, was ein einfacher Schriftsteller wie ich nicht gewagt hat.

---

[1]) Au Docteur Laupts, à Lyon.

Mon cher Docteur,

Je ne trouve aucun mal, au contraire, à ce que vous publiiez «le Roman d'un inverti», et je suis très heureux que vous puissiez faire, à titre de savant, ce qu'un simple écrivain comme moi n'a point osé.

Als ich vor Jahren dieses so merkwürdige Dokument erhielt, hat das große Interesse, das es in physiologischer und sozialer Hinsicht darbot, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Seine absolute Aufrichtigkeit rührte mich; man fühlt in ihm die Glut, fast möchte ich sagen die Beredsamkeit der Wahrheit. Man bedenke nur: der junge Mann, der da seine Beichte ablegt, schreibt eine Sprache, die nicht die seine ist: und erhebt er sich nicht trotzdem an bestimmten Stellen zu dem bewegten Stil tief empfundener und voll wiedergegebener Gefühle? Hier liegt ein vollständiges und zwar ein naives, spontanes Bekenntnis vor, wie es sehr wenige Männer abzulegen gewagt haben, und gerade diese Eigenschaften verleihen ihm von mehreren Gesichtspunkten aus einen ganz besonderen Wert. Daher hatte ich auch anfänglich, von dem Gedanken getragen, daß diese Veröffentlichungen nützlich sein würden, den Wunsch, von dem Manuskript Gebrauch zu machen. Ich habe aber vergebens nach einer passenden Form der Veröffentlichung gesucht und dies hat mich schließlich dazu bestimmt, den Plan fallen zu lassen.

Ich hatte damals die schwersten Stunden meines literarischen Kampfes durchzumachen; die Kritik sprang

---

Lorsque j'ai reçu, il y a des années déjà, ce document si curieux, j'ai été frappé du grand intérêt physiologique et social qu'il offrait. Il me toucha par sa sincérité absolue, car on y sent la flamme, je dirai presque l'éloquence de la vérité. Songez que le jeune homme qui se confesse, écrit ici une langue qui n'est pas la sienne; et dites-moi s'il n'arrive point, en certains passages, au style ému des sentiments profondément éprouvés et traduits? C'est là une confession totale, naïve, spontanée, que bien peu d'hommes ont osé faire, qualités qui la rendent fort précieuse à plusieurs points de vue. Aussi était-ce dans la pensée que la publication pouvait en être utile que j'avais eu d'abord le désir d'utiliser le manuscrit, de le donner au public sous une forme que j'ai cherchée en vain, ce qui, finalement, m'en a fait abandonner le projet.

J'étais alors aux heures les plus rudes de ma bataille littéraire,

täglich mit mir wie mit einem Verbrecher um, der zu allen Lastern und zu allen Ausschweifungen fähig wäre. Und sehen Sie mich in jenen Zeiten als den verantwortlichen Herausgeber jenes „Romans eines Homosexuellen?" Zuerst hätte man mich beschuldigt, die Geschichte in allen Stücken frei erfunden zu haben, aus persönlicher Verderbtheit. Sodann wäre ich gehörig verurteilt worden, weil ich in der Sache nur eine niedrige Spekulation auf die widerlichsten Instinkte gesehen hätte. Und was für ein Geheul, wenn ich mir zu sagen erlaubt, daß kein Gegenstand wichtiger und trauriger ist, daß es sich hier um eine Wunde handelt, die viel häufiger vorkommt und viel tiefer geht, als man zu glauben vorgibt, und daß das beste Mittel, um Wunden zu heilen, darin besteht, sie zu studieren, sie aufzuzeigen und zu behandeln!

Aber der Zufall hat es so gewollt, mein lieber Doktor, daß, als wir eines Abends zusammen plauderten, wir auf jenes menschliche soziale Übel der sexuellen Perversionen zu reden kamen. Und ich vertraute Ihnen das Dokument an, das in einer meiner Schubladen schlummerte, und so kam es, daß es endlich das Tageslicht hat erblicken dürfen; und zwar in den Händen eines

---

la critique me traitait journellement en criminel, capable de tous les vices et de toutes les débauches; et me voyez-vous me faire, à cette époque, l'éditeur responsable de ce «Roman d'un inverti»? D'abord, on m'aurait accusé d'avoir inventé l'histoire de toutes pièces, par corruption personnelle. Ensuite, j'aurais été dûment condamné pour n'avoir vu, dans l'affaire, qu'une spéculation basse sur les plus répugnants instincts. Et quelle clameur, si je m'étais permis de dire qu'aucun sujet n'est plus sérieux ni plus triste, qu'il y a là une plaie beaucoup plus fréquente et profonde qu'on n'affecte de le croire, et que le mieux, pour guérir les plaies, est encore de les étudier, de les montrer et de les soigner!

Mais le hasard a voulu, mon cher docteur, que, causant un soir ensemble, nous en vînmes à parler de ce mal humain et social des perversions sexuelles. Et je vous confiai le document qui dormait dans un de mes tiroirs, et voilà comme quoi il put enfin voir le jour, aux mains d'un médecin, d'un savant, qu'on

Arztes, eines Gelehrten, den man nicht beschuldigen wird, dem Skandal nachzugehen. Ich hoffe sehr, daß Sie damit einen entscheidenden Beitrag zu der schlechtgekannten und besonders ernsten Frage der invertiert Geborenen liefern werden.

In einem andern vertraulichen Briefe, den ich um dieselbe Zeit erhielt, und den ich unglücklicherweise nicht wiedergefunden habe, hatte mir ein Unglücklicher den herzzerreißendsten Schrei menschlicher Qual gesandt, den ich jemals vernommen. Er wehrte sich dagegen, so schändlichen Liebesgelüsten nachzugeben, und er verlangte zu wissen, woher diese Verachtung Aller stamme, woher diese stete Bereitwilligkeit der Gerichtshöfe ihn niederzuschmettern, wo er doch in seinem Fleisch und Blut den Ekel vor dem Weibe, die wahre Liebe zum Manne mit zur Welt gebracht habe. Niemals hat ein vom Dämon Besessener, niemals hat ein dem unbekannten Verhängnis des Geschlechtstriebes preisgegebener armer Menschenleib so gräßlich sein Elend hinausgeheult. Dieser Brief, ich erinnere mich, hatte mich unendlich erschüttert; und ist nicht der Fall in dem „Roman eines Homosexuellen" ein und derselbe, nur mit einer glücklicheren Unbewußtheit? Hat man nicht hier einen wirklichen physiologischen Fall leibhaftig vor

---

n'accusera pas de chercher le scandale. J'espère bien que vous allez apporter ainsi une contribution décisive à la question des invertis-nés, mal connue et particulièrement grave.

Dans une autre lettre confidentielle, reçue vers le même temps, et que je n'ai malheureusement pas retrouvée, un malheureux m'avait envoyé le cri le plus poignant de douleur humaine que j'aie jamais entendu. Il se défendait de céder à des amours abominables, et il demandait pourquoi le mépris de tous, pourquoi les tribunaux, prêts à le frapper, s'il avait apporté dans sa chair le dégoût de la femme, la passion de l'homme. Jamais possédé du démon, jamais pauvre corps humain livré aux fatalités ignorées du désir, n'a hurlé si affreusement sa misère. Cette lettre, je m'en souviens, m'avait infiniment troublé, et dans le «Roman d'un inverti» le cas n'est-il pas le même, avec une inconscience plus

Augen, ein Herumtasten, einen halben Irrtum der Natur? Nichts ist tragischer, meiner Meinung nach, und nichts verlangt mehr nach der Enquête und dem Heilmittel, falls es ein solches gibt.

Denkt man an solche Dinge bei dem dunklen Geheimnis der Empfängnis? Ein Kind wird geboren: warum ein Junge, warum ein Mädchen? Man weiß es nicht. Aber was für eine Verwickelung voll Dunkel und Elend ist es, wenn die Natur in einem Augenblick der Unentschiedenheit den Jungen als halbes Mädchen, das Mädchen als halben Jungen geboren werden läßt! Und das sind alltägliche Tatsachen. Die Unsicherheit kann einfach mit dem physischen Gesamt-Habitus beginnen, den großen Linien des Charakters: der weibische, zarte, feige Mann; das maskuline, gewalttätige, jede Weichheit entbehrende Weib. Und sie geht bis zu der erwiesenen Monstrosität, dem Hermaphroditismus der Organe, bis zu den widernatürlichen Gefühlen und Liebesempfindungen. Gewiß, die Moral und die Justiz haben Recht einzuschreiten, da sie die Hüter der öffentlichen Ordnung sind. Aber mit welchem Rechte, wenn doch der Wille teilweise aufgehoben ist? Man ver-

---

heureuse? N'y assiste-t-on pas à un véritable cas physiologique, à une hésitation, à une demi erreur de la nature? Rien n'est plus tragique, selon moi, et rien ne réclame davantage l'enquête et le remède, s'il en est un.

Dans le mystère de la conception, si obscur, pense-t-on à cela? Un enfant naît: pourquoi un garçon, pourquoi une fille? On l'ignore. Mais quelle complication d'obscurité et de misère, si la nature a un moment d'incertitude, si le garçon naît a moitié fille, si la fille naît à moitié garçon! Les faits sont là, quotidiens. L'incertitude peut commencer au simple aspect physique, aux grandes lignes du caractère: l'homme efféminé, délicat, lâche; la femme masculine, violente, sans tendresse. Et elle va jusqu'à la monstruosité constatée, l'hermaphrodisme des organes, les sentiments et les passions contre nature. Certes, la morale et la justice ont raison d'intervenir, puisqu'elles ont la garde de la paix publique. Mais de quel droit pourtant, si la volonté est en partie abolie? On ne condamne pas un bossu de naissance, parce qu'il

urteilt nicht einen von Geburt an Buckligen, weil er bucklig ist. Warum einen Mann verachten, der als Weib handelt, wenn er als halbes Weib geboren wurde?

Selbstverständlich, mein lieber Doktor, liegt es nicht in meiner Absicht, das Problem auch nur aufzustellen. Ich begnüge mich damit, die Gründe dafür anzugeben, die mir die Veröffentlichung des „Romans eines Homosexuellen" wünschenswert gemacht haben. Vielleicht wird dies ein wenig Mitleid für gewisse Bejammernswerte einflößen und ein wenig Billigkeit. Und ferner, alles was das Sexuelle betrifft, betrifft das soziale Leben selbst. Ein Invertierter ist ein Zerstörer der Familie, der Nation, der Menschheit. Mann und Weib sind sicherlich nur deswegen hienieden, um Kinder zu zeugen, und sie töten das Leben an dem Tage, wo sie nicht mehr das tun, was notwendig ist, um solche zu zeugen.

In herzlicher Freundschaft

Médan, 25. Juni 1895. Émile Zola.

est bossu. Pourquoi mépriser un homme d'agir en femme, s'il est né femme à demi?

Naturellement, mon cher docteur, je n'entends pas même poser le problème. Je me contente d'indiquer les raisons qui m'ont fait souhaiter la publication du «Roman d'un inverti». Peut-être cela inspirera-t-il un peu de pitié et un peu d'équité pour certains misérables. Et puis, tout ce qui touche au sexe touche à la vie sociale elle-même. Un inverti est un désorganisateur de la famille, de la nation, de l'humanité. L'homme et la femme ne sont certainement ici-bas que pour faire des enfants, et ils tuent la vie le jour où ils ne font plus ce qu'il faut pour en faire.

Cordialement à vous

Médan, 24 juin 1895. Émile Zola.

Da der vorstehend übersetzte Brief Zolas zur Reproduktion allzu lang erscheint, fügen wir im folgenden die Photographie eines zweiten Schreibens an Dr. Laupts (G. St.-P.) bei, in dem der große Romancier nochmals das rege Interesse betont, das er der Frage der Homosexualität entgegenbringt.

Médan 27 juillet 96

Cher monsieur, j'ai en effet reçu un exemplaire de votre ouvrage[1]; et, si je n'ai pu encore que jeter un rapide coup d'œil, en coupant les pages, j'ai eu la bonne sensation d'une œuvre sérieuse et forte.

Vous avez mis les documents en belle lumière et en avez tiré un très logique et très décisif parti. Je crois que ce volume comptera dans cette question de la sexualité, si obscure encore.

Pour moi, je suis fort heureux de vous avoir aidé un tout petit peu, en vous fournissant un document curieux, et je vous remercie de l'avoir si bien employé, car la question m'intéresse.

Cordialement à vous.

Emile Zola

Entwurf zu einer reizphysiologischen Analyse der erotischen Anziehung

unter Zugrundelegung vorwiegend homosexuellen Materials.

Von

Benedict Friedlaender-Berlin.

Die moderne Reizphysiologie hat sich die Aufgabe gestellt, die Bewegungen der Tiere nach denselben Grundsätzen zu erforschen, die auf dem Gebiete der anorganischen Naturwissenschaft und auch auf demjenigen der Botanik seit lange durch den Erfolg bewährt sind. Zwar können wir nicht umhin — trotz gewisser erkenntnistheoretischer Einwände und Schwierigkeiten [1]) — wenigstens bei den höheren Tieren, und vor allem bei unsern Mitmenschen, subjektive Empfindungen und Willensregungen derselben Art anzunehmen, wie sie einem jeden von uns durch die Selbstbeobachtung bekannt sind; trotzdem ist es aber sicher, daß wir durch die, sei es berechtigte, sei es unberechtigte Annahme eines „Willens", subjektiver „Empfindungen", „Triebe" oder gar eines „Instinktes" in

[1]) Insofern nämlich die wirklich vorliegende, unmittelbar gegebene Welt „Meine Vorstellung" ist. Nach einer gewissen Anschauung soll aber die Welt schlechthin nur „meine" oder vielmehr jener Autoren Vorstellung und gar nichts weiter „sein". Ich kann mir vorstellen, daß manche wirklich von der Richtigkeit dieser Auffassung durchdrungen sind. Diese Überzeugten werden offenbar schweigen. An den vollen Ernst ihrer publizistischen Vertreter vermag ich aber nicht zu glauben. Denn wem Welt und Menschen nichts sind denn „seine Vorstellung", für den wäre es ein allzu müßiges Spiel, sich mit Vorstellungsschemen durch das gesprochene oder gedruckte Wort zu unterhalten. — Oder sollte es vielleicht möglich sein, als praktischer Mensch diese und als „Philosoph" jene andere Überzeugung zu haben? — — Die Mehrzahl meiner Leser wird zu ihrem Vorteil nicht wissen, wovon in dieser Note eigentlich die Rede ist; sie ist auch nur für eine kleine Minorität bestimmt.

der Erkenntnis der Ursachen, welche die Bewegungen der Tiere in jedem einzelnen Falle bestimmen, auch nicht um einen Schritt weiter kommen. Aus diesem Grunde ist die Erklärung irgendwelcher Bewegungen durch die Annahme eines „Willens“, eines „Instinktes“ oder eines „Triebes“ in Wahrheit gar keine Erklärung.

Die gesamte eigentliche Naturwissenschaft — also abgesehen von der Vorstufe bloßer Naturbeschreibung — besteht darin, daß man durch Beobachtungen, Versuche und Induktionsschlüsse zu allgemeinen Sätzen — „Naturgesetzen“ — gelangt, welche folgende logische Form haben: „Wenn dieser bestimmte Bedingungskomplex (‚Ursache‘) erfüllt ist, so treten allemal jene bestimmten Folgen ein.“ Nachdem einmal ein solcher Satz auf induktivem Wege gefunden ist, erlaubt es die allgemeine Gesetzlichkeit der gegebenen Welt — wobei übrigens die Tatsache der allgemeinen Gesetzlichkeit gleichfalls ein Erfahrungssatz ist — im einzelnen Falle deduktiv auf Grund des allgemeinen Satzes eine Erscheinung entweder absichtlich hervorzurufen oder aber sie wenigstens vorherzusagen. Hierdurch wird die Macht des Menschen über die Natur vermehrt, indem jenes Ziel der Naturwissenschaft erreicht wird, welches der Physiologe Claude Bernard mit den Worten definierte: „Le but de toute science, tant des êtres vivants que des corps bruts peut se caractériser en deux mots: prévoir et agir.“ Nun ist es weder logisch angängig, noch von dem allergeringsten praktischen Nutzen, einen bewußten oder auf Instinkt beruhenden „Willen“ oder „Trieb“ zu einem Teil des Bedingungskomplexes zu machen, welcher die Bewegung der Tiere bestimmt.

Da hiergegen jedoch noch immer gelegentlich verstoßen wird, so sei es erlaubt, im ernsten Zusammenhange an ein Berliner Scherzwort zu erinnern: „Warum hüpft der Sperling über den Damm? Antwort: Weil er auf

die andere Seite will." Die „Erklärung" würde um nichts besser werden, wenn man die Bewegung des Vogels auf einen „Instinkt" oder etwa auf einen zeitweilig auftretenden „Transgressionstrieb" zurückführen wollte. In der Tat stehen alle Erklärungen, welche uns dem Verständnis der tierischen Bewegungen mit Hilfe eines angenommenen „Willens", „Triebes" oder „Instinktes" näher zu bringen wähnen, durchaus auf derselben Stufe mit jener „Erklärung" der fraglichen Bewegung des Sperlings. Es liegt das daran, daß der subjektive „Wille" oder „Trieb", selbst wenn man ihn als festgestellt annehmen wollte oder könnte, doch selbst wieder von andern, feststellbaren, teils inneren physiologischen, teils äußeren Reizursachen abhängen muß. Diese materiellen Ursachen der materiellen Erscheinung, welche Bewegung heißt, zu erforschen, wäre aber gerade die Aufgabe, selbst wenn man eine subjektive „Willens"- oder „Trieb"-Empfindung als Mittelglied zwischen materielle Ursache und materielle Wirkung einzuschieben für gut befinden wollte. Hiergegen läßt sich nur dann ein Einwand erheben, wenn man an eine absolute Spontaneität des Willens glaubte, was im Widerspruch zum Kausalgesetz stehen würde. Auf diese schwierige, früher vorwiegend von abergläubischen („religiösen"), in der Gegenwart von metaphysischen Vorurteilen umlagerte erkenntnistheoretische Frage kann hier nicht eingegangen werden. Das ist aber auch nicht nötig: denn soweit etwa eine absolute Spontaneität denkbar wäre und tatsächlich bestünde, würde jede naturwissenschaftliche Forschung unmöglich sein, da das Wesen der Spontaneität, genau genommen, gerade in der Ursachlosigkeit besteht.[1])

[1]) Vergleiche meinen Aufsatz im Biologischen Zentralblatt, Bd. XI, Nr. 14, 1891, S. 417 ff.: „Zur Beurteilung und Erforschung der tierischen Bewegungen". — In den 14 Jahren seit Erscheinen dieser Notiz habe ich meine Ansicht übrigens etwas geändert,

Seit einigen Jahrzehnten haben wir bereits eine ganz ansehnliche Zahl tierischer Bewegungen, welche früher als spontan ausgegeben oder mit der Scheinerklärung sogenannter Instinkte oder Triebe abgefertigt wurden, als notwendige Folgen gewisser Ursachen auf dem Wege des Experiments kennen gelernt. Während man früher über den wunderbaren Instinkt vieler Nachtinsekten — ihren so oft für sie selbst verhängnisvollen Hang, dem Lichte zuzustreben — darwinistisch oder nichtdarwinistisch gefabelt hat, ohne daß dadurch die Sache auch nur um einen Deut verständlicher geworden wäre, so wissen wir jetzt, daß jene Bewegungen genau denselben Gesetzen folgen, wie die längst bekannten heliotropischen Bewegungen der Pflanzen.

Es sind besonders die Forschungen von J. Loeb[2]),

indem ich, gegen alle Theologie, gegen die meisten Metaphysiker und insbesondere gegen Kant zwar das facta infecta fieri non possunt, nicht aber die Allgemeingültigkeit der Kausalität als bewiesen ansehe — nicht zu reden von deren angeblicher Kantischer Apriorität. Wohl aber hört da, wo die Kausalität aufhört, auch die Forschungsmöglichkeit auf; und es ist sicher, daß im allgemeinen die tierischen Bewegungen unbeschadet ihres Anscheins von Regellosigkeit und Unberechenbarkeit, trotzdem die notwendigen Folgen erforschbarer und objektiv aufzeigbarer Bedingungskomplexe sind. Meine Ansicht über das Kausalitätsproblem hoffe ich dereinst in anderem Zusammenhange an anderer Stelle bekannt zu geben.

[2]) Der Heliotropismus der Tiere und seine Übereinstimmung mit dem Heliotropismus der Pflanzen. Würzburg, Hertz, 1890. — Über die künstliche Umwandlung positiv heliotropischer Tiere in negativ heliotropische und umgekehrt, in Pflügers Archiv f. d. ges. Physiologie. Bd. 54, S. 81. 1893. — Ferner zahlreiche Aufsätze, besonders über Galvanotropismus in Physiological Archives, Hull Physiological Laboratory, Chicago, University of Chicago Press, 1898. — Endlich die ganze Betrachtungsweise in seiner „Comparative Physiology of the Brain and Comparative Psychology“ New York G. P. Putnams Sons, and London John Murray, 1900. Deutsch unter dem Titel: „Einleitung in die vergleichende

denen wir die entscheidenden Aufklärungen verdanken. Zufall und persönliche Umstände haben anfangs die Verbreitung dieser Einsichten verzögert. Loeb bekleidete damals kein öffentliches Lehramt und hat sich von wissenschaftlichen Coterien immer ferngehalten. Er war ein Einzelforscher, der zudem noch in manchen Richtungen, wie besonders in bezug auf den damals noch allmächtigen einseitigen Darwinismus, gegen den Strom schwamm. Nachdem dann Loeb eine Professur erst in Chicago, später in Berkeley in Kalifornien erhalten und seinen Namen durch eine Reihe anderweitiger, höchst sensationeller Entdeckungen[1]) weit über die Grenze der Fachwissenschaft hinaus berühmt gemacht hat, wird das wohl anders werden und auch seine früheren Schriften werden mit der Zeit die ihnen gebührende Beachtung finden.

Da übrigens der aus einem der vorigen Sätze herausklingende Widerspruch gegen die darwinistische Betrachtungsweise physiologischer Dinge für ein weniger orientiertes Publikum leicht mißverständlich sein könnte, so sei er mit ein paar Bemerkungen präzisiert: Der Darwinismus, soweit er in die Physiologie einzudringen vermochte, stellt über das, was möglicherweise mit den hypothetischen Vorfahren in geologisch grauer Vorzeit passiert sein mag, Spekulationen an; die exakte physiologische Forschung sucht hingegen auf dem Wege der Beobachtung und des Experiments die gegenwärtigen und immer gültigen Kausalzusammenhänge zu eruieren. Jener ist eine hypothetische Historie, diese ist exakte Wissenschaft. Es handelt sich also keineswegs etwa um eine Ablehnung des Darwinismus in Bausch und

Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der wirbellosen Tiere." Leipzig, J. A. Barth, 1899. Außerdem zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften.

[1]) Besonders z. B. die künstliche Parthenogenesis und die Befruchtung von Seeigeleiern durch Seesternsperma.

Bogen, am allerwenigsten aber gar um eine Bekämpfung der äußerst wahrscheinlichen Deszendenzhypothese der Organismen, die übrigens nur ein Teil des Darwinismus ist, und zwar derjenige, welcher schon vor Darwin existierte; sondern nur um einen Protest gegen den verkehrten Versuch, rein kausale Probleme historisch behandeln zu wollen.[1])

Immerhin wird man sich auch auf der andern Seite vor einer Überschätzung der Tragweite der Reizphysiologie zu hüten haben. Jedenfalls ist es problematisch, ob sich alle Bewegungen aller Tiere wirklich in letzter Linie restlos in Tropismen, d. h. Reizbewegungen auflösen lassen. Wenn das nämlich in bezug auf irgend ein Tier geschehen wäre, so würden wir alle Bewegungen dieses Tieres ebenso sicher voraussagen können wie etwa der Astronom die Bewegungen der Planeten. Alle und jede Spontaneität hätte sich als eine Illusion, und das Tier als eine reine Maschine erwiesen, wobei es ganz belanglos wäre, ob man der lebenden Maschine bei ihren mit absoluter Notwendigkeit erfolgenden und vorher berechenbaren Bewegungen einen bewußten Willen, Trieb, Instinkt oder Empfindungen zuschreiben wollte oder nicht. Wenn man nun aber auch diese Frage vorsichtigerweise

[1]) Ich habe schon früher auf diesen Gegensatz, im Anschluß an ein besonders charakterisches Vorkommnis hinweisen müssen, nämlich in meiner Abhandlung über „Herrn Alfred Goldsborough Mayers Entdeckung eines ‚Atlantischen Palolo‘ und deren Bedeutung für die Frage nach unbekannten kosmischen Einflüssen auf biologische Vorgänge. Zugleich eine Beleuchtung der darwinistischen Betrachtungsweise.“ (Biolog. Zentralblatt, Bd. XXI, S. 312 ff. und 352 ff.) Meine Einwände gegen den Darwinismus oder vielmehr gegen dessen mißbräuchliche Anwendung stammen nicht, wie die üblichen, aus dem Lager der Reaktion, sondern erfolgen umgekehrt vom Standpunkte eines weiterreichenden, exaktnaturwissenschaftlichen Radikalismus. Übrigens bin ich weder der erste noch der einzige, der gegen den Mißbrauch der historischen Betrachtungsweise Einspruch erhebt.

einstweilen als eine offene ansehen mag, so ist es doch sicher, daß sehr viele Bewegungen auch der höheren und höchsten Tiere weit über den Kreis der eigentlich sogenannten Reflexbewegungen hinaus sich als tropismenartige Wirkungen bestimmter Reizursachen nachweisen lassen. Das muß auch vom Menschen gelten und wahrscheinlich in besonders deutlicher Weise gerade auf dem Gebiete jener Lebensäußerungen, welche direkt oder indirekt mit der Erotik zusammenhängen, jener Gruppe von Erscheinungen, deren universelle Verbreitung es von vornherein anzudeuten scheint, daß sie auch bei dem intelligentesten Wesen, beim Menschen, weit weniger im Intellekt als in den verborgenen Tiefen der physiologischen Konstitution wurzele.

Auch wenn man grundsätzlich anderer Meinung ist — der gelehrte Jesuit und bekannte Ameisenforscher Wasmann warnt neuerdings ausdrücklich vor einer Überschätzung der Tropismentheorie bei den Bewegungen der Ameisen[1]) — so geht es doch nicht an, wie das einige

[1]) E. Wasmann, S. J., „Ursprung und Entwicklung der Sklaverei bei den Ameisen“ (146. Beitrag zur Kenntnis der Myrmekophilen), Biolog. Zentralblatt, Bd. 25, Nr. 5 vom 1. März 1905. Wasmann sagt daselbst auf S. 140/41: . . . „Die Ameisen hatten sich mit ihrer Brut in den warmen Sonnenstrahlen gelagert, deren helles Licht sie durchaus nicht genierte. Hieraus darf man wohl mit Recht schließen, daß die Ameisen nur deshalb bei plötzlicher Erhellung ihres Nestinnern in Aufregung gerathen, weil dieselbe gewöhnlich mit einer feindlichen Störung verbunden zu sein pflegt, nicht aber deshalb, weil die Ameisen in ihren Nestern «negativ heliotrop» sind. Letztere Auffassung ist eine durchaus irrtümliche und bildet einen der vielen biologisch unhaltbaren Auswüchse der modernen Reflextheorie, welche das Tier erst willkürlich in lauter Reflexe zerschneidet und dann selbstverständlich die psychische Einheit des tierischen Seelenlebens nicht mehr finden kann.“ — Man braucht nicht Jesuit zu sein, um die Bedenklichkeit der Reizphysiologie zu fühlen, sofern sie mit dem Anspruche auftritt, nun alles und jedes in Tropismen und reflexartige Bewegungen auflösen zu können.

meiner Kritiker getan haben, bei der Behandlung dieser Fragen die moderne Reizphysiologie einfach zu ignorieren; weder im Sinne des Nichtsdavonwissenwollens wie in dem des naiven Nichtwissens.

Zu einer Analyse der Erotik sind bisher vier verschiedene Ansätze ungleichen Wertes vorhanden. Der erste bezieht sich vorwiegend auf niedere und zum Teil sogar auf einzellige Lebewesen. Er besteht in dem Nachweise, daß die sexuelle Anziehung, welche beispielsweise das Wandern der Spermatozoen zur Eizelle hervorruft, auf Chemotaxis beruht. Es ist sogar, wenigstens in einem Falle, der chemische Stoff bekannt, welcher wirksam ist.[1]) Hierhin gehört aber auch die Anziehung, welche die Weibchen mancher Schmetterlinge auf die Männchen ausüben: mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit handelt es sich auch hier, also bei den erotischen Annäherungen vielzelliger, hochdifferenzierter Organismen, um Chemotaxis, wobei es unsere Bewunderung erregen muß, wie unglaublich, mehr als homöopathisch, verdünnte Stoffe hier noch wirksam und für die Erhaltung der Art von ausschlaggebender Bedeutung sind.[2]) Übrigens kann

---

[1]) Vgl. u. a. den 6. Zusatz in meiner „Renaissance des Eros Uranios."

[2]) Um Standpunkt und Ausdrucksweise der Reizphysiologie an diesem konkreten Beispiel zu erläutern: wir wissen, daß die Bewegungen dieser Schmetterlingsmännchen durch chemische Substanzen bestimmt werden und reden daher von Chemotaxis. Ob sich diese Schmetterlingsmännchen dabei einer subjektiven Geruchsempfindung erfreuen oder nicht, das können wir nicht erfahren und lassen es daher unberücksichtigt. Wollte man aber selbst das Vorhandensein einer subjektiven Empfindung annehmen, und diese zur unmittelbaren Ursache der Bewegung machen, so würde sich die Frage nach der Ursache der subjektiven Empfindung erheben und uns schließlich doch auf die chemischen Substanzen leiten. Die subjektive Empfindung kann besten Falles immer nur als ein der Beobachtung unzugängliches, hypothetisches Mittelglied zwischen zwei objektiv nachweisbaren

schon nach einem Wahrscheinlichkeitsbeweis per exclusionem als feststehend angenommen werden, daß die erotischen Bewegungen der niederen Lebewesen ganz vorwiegend, und in den meisten Fällen ausschließlich auf Chemotaxis beruhen: da nämlich die andern Sinnesqualitäten und die zugehörigen Organe zu fehlen oder wenig entwickelt zu sein pflegen; so daß also wahrscheinlich eine weitgehende Verallgemeinerung des Ergebnisses derjenigen Fälle erlaubt und angezeigt ist, in denen der chemotaktische Charakter der erotischen Bewegungen direkt nachgewiesen werden kann. Schwankend kann man erst da werden, wo es sich um Lebewesen handelt, bei denen, wie beim Menschen, der chemische Sinn im Verhältnis zum Gesichtssinn wenig ausgebildet ist. Übrigens aber ist schon hier darauf hinzuweisen, daß nicht nur die sexuelle, sondern auch die soziale Anziehung zwischen den Individuen soziallebender Arten größtenteils auf Chemotaxis beruht, und daher mit der eigentlichen, sexuellen Erotik jedenfalls eine Wurzel gemeinsam hat. Wasmann berichtet wiederholt, welch' enorme Rolle der „Nestgeruch“ bei Versuchen mit Ameisen spielt, so daß man beispielsweise bei der Übertragung von Ameisen oder Ameisengästen von einem Nest in das andere immer die Vorsicht gebrauchen muß, die zu übertragenden Tiere vorher einige Tage in Quarantäne zu halten, da andernfalls der fremdartige Geruch ein feindseliges Verhalten der neuen Wirte hervorruft.[1]) Ebenso hat Wasmann nachgewiesen, daß die „Zuneigung“ der Ameisen zu gewissen Käfern (sog. Ameisengästen) auf

---

Erscheinungen figurieren: so daß es besser und jedenfalls einfacher ist, sie von vornherein auszulassen. In unsrer hier vorliegenden Untersuchung sind wir dagegen in dem eigenartigen Falle, gerade umgekehrt aus den Angaben über subjektive Empfindungen eine Konstruktion der objektiven Zusammenhänge zu versuchen.

[1]) Biologisches Centralblatt, Bd. XXV, S. 140, 142, 162 u. A.

Chemotaxis beruht, indem sich die Ameisen an einem Stoffe gleichsam berauschen, welcher von jenen Käfern abgesondert wird.[1])

Die wenigstens teilweise Zurückführung der erotischen Erscheinungen auf Chemotaxis ist der bisher wertvollste Ansatz zur biologischen Erklärung: denn er ordnet die erotischen Annäherungsbewegungen als einen Spezialfall in das weitere Gebiet chemotaktischer Reizwirkungen ein, und weist die Anwesenheit bestimmter chemischer Stoffe als ein wesentliches Stück im Komplexe der Ursachen nach, von denen die erotischen Bewegungen abhängen; und er enthält sich des Operierens mit nichts erklärenden Wörtern wie Wille, Empfindung, Instinkt oder Trieb. —

Ein zweiter Ansatz ist sehr verschiedenen Ursprungs und bezieht sich vorwiegend auf den Menschen. A. Moll zerlegte den Geschlechtstrieb in einen „Kontrektationstrieb“ und einen „Detumeszenztrieb“. Dem ersteren wird die Annäherung der beiden Individuen, dem zweiten die Entleerung der Geschlechtszellen ins Freie oder in die weiblichen Genitalien zugeschrieben. Die beiden Wörter „Kontrektations-“ und „Detumeszenztrieb“ sind von den meisten und auch von mir in meiner „Renaissance des Eros Uranios“ angenommen worden. Was wir unsern Geschlechtstrieb nennen setzt sich in der Tat, nach subjektiver Analyse, aus jenen beiden Komponenten zusammen. „Geschlechtstrieb“ ist ein Sammelname für zwei wesentlich verschiedene, wenn auch zueinander in innigen Beziehungen stehende Triebe; was ein jeder normale, sei es vorwiegend heterosexuell, sei es vorwiegend homosexuell empfindende Mensch aus unmittelbarer Selbstbeobachtung bestätigen kann, und — was man gerade wegen dieser leichten Feststellbarkeit von

[1]) Im Biologischen Centralblatt, Bd. XXIII; zitiert in meiner „Renaissance des Eros Uranios“, Anhang S. 70.

alters her gewußt haben muß. Der Fortschritt, den wir Moll in dieser Hinsicht verdanken, besteht nicht darin, daß er unsrer Kenntnis neue Elemente hinzugefügt hätte, sondern nur darin, daß er für die jedermann subjektiv bekannten beiden Komponenten des Geschlechtstriebes zwei neue bezeichnende Wörter ausgeprägt hat. In dieser Feststellung liegt keine Verkleinerung, sondern nur eine Präzisierung der Mollschen Leistung: denn die Erfindung wirklich nützlicher und zur Begriffsanalyse brauchbarer, neuer Ausdrücke, durch welche die Verständigung erleichtert wird, ist unter Umständen und gerade in diesem Falle in der Tat von einiger Wichtigkeit. Denn wenn früher vom Geschlechtstriebe im allgemeinen gesprochen wurde, so wußte man nicht, ob die eine, die andere, oder etwa beide Komponenten gemeint waren.

Beide Triebe stehen nun in einer Wechselwirkung, die gleichfalls jedermann geläufig und auch von Moll ausgeführt ist, die wir hier aber kurz skizziren müssen. Wenn beide Komponenten nicht eben eng zusammengehörten, so würde die Sprache schon längst gesonderte Wörter für beide gebildet und vielleicht sogar auf die zusammenfassende Bezeichnung „Geschlechtstrieb" verzichtet haben. Den Kontrektationstrieb empfinden wir subjektiv als die Neigung zur Annäherung an ein anderes Individuum; in objektiver Sprache ist er (oder das ihm zugrunde liegende, Physiologische) die Ursache der erotischen Annäherung. Die Annäherung löst dann das Erwachen des Detumeszenztriebes aus und dieser am Ende die Entleerung der Samenzellen. So hängen beide nach dem Schema eines Kettenreflexes zusammen, bei welchem sozusagen dem Kontrektationstriebe der erste und dem Detumeszenztriebe der zweite Akt zufällt; so daß auf Grund dieses Zusammenhanges der Kontrektationstrieb das zeitlich Primäre ist. Daneben existiert abe- ein zweiter Zusammenhang: das Vorhandensein eine

starken Detumeszenztriebes steigert den Kontrektationstrieb; bei reichlicher Absonderung oder Anhäufung der Sexualprodukte ist die Reizbarkeit auf Grund des Kontrektationstriebes größer und es finden erotische Annäherungen statt auf Grund von Reizen, welche im andern Falle wirkungslos bleiben würden. Allgemein kann man daher sagen, daß ein starker Kontrektationstrieb die Empfindlichkeit für die den Detumeszenztrieb auslösenden Reize steigert und umgekehrt.[1])

Wenn man von der Selbstbeobachtung und den Angaben andrer Selbstbeobachter über ihre subjektiven Empfindungen absieht, so ist der objektiv konstatierbare Tatbestand der folgende. Es findet zunächst eine Annäherung der Individuen statt, wobei in der Regel das Männchen dasjenige ist, welches sich vorzugsweise oder ausschliesslich aktiv in der Richtung auf das Weibchen bewegt — ganz analog, wie es das männliche oder Samenelement ist, welchem in der ganzen Natur die aktive Beweglichkeit zukommt. Nachdem die Annäherung erfolgt ist, die bei vielen Tieren noch durch eine je nach den Arten verschiedene mehr oder minder weit gehende körperliche Vereinigung ergänzt wird, werden die Geschlechtsprodukte oder — (im Falle einer Befruchtung im Innern des weiblichen Körpers) — die Samenzellen ausgestoßen.

Diese Vorgänge haben die größte Ähnlichkeit mit einem andern komplizierten und wunderbaren „Instinkte“, der

[1]) Dies ist auch der wahre Grund der Schädlichkeit der von unserer Sitte und Gesetzgebung, unabsichtlicher Weise, aber tatsächlich, so übermäßig protegierten einsamen Selbstbefriedigung: die reichlich und oft überreichlich geübte Detumeszenz setzt den Kontrektationstrieb, sowohl dem eigenen wie dem andern Geschlechte gegenüber herab und schwächt dadurch den physiologischen Kitt der Soziabilität. Der erste, der diesen Sachverhalt klar ausgesprochen hat, ist Gustav Jäger („Entdeckung der Seele“ 3. Aufl., I. Bd., S. 258).

gleichfalls der Erhaltung der Art dient: nämlich mit demjenigen des befruchteten Weibchens vieler Insekten, z. B. der Hausfliege, ihre Eier an einem solchen Ort abzulegen, wo die Larven die ihnen entsprechende Nahrung finden. Loeb hat in seiner „Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie und vergleichende Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der wirbellosen Tiere" eine Analyse dieses „Instinkts" geliefert, welche für unsern Fall einen so hohen Aufklärungswert besitzt und zugleich ein so klassisches Beispiel der Betrachtungs- und Forschungsart der objektiven, nicht psychologisierenden Reizphysiologie ist, dass ich jene paar Seiten hier in extenso folgen lasse. Loeb sagt auf S. 124:

„Wir wollen uns nunmehr der Betrachtung von einigen komplizierteren Instinkten zuwenden. Es erschien mir immer als eine der wunderbarsten Einrichtungen in der Natur, daß bei einer Reihe von Spezies das Weibchen die Eier an solchen Orten ablegt, wo die auskriechenden Larven die für sie passende Art der Nahrung finden. Wer die vergleichende Physiologie hierbei nicht berücksichtigt und statt dessen in der bisher üblichen Weise versucht, diese Reaktionen auf zweifelhafte Gehirnzentren zurückzuführen, wird schwerlich weit kommen. Vom Standpunkt der vergleichenden Physiologie aber werden wir zu der Einsicht geführt, daß es sich hier um einfache Tropismen handelt, für deren Zustandekommen nur der Vorgang der Reizleitung, aber keinerlei sonstige mysteriöse Einrichtungen im Zentralnervensystem erforderlich sind. Die Hausfliege legt ihre Eier auf faulendes Fleisch, Käse oder ähnliches Material und diese Substanzen bilden das Nährmaterial für die jungen Larven. Ich habe oft Stücke Fleisch und Fett vom nämlichen Tier nebeneinander an das Fenster gelegt, aber die Fliege machte nie einen Irrtum, sie legte ihre Eier stets auf das Fleisch und nie auf das Fett. Ich

machte ferner den Versuch, die Larven auf Fett zu züchten. Wie zu erwarten war, fand auf Fett kein Wachstum statt und die Larven gingen bald zugrunde. An den jungen Larven liess sich die Mechanik des eigentümlichen Instinkts ihrer Mutter ermitteln. Die Larven werden durch bestimmte Substanzen, welche von einem Körper ausstrahlen, orientiert und diese Orientierung findet in derselben Weise statt wie die Orientierung heliotropischer Tiere durch das Licht stattfindet. An die Stelle der Lichtquelle tritt in diesen Versuchen das Diffusionszentrum und an die Stelle der Lichtstrahlen die Diffusionslinien, d. h. die geraden Linien, längs welcher die Moleküle vom Diffusionszentrum sich ins umgebende Medium fortbewegen. Die chemischen Effekte der diffundierenden Moleküle auf gewisse Elemente der Haut beeinflussen die Spannung der Muskeln in ähnlicher Weise wie die photochemischen Wirkungen der Lichtstrahlen im Falle heliotropischer Tiere. Man bezeichnet die Orientierung eines Organismus durch diffundierende Moleküle als Chemotropismus[1]) und wir sprechen von positivem Chemotropismus, wenn das Tier gezwungen ist, seine Symmetrieachse in die Richtung der der Diffusionslinien zu bringen und seinen Kopf gegen das Diffusionszentrum zu richten. Bei einer solchen Orientierung wird jedes Paar von Symmetriepunkten an der Oberfläche des Tieres unter gleichem Winkel von den Diffusionslinien getroffen. Es läßt sich leicht zeigen, daß die Fliegenlarven positiv chemotropisch gegen gewisse chemische Substanzen sind, die in faulendem Fleisch und Käse gebildet werden, die aber beispielsweise nicht im Fett enthalten sind. Die fraglichen Stoffe sind wahrscheinlich flüchtige stickstoffhaltige Verbindungen. Die junge Fliegenlarve wird durch diese Substanzen in der-

---

[1]) Oder Chemotaxis. B. F.

selben Weise zum Diffussionszentrum geführt, wie die Motte in die Flamme. Die weibliche Fliege besitzt denselben positiven Chemotropismus für diese Stoffe wie die Larven und wird demgemäß zum Fleisch geführt. Sobald sie auf dem Fleische sitzt, scheinen chemische Reize [1]) reflektorisch die Eiablage auszulösen. Es könnte auch sein, daß zur Zeit, wo das Tier zur Eiablage bereit ist, der positive Chemotropismus für die erwähnten Stoffe besonders stark entwickelt ist. [2]) Sicher ist aber, daß weder Erfahrung noch bewußte Wahl eine Rolle bei diesen Vorgängen spielen. Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, was nötig ist, um diese Reaktion auszulösen, so lautet die Antwort: Erstens die Gegenwart einer Substanz in der Haut des Tieres, die durch die erwähnten flüchtigen Stoffe, die im faulenden Fleisch enthalten sind, verändert wird, und zweitens die bilaterale Symmetrie des Körpers. Das Zentralnervensystem spielt dabei keine andere Rolle, als daß es die protoplasmatische Brücke für die Reizleitung von der Haut zu den Muskeln bildet. In Organismen, wo diese Reizleitung ohne Zentralnervensystem möglich ist, bei Pflanzen z. B., finden wir auch dieselben Reaktionen (Instinkte). Das entspricht der Segmentaltheorie, aber nicht der Zentrentheorie." —

Die Ähnlichkeit des Vorganges der Eiablage mit den Erscheinungen der Begattung der höheren Tiere ist klar. Wie die Fliege von den Stoffen chemotaktisch angezogen wird, welche den Larven Nahrung bieten, so nähert sich das Männchen dem Weibchen; und ähnlich, wie die Fliege ihre Eier ausstösst, sobald die Annäherung stattgefunden hat, so entleert das Männchen nach erfolgter

[1]) Ich würde hier eher an eine Verbindung chemischer Reize mit taktilen Reizen denken. B. F.

[2]) Ganz analog dürften die Reifungszustände der Samenzellen und deren Anhäufung eine Änderung in denjenigen Reizbarkeiten hervorrufen, von welchen die erotische Annäherung abhängt. B. F.

Annäherung — (oder bei vielen Arten nach der körperlichen Vereinigung) — seinen Samen. Subjektivistisch ausgedrückt, könnten wir der Fliege einen „Kontrektationstrieb" in bezug auf faulendes Fleisch und einen „Detumenszenztrieb" betreffs der Ausstoßung der Eier zuschreiben. Jedermann sieht aber, daß wir hiermit zwar allenfalls bequeme neue termini technici gewonnen hätten, in das Wesen des Vorganges aber um keinen Schritt eingedrungen wären, während die Loebsche Auflösung in Tropismen unserer Kenntnis wirklich neue Elemente hinzufügt. —

In einer logischen Abzweigung von diesem Gedankengang mag eine andersartige Erwägung Platz finden, welche sich auf die Beurteilung der Homosexualität bezieht. Jener Vergleich des sexuellen Aktes mit der Eiablage der Fliege ist nämlich offenbar dazu angetan, die Homosexualität als eine Abnormität erscheinen zu lassen; denn der Homosexuelle gliche gewissermaßen einer Fliege, welche ihre Eier an einen Ort ablegte, wo die Larven zugrunde gehen müssen. Nun habe ich aber schon in meiner „Renaissance" daraufhingewiesen, daß gerade bei sozialen Tieren sehr häufig eine Arbeitsteilung stattfindet zwischen solchen Individuen, die der Fortpflanzung und solchen, welche der Sozialität in anderer Weise dienen, wie das auch G. Jäger im II. Bande dieser Jahrbücher auf S. 122 angedeutet hat. Hiernach wären die Homosexuellen offenbar mit den letzteren Individuen zu vergleichen und damit stimmt überein die den Gegnern der Emanzipationsbestrebungen so äußerst unbequeme, nichtsdestoweniger aber offenkundige Tatsache, daß gerade unter den Männern (übrigens auch Frauen) in sozial leitender Stellung der Prozentsatz der Homosexuellen besonders groß ist.[1]) Bei

[1]) Man kann wohl als sicher hinstellen, daß ein § 175a, wenn es technisch möglich wäre, alle durch ihn kreierten „Straftaten" der sogenannten Gerechtigkeit zu

andern sozialen Tieren, wie bei den Bienen, ist in den rein sozialen Individuen, den „Arbeitern“, die eigentliche Sexualfunktion unterdrückt; beim Menschen hingegen nur abgelenkt und modifiziert; auch ist die Trennung keine so scharfe und anatomisch festgelegte. Übrigens war diese Wahrheit schon Platon bekannt, der ja ausdrücklich in seinem „Gastmahl“ den Homosexuellen eine besondere politische Begabung zuschreibt. Dies beiläufig, auf daß nicht aus dem Vergleiche der Reizbarkeiten bei der Eiablage mit denen bei der Erotik ein falscher Schluß gezogen werde. —

Von besonderer Wichtigkeit für die Analyse der Sexualität der höheren Tiere und des Menschen sind endlich die Forschungen Gustav Jägers. Er führt sowohl den eigentlich sexuellen Kontrektrationstrieb als auch das Sympathiegefühl — sowie dessen Gegenteil — überhaupt auf Duftwahrnehmungen zurück, wodurch er sich offenbar mit der chemotaktischen Theorie der sexuellen Bewegungen berührt. Denn der Geruchssinn (neben dem mit ihm eng verwandten Geschmackssinn) ist der chemische Sinn; und eine Anziehung oder Abstoßung, welche, nach unsrer subjektiven Empfindung, von Geruchswahrnehmungen ausgeht, ist in der Sprache der objektiven Reizphysiologie positive oder negative Chemotaxis. Ein besonderes, noch jetzt von nur wenigen begriffenes Verdienst von Jäger ist hierbei der Nachweis, daß die Duftwahrnehmungen von Erheblichkeit sind nicht nur für jenen „Kontrektationstrieb“, der mit der Fortpflanzung zu tun hat, sondern für die Sympathie- und Antipathieverhältnisse überhaupt. Deswegen ist

überliefern, in die Frauenrechtlerei gar große Lücken reißen müßte. Ebenso würde es ein nationales Unglück sein, wenn auch nur ein nennenswerter Teil der homosexuellen Männer „bestraft“ und dadurch ihrer vielfachen leitenden und führ[illegible] beraubt würde.

auch Jäger als der erste anzusehen, der für die Soziabilität des Menschen eine wirklich wissenschaftliche, d. h. erkenntnisvermehrende physiologische Erklärung an Stelle der sonst kurshabenden psychologisierenden Scheinerklärungen angebahnt hat. Besonders in negativer Richtung ist übrigens der chemotaktische Sachverhalt sowohl für einige andere soziale Tiere als auch für unsre eigene Art ganz augenscheinlich. Die Abneigung der Ameisen gegen Eindringlinge aus fremden Nestern sowie auch der menschliche Rassenhaß beruht, unbeschadet aller andern, mitwirkenden Ursachen, auf chemotaktischer Basis: die menschlichen Rassen riechen einander im allgemeinen unangenehm. In der Tat gewinnt hierdurch ein großes Gebiet der Biologie, nämlich **die Bestimmung der tierischen Bewegungen durch andere Individuen** sei es desselben, des andern, oder, wie bei manchen sozialen Insekten, eines dritten Geschlechts, oder gar einer andern Art, ein einheitliches Aussehen: Sexualität, Soziabilität und Symphilie[1]) beruhen in der gesamten Natur wenigstens zum Teil und vielfach vorwiegend oder ausschließlich, auf Chemotaxis, und haben somit eine gemeinsame Wurzel. Inwiefern nun dies auch auf die in diesen Jahrbüchern vorzugsweise behandelte Frage der sogenannten Homosexualität Licht wirft, habe ich in meinem Buche über die Renaissance des Eros Uranios — vgl. die Bibliographie in diesem Jahrbuche — ausführlich darzulegen versucht.

Dort habe ich aber auch schon die Vermutung ausgesprochen, daß möglicherweise Jäger das Sympathiegefühl, oder, in objektiver Ausdrucksweise, die biologische Anziehung zwischen den Geschlechtern und zwischen den Individuen der sozialen Arten allzu ausschließlich auf

---

[1]) Hierunter versteht man das sogen. Gastverhältnis, z. B. gewisser Käferarten, zu bestimmten Ameisen.

Chemotaxis gründen wollte. Schon damals schwebte mir daher der Plan vor, eine Analyse der Sexualität nach den verschiedenen Sinnesqualitäten vorzunehmen. Objektive Versuche sind hier beim Menschen, aus vielen, z. T. naheliegenden Gründen wenigstens in größerem Umfange nicht möglich. Wir können nicht bei einer größeren Zahl von Menschen experimentell versuchen, auf welche Reize ihre Sexualität reagiert. Wohl aber schien der Weg einer Rundfrage gangbar, durch welche im günstigen Falle ein Material zu gewinnen war, das alle Vorteile und — alle Nachteile eines subjektiven, aus Selbstbeobachtung gewonnenen Materials an sich tragen würde.

Zwar liegt es auf der Hand, daß Selbstbeobachtung in diesen subtilen Dingen schwer — und vielleicht in manchen Beziehungen undurchführbar ist: denn es ist denkbar, daß sich manches unterhalb der Bewußtseinsgrenze abspielt. Außer diesen wirklichen Schwierigkeiten war noch die begreifliche Zurückhaltung des einzelnen in diesen allerpersönlichsten Dingen in Ansatz zu bringen.

Wir haben uns aus verschiedenen Gründen einstweilen auf den Anhänger- und Freundeskreis des wissenschaftlich-humanitären Komitees beschränkt.

Herr Dr. Hirschfeld hatte die Güte, als Beilage des Monatsberichts vom 1. März 1905 folgenden Fragebogen an 787 Adressen zu versenden:

„Für wissenschaftliche Zwecke bitten wir um möglichst eingehende Beantwortung der nachfolgenden Fragen. Hierbei ist es erwünscht, aber nicht notwendig, daß Sie auch angeben, ob Sie normal, homosexuell oder bisexuell sind. Die Antworten können auch anonym erfolgen. Die Fragen sind folgende:

Auf welchen Eindrücken beruht die Anziehung, welche gewisse Personen des Sie anziehenden Geschlechts ausüben?

a) Auf Wahrnehmungen des Gesichtssinns, also auf der Schönheit 1. des Antlitzes oder 2. des Körpers?

b) Auf Wahrnehmungen des Gehörs, d. h. übt die Stimme der Sie reizenden Personen eine besondere Anziehung aus?

c) Auf Wahrnehmungen des Gefühls? Übt beispielsweise die hart und straff sich anfühlende Muskulatur des Jünglings bzw. die weiche und schwellende Haut des Weibes auf Sie eine besondere Anziehung aus?

d) Auf Wahrnehmungen des Geruches? Werden Sie durch den Ausdünstungsgeruch gewisser Personen erregt? Spielt dabei die Ausdünstung bestimmter Körperstellen (und welcher?) eine besondere Rolle?

e) Oder halten Sie die Anziehung für eine rein oder vorwiegend seelische, auf Eigenschaften des Charakters, Willens, Intellekts usw. beruhende?

Welches sind ferner, nach denselben Rubriken a)—e) die Eindrücke, welche bei dem Sie nicht anziehenden Geschlechte auf Sie abstoßend wirken?

Wir bitten Sie, diese Fragen streng wahrheitsgemäß möglichst genau und eingehend zu beantworten, da hierdurch die Materialien für die noch fehlende und außerordentlich wichtige Analyse des Kontrektationstriebes gewonnen werden sollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Wissenschaftlich-humanitäres Komitee.“

Hierauf gingen bis zum 7. März 1905 44 Antworten ein. Die Zahl wuchs bis Anfang April langsam auf 104 an. Zur Zeit des Abschlusses dieser Arbeit waren im ganzen 113 Antworten eingegangen. Berücksichtigt in den Auszählungen wurden nur die ersten 104, da eine

Neuabzählung in Anbetracht der Geringfügigkeit des neu hinzugekommenen Materials nicht gelohnt hätte.

Zur statistischen Würdigung ist also vor allem die unzureichende Zahl der Angefragten und der erstaunlich geringe Prozentsatz der Antworten hervorzuheben.

Schon dieser Umstand, abgesehen von allem andern, stempelt das ganze Unternehmen zu einem allerersten, vorläufigen Versuche.

Dazu kommt ferner, daß sich von den 104 berücksichtigten Antworten 84 durch ausdrückliche Erklärung oder durch unzweideutige Angaben als von Homosexuellen herrührend erwiesen. 4 waren fraglich, 10 bisexuell und 6 heterosexuell. Nun ist es sehr wohl *möglich*, daß die Reizbarkeiten, welche die erotische Anziehung beim Heterosexuellen und beim Homosexuellen zusammensetzen, *nicht* in allen Beziehungen übereinstimmen; eine durchschnittliche, typische Verschiedenheit würde sogar von allergrößtem Interesse sein und möglicherweise über das Wesen der Hetero- und Homosexualität unerwartete Aufschlüsse geben. Eine Wiederholung einer ähnlichen Rundfrage in größerem Maßstabe sowohl bei Homosexuellen wie insbesondere bei Heterosexuellen ist somit ein wissenschaftliches Desiderat. Denn es liegt auf der Hand, daß sich mit den Angaben der 6 Heterosexuellen unseres Materials so gut wie nichts anfangen läßt. Immerhin sind die Ergebnisse, die sich aus den 94 Antworten ganz (84) oder teilweise Homosexueller (10) gewinnen lassen, von großem Interesse. Wir betreten mit diesem Versuch einer systematischen Analyse der Erotik ein so gut wie jungfräuliches Gebiet, auf das bisher fast nur vereinzelte Anekdoten einiger Mediziner sowie die auf den Aussagen von Gewährsmännern beruhenden Angaben Gustav Jägers einiges Licht geworfen hatten.

Die *erste* wichtige Tatsache, die sich nur allzubald aufdrängte, war die [illegible]glaubliche *Mannigfaltigkeit*

und Verschiedenheit der Angaben. Diese war so groß, daß ein statistisches Zusammenzählen des Gleichartigen nur in beschränktem Maße möglich war.

Die beste Übersicht auf dem hier zur Verfügung stehenden Raume läßt sich noch durch eine gesonderte Behandlung der verschiedenen Sinnesqualitäten und ihrer Erheblichkeit für die erotischen Tropismen gewinnen. Vorher aber seien, als Einleitung, zwei höchst charakteristische Antworten zitiert.[1])

Nr. 43 schreibt anstatt jeder weiteren Antwort: „Bei einer wirklichen Liebe analysiert man seine Empfindungen nicht." —

Und Nr. 7, ein auf Anraten seines Arztes (!) verheirateter rein Homosexueller meint: „. . . . die tiefinnerlichen Gefühle lassen sich ja schwer in Worte kleiden" und Nr. 99: „Jedwede Anziehung ist für mich auf voneinander nahezu untrennbare und deshalb schwer zu analysierende psychische gleichwie physische Eindrücke gegründet."

Wahrscheinlich liefern diese beiden Antworten den Schlüssel zum Verständnis der Tatsache, daß bei dieser Rundfrage nur 113 von 787 Angefragten geantwortet haben.[2])

In Parenthese sei noch bemerkt, daß sich die geringe Zahl der Bisexuellen im Vergleich zu den rein Homosexuellen in diesem Materiale sehr leicht erklärt. Bei unserer statistischen Rundfrage bei den Studenten der Charlottenburger polytechnischen Hochschule hatten sich

---

[1]) Zur leichteren Auffindbarkeit und Kontrollierbarkeit des Materials wird die laufende Nummer angegeben, die, wohlbemerkt, nachträglich auf den Antworten in zufälliger Reihenfolge behufs Ordnung angebracht wurde, so daß die völlige Diskretion gewahrt bleibt.

[2]) Bei unserer statistischen Enquête über die Verbreitung der Homosexualität erhielten wir in dem einen Falle 58,8 %, im anderen 41,6 % Antworten.

ja 1,5 % rein Homosexuelle und 4,5 % Bisexuelle, also dreimal mehr Bisexuelle als Homosexuelle, ergeben; der äußerst geringe Prozentsatz der Bisexuellen in dem hier vorliegenden Material der Komiteefreunde ist also eine Bestätigung des von mir in meiner „Renaissance des Eros Uranios“ ausgesprochenen und leicht verständlichen Umstandes, daß sich die Bisexuellen viel seltener an Ärzte oder an das Komitee wenden, als die rein Homosexuellen. —

Im folgenden werden zunächst nur die 84 Antworten Homosexueller in der Reihenfolge der Rubriken des Fragezettels berücksichtigt.

Die **Gesichtswahrnehmungen** waren unbeschadet aller Abweichungen im einzelnen bei allen Beantwortern von Erheblichkeit. Das ist leicht begreiflich, weil ja der Gesichtssinn beim Menschen — im Gegensatz zu vielen anderen Tieren und sogar Säugetieren — der durchschnittlich am weitesten tragende und daher sozusagen führende Sinn ist. Fast alle sahen auf „Schönheit“, und wiederum die meisten sowohl auf Schönheit des Antlitzes als auch des Körpers. Bei ersterem wurden von vielen die Augen oder der Blick, als „Spiegel der Seele“, wie es gelegentlich heißt, besonders hervorgehoben. Im übrigen geben aber manche an, daß die Schönheit des Körpers für sie das wichtigere sei, andere, daß die Schönheit des Antlitzes den Hauptreiz ausübe; wobei natürlich zu veranschlagen ist, daß wir bei unseren europäischen Kulturgewohnheiten Körper weit seltener zu sehen bekommen, als Gesichter. Wenn dem nicht so wäre, so würde wahrscheinlich die Wichtigkeit der Schönheit des übrigen Körpers verhältnismäßig steigen. Nebenbei seien noch einige Geschmacksabweichungen und Kuriositäten erwähnt. Nr. 9 gibt an, daß dasjenige, was sexuell erregend wirkt, nicht die Schönheit, sondern „Bart-

wuchs und starke Körperbehaarung, weicher Muskelbau und maßvolle Beleibtheit, auch am Bauch" sei, was doch, den „Regeln der Ästhetik nicht entspricht". Diese Nr. 9 gehört, wie die Vorliebe für Bartwuchs beweist, offenbar zu denjenigen Homosexuellen, welche das reifere Mannesalter lieben; eine Kategorie von Homosexuellen, welche in dem mir vorliegenden Material zwar in einigen Exemplaren vertreten ist, aber doch die entschiedene Minorität bildet, indem bei weitem die meisten durch das Jünglingsalter von etwa 16 bis zu 22 oder 24 Jahren gereizt werden. Insofern die Majorität die Normalität bestimmt, müßte also die Liebe zu Jünglingen als der Normalfall der Homosexualität bezeichnet werden.

Bei einigen spielt die Kleidung eine wichtige und bei einem sogar die vorherrschende Rolle. Nr. 74 schreibt auf die Frage, ob Schönheit des Körpers oder des Antlitzes stärker wirke: „Nein, Kleidung übt besondere Anziehung aus — Soldaten, Matrosen usw." Wieder ein anderer gibt an, daß eine regelmäßige, objektive Schönheit nicht so sehr von Erheblichkeit sei, wie ein gewisses, undefinierbares anziehendes Äußere.

Bei der Unbestimmtheit und unscharfen Fassung sehr vieler Angaben ist eine genaue Auszählung nicht möglich, die ja auch bei der Geringfügigkeit des vorliegenden Materials ohnehin von wenig Wert sein würde. Folgende ungefähre Zahlen sind jedoch wohl von einigem Interesse: Antlitz und Körper nahezu gleichmäßig kamen in Betracht bei 35; ein entschiedenes Vorwiegen des vom Antlitz ausgehenden Eindrucks gaben 28, einen überwiegenden Anreiz durch die Schönheit des übrigen Körpers 19, eine vorwiegende oder fast ausschließliche Wirksamkeit der Kleidung 3 Personen an.[1])

[1]) Eine Bemerkung über die Kleidung als mitwirkend kommt häufiger vor, wie z. B. die im Text zitierte Nr. 2 angibt, oder etwa Nr. 7, welcher schreibt: „Jünglinge und junge Männer haben

Eine Diskussion dieser Ergebnisse bleibt für den Schluß vorbehalten.

Die Mannigfaltigkeit der einzelnen Angaben innerhalb der Fragerubriken ist so groß, daß ein Eingehen auf alle Details untunlich ist. Um jedoch eine Vorstellung hiervon zu geben, seien ein paar Beispiele herausgegriffen. Nr. 1 liebt Jünglinge von 17—23 Jahren und zwar eine „stramme, doch dabei schlanke und kräftige Figur." — Nr. 2: „Die mir gefallenden Männer müssen groß, robust und möglichst ordinär sein." — Nr. 3: „Die hauptsächliche Anziehung übt die Beschaffenheit des Körpers aus; das Antlitz kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Es reizen dabei mehr bekleidete Körper, z. B. Reithosen und -Stiefel, uniformierte Personen, ein sogenannter Lastträgergang, überhaupt alle Anzeichen, welche die Beschäftigung mit körperlicher Arbeit oder Sport erraten lassen. Gänzlich nackte Körper, wie z. B. beim Winterbade in der Kaserne, üben einen direkten Reiz nicht aus."

Manche geben ziemlich detaillierte Schilderungen der Eigenschaften, welche der ideale Liebling haben muß. Nr. 8 antwortet auf Frage a): „Vor allen Dingen auf Schönheit des Gesichts von Jünglingen von 16—20 Jahren, mit regelmäßigen Gesichtszügen, mehr runder als ovaler Kopfbildung, blonden Haaren, weißem Teint, aber doch frischer, gesunder Gesichtsfarbe, blau glänzende, jedoch mild und ruhig blickende Augen, starke Wimpern und Augenbrauen; leicht aufgebogene Nase, Ohren klein, Mund nicht zu groß mit frischen, roten, etwas aufgeworfenen Lippen, nicht zu volles Kinn. Zweitens die Körper-

auf mich stets eine große Anziehungskraft ausgeübt, teils durch ein sympathisches Gesicht, teils durch eine schlanke und sehnige Gestalt, zumal wenn der betreffende junge Mann in einer Kleidung einhergeht, welche die schönen Körperformen hervorhebt und nicht verdeckt, also in eng anliegenden Hosen und in hohen Stiefeln."

bildung, im allgemeinen schlanke Gestalten, nicht zu breite Schultern, enge Hüften, Gesäß nicht zu tief, voll und vorstehend, Oberschenkel rund und voll, Waden mittelstark mit zartem Ansatz vom Knöchel an, runde Knie und kleine Füße. Geschlechtlich erregt werde ich durch der Augen träumerisches Blicken, durch das stramm und straff in die Hosen gepreßte Gesäß, und genitalibus si per vestitum latu sinistro videri possunt.“[1]) — Nr. 22 schreibt: „Die Eindrücke, auf welchen die Anziehung beruht, die Personen des männlichen Geschlechts auf mich ausüben, sind bei mir körperlicher und seelischer Natur usw. ... a) auf der Schönheit, den regelmäßigen Zügen des Antlitzes, sofern dasselbe nicht durch einen starken Bartwuchs entstellt ist; das hat wohl seine Berechtigung in den Gesetzen der Schönheit, man denke

[1]) Ich bitte den Leser wegen dieses und einiger anderer, nach unserm Begriffen obscöner und nach aller Begriffe widerlicher Zitate um Entschuldigung. Ich habe sie auf Wunsch des Herausgebers und einem alten Gebrauche folgend, ins Lateinische übersetzt, obgleich dies nach meiner persönlichen Meinung zweckwidrig ist, weil die scheinbar angestrebte Verminderung der Allgemeinverständlichkeit praktisch nicht erreicht und weil obendrein durch die sprachliche Differenz das Augenmerk auf das Obscöne geradezu hingelenkt wird. Ich hätte diese zum Teil das Gefühl der allermeisten unangenehm berührenden Stellen fortgelassen, wenn sie nicht unbedingt wissenschaftlich zur Sache gehörten — in höherem Grade, als gar manche latinisierten Obscönitäten in allerhand Büchern. In unserm Falle beruht das wissenschaftliche Interesse auf folgendem Umstande. Der weniger Orientierte ist nämlich geneigt, bei den Homosexuellen eine besondere Vorliebe für die männlichen Genitalien vorauszusetzen. Es ist das aber in dieser Allgemeinheit falsch. Zwei Homosexuelle haben mir persönlich mitgeteilt, daß für sie gerade die Genitalien gar nichts anziehendes, und einer von ihnen sogar, daß sie für ihn etwas geradezu abstoßendes haben. Nur aus diesem Grunde erschien die zitatweise Anführung eines Beispiels vom Gegenteile als wissenschaftlich interessant, da sie die große Mannigfaltigkeit des Geschmacks auch in dieser speziellen Hinsicht dartut.

sich einen Apoll mit Vollbart, er wäre einfach eine Karrikatur. Zweitens auf Schönheit des Körpers, ebenmäßigen Wuchs.“ — Nr. 21 schreibt: „Der primäre Reiz geht ausschließlich aus von der Schönheit des Gesichts, d. h. der bestimmten Art Schönheit, die speziell für mich den Kontrektationstrieb auslöst. Der Anblick eines meinem Ideal entsprechenden Gesichts (das übrigens recht selten ist) wirkt auf mich wie ein elektrischer Schlag und raubt mir fast den Atem. Nun tritt der sekundäre Reiz in Tätigkeit und es beginnt der Anblick der Oberschenkel ein gleiches Interesse zu fordern. Wohlgemerkt ist das aber immer in zweiter Linie, das Interesse muß immer erst durch ein in meinem Sinne schönes Gesicht geweckt werden.“ — Nr. 26: „Zunächst zieht mich die Schönheit eines Gesichts an und erst dann schaue ich nach dem Ebenmaße des übrigen Körpers, bei welchem dann Beine und vor allem Füsse eine große Rolle spielen. Im Gesicht wiederum sind es hauptsächlich die Augen, die ich als ‚Spiegel der Seele‘ ansehe und deshalb besonders schätze, worauf in zweiter Linie die Schönheit des Mundes eine große Anziehungskraft auf mich auszuüben vermag.“ — Nr. 39 schreibt: „Ich fühle mich vorwiegend zu Jünglingen mit hellen, hohen Stimmen und sanftem Aussehen hingezogen. Schönheit des Antlitzes ist mir wichtiger als die des Körpers, doch ist beides nicht maßgebend.“ — Dagegen meint Nr. 64: „Die Schönheit des Körpers, große, schlanke, jedoch kräftig gebaute Statur mit schön gewachsenen Beinen. Die Schönheit des Antlitzes fällt weniger ins Gewicht usw.“ — Endlich Nr. 87: „Von Gesicht schöne Männer — ich beurteile alles nach meinem homosexuellen Standpunkt — ziehen mich niemals an, im Gegenteil wirken sogen. schöne Männer direkt abstoßend auf mich, denn Antlitzschönheit bei Männern hat meistens etwas unendlich Leeres. Wohl aber zieht mich die Schönheit eines männlichen Körpers

ungemein an, aber dies doch auch weniger in Kleidern als nackt. Namentlich gefällt mir ein feines Ebenmaß der Oberschenkel, der Beine und Füße.“ —

Die **Gehörswahrnehmungen** treten hinter denen des Gesichts im Durchschnitt entschieden zurück. Immerhin wurden die Gehörswahrnehmungen als erheblich angeführt von 41, als minder wichtig, jedoch nicht ganz zu vernachlässigen bei weiteren 14, im ganzen also bei 55. Jedoch ist die Gehörswahrnehmung bei einigen von hervorragender Wichtigkeit. So antwortet Nr. 56 auf die Frage b) einfach mit „Sehr!“ — Nr. 91 gibt an, daß Gehörswahrnehmungen von Erheblichkeit waren „in drei Fällen, darunter gerade die zwei ersten Jugendlieben im Alter von 5 und 11 Jahren. Der dritte Fall als Referendar zu Student. In allen andern Fällen aber nur der Gesichtssinn. Vgl. kroatisches Volkslied in Dr. Harmenings Übersetzung: ‚Hab Dich lieb, doch nicht weil Deine — Schönheit einem Engel paßt, — Sondern weil Du als Kroatin — Solche schöne Sprache hast‘.“ — Nr. 93 sagt: „Kommen obiges Moment (schönes Antlitz und besonders schöne Augen) und eine wohllautende Stimme in demselben Menschen zur Erscheinung, so übt derselbe eine ganz besondere Anziehung aus.“ — Nr. 97 antwortet auf Frage b): „Ja, je tiefer die Stimme ist, desto sympathischer.“ — Doch sind dies eben die Ausnahmen, die meisten lassen durchblicken, oder geben direkt an, daß die Gehörswahrnehmungen für ihre Erotik von geringerer Bedeutung sind und eine ansehnliche Zahl antwortet auf Frage b) durch Auslassung oder durch ein einfaches Nein.

Dennoch sind für die ganze Theorie unserer Analyse gerade einige Angaben über die sonst so unerheblichen Gehörswahrnehmungen von besonderem Interesse. Es geben nämlich im ganzen vier Personen an, daß der

Klang der mutierenden, d. h. im Stimmwechsel begriffenen Stimme auf sie eine ganz besondere Anziehung ausübe. Nr. 54 sagt hierüber: „O ja, diese kaum gebrochene Jungenstimme reizt sehr"; und Nr. 69: „Das Organ mutierender Jünglinge, zufällig auf der Straße gehört, kann mich in einen hochgradigen Erregungszustand versetzen. Doch haben das auch verschiedentlich fertig entwickelte Organe, nur durch den ihnen innewohnenden Klangreiz vermocht." Von demselben wird dann noch ein Erlebnis angeführt, daß der zufällig vernommene Klang von acht Worten, und besonders eines einzigen von diesen, eine ganz besondere Wirkung ausgeübt habe. — Endlich sei die Angabe von Nr. 96 zitiert: Die Stimme „muß leichten, femininen Beiklang haben. Besonders reizvoll ist mir die Stimme zur Zeit des Stimmbruchs. Ganz tiefe Stimmen abstoßend." Wohlbemerkt ist diese Vorliebe für die mutierende Stimme, ebenso die für das entsprechende Alter, eine Ausnahme; wohl aber sind diese Angaben von sehr hohem Werte für die Beurteilung der sozusagen erotischen Wertigkeit der einzelnen Sinnesqualitäten überhaupt. Gerade diese Ausnahme ist (wie ja auch sonst mitunter ausnahmsweise Erscheinungen) geeignet, auf die Regel ein erhellendes Schlaglicht zu werfen, wie später dargetan werden soll.

Man könnte leicht denken, daß die Angaben über die **Gefühlswahrnehmungen** von besonderem Interesse in physiologischer Beziehung sein müßten. Denn jene bilden gleichsam die Brücke vom „Kontrektations-" zum „Detumeszenztriebe"; oder in der Ausdrucksweise der objektiven, nicht psychologisierenden Reizphysiologie, es liegt die Annahme nahe, daß die mechanischen Reizbarkeiten nach Art der Thigmotaxis oder des Stereotropismus dasjenige Glied in der Reflexkette bilden möchten, welches von der erotischen Annäherung zur Entleerung des Samens

hinüberleitet. Welche Rolle die Berührungsreize in bezug auf letztere spielen, ist bekannt. Es sei hier beispielsweise an den bekannten Umarmungs- oder Umklammerungsreflex der männlichen Frösche in der Brunstzeit erinnert.

Es ist daher überraschend, daß von den 84 Homosexuellen nur 56 die Tastwahrnehmungen als erheblich für ihr erotisches Leben bezeichnen, wozu noch 4 kommen, welche eine, wenn auch sehr geringe Wichtigkeit der Tastwahrnehmungen zugestehen. Die andern deuten durch Freilassung dieser Rubrik oder ausdrücklich an, daß Gefühlswahrnehmungen bei ihnen nicht in Betracht kommen. Details werden nur vereinzelt angegeben. Einige Zitate werden auch hier das anschaulichste Bild von der obwaltenden Mannigfaltigkeit geben. So sagt Nr. 1: „. . . Hierbei will ich nur wie ein Weib geliebt werden, und erregt es meine Lust in hohem Grade, wenn der Schenkeldruck und die Umarmung meines . . . recht stark sind. Membrum virile magnum et tactu durum valde mihi placet." — Nr. 33 gibt an, daß ihn eine sich hart und straff anfühlende Muskulatur „hinreißend glücklich" mache. — Nr. 67 scheint ein stark entwickeltes plastisch-ästhetisches Gefühl zu haben; denn nachdem er sich über die Gesichtswahrnehmungen ausgelassen hat, sagt er unter der Rubrik der Gefühlswahrnehmungen: „Die schlanke und geschmeidige Gestalt eines Jünglings oder Knaben finde ich unzweifelhaft schöner als eine weibliche . . ." — Nr. 87: Die höchste Anziehung gewährt mir das Befühlen einer stählern harten Muskulatur eines Jünglings, und zwar nur eines solchen. Die Erregung kann sich dabei bei mir bis zum physischen Schmerze steigern, wenn ich kein Entgegenkommen finde." — Nr. 98: „Das Gefühl scheint unter der Kontrolle des Gesichts und Gehörs zu stehen, indem es mir angenehm ist, die mir dadurch sympathischen Leute zu berühren,

besonders am Munde." — Hingegen füllt Nr. 17 die Rubrik c) aus: „Nein. Wenigstens ist mir diese Art der Anziehungskraft bis jetzt nicht oder doch nur in sehr schwachem Maße zum Bewußtsein gekommen." — Ähnlich meint Nr. 29: „Das Gefühl spielt bei mir in bezug auf die Liebe nur eine untergeordnete Rolle." — Nr. 78 sagt: „b, c, d kommt bei mir gar nicht in Betracht . . ." — Endlich Nr. 97: „sehr nebensächlich, doch weiche Haut zum streicheln angenehm."

Die Bedeutung der **Geruchswahrnehmungen** für die menschliche Erotik erscheint aus mehreren Gründen besonders interessant. Vom vergleichend physiologischen Standpunkte deswegen, weil, wie schon eingangs erwähnt, die erotischen, sowie auch die mit der Soziabilität der sozialen Arten zusammenhängenden Bewegungen[1]) der Tiere und Pflanzen sich in vielen Fällen als chemotaktische Reizbewegungen herausgestellt haben; d. h. sie werden durch chemische Stoffe ausgelöst. Ferner liegen hier die bekannten Arbeiten Gustav Jägers vor, die in Bezug auf den Menschen wohl hier zum ersten Male an einem systematisch herbeigeschafften Materiale von einigem Umfange kontrolliert werden. Vor allem aber sind die Antworten auf diese Rubrik unseres Frageschemas, deswegen besonders interessant, weil, wie später erläutert wird, gerade hier und nur hier die Möglichkeit vorliegt, den erotisch wirksamen Reiz und seine Wirkung ohne weiteres und ohne Einschränkung als einen „Tropismus" im Sinne der vergleichenden Reizphysiologie zu klassifizieren. Deswegen wurde hier trotz des geringen Materials eine besonders genaue Auszählung und Einteilung in

---

[1]) Das klassische Beispiel hierfür ist die chemotaktische Wirkung der Bienenkönigin auf die Arbeiter — eine Anziehung, die sich besonders beim Schwärmen, in anderer Form aber auch sonst geltend macht.

Unterklassen angestrebt. Von den 84 zur Zeit der Verarbeitung vorliegenden Antworten Homosexueller gaben 54 an, daß Geruchswahrnehmungen für ihre Erotik überhaupt von irgend welcher Erheblichkeit (darunter einer, für den die Geruchswahrnehmung nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt). Die Zahl derer, welche durch die vom männlichen Geschlechte ausgehenden oder mit ihm zusammenhängenden Gerüche positiv angezogen werden, betrug 33 (darunter zwei, bei denen das nur in geringem Grade der Fall war). Ungefähr ebenso groß ist die Anzahl derer, welche durch die vom Weibe ausgehenden Gerüche abgestoßen werden, nämlich 32; wobei zu bemerken ist, daß diese und die vorige Kategorie großenteils, aber nicht vollständig zusammenfallen, indem einige vom Weibe chemotaktisch abgestoßen werden, ohne jedoch deswegen vom Manne positiv angezogen zu werden, und umgekehrt. Von den 33, welche durch Düfte, die vom Manne ausgehen, angezogen werden, haben manche ihre Empfindungen weiter spezifiziert. Den Duft des Haupthaars liebten 6, des Mundes oder Atems 2, der Achselhöhle 6, der Genitalien 2, der Beine 1, diverse (vorwiegend nicht vom menschlichen Körper ausgehende) Gerüche 7; davon gaben 2 den Geruch nach Leder an, 1 den Geruch von „Soldaten und Kavalleristen“, 1 Tabak und Bier, 2 Zigaretten und Parfüm, 1 „Erd- und Stallgeruch“, — eine bunte Musterkarte verschiedener Geschmacksrichtungen. Hierbei fallen übrigens manche in der Weise zusammen, daß z. B. einige den Geruch der Haupthaare und der Achselhöhlen als anziehend anführten usw.

Betreffs der chemotaktischen Abstoßung durch die Ausdünstung des weiblichen Körpers gaben 2 den Geruch der Genitalien, 4 den der Achselhöhlen und 1 den der Brüste als besonders abstoßend an. Die Gesamtzahl von 32 ist aber jedenfalls etwas zu erhöhen, da nicht wenige alles mit dem Weibe Zusammenhängende oder

„das ganze Wesen des Weibes" als abstoßend anführten, wobei mitunter wohl die Geruchsempfindung, auch wenn nicht besonders namhaft gemacht, mit beigetragen haben mag.

Die größte Schwierigkeit für die Beurteilung dieses Kapitels liegt nun in einer Erwägung und in zwei Tatsachen. Jäger führt den Satz an: bene olet, quod non olet: unangenehm empfundene Gerüche überschreiten leichter die Bewußtseinsschwelle als angenehme; so daß eine positive Chemotaxis auch in solchen Fällen vorliegen könnte, wo sie nicht zum Bewußtsein gekommen ist.[1]) Die beiden Tatsachen aber sind folgende: Nicht weniger als 10 Personen geben an, daß ihnen jeder wahrnehmbare Ausdünstungsgeruch — (auch beim geliebten Geschlechte!) — unangenehm und widerwärtig, kurz abstoßend ist, und daß für sie daher die Geruchswahrnehmung überhaupt ausschließlich negativ in Betracht kommt; und nicht weniger als 30 haben entweder durch Freilassung der Rubrik, durch ein einfaches „nein" oder durch ausdrückliche Erklärung angeben, daß Geruchswahrnehmungen für ihre Erotik vollständig gleichgültig sind. Es sind also auch in diesem Kapitel wohl alle logisch denkbaren Variationen verwirklicht und zwar sämtlich in so hohen Prozentzahlen, dass keine dieser Variationen als eine zahlenmäßig unerhebliche Ausnahme gelten könnte.

Wie äußerst bestimmt dabei die verschiedenen Angaben gemacht werden, sollen einige Zitate zeigen. Es sagt Nr. 10: „Jeder Geruch oder Ausdünstungsgeruch ist mir unangenehm, sei es von welcher Körperstelle immer." — Nr. 9: „Der Ausdünstung fällt bei Erregung von Wollustgefühlen eine wesentliche Rolle

[1]) Auch beweist ja die vergleichende Physiologie, daß z. B. im Falle gewisser Schmetterlinge, der erotische Chemotropismus von geradezu unfaßbar geringen, spezifischen Stoffen ausgelöst wird.

zu, sowie sie auch anderseits wieder Abstoßung bewirken kann. Bestimmten Körperteilen kommt dabei eine größere oder mindere Wichtigkeit nicht zu."[1]) — Nr. 8: „Ohne zu wissen warum, rieche ich unwillkürlich an dem Kopfhaar derjenigen Personen, mit welchen ich verkehre. Erregt aber wurde ich durch den angenehmen Geruch, welcher zwischen Kragen und Hals hervorströmt und hauptsächlich von Brust und Rücken herzurühren scheint. Ein früher schon beschriebenes Verhältnis von mir konnte mich durch eben diesen angenehmen, wie nach frisch gebackenem Brot riechenden Geruch zur Erektion mit Samenverlust bringen, wenn er mir gleichzeitig längere Zeit in die Augen schaute. Ein gegenwärtiger Freund riecht sehr angenehm nach frischem Harz, was vorzugsweise beim Küssen stärker als gewöhnlich hervortritt." — Nr. 22: „Jeder natürliche und künstliche Geruch ist mir bei einem Menschen zuwider, mein Ideal ist hier völlige Geruchlosigkeit." Derselbe sagt aber in bezug auf das Weib: „Hier spielt auch der Geruch eine Rolle, die Ausdünstungen des weiblichen Körpers sind mir höchst unangenehm." — Nr. 37: „Eine hervorragend wichtige Sache ist der Ausdünstungsgeruch, der mich stets sehr erregt und den entscheidendsten Einfluß auf mich ausübt. Namentlich ist die Ausdünstung der Genitalien, der Haare, der Stellen unter den Armen maßgebend, ob ich für eine Person Sympathie und Liebe empfinden kann." — Dagegen Nr. 63: „Jede Ausdünstung von Personen wirkt abstoßend auf mich." — Hingegen wieder Nr. 42: „Die Ausdünstung unter dem Arm eines mir sympathischen Mannes reizt mich sehr." — Auch die nach Abschluß der Auszählung hinzugekommenen 9 Antworten — sämtlich von Homosexuellen — enthalten einige bemerkens-

[1]) Die gesperrten Worte sind hier, wie auch bei den übrigen Zitaten, im Original unterstrichen.

werte Angaben: So sagt Nr. 105: „... Der Geruch, manchmal bei gewissen Personen derart, daß er mich aufregt. Ich rieche sehr scharf. Sitz der Ausdünstung: vermutlich Genitalia.“ — Dagegen gleich darauf Nr. 106: „Das beste ist die Abwesenheit des Geruchs, selbst Parfüms sind verdächtig. Auf mich macht die Jägersche Theorie den Eindruck einer Marktschreierei. Lassen Sie mich der Sache auf andere Weise dienen.“ — Nr. 107 antwortet einfach mit „Nein“. — Nr. 108 dagegen: „Der Odem meines Lieblings schmeckte mir förmlich wie Fleischbrühe. Ausdünstungen konnten mich sonst nicht erregen.“ — Nr. 109 gibt an: „Besonders anziehend der Geruch der Haut von «Freiluft»-Menschen. Diese angenehme Geruchsempfindung wird aber aufgehoben durch starke Nebengerüche wie: Seife, Pomade, Parfüm, ferner durch intensiven Schweiß; hingegen verstärkt durch Tabak, Teer, Stallgeruch.“ — Nr. 110 meint dagegen: „Nein. Jeder, auch der leiseste Ausdünstungsgeruch ist mir sehr zuwider. Parfümierte Körper üben einen großen Reiz aus.“ — Nr. 111 sagt nur: „Ich kann Weiber meist nicht riechen.“ — Nr. 112: „Nein! Doch wird ein (älterer) Freund von mir durch meinen Achselschweiß sexuell erregt.“ — Völlig gleichgültig gegen Geruchswahrnehmungen ist indessen z. B. Nr. 46: „Betreffs des Geruchssinnes habe ich keinerlei Wahrnehmungen gemacht und wüßte ich nicht zu sagen, daß die Ausdünstung, weder des Mannes noch des Weibes, noch gewisser Körperteile, mir eine Erregung verursachte, weshalb dieser Punkt für mich belanglos ist.“ —

Besonders interessant ist die oft weitgehende Spezifizierung der Angaben. So sagt Nr. 58: „Der Geruch, namentlich gewisser Körperteile des Weibes, ist mir äußerst widerwärtig, während mich die Schweißausdünstung des Mannes mit Wonne erfüllt. Gewisse Körperteile spielen jedoch hierbei keine Rolle. Jedoch stößt

mich der Schweißgeruch gewisser Männer ab, was nach meiner Ansicht seine Ursache in dem Kranksein derselben oder in dessen Typus hat, der mir nicht sympathisch ist, wie z. B. cholerische Naturen.“ — Nr. 69: „Tastsinn wirkt bei mir nach meiner Beobachtung nie primär bei der Auslösung geschlechtlicher Gefühlszustände, dagegen vermag solche Wirkungen die Geruchsempfindung sehr leicht hervorzubringen. Das habe ich schon im Alter von 11 Jahren beobachten können. Unter meinen Spielkameraden fesselte mich ein dreizehnjähriger, sehr entwickelter Junge, lediglich in erster Linie durch sein Hautparfüm usw.“ — Nr. 66: „Gesunde, kräftige Ausdünstung des ganzen Körpers, sowie frischer, reiner Atem eines jungen Mannes üben eine angenehme Wirkung auf mich aus. Bei weniger Geliebten ist mir die Ausdünstung einzelner Körperteile nebensächlich, eventuell sogar unangenehm. Bei geliebten Personen spielt die Ausdünstung oft eine sehr große Rolle, z. B. beim sexuellen Verkehr. Hierbei ist mir die Ausdünstung einzelner Körperteile in hohem Maße Bedürfnis und sympathisch berührend, so z. B. der Geruch des Mundes, der Achselhöhlen, der Haare, der Füße (Fußschweiß ist mir auch beim Liebling unangenehm, beim weniger Geliebten stets ekelhaft), überhaupt des ganzen Körpers. Principalia excitamenta sunt mihi (d. h. sind mir dringendes Bedürfnis) mentulae emanationes et in illis praecipue odor glandis praeputio denudatae etc.“ — Nr. 75 gibt an: „Nein, aber nach der Bekanntschaft meine ich immer noch den Geruch der Person zu spüren.“ — Nr. 73: „Jede Ausdünstung männlicher Körper ist mir unangenehm, die der Weiber ekelhaft.“ — Nr. 92: „Der Geruch spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle, und zwar der Individualduft (nach Gustav Jäger). Penetranter Geruch, desgl. säuerlicher Geruch, desgl. metallischer Geschmack beim Küssen, sind

mir unsympathisch; angenehm dagegen schokoladenartiger Duft. Auch zu flau darf der Geruch nicht sein, sondern frisch."

Die Antworten auf die Frage e), d. h. nach den psychischen Einwirkungen interessieren in einer vorwiegend physiologischen Arbeit weniger. Auch ist bei der innigen Verflechtung des Physischen und des Psychischen eine exakte Antwort ganz ungemein schwer, so daß wir uns hier über die Mannigfaltigkeit der Antworten weniger wundern dürfen. Auch war bei dieser großen Verschiedenheit eine Einteilung in Klassen und genaue Auszählung kaum tunlich. Bei weitem die meisten gaben die Wichtigkeit der seelischen und intellektuellen Eigenschaften zu, namentlich, wie begreiflich, für die Dauerhaftigkeit eines Verhältnisses. Durch Auslassung der Fragerubrik oder durch direkte Angabe, als sehr wenig oder gar nicht ins Gewicht fallend, wurden die seelischen Eigenschaften immerhin von 15 angegeben; außerdem haben weitere 13 die seelischen Eigenschaften zwar als wichtig, aber doch als weniger wichtig denn das Physische bezeichnet. Bei andern hingegen spielt gerade umgekehrt das Psychische die Hauptrolle.

So sagt Nr. 82: „Die seelische Anziehung tritt in der Regel bei längerem Beobachten oder mit dem Bekanntwerden ein, obwohl sich oft auch schon nach bloß kurzem Sehen der heiße Wunsch in mir geregt hat, mit dem betreffenden jungen Manne gesellschaftlich und womöglich in ihm nutzenbringender Weise verkehren zu können, ganz ohne sexuelle Nebengedanken. Wohl bei jeder wirklichen Anfreundung wird der Charakter eine wichtige Rolle spielen. Hoher Intellekt, auch fester Wille erfreuen mich und gefallen mir. Geringer Intellekt kann meine freundschaftlichen Gefühle abschwächen. Ich verlange vom jugendlichen Freund ein gutes Herz, aber auf

seine Gegenliebe kann ich verzichten. Meine Liebe kann intensiv genug auftreten, um mich auf Verlangen auch in ein reines «platonisches» Verhältnis zu dem psychisch sowie physisch Geliebten mit Entsagung zu fügen, allerdings auf Kosten meiner Gesundheit." — Nr. 88 beanwortet Frage e) einfach mit den Worten: „Sehr wesentlich!" — Nr. 92 meint: „Vorwiegend ist die Anziehung eine seelische. Der Liebling muß intelligent, von gutem Willen, anschmiegsam usw. sein." — Dagegen Nr. 16: „Die Anziehung beruht wohl vorwiegend auf den unter a)—d) angeführten Punkten." — Und Nr. 17: „Nein; denn sie (d. h. die Anziehung) äußert sich oft in Beziehung auf Personen, die weder, was den Geist noch was den Charakter betrifft, irgendwie hervorragend sind." — Und Nr. 52 beantwortet Frage e) mit dem Wort: „Weniger!" — Nr. 57 hingegen sagt: „Vorwiegend seelische." — Nr. 77 endlich hält die Anziehung für eine vorwiegend seelische „nur in Fällen ohne geschlechtliches Begehren, die also wohl nicht hierher gehören".

Auf die Frage, welche Wahrnehmungen die vom Weibe ausgehende Abstoßung hervorrufen, sind im ganzen nicht so genaue Antworten eingelaufen. Eine ganze Anzahl meint, daß für sie eine wirkliche Abstoßung überhaupt gar nicht vorliege, sondern nur eine völlige Gleichgültigkeit wenigstens in erotischer Beziehung, eine sexuelle Indifferenz, die mitunter einen freundschaftlichen Verkehr keineswegs ausschließt. So sagt ein rein Homosexueller, Nr. 47: „Obwohl körperliche Schönheit, edler Charakter und Seelenadel in einer Person die höchste und stärkste Anziehung auf mich ausübt, so können doch diese Eigenschaften auch getrennt, je nach den Umständen, bloß sinnlich und rein seelisch den hinreißendsten Eindruck auf mich machen; daher kommt auch eine innige, aber rein seelische Zuneigung zu weiblichen Personen ver-

einzelt bei mir vor.“ — Bei weitem die meisten bezeichnen hingegen das Weib schlechthin als abstoßend, mit oder ohne Angabe von Einzelheiten. Die Mehrzahl von diesen bekundet nur eine allgemeine Abstoßung. Manche hingegen spezifizieren die Abstoßung und bekunden einen Widerwillen, sei es gegen die weibliche Gestalt, oder die weiblichen Brüste, oder die weiblichen Genitalien, oder sogar gegen die weibliche Kleidung; verhältnismäßig viele führen, wie schon angegeben, den weiblichen Geruch als besonders abstoßend an. In psychischer Beziehung gibt es zwei Haupttypen. Die einen haben an der weiblichen Psyche wenig oder nichts auszusetzen. So gibt z. B. Nr. 67 an: „Daß ein Weib auf mich direkt abstoßend wirkt, kann ich nicht behaupten, sondern ich fühle mich selbst als solches, so daß ich gegen dieselben ein rein schwesterliches Empfinden habe. Sinnlich erregend hat noch niemals ein Weib auf mich gewirkt, doch fühle ich mich sofort abgestoßen, sobald der Versuch gemacht wird, sich mir geschlechtlich zu nähern.“ — Andere legen hingegen auch hier gerade auf das Psychische das Hauptgewicht. Es finden sich hierbei so ungalante Behauptungen, daß sie oft an antike Weiberschätzung erinnern. — So sagt Nr. 20: „Ich könnte ein Weib zur Not nur noch sinnlich lieben, während ein mir sympathischer junger Mann mein Herz in reiner Liebe schwelgen läßt.“ Manche haben für die durchschnittlichen psychischen Qualitäten des Weibes den klaren Blick und das objektive Urteil, das bei den Heterosexuellen so oft durch die blindmachende Liebe getrübt und durch die mittelalterliche Mode der Galanterie vollends verdorben zu sein pflegt. Einige weichen vielleicht sogar etwas in der umgekehrten Richtung von der Objektivität ab, indem sie für die guten Eigenschaften der weiblichen Psyche gar kein Verständnis haben. — Nr. 57 sagt: „Das . . . des Weibes stößt mich ab; besonders aber die minderwertigen geistigen Eigenschaften

des Weibes.“ — Nr. 91 beantwortet die Frage nach dem Grunde der Abstoßung seitens des Weibes mit den Worten: „Die bekannten weiblichen Untugenden.“

— — — — —

Nachdem so aus den Antworten der Homosexuellen die wesentlichsten Punkte und manche Einzelheiten aufgeführt sind, sei noch ein kurzer Blick auf das geringe Material an Bisexuellen, Heterosexuellen und Fraglichen geworfen. Von ersteren, zehn an der Zahl, kann es aus den angegebenen Gründen nicht wundernehmen, wenn die meisten von ihnen sich selbst als überwiegend homosexuell bezeichnen: denn solche Bisexuelle, bei denen die heterosexuelle Komponente die stärkere ist, treten aus leicht begreiflichen Gründen viel seltener in Beziehung zu dem Komitee. So sind denn von den zehn Bisexuellen sechs entweder eingeständlichermaßen oder sonst nachweislich entschieden mehr homo- als heterosexuell, während nur bei dreien, soweit sich aus ihren Angaben schließen läßt, eine ungefähr gleich starke Mischung der beiden Neigungen vorzuliegen scheint. Eine der zehn Antworten mußte wegen vollständiger Unsicherheit in jeder Beziehung unberücksichtigt bleiben.

Die Gesichtswahrnehmungen werden auch von den Bisexuellen a u s n a h m s l o s als erheblich bezeichnet. Antlitz- und Körperschönheit wirken gleichmäßig stark bei dreien, der Eindruck des Antlitzes wiegt vor bei fünf, der des Körpers bei einem. Die Gehörswahrnehmungen spielen auch hier meist eine mehr untergeordnete Rolle.

Über die Gefühlswahrnehmungen, in Verbindung mit denen des Gesichts, macht einer der anscheinend n i c h t vorwiegend Homosexuellen, Nr. 32, eine recht interessante Angabe. Er antwortet auf Frage a), bei der er das Wort „Antlitz“ einmal, „Körper“ aber zweimal unterstreicht, als Zusatz zu dem Worte Körper: „Mehr! besonders beim Weib die Extremitäten! Der nackte weib-

liche Fuß ist direkter Fetisch"; und ferner: „beim Mann nur die Genitalien, der übrige Körper interessiert mich nur als Maler, nicht sexuell begehrend." Und entsprechend antwortete er auf Frage c) „beim Jüngling nur die Genitalien, beim Weib alles!" —

Zur Frage nach den Geruchswahrnehmungen seien einige zitiert. Nr. 65: „Während, bzw. vor dem sexuellen Akte wirkt Schweißgeruch anregend, der Duft des Haares (Naturgeruch) bei Männern und Frauen wirkt angenehm; im übrigen hasse ich alle natürlichen und künstlichen Gerüche an Menschen." Eine sehr eigentümliche Vorliebe für einige Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen bekundet Nr. 85: „Gewisse Ausdünstungen werden als sehr erregend und stimulierend empfunden, obgleich niemals der Geruch allein den Liebesreiz erzeugen kann. Primär bleibt immer der Eindruck des Antlitzes. Anziehend wirkt besonders die Ausdünstung der Soldaten, Arbeiter, besonders auch der Kavalleristen (Stiefel-, Leder-, Stallgeruch wirken reizvoll), abstoßend wirkt Unreinlichkeit, z. B. namentlich Schweißgeruch der Füße. Einen starken Reiz übt auch aus der Wein-, Bier-, Zigarren-, Zigarettengeruch beim Kuß. Hierbei handelt es sich aber nicht bloß um Wahrnehmungen des Geruches, sondern hauptsächlich auch um solche des Geschmackes (wonach zu Unrecht in dem Fragezettel nicht gefragt worden ist). Der bei mir vorhandene Einfluß der Wahrnehmungen des Geschmackes ist nur verständlich mit Rücksicht auf die Bedeutung, die bei meiner geschlechtlichen Befriedigung dem Kuß zukommt. Der fortgesetzte Mund- und Zungenkuß stellt bei mir gleichsam das Mittel der geschlechtlichen Befriedigung dar und löst die Ejakulation aus. Deshalb ist auch beim Kuß die Gefühlswahrnehmung stark beteiligt, namentlich bezüglich Lippen und Zunge des Partners. Das enge An- und Einschmiegen an den Partner dient nur zur Verstärkung des vom Kuß aus-

gehenden Reizes. An dem Genitale selber wird außer während dem Moment der Ejakulation nur geringer lokaler Reiz empfunden. Bei dieser Art des sexuellen Reizes ist die große Rolle begreiflich, die Geruch, Gefühl und Geschmack bei dem Kuß spielen. Heiße, glühende Küsse, oder süße einsaugende erhöhen sehr stark den geschlechtlichen Reiz, wobei sogar Devoratio des Speichels (beim Mann, nicht aber bei der Frau) vorkommt. Kalte, kühle Küsse, Lippen die sich nicht, oder nur ungern öffnen, töten den Reiz, ein geschlechtlicher Verkehr ohne fortgesetzten Kuß ist überhaupt unmöglich. Voraussetzung für eine völlige Befriedigung ist aber beim noch so glühenden Kuß der primäre, durch das Antlitz erweckte Reiz.“ — Von Interesse in anderer Hinsicht sind noch zwei Angaben, von denen die erste, Nr. 31, entsprechend den Einzelheiten der Antwort als homosexuell klassifiziert werden mußte, die aber aus sofort ersichtlichen Gründen trotzdem besser hier ihre Stelle findet. Dieser Nr. 31, der zwischen direkt physischer Liebe und „mehr idealer Liebe, die einen Umweg über die Seele macht“ unterscheidet, sagt zum Schlusse: „Anziehend beim Weibe könnte mir sein: Geruch des Haares und so der allgemeine Duft, zumal Parfüm und eventuell ihre Intelligenz. Intelligente Frauen zu lieben, ist ja das Vorrecht der «Päderasten».“

Von besonderem Interesse für die Sexualphysiologie und zugehörige Psychologie scheint mir aber Nr. 46 zu sein, der folgendes angibt: „Was meine Veranlagung betrifft, bin ich eigentlich homosexuell, nur von Zeit zu Zeit kehrt eine ans Normale grenzende Empfindung zurück, die sich aber nicht bis zur vollständigen Entfaltung zu entwickeln vermag und schon im Keime erstickt, weil die mehr auf mich einwirkenden männlichen Personen mich stets verwirren. Am Tage, im Umgange mit Menschen ist es, wo ich am Altare des Eros opfere, dagegen

sind es meine Träume, die ich mit wenigen Ausnahmen am Bilde der niedrigen Venus verschwende.“ Diese Angabe ist deswegen von Interesse, weil im allgemeinen die Annahme nahe liegt, daß gerade die erotischen Träume, bei denen die Suggestion der zeitlichen und örtlichen Moden und Sitten weniger Einfluß haben kann, die angeborene Veranlagung deutlicher zum Ausdruck bringen sollten, und weil in diesem Falle von Bisexualität dennoch die homosexuelle Komponente, trotz ihres nach allen Angaben mit Sicherheit anzunehmenden Überwiegens, gerade im Traume hinter der heterosexuellen Empfindung zurücktritt.

Die fünf Antworten, bei denen die Veranlagung fraglich blieb, können hier unberücksichtigt bleiben, und die sechs Antworten Heterosexueller ganz kurz erledigt werden, da sie sich mutatis mutandis, nicht wesentlich von denen der Homosexuellen unterscheiden, und da ihre Zahl viel zu gering ist, als daß man daraus Schlüsse ziehen könnte. Immerhin seien ein paar Zitate gebracht, welche die Übereinstimmung deutlich machen, oder aber aus andern Gründen interessant sind. Es sagt Nr. 6, der sich als geschlechtlich normal veranlagten Mann von 40 Jahren bezeichnet, am Schlusse: „Eine gewisse Ausnahme können junge Leute von 14—16 Jahren für einen Augenblick hervorrufen, soweit sie im Grunde weibliche Züge haben, wie das eben in diesem Alter öfter der Fall ist. Indes, glaube ich, wird man dabei (andern heterosexuellen Männern geht das, wie ich weiß, auch so) — unbewußt vielleicht — doch den weiblichen Liebestypus vor Augen haben. Deshalb sind auch solche etwa einmal auftauchende Gefühle niemals auch nur annähernd ernsthaftere diesen Personen gegenüber gewesen! Im Gegenteil empfinde ich dem gleichen Geschlecht gegenüber leicht Scham (z. B. in öffentlichen Bedürfnis-

anstalten)." — Diese Angabe war für mich deswegen von besonderem Interesse, weil sie die in meiner Renaissance vertretene Ansicht stützt, daß bei sehr vielen Heterosexuellen sozusagen ein Keim oder ein Anflug sogenannter Homosexualität besteht, eine Anlage, die bei uns künstlich unterdrückt und abgeleugnet zu werden pflegt. Wenn man diesen Keim systematisch pflegt, wie das besonders in hellenischen Kulturzuständen der Fall gewesen ist, so fördert man dadurch die Männerfreundschaft und den für die höhere Pädagogik unersetzlichen freien Verkehr der Männer mit Jünglingen, ohne deswegen eine irgendwie wesentliche Zunahme homosexueller Praktiken befürchten zu müssen: denn wie gleichfalls aus jener Angabe entnommen werden kann, und wie durch hundertfältige Beobachtung feststeht, zieht eben der Heterosexuelle das Weib so entschieden vor, daß er zu sexuellen Zwecken sich wohl immer ausschließlich des Weibes bedienen wird.[1]) Wo man hingegen jenen sozusagen homosexuellen Anflug sonst heterosexueller Männer systematisch erstickt, weil man nämlich die eigentliche Homosexualität durch die Aberglaubensbrille zu betrachten gelehrt worden ist, und daher nun auch den bloßen, noch so leisen Verdacht vermeiden will, da muß die wesentlich von den allgemeinen Lebensgewohnheiten abhängende Gesellungsfreiheit zwischen Män-

---

[1]) Einer meiner italienischen Bekannten, ein hochangesehener Mann, der nach Art der romanischen Rassen weniger an Sexualprüderie krankt, erzählte mir vor langen Jahren einmal, er habe aus reiner Neugierde den in Italien bekanntlich freigegebenen homosexuellen Verkehr kennen lernen wollen, sei aber davon nach einem einzigen Versuche auf immer abgekommen, da ihm die Sache absolut nicht zusagte; ein einzelnes, aber sehr charakteristisches Beispiel für die nachgerade sehr gut begründete Auffassung, daß die Hetero-, Bi- und Homosexualität viel zu tief in der menschlichen Natur wurzelt, als daß durch Verführung oder Gelegenheit eine Umwandlung stattfinden könnte.

nern und zwischen Männern und Jünglingen weit über den engen Bezirk der eigentlichen Homosexualität hinaus beeinträchtigt werden. Hierdurch steigt dann der relative Einfluß des weiblichen Elements in der Geselligkeit und indirekt auch in Gesellschaft und Politik. Dies führt dann weiterhin zu einer Machtsteigerung der Priester und übrigens auch der priesterhaften Demagogie und überhaupt aller jener Kasten, Richtungen und Bestrebungen, welche die Kritik zu scheuen haben; denn diese stützen sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern aus guten Gründen vorzugsweise auf das weiblich-gemütliche Glaubensbedürfnis und somit auf das weibliche Geschlecht. Doch können hier diese kulturwissenschaftlichen Zusammenhänge, die in etwas anderer Form in meiner Renaissance auseinandergesetzt werden, eben nur skizziert werden. Jedenfalls sieht man wohl zur Genüge, wie falsch es ist, wenn mir einige vorwerfen, ich hätte in jesuitisch verklausulierter Manier dem allgemeinen Publikum, also der heterosexuellen Majorität, die Päderastie empfohlen; das ist, besonders wenn man an deren gröbste Formen denkt, noch um einen Grad weniger zutreffend als der entgegengesetzte Vorwurf, ich hätte den Homosexuellen eine absolute, noch über unsere gesetzlichen Mißstände hinausreichende Askese gepredigt. —

Da von einigen Seiten ein Hervortreten der Geruchswahrnehmungen in der Erotik als der Degeneration verdächtig bezeichnet wird, seien hierauf bezügliche Angaben auch von heterosexueller Seite zitiert. Es sagt der Heterosexuelle Nr. 23: „... und z. B. ist mir der Geruch in dem Dreieck hinterm Ohr und nahe des Halses sehr angenehm.“ Und der gleichfalls Heterosexuelle Nr. 101: „Nein — vielleicht aber doch unbewußt.“ Derselbe gibt übrigens als besonders abstoßend am männlichen Geschlecht an: die „rohe, klanglose Stimme, sowie die groben Formen des Körpers.“ Letztere Angabe ist mit Bezug auf

den Zusammenhang zwischen gewissen Richtungen der Kunst und dem Eros von großem Interesse: denn wer also empfindet, der kann offenbar auch kein Verständnis haben für einen großen Teil der antiken Plastik, die ja gerade in der Schönheit des jugendlichen männlichen Körpers schwelgte.

Wir sind am Ende mit der Besprechung der auf unsere Rundfrage eingelaufenen Antworten, und wollen nun versuchen, einige allgemeinere Ergebnisse aus der Fülle des Verschiedenartigen herauszuschälen.

Als erstes allgemeines Ergebnis der ganzen Untersuchung muß sich jedem Leser eben die Tatsache dieser außerordentlichen Mannigfaltigkeit selbst aufgedrängt haben. Auf kaum einem andern Gebiete scheinen individuelle Geschmacksunterschiede in dem Grade obzuwalten wie gerade hier. Ein zweites allgemeines Resultat ist darin zu sehen, daß allen Sinnesqualitäten — wenn auch nicht in allen einzelnen Individuen — in der Erotik eine mehr oder minder wichtige Rolle zukommt. Ein drittes Hauptergebnis, welches mit dem zweiten zusammenhängt und welches mir das weitaus wichtigste zu sein scheint, besteht darin, daß der scheinbar einheitliche und mit einem einheitlichen Worte bezeichnete „Instinkt“ der „Sexualität“ — in unserm Spezialmateriale vorwiegend der Homosexualität — die Summe oder besser die Resultante einer ganzen Reihe einfacherer Reizbarkeiten und Reizwirkungen ist, ähnlich wie das Loeb in der zitierten Stelle für den „Instinkt“ der Eiablage bei der Fliege nachgewiesen hat. Aus dieser Zusammengesetztheit der Sexualität erklärt sich mancherlei. Zunächst der Streit, ob irgend etwas auf „Sexualität beruhe“ oder nicht. Die Sexualität ist ein Gemisch verschiedener Elementartropismen und deren Reizwirkungen, aus welchem sich, wie der Leser bereits bemerkt haben muß, besonders

deutlich die in der ganzen organischen Natur hochwichtige Chemotaxis und die von der Schönheit ausgehende Anziehung, der Morphotropismus (worüber später) herausheben. Diese Tropismen führen im Falle der Heterosexualität nach dem Schema der Kettenreflexe die verschiedenen Geschlechter zusammen und gipfeln in der Ausstoßung der männlichen, oder (bei Tieren mit Befruchtung außerhalb des weiblichen Körpers) der beiden Arten von Geschlechtszellen, die sich darauf in ganz analoger Weise, nämlich auf Grund chemotaktischer Reizbarkeit, einander nähern und miteinander vereinigen, wie sich vorher die ganzen Organismen genähert und vereinigt haben. Die Zerlegung der Sexualität in die einzelnen konstituierenden Tropismen scheint mir nun auch den neuerdings durch meine Renaissance entfachten Streit aufzuklären, ob und inwieweit die gewöhnliche Freundschaft und weiterhin der soziale Trieb mit der „Sexualität“ zusammenhänge. Jedermann, ob homo- oder heterosexuell, weiß aus subjektiver Erfahrung, daß zwischen Freundschaft und Liebe trotz aller Schwierigkeiten der Definition und der Analyse und trotz der vollkommenen Stetigkeit der Übergänge ein Unterschied obwaltet, der, nach der subjektiven Empfindung zu urteilen, sicherlich ein erheblicher Unterschied des Grades ist, und vielleicht auch ein Unterschied der Art zu sein scheint. Und ebenso zeigt die objektive Erfahrung beim Menschen wie bei den sozialen Tieren, daß im Falle der „Freundschaft“ oder des „sozialen“ Zusammenhalts zwar Annäherungen der Individuen stattfinden, ganz ähnlich wie bei der „sexuellen“ Liebe, daß aber diese Annäherungen in der Regel nicht zur Ausstoßung der Geschlechtszellen führen. Nun wäre es aber ein von vornherein nicht sehr wahrscheinlicher Verstoß gegen die Einheitlichkeit und Einfachheit der Natur, wenn die freundschaftliche oder soziale Anziehung durch ganz

andere, grundsätzlich verschiedene Anziehungskräfte zuwege gebracht werden sollte, als die erotische. Und unsere Analyse beweist sogar, daß ein solcher Unterschied kaum möglich ist, da die erotische Anziehung alle Sinnesqualitäten so völlig erschöpft, daß für die freundschaftliche oder soziale Anziehung grundverschiedene Arten der Anziehung gar nicht abzusehen sind.

Der Unterschied kann also kaum in etwas anderem begründet sein, als darin, daß die Stärkegrade und die Mischungsverhältnisse der Elementartropismen in beiden Fällen verschieden sind, wobei es allenfalls denkbar ist, daß bei der bloß freundschaftlichen Anziehung der eine oder andere Tropismus fehle oder nur sehr schwach entwickelt sei. Beim Menschen dürfte z. B. das sog. Psychische, so wichtig es auch in der eigentlichen Erotik ist, in der Freundschaft noch mehr überwiegen; während Morphotropismus und Chemotaxis wahrscheinlich etwas mehr in den Hintergrund treten. Die Freundschaft hingegen als etwas rein Geistiges, physiologisch gar nicht Begründetes anzusehen, geht aus vergleichend physiologischen Gründen nicht an, denn das hieße in den oben gerügten Fehler verfallen, materielle Wirkungen aus immateriellen Ursachen erklären zu wollen, und ferner obendrein bei Menschen und bei Tieren, bei denen doch richtige Analoga zur Freundschaft vorkommen und bei denen sie doch physiologisch erklärt werden muß, verschiedene Ursachen für dieselbe Erscheinung vorauszusetzen: was nur die Kollektivanmaßung der Species Homo sapiens fertigbrächte. Dasselbe gilt für die sozusagen verallgemeinerte Freundschaft, für die Soziabilität; und in negativer Beziehung ist das auch beim Menschen völlig evident, indem z. B. die Insoziabilität zwischen verschiedenen Menschenrassen, ganz ähnlich wie zwischen Ameisen verschiedener Nester, sich wenigstens teilweise auf negative Chemotaxis zurückführen läßt. Hiermit in

Zusammenhang mag auch die Tatsache gebracht werden, daß nach der Angabe Maeterlincks eine Arbeitsbiene trotz günstigster Nahrungs- und Wärmeverhältnisse in wenigen Stunden zugrunde geht, wenn sie verhindert wird, von Zeit zu Zeit in den Dunstkreis ihrer Schwestern zurückzukehren[1]); wobei einem der Gedanke aufsteigen mag, ob nicht die Schädigung der Gefangenen in der Isolierhaft zum Teil auch eine rein physiologische sein mag.

Die allgemeine Soziabilität, die individuelle Freundschaft, sowie die Erotik homo- wie heterosexueller Art beruhen somit auf dem Zusammenwirken derselben Elementarreizbarkeiten, aber in verschiedenen absoluten und relativen Stärkegraden. Da nun die relativen und absoluten Stärkegrade der Elementarkonstituenten eine sehr große Zahl von Kombinationen zulassen, so erklärt sich auch die subjektiv bekannte Tatsache, daß kaum eine „Freundschaft" oder „Liebe" der andern gleicht.

Ferner erklärt unsere Analyse aber auch die bemerkenswerte Tatsache, daß, soweit unsere Erfahrung reicht, die eigentlich sogenannte Homosexualität beim Menschen ungleich häufiger ist, als bei allen andern, und zumal bei den nichtsozialen Tieren. Die ältere An-

---

[1]) „Sie (die Arbeitsbiene) taucht einen Augenblick in den blumenreichen Raum, wie der Schwimmer in den perlenreichen Ozean, aber sie muß, wenn ihr das Leben lieb ist, von Zeit zu Zeit wieder in den Dunstkreis der Gefährtinnen zurück, wie der Schwimmer wieder auftaucht, um Luft zu schöpfen. Bleibt sie allein, so geht sie auch bei den günstigsten Temperaturverhältnissen und dem größten Blumenreichtum in wenigen Stunden zugrunde, nicht infolge von Hunger oder Kälte, sondern von Einsamkeit. Die Menge ihrer Schwestern, der Bienenstock, ist für sie ein zwar unsichtbares, aber nicht weniger unentbehrliches Nahrungsmittel als der Honig." — (Maeterlinck, Das Leben der Bienen, Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski, III. Aufl., Jena, Diederichs, 1905. S. 20.)

sicht, daß die Homosexualität ein Kulturprodukt sei, kann als völlig widerlegt gelten. Denn sie findet sich zu allen Zeiten, bei allen Völkern und unter allen Kulturverhältnissen. Gerade bei Naturvölkern ohne nennenswerte Kulturentwicklung tritt sie um so mehr in Erscheinung, als sie sich dort nicht, wie etwa im christlich-europäischen Sittenrayon, zu verstecken genötigt ist. Auf Grund der reizphysiologischen Betrachtungen können wir nun die große Verbreitung der Homosexualität gerade bei unsrer Art bis zu einem gewissen Grade begreifen. Beim Menschen, als einem exquisit sozialen Tiere, müssen so gut wie bei Ameisen oder Bienen, Anziehungskräfte auch zwischen Geschlechtsgleichen bestehen; und diese tropismenartigen Anziehungskräfte können im Grunde gar keine andern sein, als diejenigen, welche auch die Erotik zusammensetzen. Bei nichtsozialen Tieren sind die Reizbarkeiten so beschaffen, daß zwischen Individuen desselben Geschlechts im allgemeinen gar keine Anziehung (vielleicht sogar positive Abstoßung) besteht; bei den sozialen Tieren hingegen besteht, unbeschadet alles Geistigen, auch hier eine Anziehung, die im tiefsten Grunde auf physiologischen Tropismen beruhen muß. Da nun, wie gezeigt, diese Tropismen mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dieselben sind, welche auch die erotische Annäherung bewirken, und der Unterschied nur ein solcher des Grades und der Mischungsverhältnisse der einzelnen Elementaranziehungen ist: so bedarf es beim Menschen zur Entstehung eigentlicher Homosexualität einer viel geringeren Abweichung vom Typus, als bei solchen Lebewesen, bei denen zwischen Geschlechtsgleichen eine Anziehung überhaupt nicht besteht. Denn es bedarf nur einer Änderung der Stärkegrade und der Stärkeverhältnisse, nicht aber des Hinzutretens einer Reizbarkeit, die dem Typus vollkommen fehlt. Damit stimmt gut überein, daß die von Karsch

gesammelten Fälle von „Päderastie und Tribadie bei Tieren“ sich größtenteils auf soziallebende Arten beziehen. So wird sie von den Raubtieren nur für die einzige Gruppe dieser Klasse erwähnt, welche wenn auch in beschränktem Grade sozial lebt, nämlich in Rudeln jagt; für die Hunde. Die sogenannten urnischen Akte bei nichtsozialen Tieren sind jedenfalls viel seltener und können in manchen Fällen auch auf eine sehr verschiedene Weise erklärt werden. Hagen hat das Verdienst, dies für die päderastischen Maikäfer experimentell nachgewiesen zu haben in seiner „Sexuellen Osphresiologie“ (Charlottenburg, Barsdorf, 1901), S. 40, 41. Es werden nämlich nach den Versuchen dieses Autors von andern Männchen sexuell gebraucht nur solche Männchen, welche vorher zufällig mit den Duftstoffen eines weiblichen Käfers imprägniert waren. Die „Päderastie“ der Maikäfer erklärt sich somit ganz anders als die des Menschen: denn nach den Ergebnissen unsrer Untersuchung würde eine Imprägnierung mit weiblichen Duftstoffen bei homosexuellen Menschen gerade das Gegenteil zu erreichen geeignet sein. —

Nicht erklärt wird durch unsre Betrachtung, wohl gemerkt, die Frage, von welchen indivuellen Eigentümlichkeiten denn nun die Homosexualität im einzelnen konkreten Falle abhänge. Die elementaren Reizbarkeiten, besonders Morphotropismus und Chemotaxis, sind hier abgeändert. Wir sehen zwar, daß und warum eine solche Abänderung beim Menschen besonders nahe liegt, da der Mensch sozial lebt wie die Bienen, ohne doch deswegen ein anatomisch scharf abgegrenztes drittes, sozusagen geschlechtsloses Geschlecht hervorgebracht zu haben; die Frage hingegen, von welchen Ursachen im einzelnen Falle diese vielbesprochene Abweichung abhänge, können wir noch nicht beantworten und auch die Analyse der Sexualität gibt hierauf noch keine Antwort. Hier ist der

Punkt, wo andere Theorien ihre Leistungsfähigkeit versuchen mögen, wie etwa die Ulrichssche Ansicht oder die Jägersche Supervirilitätstheorie. Die Quintessenz der ersteren liegt in der Formel: „anima muliebris virili corpore inclusa“ und in der Vorstellung, daß die Homosexuellen (die „Urninge“) sozusagen zwischen den beiden Geschlechtern stehen; während Jäger — wenigstens für einen Teil der Homosexuellen — umgekehrt meint, daß diese „Supervirilen“ „vermöge einer individuellen Variation ihrer Seelenstoffe“ „ebenso über dem Manne“ stehen, „wie der Normalsexuelle über dem Weib“ („Entdeckung der Seele“, I. S. 269) und daß diese homosexuellen „Supervirilen“ „die wahren naturgeborenen und oft gewiß mit Recht als gottgesandt betrachteten «Übermenschen» sind, die von jeher, sei es im engeren oder weiteren Kreise eine leitende, beherrschende Rolle gespielt haben und noch spielen.“ (Dieses Jahrbuch, Bd. II, S. 122.) — Meine Ansichten hierüber habe ich in meiner „Renaissance“ auseinandergesetzt und brauche an dieser Stelle nicht darauf zurückzukommen. —

Schließlich ist zu betonen, daß alle Theorien gegenüber den Tatsachen doch nur von sekundärer Bedeutung sind. Die Auffindung der Kathoden-, Röntgen- und Becquerelstrahlen ist sehr viel wichtiger als die Elektronenhypothese, selbst wenn diese richtig sein sollte. In unserem Falle vollends, wo noch immer Irrtümer, Vorurteile, Böswilligkeit und Gelehrteneifersucht der Aufklärung über die bloßen Tatsachen im Wege stehen, tut man gut, immer von neuem die wichtige, aus der Beobachtung gewonnene und durch unsere Statistik erhärtete Tatsache zu betonen, daß die menschliche Gesellschaft eine sehr viel größere Zahl rein oder vorwiegend Homosexueller birgt, als man sich wenigstens in unserem Sittenrayon bisher hat träumen lassen; und daß es endlich an der Zeit ist, aus dieser unumstößlichen und unabänderlichen

Tatsache in Gesetz und Sitte diejenigen Folgerungen nicht sowohl theoretischer als vielmehr praktischer Natur zu ziehen, welche die logische Konsequenz jener Tatsache früher oder später sein müssen und trotz aller Widerstände auch sein werden. —

Ob die als erstes allgemeines Ergebnis hervorgehobene, große Mannigfaltigkeit in allen Fällen wirklich von „Natur" besteht und nicht etwa z. T. ein Kulturprodukt ist — (der einzige, relativ berechtigte Gegensatz zu Natur ist ja Kultur, obwohl auch diese selbst im tieferen Sinne ein Stück Natur ist) — mag dahingestellt bleiben.

Man könnte wenigstens auf den Gedanken kommen, daß gerade die sozusagen verhaltene Geilheit der christlichen Zivilisation, d. h. der sexuelle Aberglauben des Mittelalters, demzufolge alles Sexuelle „Sünde" ist und die aus diesem Sexualaberglauben entsprossene Prüderie der europäischen Völker, ungewollter- aber begreiflicherweise jene große Variabilität, die sich in manchen Fällen — zwar nicht in dem der Homosexualität, wohl aber in dem des Sadismus, Masochismus und der Neigung zu Kindern — zu wirklichen Monstrositäten und sozialen Unleidlichkeiten steigert, erst künstlich hervorgerufen oder doch gesteigert habe.[1]) Unserer Jugend fehlt das, was

[1]) Man sucht es von manchen Seiten in Abrede zu stellen, daß dem Christentum ein asketischer Zug innewohne, oder man möchte wenigstens die Sache so darstellen, als ob dieser asketische Zug ausschließlich eine Erfindung der älteren Kirche gewesen und als ob er in der Gegenwart so gut wie ganz verschwunden sei. Einiges darüber habe ich, besonders betreffs des früheren Mittelalters, in meiner Renaissance gebracht und möchte hier bei dieser Gelegenheit ein paar Sachen nachtragen. Was zunächst die kirchliche Auffassung der Gegenwart betrifft, so sei aus der „Frauenfrage" von Viktor Cathrein S. J. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1901) ein Satz zitiert. Er sagt in diesem Kapitel über „Die Frauenfrage und die Verehrung der

man eine sexuelle Erziehung nennen könnte, fast vollständig und es sucht sich jeder im Dunkel des prüden Nichtredens über das Sündhafte ohne Anleitung seinen Weg, wobei er natürlich leichter auf Abwege kommt — auf Abwege, die gar nicht in seiner Natur begründet zu sein brauchen — als wenn er rechtzeitig aufgeklärt würde. Das ganze sexuelle Gebiet steht in Europa unter einem unerhörten Aberglaubensdruck. Wenn über alle diese Fragen eben so offen gesprochen würde, wie etwa bei uns über die Ernährung, oder auch wie bei den unverprüdelten, nicht christlichen Völkern über

Gottesmutter" auf S. 161: „Maria war Jungfrau, kein Hauch der Sünde trübte den reinsten Spiegel ihrer Seele." Wenn demnach sogar der eheliche, von Priestern eingesegnete Geschlechtsverkehr einen Hauch von Sünde enthält, so muß der nicht von Priestern entsündigte Geschlechtsverkehr eine ungeheuere Sünde sein. — Daß ferner diese Auffassung doch nicht so ganz eine dem wahren Wesen des Christentums fremde Zutat ist, geht aus folgender Überlegung hervor: Wenn Gott selbst in einer seiner drei Personen für die Sünden seiner Geschöpfe den schmerzlichen Kreuzestod auf sich genommen hat, so erscheint der heitere Lebensgenuß in der Tat leicht als eine Frivolität. — Der von einigen gleichfalls bestrittene innere Zusammenhang zwischen Priestermacht und der sozialen Stellung der Frau wird in der Schrift des Jesuiten und daher doch wohl Fachmanns Cathrein unumwunden zugegeben. Er sagt auf S. 160: „Es ist unbestreitbar, einen großen Teil der ritterlichen Verehrung, welche die Frau im Christentum im Gegensatz zu den heidnischen Religionen genießt, verdankt sie der Verehrung der heiligen Frauen, ganz besonders der gnadenreichen Gottesmutter, der «Gebenedeiten unter den Weibern». Vom strahlenden Sternenkranze, der Maria umleuchtet, fällt ein verklärender Schimmer auf das ganze weibliche Geschlecht. In Maria sind alle Frauen gewissermaßen geadelt." Und ferner auf S. 124: „Wenn das deutsche Volk in seinen breiten Schichten bis heute noch treu zum christlichen Glauben steht, so verdankt es das zum guten Teil der tiefreligiösen Gesinnung der deutschen Frauen." — Wenn man sich herbeiließe, noch mehr kirchliche und jesuitische Literatur durchzusehen, so würde man, wie ich bestimmt glaube, noch mehr Bestätigungen meiner Ansicht finden.

das Sexuelle geredet wird — so würden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur viele und aus Unkenntnis begangene Handlungen, wie etwa die Verheiratung extrem Homosexueller, sondern auch manche der sexuellen Monstrositäten vermieden werden, weil sich die Phantasie von vornherein mit entsprechenden Bildern füllen und die Praxis den der Naturanlage wirklich entsprechenden Weg einschlagen würde.

Von den Fragerubriken beanspruchen die erste und die vierte das größte Interesse: die Gesichtswahrnehmungen wegen ihrer von allen Beantwortern zugestandenen Erheblichkeit; die Geruchswahrnehmungen aber deswegen, weil hier der festeste Anknüpfungspunkt für die vergleichende Physiologie der Erotik gegeben ist. Entgegen der Reihenfolge des Schemas sollen daher diese zuerst diskutiert werden. Die Bedeutung der Geruchswahrnehmungen ist seit Jäger allgemein bekannt und sie war es in gewissem Sinne wohl auch vor ihm, weil nämlich die vielen, welche also empfinden, vermutlich stillschweigend den Schluß von sich auf andere gemacht haben. Nun ist es aber gerade ein Hauptergebnis der vorliegenden Untersuchung, daß ein solcher Schluß in der Erotik wegen der Mannigfaltigkeit der individuellen Geschmacksrichtungen denn doch nicht ohne weiteres zulässig ist. Großenteils ist ja auch unser Ergebnis eine Bestätigung und eine Spezifizierung der Jägerschen Aufstellungen; wohl aber geben die vielen zu denken, für welche nach ihrer bestimmtesten Aussage die Geruchswahrnehmungen gleichgültig sind, und die gleichfalls ziemlich zahlreichen, welche sich von allen Gerüchen, auch bei dem geliebten Geschlechte oder Individuum, abgestoßen fühlen. Unbedingte Anhänger Jägers würden allenfalls einen Ausweg in der schon angedeuteten Annahme finden, daß den beiden Kategorien von Personen

eben nur die unangenehmen Gerüche ins Bewußtsein kommen. Es würden nach dieser Annahme diejenigen, welche die Geruchswahrnehmungen für belanglos halten, sich derselben eben nur nicht bewußt geworden sein; und diejenigen, welche angeblich durch Geruchswahrnehmungen auch vom geliebten Geschlechte abgestoßen werden, nur deswegen diese bloß negative Angabe gemacht haben, weil ihnen die individuellen Düfte bestimmter Personen unangenehm sind, während ihnen diejenigen sympathischer Personen nicht recht ins Bewußtsein kommen. „Bene olet, quod non olet“ führt G. Jäger (dieses Jahrbuch, Bd. II, S. 117) nicht ohne Grund an. Es ist mit aller Bestimmtheit hervorzuheben, daß eine Chemotaxis vorliegen kann, auch wenn gar keine bewußten Geruchswahrnehmungen vorhanden sind. Man denke z. B. daran, daß der Heliotropismus auch bei augenlosen Tieren — ganz zu schweigen von den Pflanzen — eine verbreitete Erscheinung ist. Da ferner manche geruch- und geschmacklosen Stoffe die stärksten physiologischen oder sogar tödliche Giftwirkungen hervorrrufen können, so wäre es wohl denkbar, daß auch geruchlose chemische Stoffe eine Chemotaxis bewirken könnten. Jedoch ist dies eben nur eine logische Möglichkeit, welche als wirklich vorauszusetzen wir keinen zureichenden Grund haben.

Überall da, wo es sich um Angaben aus Selbstbeobachtungen anstatt um objektive Versuche handelt, wird übrigens ein solcher Rest von Unsicherheit unvermeidlich sein. Zugunsten der Annahme, daß Chemotaxis auch in den Fällen mitwirkt, in denen die Erheblichkeit der Geruchswahrnehmungen bestritten wird, könnte man die allgemeine Verbreitung der Chemotaxis in dem Gesamtgebiet der außermenschlichen Erotik und übrigens außer Jäger noch das Zeugnis anderer Autoren anführen. So sagt der beliebte populärwissenschaftliche Schrift-

steller Wilhelm Bölsche — der übrigens ausschließlich mit der heterosexuellen Liebe zu tun hat, als ob es etwas anderes kaum gäbe — im III. Bande seines Liebeslebens in der Natur auf S. 72: „Hier will mir nun die Vermutung nicht aus dem Sinn, es möchte in unseren menschlichen Achsel- und Schamhaaren eine verwandte uralte Beziehung stecken zu erotisch wirksamen Düften. Wenn diese Haare nun erhalten geblieben oder gar nachträglich wiederhergestellt worden wären[1]), weil sie ganz ähnlich wie die Duftzäpfchen der Schmetterlinge lange Zeit hindurch noch als Zerstreuer und Zerstäuber gewisser Lockgerüche der Liebeszeit dienen mußten? — Mindestens vom Geruch der Achselgegend ist noch heute kein Zweifel, daß er eine gewisse erotische Wirkung ausübt. Vor allem der des Mannes auf das Weib.“ — Und auf S. 74: „Nun mußt du dich in jene Zeit versetzen, da der entkleidete, stark ausdünstende Mensch in der Höhle daheim anfing, ausgesprochen der erotische Mensch zu werden. Es wäre sehr gut möglich, daß ganz bestimmte erotische Ausdünstungen der Achsel- und Schamgegend, in der Zeit der Liebesreife zuerst auftretend, lange Zeit eine sehr starke Rolle gespielt hätten.“ Hierzu ist nun vor allem zu bemerken, daß die paar Jahrtausende sog. Zivilisation schwerlich in der physiologischen Natur des Menschen eine irgendwie erhebliche Wirkung gespielt hätten, abgesehen vielleicht von einer zeitweiligen und auch nur auf eine Anzahl von Individuen beschränkten Verkümmerung; vergleichbar etwa dem Kulturübel der Kurzsichtigkeit oder anderweitigen Sehschwäche. Ferner ist hinzuzufügen, daß die Bekleidung im europäischen Sinne auch in der Gegenwart auf einen Teil der Mensch-

[1]) Das Zurückgleiten von der kausalen in die historisch-darwinistische Betrachtungsweise, worüber am Schlusse dieser Arbeit ein paar aufklärende Worte gesagt werden, ist bedauerlich, aber schadet hier in bezug auf den sachlichen Kernpunkt nichts. B. F.

heit beschränkt ist, und daß ein anderer sehr großer Teil in den hier in Betracht kommenden Dingen noch ziemlich eben so lebt, wie in „jener Zeit“ in „der Höhle daheim“. — Ferner ist Albert Hagen zu nennen. Sein Buch: Die sexuelle Osphresiologie. Die Beziehungen des Geruchssinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtstätigkeit. Charlottenburg, Barsdorf 1901, zeugt von großer Belesenheit und enthält vielfache Literaturhinweise. Unangenehm berührt jedoch, daß der Verfasser, dessen Schrift ohne Jägers Vorgängerschaft niemals entstanden wäre, und der sich auch im großen und ganzen trotz manchen Widerspruchs im einzelnen nicht weit von Jägerschen Bahnen entfernt, diesem seinen originalen Vorgänger und Lehrer mehr Spott als Lob zuteil werden läßt; wenngleich auch ich der Ansicht bin, daß Jäger in manchen Richtungen nicht kritisch genug gewesen ist und daß der Titel seines Buchs „Die Entdeckung der Seele“ deswegen zu Mißverständnissen Anlaß gibt und sogar komisch berührt, weil man im allgemeinen und speziell der Volksaberglaube unter Seele ein unstofflich-geistiges Prinzip, nicht aber gasförmige, riechbare Stoffe versteht. Hagen führt einige der am meisten angreifbaren Behauptungen Jägers an und meint dann (S. 163): „Nach derartigen Leistungen wird Jäger sich nicht wundern dürfen, wenn er von der zünftigen Wissenschaft vollkommen ignoriert wird. Zwaardemaker, der die neuste und ausführlichste Arbeit über die Psychologie des Geruchs geschrieben hat, erwähnt Jäger überhaupt nicht; ebensowenig Wundt in seiner physiologischen Psychologie.“ Auf S. 165 zitiert dann Hagen noch einen Ausspruch A. Weismanns über Jäger: „Es ist wohl die Schuld der zügellosen Spekulationslust des Verfassers, daß die guten Gedankenkerne seines Buches unbeachtet und ohne Nachwirkung geblieben sind.“ — Hagen und Weismann irren beide in der Annahme, daß Jäger wegen

seiner „zügellosen Spekulationslust“ bei der „zünftigen“ Wissenschaft keinen Anklang gefunden habe und deswegen in einschlägigen Professorenbüchern nicht einmal erwähnt wird. Das ist unrichtig. Denn in der offiziellen Wissenschaft ist es keineswegs das Lächerliche, das tötet, auch keine Übertreibung und keine „zügellose Spekulationslust“ — ein Ausdruck der sich im Munde des Überdarwinisten und Keimplasmatheoretikers Weismann merkwürdig genug ausnimmt —, sondern ein unzünftiges literarisches Auftreten und sozusagen überhaupt die Sünde wider den heiligen Geist der Zunft. Wer nun aber keine Cliquen- und Zunft-Interessen zu vertreten gezwungen noch gesonnen ist, wird Jäger ungeachtet aller sachlichen Vorbehalte im einzelnen dennoch die Priorität und die Originalität in allen diesen Fragen zuerkennen müssen. Die ärgsten wissenschaftlichen Blößen, ja Blamagen mit barem Unsinn oder mit handgreiflichen Plagiaten haben, wie der Kenner der Zustände weiß, längst aufgehört, bei der Zunft unmöglich zu machen. Und umgekehrt sind für die „zünftige Wissenschaft“ gewisse Werke, die sich von Übertreibungen nach Art Jägers gänzlich fern halten, trotz reichlicher Ausnutzung unzitierbar und scheinbar nicht vorhanden: es genügt ihre Cliquenwidrigkeit. Gerade der freie Forscher hat einer wissenschaftlichen Persönlichkeit wie Jäger gegenüber einen schweren Stand. Da es Mode ist, die zunftwidrigen Autoren zu ignorieren oder allenfalls zu verspotten, so wird derjenige, der sie literarisch fair behandelt, von der Gegenseite gern gegen alle Wahrheit als Apostel oder unbedingter Anhänger ausgegeben. — Doch genug hiervon. Nur eine Ansicht Hagens muß noch herangezogen werden, nämlich die, daß ein Hervortreten der Geruchswahrnehmungen in der Erotik ein Degenerationszeichen oder gar ein „Atavismus“ sei. Das ist nun wirklich einmal eine völlig unbewiesene Spekulation, und würde das auch

bleiben, wenn — eine Annahme, zu der bisher keinerlei Grund vorliegt — sich etwa herausstellen sollte, daß bei Heterosexuellen die Geruchswahrnehmungen eine geringere Rolle spielen, als bei den Homosexuellen. Es ist richtig, daß das Geruchsorgan des Menschen minder entwickelt ist, als dasjenige vieler anderer Tiere. Es ist aber nicht zutreffend, daß, je höher die Stellung im System, um so geringer die Ausbildung des Geruchsorgans sei. Und über die Beschaffenheit des Geruchsvermögens der unmittelbaren Vorfahren wissen wir nichts. Die Behauptung Hagens, daß sich das Geruchsvermögen der „wilden" Völker, die sich noch „auf primitivster Geistesstufe befinden" durch besondere Schärfe auszeichne, ist allerdings zutreffend. Dasselbe gilt aber auch z. B. vom Sehvermögen, und in beträchtlichem Grade auch von der durchschnittlichen körperlichen Ausbildung überhaupt. Mit demselben Rechte, mit dem daher Hagen und übrigens auch Moll eine besondere Schärfe und erotische Bedeutsamkeit des Geruchsvermögens als Degenerationszeichen bemängeln, könnte eine abnorme Sehschärfe und besonders gute körperliche Ausbildung als ein „atavistischer" Rückschlag auf diejenigen Vorfahren gedeutet werden, welche sich ihre Sinnesschärfe noch durch keine Überkultur verdorben und ihren Wuchs noch durch keinen Kleiderzwang verschlechtert hatten. Oder der muskelstarke und gewandte Turner könnte des „atavistischen" Rückschlages auf seine baumkletternden Vorfahren verdächtig werden. Der eigentliche, undegenerierte, allseitig normale Kulturmensch wäre danach der an Stockschnupfen leidende, etwas schwerhörige Brillenträger, der weder durch Sinnesschärfe noch durch körperliche Schönheit und Stärke an die Wilden oder gar an noch mehr atavistische Typen erinnert.

Trotz dieser Ausstellungen enthält das Hagensche Buch aber manches Bemerkenswerte. Am allerwichtigsten

erscheinen die im Anschluß an Zwaardemaker und an Fliess gemachten Angaben über die chemische Natur der chemotaktisch wirksamen Stoffe in der Erotik der Säugetiere und über die anatomisch-physiologischen Beziehungen zwischen bestimmten Teilen der Nase und den Geschlechtsorganen. (S. 14 und S. 17/8.) In bezug auf erstere wird auf die Wichtigkeit der Fettsäuren und besonders der Caprylgerüche hingewiesen, die eine besonders große Differenzierung aufweisen; und in bezug auf den zweiten Punkt sei, der Wichtigkeit der Sache wegen, die Stelle auf S. 17/8 zitiert:

„Es ist nun merkwürdig, daß in der Tat ein direkter anatomischer und physiologischer Konsensus zwischen bestimmten Teilen der Nase und den Geschlechtsorganen besteht. Man hat diese Stellen zutreffend als die Genitalstellen der Nase bezeichnet.[1]) Diese nasalen Genitalstellen liegen an der unteren Muschel und dem Tuberculum septi einer- oder beiderseits. Es sind Schwellkörper, eigenartige Organe von kavernösem Bau, ganz ähnlich, wie man sie in der Klitoris und im Penis findet. Es gehen nämlich, wo sie vorhanden sind, die Kapillaren nicht, wie sonst, direkt in die abführenden Venen über, sondern es schiebt sich dazwischen ein Konvolut von Bluträumen ein, die zum Teil miteinander anastomosiren. Verengern sich die Venen, so nimmt die Füllung jener Bluträume zu und das Volumen der Schwellkörper vergrössert sich. Man weiß, daß dieser Vorgang unter dem Einflusse des Ganglion sphenopalatinum steht, das durch den Nervus petrosus profundus sympathische Fasern vom Carotisgeflecht bezieht. Schon durch diese Bahn wäre die Verbindung mit dem sympathischen Nerven-

[1]) „Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen" von Wilhelm Fliess, Leipzig und Wien 1897, S. 3.

system verständlich, dem ja auch die Sexualleitungen untertan sind.[1]) Fliess vermag sich nicht den Zweck dieser nasalen Genitalstellen zu erklären. Ihm scheint Zwaardemaker's ansprechende Vermutung unbekannt geblieben zu sein, daß die Erscheinung der Anschwellung der nasalen Corpora cavernosa bei sexuellen Erregungen des Mannes und des Weibes im Einklang steht mit den Beziehungen zwischen Geruch und Sexualität, welche durch die ganze Tierreihe bemerkbar sind. Nach Zwaardemaker ist es nicht unmöglich, daß der Überfüllung der Schwellkörper eine Schrumpfung derselben vorangeht, welche eine sehr erwünschte zeitweilige Hyperosmie während des sexuellen Exzitationsstadiums bedingt."

„Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Caprylgerüche, welche im Geschlechtsleben der Säugetiere eine so große Rolle spielen, gerade über den Schwellkörpern lokalisiert sind. Beim Abschwellen des Schwellgewebes entsteht nämlich reichlicher Zutritt der Atemluft in dieser Gegend der Sinnesschleimhaut und dadurch Hyperosmie für bestimmte Caprylgerüche. Beim Anschwellen der Tela cavernosa findet fast vollkommener Abschluß derselben Gegend statt und infolgedessen relative Anosmie für die nämlichen Gerüche, so daß die Caprylsäuren sogar angenehm empfunden werden."[2]) —

Wenn dies als sicher nachgewiesen angenommen werden könnte, so würde hier sogar, meines Wissens zum ersten Male, eine genauere Einsicht in den physiologisch-anatomischen Mechanismus eines Kettenreflexes gewonnen sein: denn wir würden bis zu einem gewissen Grade verstehen, auf welche Weise der Zustand der Sexual-

[1]) Fliess a. a. O. S. 3.
[2]) Zwaardemaker a. a. O. S. 263—264.

organe den „Instinkt" des „Kontrektationstriebes" regulierte; es geschähe dies durch eine nervöse Beeinflussung der Nasenschwellkörper und eine dadurch erfolgende Änderung der chemotaktischen Reizbarkeit, auf welcher die erotische Anziehung beruht.

Jedenfalls kann man mit Sicherheit aussprechen, daß auch in der menschlichen Erotik — nach unsrem Material zunächst in deren homosexueller Variante — positive wie negative Chemotaxis eine sehr erhebliche Rolle spielt, und daß nur die Frage offen bleibt, ob diese Tatsache nur eine sehr verbreitete, oder aber, trotz des Widerspruchs Vieler, gar eine allgemeine sei. Ferner liegt hier ein so fundamentaler, einfacher und primitiver Tropismus vor, wie das bei keiner der andern für die Erotik wichtigen Sinneswahrnehmungen der Fall sein kann. Ein Tropismus nämlich, welcher etwa durch einen bestimmten Stimmklang ausgelöst würde, wäre eine sehr schwer vorstellbare Annahme und könnte außerdem jedenfalls nicht mit den primitiven Tropismen, wie dem Heliotropismus, dem Geotropismus, der Chemotaxis usw. ohne weiteres in Parallele gesetzt werden. In solchen Fällen, wie z. B. gerade denen der Gehörswahrnehmungen, liegt jedenfalls die Annahme näher, daß es sich hier um Wirkungen sozusagen zweiter Hand handle, welche den Umweg durch das assoziative Gedächtnis gemacht haben. Wenn z. B. — deswegen wurden gerade jene vier Fälle besonders hervorgehoben — sich jemand durch die Klangfarbe der mutierenden Jünglingsstimme angezogen fühlt, so ist dies wahrscheinlich nur deswegen der Fall, weil sich diese Klangfarbe im Gedächtnis mit einem Jünglinge desjenigen Alters assoziiert hat, welcher ursprünglich aus andern Gründen erotisch bevorzugt wird. Und wahrscheinlich steht es mit manchen andern Angaben ebenso. Eine tiefe oder eine hohe Stimme könnte beispielsweise ein äußeres, weithin wahrnehmbares Anzeichen

für eine besondere Körperbeschaffenheit sein, die aus ganz andern Gründen den Betreffenden erfahrungs- und gedächtnisgemäß erotisch reizt. Sobald nun diese äußeren Zeichen — die mutierende oder die tiefe Stimme — wahrgenommen werden, so wird halb unbewußt durch die Gedächtnistätigkeit die Vorstellung jener andern, erotisch fundamental erheblichen Sinnesqualitäten wachgerufen, so daß der Anschein entsteht, als ob die Klangfarbe eine unmittelbare Anziehung ausübte, während dies nur mittelbar, infolge der Assoziation, der Fall ist.

Eine unmittelbare Anziehung *scheint* hingegen wirklich durch die Gesichtswahrnehmungen erzeugt zu werden. Auch diese, vermittelst der Assoziationshypothese, etwa als eine verkappte Chemotoxis anzusehen, hieße denn doch, nach den bisherigen Ergebnissen, zugunsten einer vorgefaßten Theorie den Tatsachen Gewalt antun. Denn über die Erheblichkeit der Gesichtswahrnehmungen sind ja alle einig, während die Bedeutung der Geruchswahrnehmungen von Vielen auf das Bestimmteste in Abrede gestellt wird. Um nun den *relativ* primitiven Charakter dieser von der sichtbaren körperlichen Form ausgehenden Anziehungskraft durch ein Wort als solchen kenntlich zu machen, dachte ich daran, einen neuen terminus technicus auszuprägen und die fragliche Erscheinung etwa als „*Kalotropismus*“ (von *καλος*) zu bezeichnen; während ein zufällig anwesender Freund *Morphotropismus* (von *μορφη*) vorschlug. Dieser bereits oben benutzte Ausdruck würde besagen, daß eine bestimmte, sichtbare oder fühlbare körperliche Form — nämlich die Normalform der betreffenden Art oder Rasse, und zwar unter Umständen in einer, nach dem individuellen Geschmacke verschieden ausgeprägten Nuancierung, — eine unmittelbare, *einstweilen* nicht weiter analysierbare Anziehungskraft ausübt, gleichviel mit welchem

Sinnesorgan diese Form wahrgenommen wird. Bei der Einführung eines dieser Ausdrücke — Morphotropismus scheint mir der mehr geeignete zu sein — ist jedoch sogleich ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß dieser „Tropismus" nicht auf einer Stufe mit der Chemotaxis, dem Geotropismus oder dem Stereotropismus steht, und zwar deswegen nicht, weil hier nicht eine Reizung durch eine einfache physikalische oder chemische Einwirkung, sondern eine ungleich mehr verwickelte Anziehung durch eine viel kompliziertere Reizkombination vorliegt — eine Anziehung, welche sich großenteils einstweilen in das physiologische Schema nicht recht einpassen läßt und in das sogenannte Psychische, also in ein weit dunkleres Gebiet, übergreift. Auch ist der Ausdruck Morphotropismus, wie ich gleichfalls ausdrücklich hervorhebe, im Gegensatz zum Geotropismus, Heliotropismus, Chemotropismus usw. nur ein neues Wort für einen altbekannten Tatbestand; er ist in dieser Hinsicht zu vergleichen mit den Mollschen Worten „Kontrektations-" und „Detumeszenztrieb". Die Ausprägung neuer Worte hat jedoch, wie allgemein zugestanden wird, mitunter einen gewissen logisch-analytischen Wert und erhöht die Bequemlichkeit der Verständigung. Wenn man daher jene beiden Einschränkungen niemals außer acht läßt, so dürfte der neue Ausdruck für die von der sichtbaren Gestalt ausgehende, einstweilen nicht weiter analysierbare erotische Anziehungskraft mit Vorteil angewandt werden.

Hiernach würde sich die Jägersche Theorie etwas modifizieren. Wir werden verstehen, daß vorwiegende Nasentiere, wie die meisten Säugetiere, auch in der Erotik überwiegend chemotaktisch reizbar sind, während bei vorwiegenden Augentieren, wie dem Menschen, neben die Chemotaxis der Morphotropismus tritt, um in vielen Fällen ersteren an Bedeutung zu übertreffen. Mit dar-

winistisch-historischen oder gar mit atavistischen Spekulationsentgleisungen hat diese Fassung natürlich nichts zu tun. —

Die in manchen Fällen behauptete Bedeutsamkeit der Gehörswahrnehmungen möchte ich, wie schon gesagt, größtenteils, wenn nicht ausschließlich, durch das assoziative Gedächtnis erklären, teilweise aber vielleicht in das sogenannte psychische Gebiet einreihen und damit anerkennen, daß sie sich einstweilen der physiologischen und überhaupt rein naturwissenschaftlichen Analyse entzieht. —

Die für die Erotik sicherlich hochwichtigen, objektiv als Stereotropismus zu klassifizierenden Tastwahrnehmungen sind in den Antworten unserer Rundfrage offenbar zu kurz gekommen. Vielleicht deswegen, weil sich diese Empfindungen besonders schwer in klare Worte kleiden lassen, vielleicht aber auch deswegen, weil wir, nach der Mollschen Bezeichnungsweise, diesmal in unserm Frageschema nur eine Analyse des „Kontrektationstriebes“, d. h. der erotischen Anziehungskraft auf Distanz, erstrebt haben, während die stereotropischen Reizbarkeiten offenbar teils die Brücke zum „Detumeszenztriebe“, d. h. zum Mechanismus der Samenentleerung schlagen, teils aber sogar ganz in das letztere Gebiet fallen. Daß Reizbarkeiten nach Art des Stereotropismus bei der Erotik eine große Rolle spielen, kann als gewiss gelten; unser Material ist aber nicht dazu angetan, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. —

Das rein Psychische müssen wir endlich hier auf sich beruhen lassen; nicht etwa, weil es an sich unerheblich wäre, sondern deswegen, weil es mir — einstweilen — ganz und gar der naturwissenschaftlichen Analyse zu trotzen scheint. —

Ich habe schon in meiner ersten kurzen Abhandlung, welche sich auf die Reflex- und Tropismentheorie

der tierischen Bewegungen bezieht (vgl. Fußnote auf S. 391) einen Zweifel ausgesprochen, ob es überhaupt möglich sei, alle tierischen Bewegungen restlos auf Tropismen zurückzuführen; und dieser damals noch gelinde Zweifel ist inzwischen zu der entschiedenen Vermutung herangereift, daß dies wenigstens bei höheren Tieren niemals der Fall sein wird und zwar nicht etwa nur wegen der sozusagen technischen Kompliziertheit der Sache, sondern aus übergeordneten, fundamentalen Gründen: so bereitwillig ich auch anerkenne, daß das Wort „niemals“ in diesem Zusammenhange bedenklich klingt. Jedenfalls aber hat man keinen zwingenden Grund zu der positiven Annahme, daß sich alle tierischen Bewegungen restlos in Tropismen auflösen lassen müßten. Das würde meiner Ansicht nach ein ähnlicher, dogmatisch-materialistischer Fehler sein, wie wenn man von vornherein die Annahme machte, daß sich alle Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Prozesse zurückführen lassen müßten. Letztere Annahme ist in den beiden letzten Jahrzehnten durch eine Reihe von Untersuchungen auf dem Gebiete der experimentellen Embryologie oder sogenannten Entwicklungsmechanik, übrigens aber auch durch die Serumforschung, sogar geradezu unwahrscheinlich geworden, und die alte Theorie von einer besonderen „Lebenskraft“ hat eine Art Auferstehung erlebt, wie schon das Schlagwort „Neovitalismus“ andeutet.

Hier sind wir aber nachgerade bei einer der allerschwierigsten Fragen angelangt, auf die ich mich hüten werde eine Antwort zu geben. Nur mein persönlicher Standpunkt sei dahin präzisiert, daß ich die Achtung vor Tatsachen als das Hauptrequisit aller und jeder wirklich voraussetzungslosen Forschung ansehe. Ein dogmatischer Materialismus ist eben auch ein Dogmatismus, und diese Erkenntnis ist nur insofern gefährlich, als sie, wenn man unvorsichtig zu Werke geht, dem priesterlichen

Rückschritt eine Handhabe gegen die naturwissenschaftliche Aufklärung überhaupt in die Hand gibt. Diese wirklich bestehende Gefahr, die nicht zu unterschätzen ist, darf uns aber logischerweise nicht dazu verführen, aus Furcht vor der pfäffischen Reaktion nun selbst unsererseits dieselben unsauberen Waffen des Dogmatismus zu schwingen, wie unsere und der besseren Menschheit Gegner. Die wirklich vorhandene Neigung mancher Neovitalisten zum Mystizismus, zu erkenntnistheoretisch verkappten oder unverschleiert religiösen Aberglaubensartikeln, ist auf das schärfste zu bekämpfen, ohne deswegen die zugrunde liegenden Tatsachen geflissentlich zu ignorieren oder den Versuch zu machen, sie auch dort ins Physicomechanische einzuzwängen, wo das nun einmal nicht möglich ist.

Ähnlich also, wie die Annahme voreilig ist, daß sich alle Lebenserscheinungen in ein Gefüge physikalischer und chemischer Vorgänge auflösen lassen müssen, so wäre es eine ohne zureichenden Grund vorgefaßte Meinung, als ob sich alle tierischen Bewegungen — in unserem Falle die erotischen — restlos in Tropismen auflösen lassen müßten.

Die Analogie geht aber noch weiter. Es ist sicher, daß sich viele, früher der „Lebenskraft“ zugeschriebenen Vorgänge in der Tat rein physikalisch und chemisch erklären lassen, und es ist ebenso sicher, daß sich viele, früher für rein „spontan“ oder „instinktiv“ ausgegebenen tierischen Bewegungen in der Tat als Tropismen, Reflexe und Reflexketten erweisen lassen. Damit ist aber außerordentlich viel gewonnen: denn mit der Feststellung der Reizbarkeiten und der Reize haben wir wenigstens die erste und unmittelbare Ursache gefunden, von welcher jene Bewegungen abhängen.

Wenn die Reizphysiologie und ihre Anwendung auf die sog. Instinkte nicht noch immer manchen Biologen —

vom Groß der Ärzte nicht zu reden — wenig geläufig wäre, so würden manche mündliche, schriftliche und gedruckte Einwendungen gegen meine Betrachtungsweise unterblieben sein — auf Unkenntnis beruhende Einwendungen, welche im einzelnen zu widerlegen nicht der Mühe lohnt, da sich, wie das in der Wissensgeschichte oft so geht, niemand um sie kümmern wird, nachdem erst einmal jene Kenntnisse, die dort eben fehlten, in einigem Grade Allgemeingut geworden sein werden. Es berührt eigenartig, wenn der gelehrte Jesuit und bekannte Ameisenspezialist Wasmann einen Warnungsruf vor einer Überschätzung der Tragweite der Reizphysiologie ausstößt, während die Majorität der Biologen und Ärzte noch gar nicht weiß, wovon eigentlich die Rede ist. Die einzige Antwort, die man von mir erwarten darf, kann also nur in der Aufforderung bestehen, sich etwas mehr um die neuere Physiologie zu bekümmern und zwar nicht nur um diejenige, welche gerade im Augenblick auf den Hochschulen modern ist. Ich empfehle allen, die sich für diese Fragen interessieren und sich bilden wollen, das Kapitel „Zur Theorie der tierischen Instinkte" in Loebs „Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie usw. mit besonderer Berücksichtigung der wirbellosen Tiere" (Leipzig, J. A. Barth, 1899) zu lesen. Wenn dieses in manchen Richtungen grundlegende Buch, das z. B. auch mit einem Lieblingssteckenpferde der älteren (aber auch noch der gegenwärtigen!) Schulphysiologie, nämlich mit der Zentrentheorie, aufräumt, hinlänglich bekannt wäre, so würde sich auch der in manchen Beziehungen verdienstvolle Moll die historische Spekulation über die große Frage erspart haben, welche seiner beiden Komponenten des subjektiven Geschlechtstriebes wohl die „phylogenetisch ältere" sei; er würde vielmehr, wie das in unserer Schrift zum ersten Male versucht wird, eine wirklich naturwissenschaftliche, d. h. kausale

Auflösung des Geschlechtstriebes oder vielmehr der dem Sexualinstinkt zugeschriebenen Erscheinungen und Bewegungen in Reizbarkeiten, Tropismen und Kettenreflexe angestrebt haben. Um jedoch dem weniger Orientierten unter meinen Lesern womöglich eine noch klarere Vorstellung von dem Gedankengange Loebs zu geben, so sei aus dem genannten Buche nochmals ein Passus (auf S. 130) zitiert:

„Mit der Zentrentheorie der Instinkte fällt auch der Versuch, die Instinkte «historisch» zu erklären. Wir haben im ersten Kapitel auf die Behauptung hingewiesen, daß die Instinkte ursprünglich bewußte Handlungen gewesen seien, die durch «Übung» zur Ausbildung von Reflexzentren geführt hätten. Solange periphere Reizbarkeiten, wie Lichtempfindlichkeit usw., für die Reflexe bestimmend sind, ist es unmöglich anzunehmen, daß es sich bei den Instinkten um fixierte Erfahrungen der voraufgehenden Generation handelt. Ich vermag mir nicht vorzustellen, wie ein Tier oder eine Spezies lichtempfindliche Substanzen in seinen Augen oder auf seiner Haut auf dem Wege der «Erfahrung» oder «Übung» erwerben könnte. Ich glaube aber, daß der «historische» Weg der Erklärung der Lebenserscheinungen, d. h. der Versuch einer phylogenetischen Erklärung derselben erkenntnistheoretisch ebenso verfehlt ist, wie wenn man etwa darauf bestehen wollte, daß die Dampfmaschine geologisch zu erklären sei. Bei Maschinen interessiert uns die Umwandlung und Dosierung der Energie, die Geschichte unseres Planeten kann uns darin nicht förderlich sein. Lebende Wesen aber sind Maschinen und müssen als solche analysiert werden, sobald wir ein Verständnis ihrer Reaktionen erlangen wollen. In den erkenntnistheoretischen Irrtum «historischer» Erklärungsmethoden ist die Biologie nur dadurch geraten, daß dem genialen Wiedererwecker des Evolutionsgedankens, Darwin,

die energetischen Naturwissenschaften (Physik, Chemie und Physiologie) weniger nahe lagen. Das schmälert natürlich sein Verdienst obensowenig, wie es unsere Bewunderung für den Mann verringern darf. Auf der andern Seite ist aber auch kein Grund vorhanden, daß die erkenntnistheoretischen Einseitigkeiten des Meisters nunmehr unter den Biologen erblich werden sollten. Selbst das Problem der Entstehung der Arten wird erst dann zu ernsten Resultaten führen, wenn es vom Standpunkt der energetischen Naturwissenschaften, d. h. vom maschinellen Standpunkt aus in Angriff genommen werden kann.“ —

Doch lassen sich diese Dinge nicht beiläufig abmachen; es steht zu hoffen, daß mit der Erkenntnis, daß wir in Loeb den Ersten unter den lebenden Physiologen zu erblicken haben, auch die Kenntnis seiner Werke zunehmen möge, wodurch solche historisierenden Betrachtungen über rein kausale Probleme — Redereien, welche wegen ihrer gänzlichen Wertlosigkeit für das wirkliche Verständnis auf den Kenner komisch wirken — mit der Zeit aufhören.

So haben mich die ablehnenwollenden Kritiken meines Buches nicht beeinflussen können, weil sie auf Unkenntnis der modernen Reizphysiologie beruhen. [1])

[1]) Die ganz beiläufige Erwähnung der — überdies schon von Eugen Dühring entdeckten und beschriebenen — Psychopathia oder Paranoia psychiatrica ist mir von einigen übelgenommen worden. Du lieber Himmel! Der einzige Psychiater, der seinem Namen wirkliche Unsterblichkeit gesichert hat, ist der, ich weiß nicht ob Geheime oder nicht Geheime Medizinalrat von Zeller, der Robert Mayer auf dem Zwangsstuhl unter Anwendung körperlicher Schmerzen vergeblich zum Widerruf seiner großen Entdeckung zu zwingen versuchte. Diese therapeutische Leistung wird in Jahrhunderten und Jahrtausenden unvergessen bleiben, ja solange sich die Menschheit überhaupt um Wissenschaft, um ihre größten Vertreter und um deren Schicksale kümmert. Und während der Irrenrat das, was er nicht verstand, fortzukurieren

Bei Loebs Kritik des Darwinismus und seiner mißbräuchlichen Anwendung mag einem das Wort des Ibsenschen Volksfeindes einfallen: „Was sind denn das für Wahrheiten, um welche die Majorität sich zu scharen pflegt? Es sind Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen, daß sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege eine Lüge zu werden. — Ja, ja, ihr möget mir glauben oder nicht, aber die Wahrheiten sind nicht so zählebige Methusalems, wie die Menschen sich einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — nun sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Aber solche

---

versuchte, waren die findigeren unter den Handwerksgelehrten damit beschäftigt, die Mayersche Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalents für sich zu eskamotieren. — Bei dieser Sachlage ist doch wohl ein harmloses Scherzchen über psychiatrische Sachverständigkeit kein Majestätsverbrechen. — Vergl. Dühring, „Robert Mayer, der Galilei des XIX. Jahrhunderts" (Chemnitz, Ernst Schmeitzner, 1880), S. 73 ff. — Herr Professor Karsch verrät schon im Titel seiner Broschüre: „Beruht gleichgeschlechtliche Liebe auf Soziabilität?" (Seitz & Schauer, München, 1905) die Unkenntnis der reizphysiologischen Betrachtungsweise, indem Ursache und Wirkung verwechselt werden. Es beruht nicht die gleichgeschlechtliche Liebe auf Soziabilität, sondern umgekehrt beruht die Soziabilität — d. h. die biologische Eigentümlichkeit gewisser Arten, in Herden, Verbänden oder Staaten zu leben — auf gleichgeschlechtlicher Liebe im weiteren Sinne, d. h. auf dem Umstande, daß bei sozialen Arten physiologische, auf Tropismen beruhende, Anziehungskräfte nicht nur zwischen Männchen und Weibchen und Eltern und Kindern, sondern auch zwischen den Individuen desselben Geschlechts wirksam sind. Ohne solche vom Geschlechte unabhängige Anziehungskräfte könnten soziale Arten gar nicht existieren. Betreffs der Bienen wissen wir zudem die interessante Einzelheit, daß es sich jedenfalls um chemotaktische Anziehungskräfte zwischen Königin und Arbeitsbienen handelt; wozu vielleicht noch Anziehungskräfte zwischen den einzelnen Arbeitsbienen und andere Zusammenhänge kommen. B. F.

bejahrte Wahrheiten sind entsetzlich dürr und mager. Und dennoch macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen zu schaffen und empfiehlt sie der Menschheit als gesunde geistige Nahrung usw.“ — Eine solche gar magere und bejahrte Wahrheit ist seit langem auch der Darwinismus, soweit er nämlich überhaupt jemals Wahrheit gewesen ist. Wie dürr aber die darwinistische Deszendenzwahrheit nachgerade geworden ist, erkennt man daran, daß der große Haufe, wenn er sonst nichts zu sagen weiß, zu phylogeneteln anfängt und oft in hochkomischer Weise rein kausale Probleme historisch anpackt.

Der wissenschaftliche Fortschritt liegt sicherlich in der möglichst weitgehenden Zurückführung der Lebensvorgänge auf physikalisch-chemisches Geschehen und einer möglichst weitgehenden Reduktion der meist als spontan oder instinktiv bezeichneten Bewegungen auf Reflexe und Tropismen; denn Reizbarbeiten, und bestimmte, namhaft zu machende äußere Reize, und somit ein relatives Verstehen, Vorhersagen und Beherrschen der Vorgänge treten an die Stelle scheinbarer Willkür und Spontaneität.

In beiden Fällen bleibt ein immer kleiner werdender Rest von besonderen Erscheinungen übrig, welche wir, soweit es sich um Wachstums-, Stoffwechsel-, Energiewechsel und physiologische Vorgänge aller Art handelt, als spezifisch „vital“ — d. h. soviel wie einstweilen nicht reduzierbar auf physikalisch-chemisches Geschehen — im Falle der tierischen Bewegungen hingegen einstweilen als anscheinend „spontan“ oder vielleicht nur „psychisch motiviert“ bezeichnen.

Beide Reste werden immer kleiner; ob sie aber jemals ganz verschwinden werden oder ob ein solches Verschwinden auch nur theoretisch denkbar ist, ist für den Vorsichtigen eine offene Frage.

Vielleicht wird die Loebsche Wahrheit — die Zurückführbarkeit der tierischen Bewegungen auf Tropismen —, wenn sie dereinst bejahrt und von der Majorität angenommen sein wird, ebenso gemißbraucht werden, wie heutzutage der Darwinismus; d. h. auf solche Fälle angewandt, auf die sie nicht anwendbar ist und die sie nicht zu erklären vermag.

Schadet die soziale Freigabe des homosexuellen Verkehrs der kriegerischen Tüchtigkeit der Rasse?

Ein vorläufiger Hinweis

von

Benedict Friedlaender-Berlin.

Eines der schwerwiegendsten Bedenken gegen die legale Freigabe und noch mehr gegen die soziale Anerkennung des homosexuellen Verkehrs besteht in der Behauptung, der homosexuelle Verkehr könne zur Verweichlichung und hiermit zur kriegerischen Untüchtigkeit der Rasse beitragen. Wenn das richtig wäre, so würde mancher der Ansicht zuneigen, daß gegenüber nationalen Interessen private Gerechtigkeitsrücksichten verstummen müßten.

Nun ist aber dieser Einwand, wie so viele andere, einfach unrichtig, und innerhalb gewisser Grenzen sogar das Gegenteil davon wahr. Im Rahmen dieser vorläufigen Notiz sei zunächst nur an die mannigfachen Zusammenhänge zwischen der sozialen Anerkennung des Eros mit der Gymnastik und dadurch auch mit der kriegerischen Tüchtigkeit im hellenischen Altertum erinnert. Auch ist es klar, daß der engere Anschluß zwischen Männern und Jünglingen, welcher die Folge dieser sozialen Anerkennung ist, der Pflege der spezifisch männlichen Tugenden (*ἀνδρεια*; virtus; Bushidō) günstig sein muß. Platon spricht in seinem Gastmahl bekanntlich aus, daß der homosexuelle Verkehr, sowie auch die Leibesübungen und die Pflege der Wissenschaft bei den Barbaren deswegen verpönt sei, weil die Tyrannen in der engen Verbrüderung des superioren Geschlechts gefährliche Freiheitskeime witterten.[1]) — In Kupffers bekanntem, aber noch immer nicht hinreichend gewürdigtem Werke über die „Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur“ findet man zahlreiche Beispiele von homosexuellen Liebschaften bei hellenischen Staatsmännern und Heerführern. Die inneren kausalen Zusammenhänge der geschichtlichen Tatsachen habe ich in meiner Renaissance aufzuhellen

[1]) Gastmahl; zitiert in meiner „Renaissance des Eros Uranios“ auf S. 17 des Anhangs.

versucht. Auf diese Dinge kann jedoch hier im Augenblick nicht des näheren eingegangen werden, es soll vielmehr auf folgende bemerkenswerte Tatsache aus der Weltgeschichte der Gegenwart hingewiesen werden.

Im IV. Jahrgange dieser Zeitschrift (1902) findet sich in dem äußerst lesenswerten Artikel von Suyewo Iwaya-Tokio über „Nan sho k'", d. h. die Päderastie in Japan, auf S. 270 folgender Passus:

„Es ist auch noch merkwürdig, daß die Päderastie in Japan nicht in allen Provinzen in gleicher Weise bekannt ist. Es scheint, daß sie in dem südlichen Teil eine größere Ausdehnung gefunden hat, als in den nördlichen Provinzen von Japan. Es gibt Gegenden, wo das große Publikum beinahe keine Ahnung davon hat. Dagegen in Kyushu, besonders in Satzuma ist sie von alten Zeiten ganz besonders verbreitet. Das kommt vielleicht daher, das man dort in Satzuma so sehr die Tapferkeit und Männlichkeit schätzt, während in andern Provinzen, wo keine oder wenig Päderastie bekannt ist, das Ansehen der Frauen und die Liebe zu ihnen viel größer ist. Denn man hört von verständigen Leuten sagen, daß der Mensch in den Provinzen, wo die Liebe zu Jünglingen vielfach herrscht, mehr männlich und robust, und der, welcher in Gegenden ohne Päderastie lebt, sanfter, schlaffer, manchmal liederlicher sei."

Aus dem übrigen Inhalt des Artikels sei noch hervorgehoben, daß nach einer Angabe auf S. 266 die Päderastie schon bei den Rittern (um das Jahr 1200) sowie auch bei den Daimyos (Fürsten) eine große Rolle spielte. Insbesondere hielten die letzteren neben ihren Frauen noch hübsche Jünglinge als sogenannte Kosho. Hiernach hat man also nicht nur die rein Homosexuellen gewähren lassen, sondern auch der homosexuellen Quote bei den weit zahlreicheren Bisexuellen Freiheit verstattet, so daß anscheinend die Sittenzustände in dieser Beziehung denjenigen des alten Hellas nicht unähnlich waren; woraus dann weiter mit Sicherheit geschlossen werden kann, daß die Stellung der Frau weniger dem europäischen Damen-

wesen, als vielmehr gleichfalls den altgriechischen Zuständen entsprochen haben mag. — Dies ist, wohlbemerkt, schon 1902, also lange vor Ausbruch des japanisch-russischen Krieges geschrieben, so daß eine Färbung der Tatsachen ganz außer Spiel ist.

Vor ein paar Monaten ersah ich nun zufällig aus einer Zeitungsnotiz, daß einige der berühmtesten Männer des modernen Japan aus dem südlichen Teile des Inselreichs gebürtig seien. Als dann in der Juni-Nummer der von Herrn Kisak Tamai (Berlin, Kleinbeerenstr. 9) herausgegebenen Zeitschrift „Ost-Asien“ auf S. 96 die Namen von zwanzig der hervorragendsten Japaner mit Angabe ihrer Laufbahn in den letzten 22 Jahren veröffentlicht wurden, da hielt ich es in diesem Zusammenhange — der den Alten ja völlig geläufig war und den ich in meiner „Renaissance des Eros Uranios“ aus mittelalterlicher Verschüttung wieder ans Tageslicht zu ziehen versucht habe — für interessant, festzustellen, von welchen Inseln jene hervorragenden Männer stammten. Ich wandte mich daher brieflich an Herrn Kisak Tamai, welcher ohne die geringste Kenntnis vom Zwecke meiner Anfrage mir in liebenswürdiger Weise die erbetene Auskunft gab — eine Auskunft, welche die erwähnte Zeitungsnotiz vollauf bestätigte und alle Erwartungen weitaus übertraf.

In der Tat muß für jeden Denkenden folgendes vom höchsten Interesse sein.

Es sind von Choshu, d. h. dem äußersten Südwestzipfel der Hauptinsel Nippon:

1. Graf Katsura, General und Premierminister.
2. Herr Terauchi, General und Kriegsminister.
3. Baron Sone, Finanzminister.
4. Marquis Yamagata, Feldmarschall und Chef des Generalstabs.
5. Baron Nogi, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der III. Armee, Eroberer von Port Arthur.

6. Baron Kodama, General, Stabschef des Marschalls Oyama.
7. Herr Hasegawa, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der Korea-Armee.
8. Baron Kawamura, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der Yalu-Armee.

Aus Satzuma, der in homosexueller Beziehung besonders hervorgehobenen Provinz der Insel Kyushu stammen:

9. Baron Yamamoto, Admiral und Marineminister.
10. Marquis Oyama, Feldmarschall und Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen in der Mandschurei.
11. Graf Nozu, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der IV. Armee.
12. Togo, Admiral und Oberbefehlshaber der Marine, Sieger in der größten, voraussichtlich einer der folgenreichsten, und sicherlich einer der für den menschlichen Gesamtfortschritt erfreulichsten Seeschlachten der Völkergeschichte.

Aus Awa, Provinz der auch zum südlichsten Japan gehörigen Insel Shikoku ist:

13. Vicomte Yoshikawa, Minister des Innern.

Aus Higo, Provinz der Insel Kyushu stammt:

14. Baron Kiyoura, Minister für Landwirtschaft und Handel.

Aus Oita, Provinz der Insel Kyushu ist:

15. Baron Kuroki, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der I. Armee.

Von den fünf nicht erwähnten hervorragenden Japanern — unter denen vier, nämlich Komura, Oura, Hatano und Kubota Minister und nur einer — (Oku) — Militär ist, konnte mir Herr Tamai die Geburtsinsel nicht angeben. jedoch habe ich dann von anderer befreundeter japanischer Seite erfahren. daß auch Oku von der Insel Kyushu stammt.

Man vergegenwärtige sich nun, daß sich die Reihe der japanischen Inseln (außer Formosa) ungefähr vom

45. bis zum 31. Parallelkreise, also ungefähr über einen Breitenunterschied wie von Norddeutschland nach Sizilien erstreckt und daß Choshu, wie Kyushu und Shikoku sämtlich südlich des 35. Parallelkreises liegen. Es stammen also ganz auffallend viele dieser hervorragenden Japaner und unter ihnen gerade die allermeisten der großen Kriegshelden, denen ihr Vaterland nicht nur unsterblichen Ruhm, sondern sichtlich genug seine Existenz verdankt, und welche der ganzen Völkergeschichte neue Bahnen vorgeschrieben haben, aus dem Süden des Reichs, und nicht weniger als vier sogar aus Satzuma. Noch viel gewichtiger nimmt sich aber dieser Umstand im Lichte der Bevölkerungsstatistik aus, welche ich gleichfalls der gütigen Mitteilung des Herrn Kisak Tamai verdanke. Es beträgt die Gesamtbevölkerung (nach dem Zensus vom letzten Dezember 1903) 46732841. Davon leben auf der Insel Kyushu (einschließlich natürlich der Provinz Satzuma) 6708657, davon auf Satzuma nur 683670. Auf Choshu, jenem Zipfel der Hauptinsel Nippon, welcher Kyushu gegenüber liegt und die beiden Provinzen Suwo und Nagato enthält, leben 1132879.

Die auffallende statistische Häufigkeit der großen Kriegshelden im südlichen Japan wird also noch markanter, wenn man bedenkt, auf einen wie kleinen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung des Reichs sich jene großen Heer- und Flottenführer zusammendrängen. Ja, sowohl Oyama, der Besieger der russischen Landarmee, als auch Togo, der Vernichter der russischen Flotte, also die beiden allerhervorragendsten soldatischen Retter des Reichs der aufgehenden Sonne, stammen von Satzuma, von jener Provinz, „wo die Päderastie von alten Zeiten ganz besonders verbreitet ist“, und welche dabei noch keine $^3/_4$ Million Einwohner zählt!

Wie lächerlich nimmt sich nicht angesichts dieser Tatsachen der unternommene Versuch aus, die männliche

Jugend länger zu „schützen" als die weibliche und die homosexuelle Verführung als gefährlicher hinzustellen, denn die heterosexuelle!

Wenn man nun mit dem, was uns die große nichtchristliche Kulturnation der Gegenwart lehrt, noch die bekannten Zustände und Biographien der europäischen vorchristlichen Kulturen zusammenbringt, so ist ein Zufall äußerst unwahrscheinlich, und es liegt nahe, einen kausalen Zusammenhang zwischen der sozialen Anerkennung mannmännlicher Liebesbündnisse und der erfolgreichen Pflege männlicher Tüchtigkeit anzunehmen, wie das ja auch Suyewo Iwaya schon 1902 in dieser Zeitschrift direkt behauptet hat, und wie es mit den in meiner Renaissance des Eros Uranios vertretenen Anschauungen bestens zusammenstimmt.[1])

Gleichviel wie man aber auch über die Einzelheiten der für Wohl und Wehe der Nationen wichtigen Frage denken mag, so sind doch jedenfalls die in dieser Notiz zusammengestellten Tatsachen geeignet, den in der Überschrift angedeuteten Einwand gegen die Homosexualität und ihre soziale Anerkennung nach hellenischem Vorbilde vollständig zu entkräften.[2])

---

[1]) Vgl. u. a. die Fußnote auf S. 274/76 sowie den V. Abschnitt des genannten Werkes.

[2]) „Es ist natürlich nicht meine Ansicht, daß die Pflege männlicher Tugenden eine unmittelbare Folge des mannmännlichen Geschlechtsverkehrs sei. Dieser ist vielmehr eine an sich innerhalb gewisser Grenzen indifferente, weder schädliche noch auch nützliche Nebensache, aus der nur der asketische Priestertrug eine Hauptsache und eine Art Popanz gemacht hat. Wohl aber muß überall da, wo der homosexuelle Verkehr der Männer übermäßig verpönt ist, der soziale Zusammenhang der Mitglieder des führenden Geschlechts gelockert werden und dadurch der relative Einfluß des weiblichen Elements und hierdurch wiederum z. B. die Luxuskorruption steigen — Zusammenhänge, die schon Aristoteles geläufig waren (Politicorum libri octo, Lib. II, 6). — Über die persönliche Veranlagung und die Gewohnheiten der japanischen Führer wissen wir nichts und brauchen wir auch nichts zu wissen, da es hierauf in diesem Zusammenhang nicht ankommt." —

Zusammenstellung der Literatur über Hermaphroditismus beim Menschen.

Von

Dr. med. **Franz von Neugebauer,**
Vorstand d. gynäkolog. Abteilung d. Evangelischen Hospitals in Warschau.

Im Laufe meiner Studien über den Hermaphroditismus des Menschen, mit einer Sammlung von bisher 1000 einschlägigen Beobachtungen, mußte ich nicht wenig Zeit dem Aufsuchen der einzelnen Mitteilungen widmen. Es wird jedem Fachgenossen, welcher ähnliche Studien unternimmt, die Arbeit erleichtern, die gesamte Literatur in einer Arbeit zitiert beisammen zu finden. Gern kam ich der vor sechs Wochen von Herrn Dr. M. Hirschfeld an mich ergangenen Aufforderung nach, diesen bibliographischen Index für das Jahrbuch zu bearbeiten. — Dabei muß ich jedoch einen Vorbehalt stellen: erstens wäre es heute ein Ding der Unmöglichkeit, jede der in den Journalen der gesamten Welt und so mancher Jahrhunderte verstreuten Originalaufsätze in die eigene Hand zu bekommen, ich mußte mich also sehr oft auf Zitate aus zweiter oder gar dritter Hand stammend stützen — zweitens vermag ich keineswegs zu behaupten, daß das von mir gelieferte Literaturverzeichnis ein erschöpfendes, vollständiges sei. Drittens garantiere ich nicht dafür, daß nicht hier und da ein Name, eine Jahres-, Band-, Seitenzahl als ungenau, falsch sich herausstellt — ich mußte mich oft mit einer Literaturangabe aus zweiter oder dritter Hand begnügen, ohne Möglichkeit, die Richtigkeit derselben durch Einsicht der Originalarbeit zu prüfen, d. h. ich übernehme keine Verantwortung für die Genauigkeit der von mir benutzten Quellen zweiter und dritter Hand.

Das gesamte Material habe ich in mehrere Abteilungen gruppiert, deren erste Allgemeines über Herma-

phroditismus, Einteilung, Entwicklungsgeschichte, Anatomie, vergleichende Anatomie, pathologische Anatomie, Beziehungen zur forensischen Medizin und Psychopathologie, Chirurgie usw. bringt, sowie Kunstgeschichte, Überlieferungen, Sagen, Mythus, Satyren, wobei ich auf die gleichzeitige Einsicht der modernen Lehrbücher der Entwicklungsgeschichte, Histologie, Anatomie, vergl. Anatomie verweisen muß, da es zwecklos wäre hier sämtliche Werke dieser Art anzuführen.

In der zweiten Abteilung ist die Literatur der einzelnen kasuistischen Mitteilungen zusammengestellt.

In einem Anhange folgt die Zusammenstellung der Namen resp. Vornamen der bekanntesten als Beispiele von Zwittertum beschriebenen Personen.

Der dritte Teil umfaßt eine Reihe von Einzelbeobachtungen von anormalem Hermaphroditismus bei Tieren. Letztere Beobachtungen habe ich nur beläufig notiert, ohne speziell danach zu suchen. Dieser dritte Teil darf daher keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen.

Bezüglich der bildlichen Darstellung der Hermaphroditen in der heidnischen Welt und im Altertume verweise ich auf die vorzügliche umfassende Monographie von L. S. A. M. v. Römer (Über die androgynische Idee des Lebens) im V. Jahrgange dieses Jahrbuches, auf die Arbeiten von H. Meige, Winckelmann, die Handbücher der Kunstgeschichte und Beschreibungen des Museo Burbonico in Neapel, der Museen in Rom, Florenz, Paris usw.

Die verehrten Leser bitte ich, mir von Ihnen in diesem Literaturverzeichnisse bemerkten Irrtümer und Ungenauigkeiten gefälligst mitteilen zu wollen.

I.

Allgemeines über Hermaphroditismus, Einteilung, Entwicklungsgeschichte, Anatomie, pathologische Anatomie, Beziehungen zur forensischen Medizin u. Psychopathologie, Sagen, Mythus, Satyren, unter Hinweis auf die modernen Lehrbücher der Anatomie, vergl. Anatomie, path. Anatomie, Histologie, Entwicklungsgeschichte, gerichtlichen Medizin, Psychopathologie, sexuellen Neurologie, Chirurgie usw.

1. v. Ackeren, Beiträge zur Entwickelungsgeschichte d. weibl. Sexualorgane des Menschen. D. K., Leipzig 1888.
   Reste eines Gartnerschen Ganges in einer Vaginalwand gefunden.
2. Adams, John, „Utriculus prostaticus". The Cyclopaedia of Anat. und Physiol. (Rober, Todd), London 1849, Vol. IV, p. 151.
3. Aetius, Opera omnia: Cornarus et Montanus, Basileae 1533—95, erwähnt von v. Haller, Biblioth. chirurg. Basileae 1774, T. I, p. 79.
4. Affaitatus, Fortunius, De Conceptu Androgyni. Venetiis 1549.
5. Affaitatus, Fortunius, siehe Kaplan l. c. p. 14.
   Der englische Prophet Merlin soll das Produkt der Selbstbefruchtung eines Mädchens im Traume gewesen sein.
6. Ahlfeld, Die Mißbildungen des Menschen (mit Atlas). Leipzig.
   Allgemeines und reiche Kasuistik vom path.-anat. Standpunkte aus betrachtet mit zahlreichen Abbildungen.
7. Ahlfeld, Fr., Die Mißbildungen des Menschen (mit Atlas), II. Abschnitt, Leipzig 1882, S. 223, 242—255.
   Allgemeines, Kasuistik mit Literatur und zahlreichen Abbildungen.
8. Alberti, Systema jurisprudentiae medicae. Tom. I, 1725, cap. II, § 31 seq., p. 50.

9. Albrecht von Haller, Comm. P. 1752, T. I.
Eigene Einteilung des Hermaphroditismus.

10. Aldrovandi, Ulisse, Monstrorum historia. Bononiae 1642, C. V, p. 513.
A. erklärte wegen der überaus großen Polymorphie der Hermaphroditen eine Klassifizierung für unmöglich.

11. Allen, C. W., „Report of a case of psychosexual Hermaphroditism". Med. Record 8, V, 1897.
Beschreibung der Viola Estella Angell.

12. Amann (jun.), Über Cysten des Wolffschen Ganges. Centr. f. Gyn. 1896, Nr. 43.
Große Cyste der Uteruswand.

13. v. Ammon, Die angeborenen chirurg. Krankheiten des Menschen. „Hermaphroditismus". Tab. XX, Berlin 1842.

14. Ampt, C., „Über das Parovarium (Epoophoron) bei Neugeborenen u. Erwachsenen. Inaug.-Diss, Berlin 1895.

15. Ancarani, Guzzoni degli, „A proposito di un caso di ermafroditismo" (V. verlangt Änderung des § 372 des Civilkodex und Einführung der Rubrik: „sesso dubio"). La Rassegna di Ostetricia e Ginec. Febbraio 1896, Jg. 113.

16. Argelata Pietro, Cirurgia. Venezia 1499, LV, Tract. XVII, cap. III, p. 114.
Über Hermaphroditismus beim Menschen als eine unerklärliche, abscheuliche Affektion.

17. Aristoteles, „De generatione animalium". Lib. IV, cap. IV.
Über männl. Hypospadie, weibl Geschlecht simulierend.

18. Aristoteles, Opera omnia. Graece et latine. Vol. III, Parisiis 1854. De animalium generatione. Lib. IV, cap. IV, p. 406.

19. Arnaud, George, Mémoire de Chirurgie. Sixième Mémoire. Dissertation sur les hermaphrodites. London und Paris 1768. p. 239—402 und Table des matières.
Ausführl. Zusammenstellung der Geschichte der Lehre vom Hermaphroditismus u. Kasuistik vom grauen Altertum bis 1768 (mit Abbildungen. H. bei Menschen u. Tieren).

20. Arnaud, Treatise on hermaphrodites. London 1759. Mém. de chirurg. Vol. I, London et Paris 1768.

21. Arnaud, G., Anatom.-chirurg. Abhandlung über die Hermaphroditen." Aus dem Französischen. Straßburg 1777, p. 66ff.
Allgemeines.

22. Arnaud (l. c. 19: p. 326).
Einzelheiten betreffend den als Hermaphroditen denunzierten Bischof von Bremen, s. auch: J. Fr. Mayer, Dr. Luthérien: Dissertatio. Gryphdae 1705 und: Nillenberg, Dr. Luthérien, Danzig.

23. Ausonius, Decimus Magnus, Opera. Parma 1449 — Firenze 1517 — Amstelodami 1671. Epigr. 69, p. 63. Quae sexum mutarint, Vallebanae (nova res et vix credenda pactis Sed quae de vera promitur historia) Foemineam in speciem convertit masculus alis etc. Siehe Taruffi l. c. p. 365.

24. Ausonio, Epigramma — cap. XI.
Die ägyptische Mondgöttin Astarte als Zwitter angesehen.

25. Avicenna, Lib. III, Tractatus I. De causis masculinitatis.

26. Bachincourt, François, Documents pour servir à l'histoire de la puériculture intrautérine. Thèse. Paris 1878.

27. Ballantyne, J., W., „Manual of Antenatal Pathology and Hygiene of the foetus". Edinburgh 1902. W. Greens and Sons.

28. Banks, W. M., On the Wolfian bodies of the foetus, including the developement of the generation-system. Edinburgh 1864.

29. Barety, „De l'infantilisme, du sénilisme, du féminisme, du masculisme et du facies scrofuleux". Nice médical 1876.

30. Bart, Persistance des conduits de Mueller. Bullet. de la Soc. anat. Paris 14. Nov. 1878.

31. Bartels, M., „Über abnorme Behaarung beim Menschen". Zeitschr. f. Ethnologie. Bd. XIII.

32. Bartels, M., „Einiges über den Weiberbart in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung". Zeitschr. f. Ethnologie. XIII. 1881, p. 255—280.

33. Bauhin warf die Frage auf: Hermaphroditus an potest esse medicus, advocatus, rector universitatis?

34. Bauhin, C., „De Hermaphroditorum monstrosorumque partuum natura ex Theologorum, Jureconsultorum, Medicorum, Philosophorum, Rabbinorum sententia". 1614.

35. Bauhinus, C., De hermaphroditorum monstrorumque partium natura. Havniae 1600 u. Oppesch 1614.

36. Bauhinus, De hermaphroditorum monstrorumque partium natura. Francofurti 1500 u. 1609.

37[a]. Bayer, H., Entwickelungsgeschichte des weiblichen Genitalapparates. Vorlesungen über allgemeine Geburtshülfe. I. Bd., I. Heft. Straßburg 1903.

Vorzügliche und gut illustrierte Schilderung.

37[b]. Bayer, H., Befruchtung u. Geschlechtsbildung. Straßburg 1904.

38. Beauregard, Henri, Contribution à l'étude de développement des organes génito-urinaires chez les mammifères". Thèse. Paris 1877.

39. Beck, Theod. Romeya, Elementa of medical jurisprudence. Second edit. London 1825. Third edit. London 1836.

40. Behrend, G., Der Frauenbart. Siehe Alex Brandt, Biol. Centralblatt Bd. XVII, Nr. 6, 15, III, 1897.

41. Beigel, Hermann, Zur Entwickelungsgeschichte des Wolff'schen Körpers. Med. Centralbl. 1878, Nr. 27.

In 5 Fällen von embryonalem Uterus in den Anhängen Wolffsche Körper gefunden.

42. Benda, C., Entwickelung des Säugetierhodens. Verhandlungen d. anatom. Gesellschaft. 3. Versammlung. Berlin 1889.

43. Benda, C., Anatomie u. Entwickelung des Geschlechtsapparates. Klinisches Handbuch d. Harn- u. Geschlechtsorgane. Von W. Suelzer, Leipzig 1894, Bd. I.

44. Benda, „Hermaphroditismus u. Mißbildungen mit Verwischung des Geschlechtscharakters. Ergebnisse d. allg. Pathologie und path. Anatomie der Menschen und der Tiere von Lubarsch u. Ostertag. II. Jahrg., 1895, p. 627.

Allgemeines und Kasuistik.

45. Benedictis, C. de, „Contributo allo studio dell' ermafrodismo". Roma 1893. Giornale di veterinaria militare. Anno IV, Nr. 8—9, p. 356—361.

46. Béranger, Chansons. Oeuvres complêtes, Tome V. Supplément. Paris 1834, p. 49: „L'Hermaphrodite".
Satyre über einen Fall von Androgynie.

47. Berengarius, J. in Mundinum. Fol. 210. Bononiae 1521. „Mares perpetuo servant sexum, quia natura non intendit in specie humana generare nil perfectius masculo; sed interdum repertum est, foeminas convariare sexum, quia natura semper cupit perfectionem". Siehe Taruffi l. c. 365.

48. Bergk, R., Fälle von Epispadie. Virchow's Arch. f. path. Anat. Bd. 41, p. 305.

49. Bergmann, C., Lehrbuch d. medicina forensis für Juristen. — Hermaphroditismus.

50. Bérillon, „Les Femmes à barbe: Étude psychologique et sociologique". Revue de l'hypnotisme et de la Psychologie physiologique. Paris. 19e année 1904 Juillet-Dec. et 1905 Janv.-Août.

51. Birnbacher, Die ungarische Tribade, Gräfin Sarolta V. S. auch: Meinert, Friedreichs Blätter etc. 1891, p. 85. S. auch: Fr. Neugebauer, Interessante Beobachtungen aus dem Gebiete des Scheinzwittertumes l. c. Sep.-Abdr. p. 163—169.

52. Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Menschen u. d. Säugetiere. Leipzig 1892.

53. Blacker, G. F. and Lawrence, F. W. P., A case of true unilateral hermaphrodism with ovotestis occurring in a man with a summary and criticism of the recorded cases of true hermaphroditism. Transact of the Obst. Soc. of London. Vol. XXXVIII, 1896.
Gründliche kritische Arbeit.

54. Blanc, L., Les Anomalies chez l'homme et les mammifères. Paris 1893, p. 193.
Angaben aus den Werken von Aristoteles, Plinius, S. Augustinus.

55. Blanchet, J. A., Statuette d'Hermaphrodite. Revue archéologique, IIIe Série, T. XXVIII.

56. Blumenbach, J. F., Handb. d. Naturgeschichte. 12. Aufl. Göttingen 1830.

57. L. Blumreich, Die Entwickelung der Fallopischen Tuben beim Menschen. Inaug.-Diss., Berlin 1895.

58. Boaistuan, P. et Tesserant, Cl. de, Histoires prodigieuses extraicts de plusieurs fameux Autheurs Grecs et Latins, Sacrez et Prophanes. Paris 1568. U. a. über Teufel, ungeheuerl. Menschen, Juden, Edelsteine, fliegende Fische und Meerungeheuer, seltene Kräuter, Geistererscheinungen, seltene Geburten, Hermaphroditen, Frauen etc. Dasselbe Werk 1597 erschienen.

59. Bodon, Karl, „Die diagnostische Bedeutung des Bauchreflexes in der Gynäkologie. Anhang: Gibt es einen Cremasterreflex beim Weibe?“ Centralbl. f. Gyn. 1898, Nr. 5, p. 115.

60. Böhm, Über Erkrankung der Gartnerschen Gänge. Arch. f. Gyn. 1883, Bd. XXI.

61. Boettiger, Über die Hermaphroditen: Fabel und Bildung. Boettigers Amalthea. Bd. I.

62. Born, G., Entwickelung der Geschlechtsdrüsen. Ergebnisse der Anatomie u. Entwickelungsgeschichte, herausg. von Merkel u. Bonnet. 4 Bd., 1895 (Litt. 1894).

63. Born, „Die Entwickelung der Ableitungswege des Urogenitalapparates u. des Dammes bei den Säugetieren“. Ergebnisse d. Anatomie u. Entwickelungsgeschichte 1894.

64. Bornhaupt, „Untersuchungen über die Entwickelung des Urogenitalsystms“. Riga 1867.

65. Bouisson, „De l'hypospadie et son traitement chirurgical“. Paris 1861.

66. F. Bramann, „Beitrag zur Lehre von dem Descensus testiculorum u. dem gubernaculum Hunteri beim Menschen.“ Archiv f. Anatomie u. Physiolog. Anatomische Abteilung 1884.

67. Brandt, A., Über die Arrhenoidie in ihrer Beziehung zum Hermaphroditismus. Zeitschr. f. wiss. Zoologie 1896. Bd. 48 S. 175.

68. Brandt, Al., Eine Virago. Virchows Arch. 146. Bd. 1896. S. 532. siehe auch v. Neugebauer.
Beschreibung der Marie Nekrassow.

69. **Brandt, Alex.**, Über den Bart des Mannweibes (Viragines). Biolog. Centralbl. Bd. XVII, Nr. 6. 15. III. 1897.

70. **Brandt, Alex.**, „Anatomisches und Allgemeines über die sog. Hahnenfedrigkeit etc.". Zeitschr. f. wiss. Zoologie XLVIII. 1889, S. 101.

71. **Breitensteins** Repetitorium Nr. 67, Kurzes Repetitorium der vergleichenden Embryologie. Leipzig u. Wien.

72. **Brero, Van**, „Malformation des organes génitaux, infantilisme et féminisme chez un épileptique". Nouv. Iconographie de la Salpetrière Juillet et Août 1895, p. 225.

73. **Breuer**, Neue Methode der Behandlung der Hypospadie nach **Bardenheuer**. Centralbl. f. Chirurgie 1898 Nr. 44.

74[a]. **Brouardel**, „Des empêchements au mariage et de l'hermaphrodisme en particulier". Gaz. d. hôpitaux. 1887 Nr. 1.

74[b]. **Brouardel**, „Hermaphrodisme et impuissance, type infantil." Gaz. d. Hôpitaux 1887, p. 57.

75. **Brouardel**, „Le mariage au point de vue médicolégale." Paris 1899.

76. **Brouardel**, Malformation des organes génitaux de la femme. Y a-t-il lieu de reconnaître l'existence d'un troisième sexe? Annal. d'hyg. publique et de méd. légale. Paris. Mars 1904.

Wichtige Angaben: Ehescheidung betreffend.

77. **Brouardel**, Des empêchements au mariage et de l'hermaphrodisme en particulier. Gaz. d. hôpit. 1 u. 18, I, 1 u. 8, II, 1877.

78. **Brühl, G.**, Über Hermaphroditismus. D. J. Freiburg 1894.

Allgemeines und reiche Kasuistik mit Berücksichtigung des H. bei Tieren.

79. **Bryant, Ph.**, Cases of malposition of the testicle. Guy's Hosp. Reports 1868. Vol. XIII, p. 439.

Erbliche Hypospadie.

80. **Bullinger**, „Über den distalen Teil der **Gartnerschen** Gänge." D. J. München 1896.

81. Burckardt, Otto, Cyste des linken Gartnerschen Ganges. Mon. f. Geb. u. Gyn. Berlin 1897, Bd. V, Heft 6, p. 616.

82[a]. Burdach, Anatom. Untersuchungen, bezogen auf Naturwissenschaft u. Heilkunst. Heft I. Leipzig 1814. „Die Metamorphose des Geschlechtes."

82[b]. Burdach, Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. I. Leipzig 1835, S. 229: „Hermaphroditismus".

83. Burlin, J., De foeminis ex mensium suppressione barbatis. Altdorf 1664.

84. Cann, Mc., Transact. of the obst. Soc. of London. Vol. XLIII. London 1901, p. 303.
Diskussion.

85. Cann, Fred. John Mc., Some abnomalities of the female organs. Amer. Journ. of med. sc. Vol. CXII, 4, p. 393 (Octobre).

86. Cara, La, Un ermaphrodita psicosessuale. Rivista di psichiatria forense 1902, Nr. 9. Siehe Referat: Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. V. Jahrg., Bd. II, 1903, p. 982.

87. Casper, Handb. d. gerichtl. Medizin, neu bearbeitet von C. Liman. Berlin 1881.

88. Cerutti, G. R., Sulla cura dell' ipospadia penoscrotale. Gazz. degli ospedali XX, p. 132, 1899.

89. Championnière, J. Lucas, „Les anomalies du testicule." —?—

90. Chavigny, de, Liebesgeschichte einer schönen Hermaphroditin. (Aus d. Franz. des Sieur de Chavigny). An: Entführung der preiswürdigen Helena von Amsterdam. Basel 1683, 12. — Orig. La Galante Hermaphrodite, par le Sieur de Chavigny. Amsterdam 1683, 12. (Bibl. Uffenbach I, p. 231.)

91. Chavigny, de, Nachricht von der lustigen Vermählung einer schönen Hermaphroditin. (Aus dem Französ. des Sieur de Chavigny). An: Leben der entführten Holländischen Helena ... o. O. 1749, 8. (Bibl. J. J. Schwabii II.)

92. Chavigny, Sieur de, La Galante Hermaphrodite, à Amsterdam 1683, 12. Bibl. Uffenbach I, p. 231. — Auch bei Adelung der „de Chavigny" hat.

93. Chesnet, Vice de conformation des organes génitaux, hypospadias, erreur sur le sexe. Annal. d'hyg. 1868. 2e série, XIV, p. 206.
94. Chevalier, Julien, De l'inversion de l'instinct sexuel au point de vue médicolégal. Paris 1885.
95. Chronique scandaleuse de Louis XI, p. 386 — und Chronique depuis Pharamon jusqu'en 1499 par Robert Gaguin, Livre X, p. 284.
Mönch-puerpera im Kloster d'Issoire en Auvergne, beschrieben auch von Jehan de Molinet in einem satirischen Poem.
96. Clarke, Jackson, A case of Pseudo-Hermaphrodism. Path. Transact. 1894, Vol. 44, p. 120.
Weibl. Scheinzwitter, penis von der urethra durchbohrt.
97. Clasen, F. E., „Die Gesichtshaare u. der Bartwuchs der Frauen u. ihre Heilung." Frankfurt a. M.
98. Clemens Alexandrinus [Paedagogia. Lib. II, cp. 10. Opera omnia. Florenz 1550 (griechisch). — (Potter-Oxon, Oxford 1715, V, II (griechisch-lateinisch)] bezweifelt laut Taruffi das Vorkommen von Zwittern.
99. Coblenz, H., Zur Genese u. Entwicklung von Cystomen im Bereich der inneren weibl. Sexualorgane. Virchows Arch. 1881, Bd. 84, S. 26, 44.
Cysten auf Reste der Wolffschen Körper zurückgeführt.
100. Cocchi, R., Lezione fisico-anatomiche. Livorno 1775. Opera posthuma. Lez. V, p. 43; s. Taruffi l. c. p. 367.
C. schreibt der außerordentlichen Größe der Clitoris, so daß sie einen Penis vortäuscht, die Meinung der Alten über die Umwandlung des Geschlechts zu.
101. Côde français, „Lorsqu'il y a erreur dans la personne, le mariage ne peut être attaqué que par celui des deux époux qui a été induit en erreur."
102. Cohn-Antenario, Wilhelm, Der Bart der Ainofrauen. Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen, V. Jahrg., II. Bd., 1905, p. 941.
103. Columbus, De re anatomica. Libr. XV, Venet. 1559, p. 495.
104. Cotta, Carlo, „Alcune idee sull' ermafrodismo." Gazz. med. de Milano, 1844, T. III, p. 205.
Einteilung des Hermaphroditismus.

105. Courty, „Consultation médicolégale à l'appuy d'une demande en nullité du mariage.“ Montpellier méd. 1872. T. XXVIII, p. 473.

106. Curling, Traité des maladies des testicules.
Selbstmord eines Studenten wegen Kryptorchismus.

107. Daillez, Georges, „Les sujets du sexe douteux etc.“ Thèse de Paris. Lille 1893.
Allgemeines, Geschichte u. Kasuistik.

108. Dareste, „Recherche sur la production artificielle des monstruosités.“ 2e édition, Paris, p. 549.

109. Debierre, Ch., L'Hermaphrodisme. Paris 1891.
Ausgewählte Kasuistik u. Entwickelungsgeschichte des Urogenitalsystems.

110. Debierre, „L'hermaphrodite devant le côde civil. L'hermaphroditisme, sa nature, son origine, ses conséquences sociales.“ Archives de l'Anthropologie criminelle, 1886, I, p. 305, 338.
D. verlangt die Einführung der Rubrik S. D. = Sexe douteux in die Metrik.

111. Debierre, Archives d'Anthropologie criminelle. 1886, Juillet.
Scheinzwittertum u. Ehescheidung.

112. Debierre, Ch., Sur les canaux de Gartner chez la femme. Compt. rendus de la Soc. de Biologie. Paris 22, V, 1885, p. 318.

113. Deen, J. van, „Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschen u. d. Säugetiere mit besonderer Berücksichtigung des Uterus masculinus.“ Leipzig 1849.

114. Delore, Étapes de l'hermaphrodisme. Echo médical de Lyon, 15, VII, 1897?—1899?

115. Delore, X., „De l'hermaphrodisme dans l'histoire ancienne et dans la chirurgie moderne.“ Journ. d. sciences méd. de Lille, 1899, Nr. 28.

116. Dictionnaire en 30 volumes. 1837, Art: Hermaphrodisme.

117. Dionis, Pierre, Cours d'opérations de Chirurgie. Paris 1707. Bruxelles 1708, p. 197.
Eigene Einteilung des Hermaphroditismus. Über Clitorishypertrophie.

118. Disselhorst, R., Die accessorischen Geschlechtsdrüsen der Wirbeltiere mit Berücksichtigung des Menschen. Wiesbaden, und Inaug.-Diss. Tübingen 1897.

119. Dohrn, A., „Über Gartnersche Gänge beim Weibe." Arch. f. Gyn. 1883, Bd. XXI, p. 328—348.

120. Donath, J., „Johannes Weiher über den Hermaphroditismus." Virchows Archiv 1886, Bd. 104, p. 205. Referat: Virchow u. Hirsch, Jahresbericht für 1886, I. Bd., p. 306.

Historische Forschung.

121. Dorillier, S. G., Les sujets du sexe douteux et leur état psychique.

122. Dugès, „Sur l'hermaphrodisme". Ephémérid. méd. de Montpellier 1827.

123. Duplay, „De l'hypospadias périnéoscrotal et de son traitement chirurgical". Bullet. de la Soc. de chir. 28, I, 1874. Archives générales de méd. 1874, T. 23, p. 518, 657.

124. Lafitte-Dupont, „De la sexualité". Gaz. hebd. d. sc. méd. de Bordeaux 1899, Nr. 36, p. 425.

125. Durval, 2 Fälle von bärtigen Frauen. Virchows Arch. 1877, II, p. 81.

126. Dutrochet, Rapport. Acad. d. Sciences: „Rélativement à la conformation apparente des organes génitaux externes tout homme a été femme dans le principe".

127. Duval, Les Hermaphrodits, accouchemens des femmes et traitement qui est requis pour les relever en santé, et bien élever leurs enfans. Ou sont expliquez la figure des laboureurs ès verger du genre humain, signes de pucelage, défloration, conception etc. Av. portr. et fig. Rouen 1612. Mar. rouge, tr. dor.

128. Duval, Jacques, Traité des hermaphrodits, parties génitales, accouchemens des femmes, etc. Où sont expliquez la figure des laboureurs ès verger du genre humain, signes de pucelage, défloration, conception, et la belle industrie dont use Nature en la promotion du concept et plante prolifique. Réimprimé sur l'édition unique. (Rouen 1612) Paris 1880.

129. Duval, Traité des Hermaphrodites. Rouen 1610, S. 314.
Allgemeines und Kasuistik.

130. Duverney, Oeuvres anatomiques. 1761.
D. leugnet das Vorkommen von Hermaphroditismus beim Menschen.

131. Ebermaier, Rusts Wörterb. I, S. 721.

132. Ebert, Die männl. Geschlechtsorgane. Handb. d. Anatomie des Menschen; herausg. von K. v. Bardeleben. Jena 1904.

133. Eble, B., Die Lehre von den Haaren in der gesamten organischen Natur. Wien 1831, II. Bde.

134. Ebstein, „Eigentümlicher Krankheitsverlauf bei Uterus unicornis u. Einzelniere“. Virchows Archiv, Bd. 145, Heft I, 1896, S. 158.

135. Ecker, Icones physiolog. Tafel 29.

136. Egli, Beitrag zur Anatomie u. Entwickelungsgeschichte d. Geschlechtsorgane. In.-Aug., Zürich 1876.

137. Ekama, A., Julia Pastrana. Album der Natur 1888.

138. Ellis, Sulle facolta artistiche degli invertiti. Archivio delle Psicopatie sessuali. 1896 settembre.

139. Ellis, Havelock, Mann u. Weib, Anthropologische u. psychologische Untersuchung der secundären Geschlechtsunterschiede. Deutsche Ausg. von Kurella, Leipzig 1895.

140. Ellis, Havelock, Geschlechtstrieb und Schamgefühl. Deutsche Ausgabe von Koetscher. Leipzig 1900.

141. Eppinger, Prag. Vierteljahrschr. Bd. 125. 1875.
Koincidenz mit Mißbildungen im uropoetischen System.

142. A. Eulenburg, Sexuale Neuropathie. Leipzig 1895.
Psychosexuale Hermaphrodisie, S. 127, 136.

143. Hieronymi Fabricii ab Aquapendente Opera chirurgica. Lugd. Bat. 1723. De hermaphroditis p. 567.

144. Fahner, J. C., Vollständiges System der gerichtl. Arzneikunde. 3 Bde. Stendal 1795—1800.
Handelt u. a. von Zwittern und Hermaphroditen. Hayn, Bibl. Gynäk. S. 33.

145. Famin, C., Peintures, bronzes et statues érotiques, formant la collection du cabinet secret du musée Royal de Nâples. Paris, chez Abel Ledoux 1832.

146. Fanneau de la Cour, „La féminisme et l'infantilisme chez les tuberculeux". Thèse. Paris 1871.

147. Farwick, Josef, „Über Tumorenbildung bei Leisten- u. Bauchhoden". In.-Diss.., Bonn 1893.

148. Feiler, „Über angeborene menschliche Mißbildungen im allgemeinen u. Hermaphroditen insbesondere". Landshut 1820.

149. Féré, Charles, „Contribution à l'étude des équivoques, des caractères sexuels accessoires". Revue de Médecine 1893.
Über Maskulismus und Feminismus.

150. Féré, Ch., „L'instinct sexuel et ses perversions". Paris 1899.

151. Ferraresi, C., Canali di Gartner o di Malpighi? Atti della Soc. Italiana di Ostetrica e Ginecol. Roma 1897, Vol. III, p. 207.

152. Ferrein, Antoine, Mémoire sur le véritable sexe de ceux, qu'on appelle hermaphrodites. S. Mém. de l'Acad. des Sciences de Paris 1757.

153. Filippi, Manuale di Medicina legale. 2ª Ediz., Vol. I, p. 123.

154. Fischel, W., Beitrag zur pathologischen Histologie d. weibl. Genitalien. Arch. f. Gyn. 1884, Bd. 24, S. 119.
Reste der Wolffschen Gänge in der Portio vaginalis uteri.

155. Fleisser, Theses de sexu, sive de natura et ortu, maris, foeminae et hermaphroditi. Witeb. 1608.

156. Foerster, A., Handb. d. allg. pathol. Anatomie. Leipzig 1865.

157. Förster, August, Die Mißbildungen des Menschen systematisch dargestellt. Jena 1865, II. Auflage, S. 151—160 u. Atlas Tafel 21 ff.

158. Foges, A., „Zur Lehre von den sekundären Geschlechtscharakteren" (Experimentelle Tierversuche). Wiener Med. Presse 1902, Vol. XLIII, S. 1810.

159. Foges, Arthur, „Sekundäre Geschlechtscharaktere". Pflügers Archiv 1902, 93. Bd., 1. u. 2. Heft.

160. Follida Borgo, T., S. Sepolero: Recreatio physica etc. Fiorentini 1665, p. 129. „Monialis virgo, postquam

plures annos intra sacra claustra vixisset, femineum sexum in virilem mutavit“.

161. Follin, Recherches sur le corps de Wolff. Paris 1850, p. 25.

Gartnersche Kanäle bei einer Sau entdeckt.

162. Le Fort, Léon, De vices de conformation de l'utérus et du vagin et de moyens d'y remédier. Thèse. Paris 1863. De l'hermaphrodisme dans ses rapports avec les vices de conformation de l'utérus et du vagin“. S. 174 bis 207.

Allgemeines u. Kasuistik.

163. Foroni, Jaqueline, (?) Milano 1802.

164. Foster et Balfour, Eléments d'embryologie. 1871.

165. Franke, O., Das runde Mutterband. Denkschriften d. Kais. Akad. d. Wissenschaften in Wien. Mathemat.-naturwissensch. Classe. Bd. 84. 1904.

166. Franke, O., Über Missbildungen der Gebärmutter u Tumoren der Uterusligamente im Lichte embryologischer Erkenntnisse. Sammlung klin. Vorträge, begründet von R. v. Volkmann. Neue Folge 363. Leipzig 1903.

167. Franke, O., Beiträge zur Lehre vom Descensus testiculorum. Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Bd. CIX. Abt. IV. 1900.

168. Fürst, Bildungshemmungen des Uterovaginalkanales. 1868.

169. Gader, „Ein Beitrag zur Lehre von der Fortpflanzungsfähigkeit bei Hypospadie und von der Vererbung dieser Mißbildung“. Zeitschr. f. Medizinalbeamte. 1890, S. 247.

170. Gallard, Leçons cliniques sur les maladies des femmes. 2. édit. Paris 1879.

171. Gangitano, T., Delle ciste della vagina da residui del dotti di Wolff. Il Policlinico (Supplem.), Roma 1898 et IV, Nr. 49, p. 271.

172. Garnier, P., Hygiène de la génération. La sterilité humaine et l'hermaphrodisme.

173. **Garnier, A.**, Du Pseudohermaphrodisme comme impédiment médicolégal à la déclaration du sexe dans l'acte de naissance. Annal. d'hyg. publ. et de méd. légale. 1885. Série 3, T. XIV, p. 286 u. 293.

174. **Garnier u. Leblond**, „Du pseudohermaphrodisme comme impédiment médicolégal à la déclaration du sexe dans l'acte de naissance.“ Annales d'hygiène publique XIV, 1885, p. 185 u. 593.

Die Autoren verlangen für zweifelhafte Fälle die Einführung einer Rubrik: „sexe douteux“.

175. **Gartner, H.** (Kopenhagen), „Anatomisk Beskrivdse over et sed nogle dyr-arters Uterus undersögt glandulost Organ“. Kjœbenhavn 1822.

176. **Gautier**, Französische Übersetzung (1752) des Werkes von **Morand**. Dissertatio de Hermaphroditis 1749.

177. **Gebert, Ernst**, „Beitrag zur Differentialdiagnose der Tumoren in der Leistengegend“. In.-Diss., Berlin 1887.

178. **Geddes u. Thompson**, Evolution of Sex. 1890, p. 269. Contemporary Science Series.

179. **Geigel, Richard**, „Über Variabilität in der Entwickelungsgeschichte d. Geschlechtsorgane beim Menschen. In.-Diss., Würzburg 1883.

180. **Geigel**, „Über Variabilität in der Entwickelung der Geschlechtsorgane beim Menschen“. Verh. d. phys. med. Ges. in Würzburg, N. F., Bd. XVII, 1883.

181. **Gellius, Aulus**, Noctium atticarum lit. IX, cap. 4. „Ex foeminis inquit (de Caenide et Caeneo) mutari in mares non est fabulosum.“

182[a]. **Geoffroy Saint-Hilaire**, „Des rapports de la tératologie avec la médecine légale“. Annal. d'hyg. 1837, T. XVII.

182[b]. **Geoffroy Saint-Hilaire, Étienne**, Philosophie anatomique. Paris 1818, T. II, p. 361.

183. **Geoffroy Saint-Hilaire, Isidore**, Histoire des anomalies de l'organisation etc. Paris 1836. Bruxelles 1837. T. II, p. 36.

Einteilung des Hermaphroditismus.

184. Geoffroy Saint-Hilaire, Isidore, Histoire générales et particulière des anomalies de l'organisation chez l'homme et les animaux, des monstruosités etc. ou Traité de tératologie. Paris 1836, T. II.

Reiche Kasuistik, entwickelungsgeschichtliche Theorie und Einteilung.

185. Gerhardt, Ulrich, „Morphologische u. biologische Studien über die Kopulationsorgane der Säugetiere". In.-Diss. Breslau 1903.

Sehr wertvolle Zusammenstellung.

186. Gimma, G., De hominibus et animalibus fabulosis. 1714. cp. 22, p. 219; s. Taruffi, l. c. p. 367.

Gegenüber der Meinung derer, die glauben, Weiber könnten sich in Männer verwandeln, glaubt G., sie seien immer Männer gewesen, deren Geschlechtsteile zuerst in einer Spalte verborgen waren.

187. De Graaf, De mulierum organis generationi inserv. Lugd. Batav. 1672, p. 18, seq.

188. Grabowsky, N., Die mannweibliche Natur des Menschen mit Berücksichtigung des psychosexuellen Hermaphroditismus. Leipzig 1897.

189. Gräfe, Max, Zehn Fälle von Vaginalcyste. Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 1882, Bd. VIII, S. 460.

190. Graziani, Lorenzo, „Sul sesso degli lepri e sopra gli ermafrotiti". Magaz. Toscano. Firenze 1773, T. IV, p. 1 et 2.

191. Del Greco, L'istinto nel delinquenti parri. Il Malinconico moderno 1890, Nr. 1—2.

192. Gruber, W., Die menschliche Brustdrüse u. über Gynäkomastie. Mém. de l'Acad. Imp. des Sc. de St. Pétersbourg, VII. Série, T. X, 10, 1866.

193. Günther, A. F., De Hermaphroditismo. Mit Kpfrn. Dresden 1845, 8.

194. Guenther, A. F., „Commentatio de hermophroditismo". Lipsiae 1846.

Allgemeines, Geschichte u. Kasuistik.

195. Guéricolas, René, „De l'hermaphrodisme vrai chez l'homme et les animaux supérieurs". Thèse. Lyon 1899.

196. Guermonprez, „Une erreur de sexe avec ses conséquences“. Annales d'hygiène publique et de la méd. légale. Sept. 1892, V. 28, Nr. 3, p. 243 ff.
Allgemeines, Geschichte und eigne Beobachtung.

197. Guinard, L., Précis de Tératologie. Paris 1893.
Sammlung neuer Fälle von Scheinzwittertum bei Mensch und Tier, auch für die gerichtliche Medizin von Interesse.

198. Guinard, Aimé, „Comparaison des organes génitaux externes dans les deux sexes“. Paris 1886.
Allgemeines und antike Kasuistik.

199. Gurlt, E. F., Die neuere Literatur über menschliche und tierische Mißgeburten.

200. Gurlt, E. F., Lehrb. d. pathol. Anatomie. Berlin 1832, p. 183.

201. Gurlt, E. F., Über tierische Mißgeburten. Berlin 1877.
Eigene Einteilung des Hermaphroditismus.

102. Gurlt, Lehrb. d. pathol. Anatomie der Haussäugetiere. Bd. II, Berlin 1832, p. 183.

203. Guthrie, G. J., „On the anatomy and diseases of the neck of the bladder and the urethra.“ London 1834.
Beschreibung des Sinus pocularis.

204. Häckel, Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen. Leipzig 1874.

205. Häckel, Anthropogénie. Trad. franç. 1877.

206. Haller, A. v., Oper. Minora. T. II, p. 94.
Allgemeines.

207. Haller, Elem. phys., T. VII. Comm. soc. Goett., T. I.
Allgemeines.

208. Haller, Communic. de Hermaphroditis. Goettingae 1752.

209. Haller, A. v., „An dentur hermaphroditi?“ Commentationum societatis regiae scientiarum Goettingensis 1751.

210. Hamonic, Les anomalies testiculaires. Revue clinique d'Andrologie et de Gynécologie. 9ième année, 13 Août 1903.
Über Ektopie der Hoden.

211. Hanau, „Versuche über den Einfluß der Geschlechtsdrüsen auf die sekundären Geschlechtscharaktere." Archiv f. d. gesamte Physiologie, Bd. 65, p. 516.
212. Harris-Liston, L., „Cases of bearded women." Brit. med. Journ. 1894, 2, VI.
213. Hegar, „Correlation der Keimdrüsen u. der Geschlechtsbestimmung." Vereinsbeilage d. Deutsch. Med. Wochenschrift 1903, Nr. 12, p. 95.
214. Hegar, A., „Abnorme Behaarung und Uterus duplex." Beitr. z. Geb. u. Gyn., her. von A. Hegar. Bd. I, Heft I, 1898.
215. Hegar, A., Der Geschlechtstrieb. Stuttgart 1894.
216. Heinrich, C. Fr., Hermaphroditum artis antiquae operibus illustrium origines et causae. Kiliae 1805. — Hamburg 1805.
217. Heinrichii, Caroli Frid., Commentatio academica qua Hermaphroditorum artis antiquae operibus illustrium origines et causae explicantur. Hamburgi, in libraria Perthes 1805.
218. Hengge, „Über den distalen Teil der Wolffschen Gänge beim menschlichen Weibe." Inaug.-Diss. München 1900.
219. Hermann, G., „Genesis." Das Gesetz der Zeugung. 3. Bd. Sexualismus u. Generation. Beiträge zur Sexual-Physiologie. 2. Aufl., A. Strauch, Leipzig.
220. Hermann, G., Naturgeschichte der Geschlechtstriebe. I. Bd.: Sexualismus u. Ätiologie. Beiträge zur Sexualphysiologie. Leipzig 1???.
221. Hermaphroditism, Our contemporary Mr. Punch has unearthed the following delightful advertisment from the Christian Advocate: Governess, Junior: Intermediate; male and female. There is no doubt about the intermediateness in this case. (Satirisch.)
222. Herrmann, „Hermaphrodisme." Art.: Tératologie. Dict. encyclop. des sc. méd. Paris 1888, XII, p. 609—635.
223. Herrmann, Art.: Hermaphroditus. Ausführl. Lexikon d. griech. u. röm. Mythologie, her. von Roscher 1890.
224. Herrmann, G., „Hermaphroditisme." Dict. encyclopéd. Paris 1888, 5, III, p. 617.

225. Hertwig, O., Lehrb. d. Entwickelungsgeschichte des Menschen u. der Wirbeltiere. Jena 1896. XV. Kapitel: Die Organe des mittleren Keimblattes p. 330—400.
Reiches Literaturverzeichnis p. 397.

226. Hofmann, E. v., Lehrb. d. gerichtl. Medizin. Wien u. Leipzig 1885.

227. Home, Phil. transact. 1799.
Allgemeines.

228[a]. Horteloup, E., Société de méd. légale. Paris 1885.

228[b]. Horteloup, P., Bullet. de la Soc. anatomique. Paris 1864.

229. Howard, Lee William, Psychical Hermaphroditism. Reprint. from the Alienist and Neurologist. April 1897.

230. Hutchinson, Hypospadias in different degree in two brothers. Clinic. Museum, Part. I, p. 117, 1894.

231. Jacobi, M. P., „Case of absent uterus with considerations on the significance of hermaphrodisme." Amer. Journ. of Obstetr. XXXVII, 1895, p. 510—544.

232. Jacobson, Ludwig (Kopenhagen), „Die Okenschen Körper oder Primordialnieren". Kopenhagen 1830, p. 16.
J. sprach die Vermutung aus, die von Malpighi entdeckten Kanäle entsprechen den Vasa deferentia.

233. Jacques, P., Utérus mâle et Utricule prostatique. Nancy 1895; siehe Bibliogr. anat., Paris 1895, p. 87.

234. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität, herausg. von Dr. Magnus Hirschfeld. Leipzig 1899, I. Bd. u. ff.

235. Jalabert, Revue critique de législation et de jurisprudence 1872. T. II, p. 129: „La science n'a, à la vérité, jamais reconnu d'hermaphrodites parfaits, ayant effectivement les deux sexes, avec les deux facultés qui les caractérisent, et tous les récits qui s'y rapportent ont été rélégués depuis longtemps dans la domaine des fables."

236. Jalabert, Revue critique de Législation en XXII an., T. II, p. 130.
Über Ehescheidung.

237. Jones, Mac Naughton, „The Co-Relation of sexual functions with insanity and crime." Brit. Gyn. Journ. February 1900, p. 524—546; s. auch Med. Press and Circular Bd. I, 1900, Nr. 4 a. 5.

238. Jourdan, Louis, „Un hermaphrodite." Deuxième édition. Paris 1861.

Biographie des seiner Zeit berühmten Scheinzwitters Chevalier oder Chevalière d'Éon — Marquis d'Éon. Nekropsie der 83jähr. Person durch Copeland erwies männl. Geschlecht.

239. Kaess, „Über Erektion u. Bau der corpora cavernosa vestibuli." Eckards Beitr. z. Anat. u. Phys., Gießen 1883.

240. v. Kahlden, „Über Neubildungen bei Kryptorchidie u. Monorchidie." Münch. Med. Woch. 1887. Nr. 31.

77 Fälle von maligner Entartung eines Leistenhodens u. Literatur.

241. Kaplan, Paul S., „Hermaphroditismus u. Hypospadie." Inaug.-Diss. Berlin 1895.

Allgemeines u. Kasuistik mit sehr ungenauen Literaturangaben, Druckfehlern!

242. Karsch, Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen, III. Jahrg., 1901, p. 113. Über Hermaphroditen unter den Indianern Amerikas.

243. Keibel, F., „Zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Urogenitalapparates." Arch. f. Anat. u. Physiol. Anatom. Abteilung 1896, p. 97.

244. Kennel, J. v., „Studien über sexuellen Dimorphismus, Variation u. verwandte Erscheinungen." Schr. d. Natur-Naturforscher-Ges. in Dorpat, IX, 1896.

245. Kerkringii, Specilegium anat. Amstelodami 1670, p. 32.

246. Kisch, E. H., Über den gegenwärtigen Standpunkt d. Lehre von der Entstehung des Geschlechts beim Menschen. Wiener Klinik. Juni 1887. Heft. 6.

247. Klaatsch, „Über den Descensus testiculorum." Morphol. Jahrb. Bd. 16, 1890.

248. Klebs, E., Handb. d. patholog. Anatomie. Berlin 1873. Geschlechtsorgane I, p. 723—750. Hermaphroditismus u. Pseudohermaphroditismus.

249. Klebs, E., Handb. d. pathol. Anatomie. Vierte Lieferung: Geschlechtsorgane I, Berlin 1873.

S. 718—748: Entwickelungsgeschichtliches u. Lehre vom Hermaphroditismus.

250. Klebs, Einteilung des Hermaphroditismus. Lehrb. d. pathol. Anatomie 1876.

251. Klein, G., Die Geschwülste der Gartnerschen Gänge. Virchows Archiv, 1898, Bd. 154, p. 63.

Cysten aus den Gartnerschen Gängen hervorgegangen im Lig. latum, in der Muskelwand des corpus uteri, der cervix uteri, Scheidenwand u. im Hymen. Bibliographie.

252. Klein, Gustav, Kongress d. Deutsch. Gynäkologischen Gesellschaft in Wien 1895.

Mikroskopische Serienschnitte beider Wolff-Gartnerschen Kanäle bei einem neugeborenen Mädchen.

253. Klein, G., Cyste des Wolffschen Ganges. Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 1890, Bd. 18.

254[a]. Klein, G., Zur vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Wolffschen u. Müllerschen Gänge. München 1899, und Monatsschr. f. Geb. u. Gyn. 1899, V. Bd., p. 827.

254[b]. Klein, G., Zur vergleichenden Anatomie u. Physiologie der weibl. Genitalien. Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 43. Bd. 1900.

255. Klein, „Über die Beziehungen der Müllerschen zu den Wolffschen Gängen beim Weibe." Bericht über die VII. Versammlung d. deutschen Gesellschaft f. Gynäkologie; siehe Münch. Med. Woch. 1897 Nr. 24 u. 25.

256. Knox, „Outline of the theory of Hermaphrodism." Brewsters Edinb. Journ. of Sc., Vol. XI, 1830.

257. Kob, Gam., De mutatione sexus. Berlin 1823.

258. Kobelt, G. L., Der Nebeneierstock des Weibes, das längst vermißte Seitenstück des Nebenhodens des Mannes. Heidelberg 1847.

Nr. 429: Cystische Entartung der Wolffschen Gänge bei Weibern.

259. Kobelt, G. L., Der Nebeneierstock des Weibes. Heidelberg 1847.

Malpighische Kanäle entdeckt bei 3 Säuen, andere bei Ziegen u. Rehen.

260. Kocks, Über die Gartnerschen Gänge beim Weibe. Arch. f. Gyn. 1883, Bd. XX, p. 287.
261. Kölliker, A. v., Entwicklungsgeschichte des Menschen u. der höheren Tiere. Leipzig 1876, I. Bd., 1879 II. Entwicklung der Harn- u. Geschlechtsorgane. II. Hälfte, p. 938—1003.
262. v. Köllicker, Hermaphroditismus bei den Säugetieren. Sitzungsber. d. phys. med. Ges. zu Würzburg 1884. 6.
263. Kossmann R., Wo endigen die Gartnerschen Gänge? Centralbl. f. Gyn. 1894 Nr. 9.
264. Kostanecki K., Descensus testiculorum. Nowing Lekarskie. Mörz 1905 Nr. 3.
265[a]. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis.
265[b]. v. Krafft-Ebing, „Der Konträrsexuale vor dem Strafrichter". Leipzig u. Wien 1895.
266. Krügelstein, Promptuarium med. forens. Bd. I, 1822, p. 471.
267. Kruska, Emil, Ein Beitrag zu dem Kapitel „abnorme Behaarung beim Menschen". Inaug.-Diss., Jena 1890.
268. Kuckuck, Sur la détermination du sexe. Comptes rendus hebdomad. des séances de la Société de Biologie. 10 Mars 1905.
269. Kuhff, G. A. et Edouard Cuyer, Les organs génitaux de l'homme et de la femme. Paris 1879, p. 52.
Beschreibung der Marie Madelaine Lefort.
270. Kussmaul, A., Von dem Mangel, der Verkümmerung u. Verdoppelung der Gebärmutter usw. Würzburg 1859.
S. 1—18: Entwickelungsgeschichte.
271. Labalbary, Prag. Viertelj. 1864, Bd. 114. „Über Hypospadiaeen u. ihre Zeugungsfähigkeit", siehe auch Kopps Jahrb. III, p. 228.
2 Fälle von erblicher Hypospadie.
272. Lacassagne, De l'hermaphrodisme moral., s. Julien Chevalier l. c. p. 17.
273. Lagneau, Le Bulletin Médical, Avril 1885.
0,5 % der französischen Rekruten wegen Hypospadie zurückgewiesen.

274. Landrecht, Preußisches, Tit. I, Teil I, § 19—23.
Gesetzbestimmungen über Zwitter.

275. Langerhans, „Über die accessorischen Drüsen d. Geschlechtsorgane". Virchows Archiv 1874, Bd. 61, p. 208.

276. Latouche, Henri de, Fragoletta. Nâples et Paris en 799. 2. édition, 4 tom. Paris 1829. pet. in 8.
Darin Liebesgeschichte einer Hermaphroditin. — Ed. I, c. 1825?

277. Laugier, M., Art.: „Hermaphrodisme" du Dictionn. de méd. de Jaccoud. Paris 1873.

278. Laulanié, F., Sur l'évolution comparée de la sexualité dans l'individu et dans l'espèce". Comptes rendus. T. 101, p. 393; Soc. de Biologie 1887 (Séance du 3. Août 1885).

279. Laurent, „Les bisexués, gynécomastes et hermaphrodites". Paris 1894.
Allgemeines u. Kasuistik mit Berücksichtigung des homosexuellen Empfindens.

280. Laurent, E., „Die Zwitterbildungen, Gynäkomastie, Feminismus, Hermaphrodismus". Deutsch von Kurella. Leipzig 1896 (mit 17 Tafeln).
Allgemeines u. Kasuistik.

281. Lavater, C. R., Diss., Med. de Atriteis nec non Hypospadiaeis. Trajecti ad Rhenum 1708, p. 20.
σπάω, ὑποσπάω, ὑποσπάσμος, ὑποσπαδιαῖος subtraho sc. subtractio urinae.

282. Lavrence, Tract. „Generation" in Rees Cyclopaedia. Vol. XVI, London 1819.

283. Leblond, A., Du Pseudohermaphrodisme comme impédiment à la déclaration du sexe dans l'acte de naissance. Annal. d'hyg. publ. et de méd. légale, 1885, T. XIV, p. 293.

284[a]. Lecocq, Journ. pratique de méd. vétérinaire. Févr. 1827.

284[b]. Lecocq, siehe Heusingers Zeitschrift f. d. organische Physik. Bd. I, Eisenach 1827.

285. Legrand du Saulle, „Les signes de la folie raisonnante". Annales médicopsychologiques. 1897.

286. Lehmann, „Hermaphroditismus", siehe: Saenger u. v. Herff: Encyklopädie der Geburtshülfe u. Gynäkologie. Leipzig 1900.
Allgemeines.

287. Leisewitz, Th., Reste des „Wolff-Gartnerschen Ganges im paravaginalen Bindegewebe." Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 1904, LIII, 2 Heft, p. 269.

288. Lenormant, Collier étrusque, Hermaphrodite de Bernay. Annali dell' Istituto 1834.

289. Leonidas, Chirurg, in Alexandrien zwischen dem II. u. III. Jahrh. vor Christi Geburt lebend, versuchte eine Klassifikation der Scheinzwitter. Siehe Taruffi l. c. p. 4—5.

290. Lesser, E., Beiträge zur Pathologie u. Therapie der Hypospadie. Inaug.-Diss., Straßburg 1876.

291. Lesser, „Beitrag zur Vererbung der Hypospadie". Virchows Archiv Bd. 115, Heft 3.
2 Brüder Hypospaden.

292. Leuckart, Rud., „Das Webersche Organ u. seine Metamorphosen. Ein Beitrag zu der Lehre von den Zwittermißbildungen." Münch. Illustrierte Zeitung. 1852, Bd. I, p. 69.

293. Leuckart, Artikel: „Zeugung" in Wagners Handbuch d. Physiologie.

294. Licetus, Fortunat. De Quaesitis per Epistolas Responsorum Tom II, Utini 1646, p. 302 seq. Cap. LVI. De generatione hominis — deque homine mulieres implente simul ac parturiente. Cap. LVII. De ortu hominis — deque marito gravido.

295. Licetus, Fortunius, De monstris. Patavii 1668.
De hermaphroditis mira quaedam p. 168. Hermaphroditus sine cute p. 284. Hermaphroditum monstrum quale sit p. 179.

296. Lilienfeld, Beiträge zur Morphologie u. Entwickelungsgeschichte der Geschlechtsorgane. Marburg 1856.

297. Lingard, „The hereditary transmission of hypospadias and its transmission by indirect atavism". Lancet, 19. April 1884.

298. Lippi, Regolo, Bizarre forme degli organi della reproduzione di due individui della specie umana. Firenze 1826. Dissertat. Anatom., Zootom., Fisiolog.

Einteilung des Hermaphroditismus auf anatomischer Basis.

299. Löwenthal, S., Ein Fall von cystischer Erweiterung des Wolffschen Ganges. Würzburg 1890.

300. Loisel, „Évolution des idées générales sur la sexualité". Revue générale des sciences. 15. Janvier 1905.

301. Lombroso, Cesare, „L'uomo deliquente". Milano 1876, p. 32—35.

Über das Auftreten heterosexueller sekundärer Geschlechtscharaktere.

302. Lombroso, C. e Ferrero, G., La donna deliquente ecc. Torino 1894.

303. Louet, Pierre, Des anomalies des organes génitaux chez les dégénérés. Thèse. Bordeaux 1889.

304. Macan, J. J., Briefliche Zusendung eines Zeitungsausschnittes aus dem „Punch" (Humor. Journ.). Our comtemporary Mr. Punch has unearthed the following delightful advertisement from the Christian Advocate. — Governess, junior, Intermediate: male and female.

There is no doubt about the intermediateness in this case.

305. Macnaughton-Jones, H., „The Co-Relation of sexual functions with insanity and crime." The Med. Press and Circular. 31, I, 1900, Nr. 5, p. 104—106.

306. Mahon, P. A. Oliver, Encyclopédie Diderot et d'A. 178, 2.

M. leugnet das Vorkommen wahren Zwittertums beim Menschen.

307. Mahon, P. A. O., (siehe: Encyclop. de Didérot et d'autres. 178) schrieb 1794: „que la question des véritables hermaphrodites ne pouvait être agitée que dans les temps d'ignorance. On ne devrait plus la proposer dans les siècles éclairés."

308. Majols, S., Episcopus Vulturariensis: Dies caniculares. Moguntiae 1650. Vol. I, p. 65, squ.: Feminarum in mares mutatio.

309. Malacarne da Saluzzo, Vic., Esempi della dismetria, di hysteria, della Pseudohermaphrodisia etc. Modena 1802.

310. Malpighi, Marcello (Bologna 1681) siehe: Letter to Dr. Spon (Lyon) concerning the structure of the womb." Philosoph. transact. 20. July 1864, N. 161. London 1684, Vol. XIV. p. 630.
Entdeckung der Wolffschen Gänge bei der Kuh.

311. Manolescu, Influence des malformations utérovaginales d'origine congénitale sur la vie génésique de la femme. Thèse. Paris (Delmas).

312. Marato, A. T., Du traitement de l'hypospadie et en particulier de l'hypospadias périnéoscrotal. Thèse. Paris (Carré et Naud).

313. Marc, Art.: Hermaphrodisme. Dict. d. sc. méd. T. XXI.

314. Marcello, Donato, De medica historia mirabili. Mantova 1688, Lib. VI.
Neutraler Hermaphroditismus bei infolge rudimentärer Entwickelung unbestimmbarem Geschlecht.

315. Marchand, F., „Die Mißbildungen", Realencyclop. d. ges. Heilkunde. Wien u. Leipzig 1897, p. 145.

316. Martial, Epigrammata. Lib. I, ep. XCI.
Beschreibung der Tribade Bassa (mit Clitorishypertrophie).

317. Martini, Vierteljahrsschrift für gerichtl. Medicin. Bd. XIX, p. 303.
Diagnost. Bedeutung der Muskelkontraktion am gespaltenen Scrotum gegenüber der Labialverwachsung.

318. Marx, Dissertation über Hermaphroditismus, Auszug davon in Mendes Beobachtungen aus der Geburtshilfe u. gerichtlichen Medicin. Göttingen I, S. 245.

319. Maschka, Trattato di Medicina legale con note del Prof. Filomusi-Guelfi. Vol. III, p. 82. Napoli 1887.

320. Masius, Handb. d. gerichtlich. Arzneiwissenschaft. Bd. I. Stendal. 1821.

321. Mathieu, Nic., An hermaphroditus utriusque sexus potens? Lat. (?) 1669.

322. Mayer, „Über den sogenannten Uterus masculinus." Klin. Monatsschr. f. prakt. Ärzte. Köln 1847, p. 165—168.
323. Mazeyrie, J. G., Du traitement de l'ectopie testiculaire inguinale simple, type mobile. Paris 1900.
324. Meckel, H., „Zur Morphologie der Harn- und Geschlechtswerkzeuge der Wirbeltiere in ihrer normalen u. anormalen Entwicklung." Halle 1848.
325[a]. Meckel, „Über die Zwitterbildungen." Reils u. Autenrieths Archiv f. Physiologie Bd. XI, Halle 1812, p. 263.
325[b]. Meckel, Hdb. d. path. Anat. Bd. I, Leipzig 1812, p. 655 ff. II, p. 201.
Allgemeines u. Kasuistik.
326. Meckel, J. Fr., Handb. d. path. Anat., Zwitterbildung. Leipzig 1816, Bd. 2, Abt, 1, p. 196—221.
327. Meige, Henry, „Sur les rapports réciproques de l'appareil sexuel et de l'appareil squelettique." Journ. des Connaissances médicales pratiques et de pharmacologie. 14. Mai 1896, Nr. 20, p. 164.
328. Meige, H., „L'Infantilisme, le Féminisme et les Hermaphrodites Antiques". L'Anthropologie. T. VI, Paris 1895, p. 48: „Les hermaphrodites antiques."
Beschreibung der Hermaphroditenstatuen in der Villa Borghese in Rom, im Louvre, in Florenz, in Petersburg.
329. Meige, H., Les ex-votos pathologiques dans les temples de l'Antiquité. Journ. d. Connaiss. médicales. Nr. 33—35, 1895.
330. Meige, Henry, „Deux cas d'hermaphrodisme antique." Nouvelle Iconographie de la Salpetrière. Paris.
331. Meige, Henry, „Infantilisme chez la femme." Nouvelle Iconographie de la Salpetrière. Juillet et Août 1895, Nr. 4, p. 218 ff.
332 Mencière, L., Kystes du canal vaginopéritonéal et kystes du canal de Nuck. Paris 1898.
333. Merindolo, A., De possibili sexus metamorphosi disputatio. Aquis-Sextiis 1608. Siehe Taruffi l. c. p. 367.
M. leugnet die Androgynen und erklärt sie durch den verborgenen Zustand der Hoden.

334. Mertrud, C. J., Dissertation au sujet de la fameuse hermaphrodite, qui parait aux yeux du public. Paris 1749.

335. Metzger, J. D., Ger.-medicin. Abhandlungen. Königsberg 1803.

336. Metzger, J. D., Kurzgefaßt. System d. gerichtl. Arzneiwissenschaft. Königsberg 1805.
Hermaphroditen.

337. Meyer, R., Über epitheliale Gebilde im Myometrium des fötalen u. kindlichen Uterus, einschließlich des Gartnerschen Ganges. Berlin 1899. Verlag von S. Karger.

338. Meynert, Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin. Nürnberg 1891, 42. Jahrg., 1. Heft, p. 39.

339. Mihalkovics, Géza, A hermafroditaságról. Budapesti 1885 (mit 21 Abbildungen).
Entwicklungsgeschichtliche Studien.

340. Milner Smyth, R., „Virility of cryptorchids." Lancet, 16. IX. 1899, p: 785.

341. Milton, H. M., Persistent Gartner's duct treated in one case by diversion of opening from vagina to bladder. Lancet 1893, p. 924.
Bei einer Frau mündete ein Gartnerscher Gang frei in vagina und entleerte täglich 60 Gramm seröser Flüssigkeit!!!

342. Minkiewicz, „Hermafrodytyzm". Tygodnik Lekarski 1865, XIX, p. 339.
Polnisch.

343. Minot, Lehrb. d. Entwickelungsgeschichte des Menschen. Deutsche Ausgabe von Kaestner. Leipzig 1894.

344. Moebius, Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden. 1903. Heft 2: „Über Geschlecht und Entartung."

345. Mochrel, G. F., De duplicitate monstruosa commentatio. Halae 1815.

346a. Möllerus, Jacobus, Discursus duo philologico-juridici, prior de cornutis, posterior de hermaphroditis. Francofurti. 1692.

346b. Dasselbe: Berolini 1699 u. 1708.
Ehepaar von zwei wahren Zwittern, beide schwanger.

347. Moll, Albert, Untersuchungen über die libido sexualis. Berlin 1898.

348. Morand, J. F., Questions de méd. sur les hermaphrodites. Mém. de l'Acad. d. sc. de Paris 1750, p. 165.

349. Morgagni, G. B., Adversaria anatomica. IV, p. 110. Animadversio III. Venetiis 1762.
Auf 15 Männerleichen 12 mal Sinus pocularis prostatae konstatiert.

350. Morgagni, De sedibus et causis morborum. Ep. 67, Art. 6.
Allgemeines.

351. Mossé, Faculté de Méd. de Toulouse. Juillet 1900.

352. Müller, Friedreich's Blätter f. gerichtl. Medicin. 1891, p. 279.
Katharina Margaretha Lincker, homosexuelles Weib als Mann verheiratet, benutzte „ein ledern Ding" im Geschlechtsverkehr mit der ihr angetrauten Gattin.

353a. Müller, Joh., „Bildungsgeschichte der Genitalien aus anatomischen Untersuchungen an Embryonen des Menschen u. der Thiere." Düsseldorf 1830.
Kritik der Lehre vom Hermaphroditismus.

353b. Müller, Johannes, Bildungsgeschichte der Genitalien. Düsseldorf 1830.
M. verlangte Nachweis von Samenkanälchen oder Graafschen Follikeln behufs Bestimmung des Geschlechtes.

354. Muscatello, G., Delle formazioni cystiche dei residui dei dotti di Wolff. Riv. med. disc. med. Venezia 1892, Vol. XVII, p. 25.

355. Nagel, W., Handb. d. Gynäkologie her. von Veit. I. Bd. Wiesbaden 1897, p. 519—628. — Entwickelung u. Entwickelungsfehler der weiblichen Genitalien. p. 620: Hermaphroditismus.

356. Nagel, W., „Über die Entwickelung des Uterus u. der Vagina beim Menschen". Arch. f. mikrosk. Anatomie. Bd. 37. Bonn 1881.

357. Nagel, Entwickelung u. Entwickelungsfehler d. weibl. Genitalien. Handbuch d. Gynäkologie von G. Veit. Wiesbaden 1897.

358. Nagel, „Zur Frage des Hermaphroditismus verus". Arch. f. Gyn., Bd. 58, p. 83. 1899.

359. Nedkow, Th., Contribution à l'étude des kystes Wolffiens des organes génitaux et de leurs annexes chez la femme. Thèse. Montpellier 1897.

360. Nega, De l'Hermaphroditisme. Thèse. Paris.

361. Negrini, F. (Scuola veterinaria di Parma), „Contributo all'anatomia dei canali di Malpighi detti di Gartner, nella vacca". Parma 1896. — s. auch: Monitore zoologico italiano. Firenze 1896, Anno VII, Nr. 12, p. 285.

362. Neugebauer, Fr. v., „Einige Worte über männliche Behaarung bei Frauen und einige andere Anomalien der Behaarung u. allgemeinen Entwickelung". Gazeta Lekarska 1897 [Polnisch]; mit 56 Abbildungen.

363. Neugebauer, F. v., Eine Reihe neuer Beobachtungen von männlicher Behaarung bei Frauen u. einigen anderen Anomalien der Behaarung u. allgemeinen Entwickelung (mit 14 Abbildungen). [Polnisch.] Kronika Lekarska 1897. Heft 20—33.

364. Neugebauer, F. v., „50 observations personnelles de kystes du vagin". Revue de Gynécol. et Chirurg. abdominale. Paris 1897, Nr. 4, p. 589—604.
Ein grosser Teil dieser Cysten auf teilweise Persistenz eines Gartner'schen Ganges zurückgeführt.

365. Neugebauer, F. v., „50 Missehen wegen Homosexualität der Gatten u. einige Ehescheidungen wegen ‚Erreus de sexe'." Zentr. f. Gyn. Nr. 8, 1899.

366. Neugebauer, Franz v., 37 Fälle von Verdoppelung der äusseren Geschlechtstheile. Monatsschr. f. Geb. u. Gyn. 1898, Bd. VII, p. 550—578, 645—659.

277. Neugebauer, Fr. v., 17 Fälle von Koinzidenz von Geistesanomalien mit Pseudohermaphroditismus. Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. Jahrg. II, 1900, p. 224—253.

368. Neugebauer, F. v., „Beitrag zur Lehre von der Verdoppelung der äusseren Genitalien" (Polnisch). Gazeta Lekarska 1897, N. 21. — Deutsch: „37 Fälle von Verdoppelung der äusseren Geschlechtstheile". Monatsschr. f. Geb. u. Gyn. 1898, Bd. II, Mai u. Juni.

369. Neugebauer, F. v., „Über Vererbung von Hypospadie u. Scheinzwittertum". Monatsschr. f. Geb. u. Gyn. Bd. XV, Heft 3.

370. Neugebauer, F. v., Artikel: „Hermaphroditismus, Zwittertum". Chirurg. Encyklopädie her. von Kocher u. de Quervain.

371. Neugebauer, F. v., „Quarante quatre erreurs de sexe révélées par l'opération; soixante douze opérations chirurgicales d'urgence, de complaisance ou de complicité pratiquées chez des pseudohermaphrodites et personnes de sexe douteux". Revue de Gynécol. et de Chirurgie Abdominale. Paris 1900, T. IV, Nr. 3.

372. Neugebauer, F. v., „19 Fälle von Koincidenz von Geisteskrankheiten mit Scheinzwittertum. 57 Fälle von gerichtlich medicinischer Untersuchung an Scheinzwittern" (Polnisch). Kronika Lekarska 1900, Hft. 9—10.

373. Neugebauer, F. de, „Hermaphrodisme et pratique journalière du médecin. Notions sur l'hermaphrodisme indispensables pour le praticien". La Gynécologie. Paris 1903, Nr. 1.

374. Neugebauer, F. v., „Hermaphrodism in the Daily Practice of Medicine, being Information upon Hermaphrodism indispensable for the Practitionner". Brit. Gyn. Journal Nov. 1903, p. 226—263.

Von der Redaktion gelieferte englische Übersetzung eines deutschen Manuskriptes.

375. Neugebauer, F. v., „What value has the Knowledge of Pseudohermaphroditisme for the practitionner?" Interstate Med. Journ. St. Louis 1904, Nr. 2, February, p. 103—124.

Von der Redaktion gelieferte englische Übersetzung des deutschen Manuskriptes.

376. Neugebauer, F. v., „Welche Kenntniss des Scheinzwittertums ist für den Praktiker erforderlich?" [Polnisch.] Medycyna. 1904, Nr. 1—4. — Derselbe Aufsatz erscheint deutsch in der Sammlung klin. Vortr., begründet von R. v. Volkmann. Leipzig 1905.

377. Neugebauer, F. v., „Interessante Beobachtungen aus dem Gebiete des Scheinzwittertums". Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. Leipzig 1902. IV. Jahrg. (176 Seiten.)

378. Neugebauer, F. v., „Chirurg. Überraschungen auf dem Gebiete des Scheinzwittertums". Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. Leipzig 1903. V. Jahrg. (220 Seiten.)

379. Neugebauer, Fr. v., 103 Beobachtungen von mehr oder weniger hochgradiger Entwickelung eines Uterus beim Manne (Pseudohermaphroditismus masculinus internus) nebst Zusammenstellung von 58 Beobachtungen von periodischen genitalen Blutungen menstruellen Anscheins, pseudomenstruellen Blutungen, Menstruatio vicaria, Molimina menstr. usw. bei Scheinzwittern. Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. VI. Jahrg. 1904.

380. Neugebauer, F. v., „Einige Worte über bisexuelle Entwickelung der Geschlechtsgänge des Menschen mit Berücksichtigung der hervorragendsten Fälle von Entwickelung eines Uterus beim Manne" [Polnisch]. Medycyna. 1905, Nr. 9, 10, 11, 12, 13, 14.

381. Neugebauer, F. v., Der Damenimitator X. X. (Sep.-Abdruck p. 8.) Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen. IV. Jahrg., 1902.

382. Neugebauer, F. v., Offener Brief an die Redaktion. Interstate Med. Journal. St. Louis 1904, p. 317.

383. Neuhäuser, Hugo, Beiträge zur Lehre vom Descensus der Keimdrüsen. Inaug.-Diss. Stuttgart 1901.

384. Nicolai, Rust's Wörterb. VII., 284.

385. Nussbaum, M., Zur Differenzierung des Geschlechtes im Tierreich. Archiv f. mikroskop. Anatomie (mit 4 Tafeln).

386. Olichow, S. A., „Beitrag zur Lehre von der Bedeutung des Kryptorchismus in der gerichtl. Medicin". Wjestnik obszcz. Gigjeny, ssudjebnoj i prakt. Mediciny. Januar 1901 [Russisch].

387. Ornstein, „Eine bärtige Jungfrau usw." Zeitschr. f. Ethnologie. 1880.

388. Orth, Johann, „Missbildungen und Verwischung des Geschlechtscharakters". Lehrb. d. spez. path. Anat. Bd. II, Lieferung 2. Berlin 1891.

389. Osann, F., Über eine vor kurzem in Pompeji ausgegrabene Hermaphroditenstatue. (Boettger's Amalthea I. Bd.)

390. Osiander, Neue Gedenkwürd. f. Geburtsh. Göttingen 1799, p. 260, erklärte Hermaphroditen für männl. Hypospaden.

391. Ovidius, Metam. Lib. IV, p. 285—388.
„Nec duo sunt, et forma duplex, nec faemina dici,
Nec puer ut possint; neutrumque et utrumque videntur."

392. Ozenne, Persistance du canal excréteur du corps de Wolff chez une femme de 60 ans. Bullet. de la Soc. Anat. Paris 1880, T. 55, p. 271.

393. Pallavicino, Ferrante (1615—44), Il principe hermafrodito. Venetia 1656, 12⁰ br.

394. Palletta, J. B., Exercitationes pathologicae. P. II. Mediolani 1826. Praefatio 7.

P. lenkte die Aufmerksamkeit auf die Entdeckung von Malpighi. — „Quae de novo organo in brutorum matricibus vidit M. Gartner amplissime et distinctissime explicata reperiuntur a Marcello Malpighio in epistola ad Sponium.

395. Panormitas, A., „Hermaphroditus". Primus in Germania editus et apophoretae adj. F. C. Foberg. Coburg 1824.

396. Antonii Panormitae Hermaphroditus, Primus in Germania edidit et Apophoreta adjecit Frid. Carol. Forbergius. Coburgi, Sanctibus Meuseliorum. 1828. 8⁰.

397. Panormita, „L'Hermaphrodite" XVe. siècle. Traduit pour la première fois. Avec le texte latin et un choix des notes de Forberg. Paris. J. Liseux 1892.

Diese Arbeit im Manuskript von Antonio Benacelli, Panormita genannt, — wurde als 4 Jahrhunderte altes Manuskript zuerst 1761 im Druck veröffentlicht.

398. Parnasse satyrique du 19 siècle. Rome à l'enseigne des Sept Péchés capitaux sans date. T. I, p. 31.

Vers betreffend das Liebespaar: Juliette Récamier und den Dichter Chateaubriand:

„Juliette et Réné s'aimaient d'amour si tendre,
Que Dieu, sans les punir, a pu leur pardonner;
Il n'a pas voulu que l'une pût donner
Ce que l'autre ne pouvait prendre."

399. Paré, A., Opera chirurgica. L. XXIII, cp. 5. „De sexus mutatione". Francofurti ad Moenum. 1594, p. 729. „Homines ex foeminis mutari in mares non esse fabu-

losum. At ex maribus, qui in foeminas degeneraverint, nusquam in historia repertum. Natura semper enim tendit progressusque facit ab imperfectis ad perfecta, nunquam contra turpi relapsu a perfectis ad imperfecta refertur". Siehe Taruffi l. c. p. 366.

400. Parent-Duchatelet, „La prostitution dans la ville de Paris".

P.-D. fand auf viele Tausende Prostituierter in Paris nur 3mal Clitorishypertrophie.

401. Parmly, George Dubois, „Hermaphrodisme". Amer. Journ. of Obstetr. 1886. Vol. XIX, p. 931.

Allgemeine Betrachtungen über die Hermaphroditenbildwerke des Altertumes und einige Fälle aus der neueren Kasuistik; die antiken Hermaphroditenstatuen sollen ausschliesslich Weiber mit hypertroph. Clitoris darstellen.

402. Parsons, A. Jam., A mechanical and critical inquiry into the nature of hermaphrodites. London 1741. (8°. With pl.)

Parsons u. Hill erklärten alle Hermaphroditen für Weiber mit hypertrophischer Clitoris und hoben die Analogie zwischen Hermaphroditen und weiblichen Foeten hervor.

403. Penta, P., Caracteri generale, origine e significato dei pervertimenti sessuali ecc. Archivio par le Psicopatie sessuali 1896, Nr. 1.

404. Peteghem, van, „De l'absence des organes génitaux internes chez la femme, considérée au point de vue médical et juridique. Thèse. Lille 1878.

405. Peters, Die Urniere in ihrer Beziehung zur Gynäkologie. Sammlung klin. Vortr., begr. von R. v. Volkmanm. Neue Folge, Nr. 195, Leipzig 1897.

406. Picardat, „Recherches sur les anomalies congénitales du canal de l'urèthre". Thèse. Paris 1858.

Mädchen männl. Scheinzwitter.

407. Pick, L., Über Adenome d. männl. u. weibl. Keimdrüsen bei Hermaphroditismus verus u. spurius beim Menschen. Berlin. klin. Woch. 1905, Nr. 17.

Sorgfältige mikroskopische Untersuchungen bezüglich des Falles von Unger und eines Falles von Landau (Ovariotomie bei einer 24jähr. III-para: Adenoma tubulare testiculare ovarii bez. Adenoma tubulare testiculi-ovotestis.

408. **Plinius** d. **Aeltere**, Historia mundi lib. VII, cap. IV: „De mutatione sexus".

409. **Plinius**, Histor. Nat. Lib. VII, cap. II. **Lex Romuli**: Tödtung der missbildeten Neonaten u. Allgemeines.

410. **Poppesco**, De l'hermaphrodisme au point de vue médico-légal. Thèse. Paris 1874.

311. **Portal**, A., Anat. Med. T. V, p. 474.
Unterscheidung männl. u. weibl. Scheinzwitter.

412. **Pouchet**, G., „Sur le développement des organes génito-urinaires". Annales de gynécologie. 1876.

413. **Pozzi**, S., „L'origine de l'hymen". Gaz. d'hôp. 19. VI. 1884. Nr. 21.

414. **Pozzi**, S., „De la bride masculine du vestibule chez la femme et de l'origine de l'hymen". Compt. rendus et mémoires de la Soc. de Biologie. Paris 1884. — Gaz. méd. de Paris. 23, II, 1884.
Beschreibung eines 27jähr. Mädchens, Louise Bavet, eines männl. Scheinzwitters.

415. **Pozzi**, S., De l'hermaphroditisme". Gaz. hebdom. 1890, Nr. 30, p. 351.

416. v. **Preuschen**, Über Cystenbildung in der Vagina. **Virchows** Archiv. 1877, Bd. 70, p. 111, Tafel 2, Fig. 9.
Abbildung eines **Gartner**'schen Kanales bei einer Katze.

417. **Puech**, **Albert**, „Fruit de cinq années de méditation et de recherches. 1864.

418. **Quintilianus**, **Fabr.**, De institutione oratoria. Augustae Taurinorum 1824, lib. I. 4. 24.
Neutraler Hermaphrodismus: Genus epicoenum bei unbestimmbarem Geschlecht.

419. **Raffegeau**, „Du rôle des anomalies congénitales des organes génitaux dans le développement de la folie chez l'homme". Thèse de Paris 1881.

420. **Ramage**, „Congenital absence of ovaries with rudimentary uterus". Lancet 1896. Vol II, p. 1664.

421. **Rambaud**, P., „Les anomalies des organes génitaux de la femme". Paris 1900.

422. v. **Recklinghausen**, Die Adenomyome u. Cystadenome des Uterus u. der Tubenwandung, ihre Abkunft von Resten des **Wolff**'schen Körpers. Berlin 1896.

423. Recht, Römisches, L. 10, D. 1. 5. „Quaeritur hermaphroditum cui comparemus? et magis puto ejus sexus aestimandum, qui in eo praevalet."

424. Reichel, P., „Die Entstehung der Missbildungen der Harnblase u. Harnröhre an der Hand d. Entwickelungsgeschichte bearbeitet." Arch. f. klin. Chirurgie 1893, XLVI, p. 740 ff.

425. Reuter, J., „Ein Beitrag zur Lehre vom Hermaphroditismus." Verh. d. phys. med. Ges. zu Würzburg N. T. XIX. Bd., 1885.

3 Fälle von Zwitterbildung beim Schweine u. Kritik von 19 Fällen von angebl. H. verus beim Menschen.

426. Richer, Paul, „Les hermaphrodites dans l'Art." Nouvelle Iconographie de la Salpetrière, 1892, Nr. 6.

427. Rieder, Carl, Über die Gartnerschen (Wolffschen) Kanäle beim menschlichen Weibe. Virchows Arch. 1884, Tafel VIII.

10 Beobachtungen beim Weibe und 6 bei weiblichen Haustieren.

428. Riolan, Discours sur les hermaphrodites. Paris 1614.

429. Riolan, Encheiridion Anatomicum et Pathologicum. 1658.

R. faßt die sog. Hermaphroditen auf als Weiber mit hypertrophischer Clitoris.

430. Robin, „Leçons sur l'origine embryogénique des éléments et des systèmes organiques." Paris 1875 (Journal de l'École de Médecine).

431. Rochard, Ectopie testiculaire sous-abdominale. L'Union méd. 1896, Nr. 19.

432. Römer, L. S. A. M. v., „Über die androgynische Idee des Lebens." — Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. V. Jahrg., II. Bd., 1903, p. 1—939.

Außerordentlich fleißige Zusammenstellung d. einschlägigen Materiales mit 87 Abbildungen antiker Bildwerke z. gr. Teile hermaphroditische Figuren betreffend u. reiches Literaturverzeichnis, die bisher vollkommenste Bearbeitung dieser Frage. Berücksichtigung von 196 Arbeiten auf das antike Zeitalter bezüglich.

433. Rosculetz, Valerin, Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des Genitalhöckers beim Menschen u. beim Schwein. Inaug.-Diss., Berlin 1890.

Entwickelung von penis, clitoris.

434. Rosenmueller, J. Ad., Quaedam de ovariis embryonum et foetuum humanorum. Lipsiae 1802.

435. Rothe, F., Untersuchungen über die Behaarung der Frauen. Inaug.-Diss., Berlin 1893.

436. Rothmann, Joachim, „Über das Vorkommen von Hydrocele bei Kryptorchismus.“ Inaug.-Diss. Kiel 1901.

437. Rudeck, W., Medizin und Recht. 2. Aufl., S. 354: Strittiges Geschlecht u. Zeugungsunfähigkeit. Berlin 1902.

438. Rüdinger, N., Zur Anatomie der Prostata, des Uterus masculinus u. des Ductus ejaculatorius beim Menschen. München 1883.

439. Rueff, Jacobus (Zürich), De conceptu et generatione hominis etc. Francofurti ad M. 1587, p. 41.
Kasuistik.

440. Rust, J. N., Theoret. prakt. Handb. d. Chirurgie. Berlin 1832, Bd. VIII, p. 287.
Allgemeines.

441. Ruyschius, Thesaurus VIII. Nr. 53. Adversaria. Dez. I, p. 22.
R. erklärte alle Zwitter für Weiber mit hypertrophischer Clitoris.

442ᵃ. Ruyschius, Adversaria anat. I in ejusd. Opera omnia. Amstel., Vol. I, 1720. Thes. VIII, Nr. 53.

442ᵇ. Ruyschius, Thesaurus anat. VIII. Nr. LIII in ejusdem Opera omnia. Amstelodami, Vol. II, 1744.

443. Saltarino, Fahrend Volk. Leipzig 1895, p. 122. „Haar- u. Bartmenschen“ (mit zahlreichen Abbildungen).

444. Schallgruber, Abhandl. aus dem Gebiete d. Gerichtsarzneikunde. Graetz 1823.

445. Schatz, Die griechischen Götter und die menschlichen Mißgeburten. Wiesbaden 1901.

446. Schenk, J. G., „Observationum medicarum etc.“ Francofurti 1600, p. 572. „De genitalibus partibus utriusque sexus.“ Ältere Beobachtungen von Aristoteles stammend, Paulus v. Aegina, Plinius, Titus Livius, Julius Obsequens, Albertus magnus, Cardanus, Rhodigius, R. von Volterra, Pondanus, Licostenus, Rueff, Fulgosius, Hales, Rkodoham, Marcellus Donatus, Lusitanus u. Pareus.

447. Schenkius von Graefenberg, J. G., Monstrorum historia memorabilis. Francofurti 1609.

448. Schickele, G., Zusammenfassendes Referat: Die Lehre von den mesonephrischen Geschwülsten. Zentr. f. allg. Pathol. u. patholog. Anatomie. XV. Bd., 1904, Nr. 7, 8.

449. Schneider, Zwitterbildung in gerichtlich-med. Hinsicht beobachtet von S. in Fulda. Kopp's Jahrb. d. Staatsarzneikunde. Frankfurt II, 139.

450. Schubert, „Vom Unterschiede beider Geschlechter"; siehe: Schubert's Abhandlungen einer allg. Geschichte des Lebens. Bd. I, Leipzig 1806.

451. Schultze, Grundriss der Entwickelungsgeschichte des Menschen u. d. Säugethiere." Würzburg 1896.

452. Schurig, M., De hermaphroditis et sexum mutantibus. Francofurti ad Moenum 1720, p. 561—721 und Spermatologia ibidem.

453. Schurigius, Mart., Spermatologia historico-medica, hoc est, seminis humani consideratio physico-medico-legalis, qua ejus natura et usus, insimulque opus generationis et varia de coitu, de castratione, phimosi, circumcisione, infibulatione, de hermaphroditis traduntur. Francof. 1720, 4°. (In Marburg, Univ.-Bibl.: XI c.

454. Schurigius, Mart., Muliebria h. e. partium genitalium muliebrium consideratio. Dresdae et Lipsiae 1729.

455. Sellheim, H., Zur Lehre von den sekundären Geschlechtscharakteren. Hegars Beiträge zur Geburtshülfe u. Gynäkologie, Bd. I, Heft 2, 1898.

456. Shaw, T. Clay, „On insanity with sexual complications." St. Bartholomews Hosp. Reports. Vol. XXII.

457. Shrady, George, „Sex in crime." Med. Record 1898. Vol. LIV, Nr. 24.

458. Sicard, H., L'évolution sexuelle dans l'espèce humaine. Paris 1892, p. 265.

459. Siede, Johann Christian, Gemälde des physischen Menschen oder die Geheimnisse der Mannbarkeit, des Geschlechtstriebes u. des Ehebettes. 4 Teile, Berlin 1794—98. Bd. I, Nr. 9: Zwitter oder Hermaphroditen halb Mann, halb Weib. II. Anhang Nr. 1: Noch etwas über Zwitter.

460. Simonis, D. Joh. Geo., Prasidium Academicum. Francof. et Lipsiae, J. Th. Fleischer, 1686, 4⁰, p. 827. 33 über Hermaphroditen.

461. Simpson, „Hermaphroditism." The Cyclopaedia of anatomy and physiology. Vol. II, 1839.
Todds Cyclopaedia.

462. Smyth, R. Milner, Virility of Cryptorchist. Lancet 16, IX, 1899, p. 785.
Kryptorchist zeugte in 16 jähr. Ehe 5 Kinder.

463. Soulié, „Recherches sur la migration des testicules." Thèse de Toulouse 1895.

464. Soulié, Sur la structure de la poche crémastérienne. Bibliographie anatomique 1895. Comptes rendus de la Soc. de Biologie 1895.

465. Steenstrup, „Untersuchungen über das Vorkommen des Hermaphroditismus."

466. Steglehner, Georg, De Hermaphroditorum natura tractatus, anatomo-physiologico-pathologicus. Bambergae 1817, 4⁰.
Lehre vom Hermaphroditismus und systematische Zusammenstellung der älteren Kasuistik.

467. Stephan, Pierre, „De l'hermaphrodisme chez les vertébrés." Thèse de Montpellier. Marseille 1901.
Gründliches vergleichend anatom. Studium mit eingehendem Literaturverzeichnis über Zwitterbildungen bei Tieren.

468. Stricker, W., Virchows Arch., 88. Bd., S. 184.
Eine literarhistorische Studie über Hermaphroditismus.

469. Stricker, Lehrb. d. Histologie. Studien über Zwitterbildungen. Archiv f. prakt. Anat. Berlin 1882.

470. Stolle, Fr., Kryptorchismus u. Hernie. Marburg 1896.

471. Strobel, C, „Zur Entwickelungsgeschichte u. Anatomie der Vagina, Urethra u. Vulva. Inaug.-Diss. Würzburg 1893.

472. Suidas, Lexikon: Hermaphroditus. Cambrigi 1705, p. 857. „Hermaphroditus est, qui utraque masculinum et femininum organa habet, turpiter faciens et agens."

473. Sutton, Bland, „Diseases of the Reproductive organs in Frogs, Birds and Mammalcs." Journ. of Anat. and Physiol. Vol. 19, 1885, p. 137.

474. Switalski, L., Über das Verhalten der Urnierenreste bei weiblichen Embryonen u. Kindern. (Polnisch). Krakau 1898. — Sep.-Abdr., Anzeiger d. Akad. d. Wissenschaften in Krakau (Deutsch), Mai 1898.

475. Tabarani, Pietro, „Sugli ermafroditi." Lettera terza. Appendice agli Atti dell' Acad. dei fisiocritici di Siena 1787, p. 77.

T. bezweifelte laut Taruffi das Vorkommen von Hermaphroditismus.

476. Tardieu, „Il n'existe pas un seul fait authentique, dans lequel on ait constaté par un examen anatomique et histologique complet la coexistence de tous les organes à la fois essentiels et accessoires du double sexe masculin et féminin"; s. Guéricolas, l. c. p. 96.

477. Taruffi, Storia della Teratologia. Bologna 1882. Dasselbe 1894.

478. Taruffi, Cesare, „Hermaphrodismus und Zeugungsfähigkeit. Eine systematische Darstellung der Mißbildungen d. menschlichen Geschlechtsorgane." Deutsche Ausgabe von R. Teuscher. Berlin 1903.

Anatomischer u. klinischer Hermaphrodismus u. Pseudohermaphrodismus. Allgemeines und Kasuistik. Berücksichtigung des sekundären Geschlechtscharaktere. Psychosexuelle Pathologie.

479. Taruffi, Hermaphrodismus u. Zeugungsfähigkeit, l. c. p. 141—151.

Kasuistik der Gynäkomastie u. Mammahypertrophie.

480. Taruffi, „Hermaphrodismus und Zeugungsfähigkeit. l. c. p. 220—224.

Kasuistik u. Literatur der Hypertrichosis u. der bärtigen Weiber.

481. Taruffi, Hermaphrodismus und Zeugungsfähigkeit. Deutsch von Dr. Teuscher. Berlin 1903, p. 387—404.

Literatur u. Kasuistik des fehlenden oder rudimentären Penis bei Gegenwart von Hoden, der Adhärenzen des Penis am Scrotum, Hypoplasie des Scrotum, Ectopia vesicae ohne äußere Geschlechtsorgane, mehr oder weniger vollständigen Fehlens äußerer Geschlechtsteile.

482. Taruffi, l. c. p. 3—21.

Die zu verschiedenen Zeiten angenommenen Einteilungen des Zwittertumes.

483. Taruffi, Hermaphroditismus und Zeugungsfähigkeit, l. c. p. 133—141.
Kasuistik des Feminismus bei rudimentären männlichen Genitalien.

484. Taruffi, l. c. p. 120—121.
Über Çoincidenz des männlichen Pseudohermaphroditismus — Hypospadie — mit Gynäkomastie.

485. Taylor, Fälle männl. secundärer Geschlechtscharaktere bei Weibern. Medical Jurisprudence, 1873, II, p. 279.

486. Terrelius, Dominicus, De generat. et partu humano. CX.

487. Thoinot, „Attentats aux mœurs et perversions du sens génital.“ Paris 1898.

488. Thomas, „Description de l'isle des Hermaphrodites nouvellement découverte, contenant les mœurs, les coutumes et les ordonnances des Habitans de cette isle, comme aussi le discours de Jaccophile à Siume avec quelques autres pièces curieuses.“ Cologne 1724.

489. Thomas, s(ieur?) d'Embry, Description de l'isle des hermaphrodites nouv. découverte. Cologne 1726.

490. Thompson, and Geddes, The Evolution of Sex. London 1896, p. 267; Contemporary Science Series.

491. Thompson, Helen Bradford, Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann u. Weib. Autorisierte Übersetzung von J. E. Koetscher, Würzburg 1905.

492. Tode, „Beitrag zur Geschichte der Hermaphroditen.“ Med. chir. Journal, Bd. III, Heft 4, Kopenhagen 1795, p. 423.

493. Tongl, Franz, Beiträge zur Kenntnis d. Bildungsfehler der Urogenitalorgane. Virchows Archiv 1889, Bd. 118, p. 414.
Persistenz des linken Gartnerschen Ganges bei einer 65 j. Frau.

494. Tourdes, G., Art.: Hermaphrodisme. Dict. encyclop. d. sc. med. Paris 1888, Série 4, T. XII, p. 635.
Über die Forderung Garniers, in die Metrik die Rubrik S. D. = sexe douteux — einzuführen.

495. Tourneux, Précis d'embryologie humaine. Paris 1898.

496. Tourneux, F., „Des restes du corps de Wolff chez l'adulte." Bull. sc. du dép. du Nord et pays voisins et Paris 1882, T. V, p. 321—353.

497. Tourneux, F., „Note sur le développement du vagin mâle chez les foetus humain." Compt. rendus hebdom. de la Soc. de Biologie 1887. Ser. VIII, T. IV, Nr. 22, p. 812 und: Rev. biol. du Nord de la France. Lille 1889, T. I, p. 212.

498. Trallianus, Phlegon, Quae exstant opuscula, „De rebus mirabilibus." Lugduni Batavorum 1620, cap. 2, p. 119.
Ältere fabulöse Angaben über Zwitter.

499. Troxler, „Über Hermaphroditen" siehe: Troxlers Versuche in der organischen Physik, Nr. 6. Jena 1804.

500. Tuffier, Traitement de l'hypospadias par la tunnellisation du pénis et l'application des greffes Ollier-Thiersch (procédé de Nové-Josserand). Annales des malad. des organes génito-urinaires. Avril 1899.

501. Ulpianus, De hermaphrodito. Lib. I ad Sabinum. Digestorum lib. I, titulus V. „Quaeritur hermaphroditum cui comparemus? et magis puto ejus sexum aestimandum, qui in eo praevalet."

502. Ulpianus, Digestum. lib. I, tit. 5. 1. 10.
U., als Jurist, verlangte Feststellung des Geschlechts der Scheinzwitter.

503. Valenti, G., Rudimento del canale di Gartner nella donna. Bull. della Soc. tra i cultori delle sc. med. Siena 1883. A. I, p. 62.

504. Varchi, B., Lezione sopra la generazione dei mostri, fatta da lui nell' Academia Fiorentina l'anno 1548. Lezione raccolte nuovamente etc. Firenze 1590, p. 103. Siehe Taruffi l. c. p. 365.
V. glaubt nicht, daß ein Mann ein Weib werden könne, wohl aber, daß ein Weib sich bisweilen in einen Mann verwandle.

505. Vasmer, W., Über einen Fall von Persistenz der Gartnerschen Gänge in Uterus u. Scheide mit cystischer Entartung des in der linken Vaginalwand verlaufenden Abschnittes des Gartnerschen Ganges. Archiv für Gynäkologie. Bd. 60, Heft I.

506. Veit, G., Über einen Fall von sehr großer Scheidencyste. Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 1882, Bd. VIII, p. 2.
Cyste aus Resten eines Wolffschen Ganges hervorgegangen.
507. Venette, N., Tableau de l'amour. Geheimnüsse keuscher Liebes-Werke betrachtet im Stande der heil. Ehe zwischen Mann u. Weib, zu gesegnetem Kinder-Zeugen, und Erhaltung der Familien. Aus. d. Französ. ins reine Teutsch übersetzet, durch ein Mit-Glied der Frucht-wüntschenden Gesellschafft. Cölln, bey Wilh. Marteau, 1690. 8. 31 u. 712 S. „Von Hermaphroditen oder Zwittern" Seite 701—712.
508. Venette, N., Von der Erzeugung der Menschen. Leipzig 1698. Mit Portr. u. 11 (von 12) Kpfrn. 31 Bll. 608 S. Prgt.
Dasselbe Werk wie das vorgenannte, nur in anderer Uebersetzung. Die Abtheilung „Hermaphroditen" mit 1 Tafel Abbildungen.
509. Venette, N., Abhandlung von der Erzeugung des Menschen. Neue Auflage. Aus dem Französischen. Königsberg 1762. Siehe auch Venette, Von Erzeugung des Menschen. Leipzig 1711.
510. Verneuil, Sur les cystes de l'organe de Wolff dans les deux sexes. Mém. de la Soc. de Chirurg de Paris. 1857, T. IV, p. 58, 84.
511. Viault, Fr., Le corps de Wolff. Thèse. Paris 1880.
512. Vincentelli, „Essai de l'intervention du médecin légiste dans les cas de séparation de corps et de divorce." Thèse de Montpellier 1884.
513. Voigtel: Handb. d. path. Anatomie. Bd. III, Halle 1805, p. 364 ff.
Allgemeines und Kasuistik.
514. Voltaire, „Ainsi Platon, le confident des dieux,
A prétendu que nos premiers aïeux,
D'un pur limon pétri des mains divines
Nés tout parfaits et nommés androgynes,
Également des deux sexes pourvus,
Se suffisaient par leurs propres vertus."
Siehe: Witkowski l. c. anläßlich der Fabel, daß Adam ein Zwitter gewesen sei.

515. Waldeyer, Eierstock und Ei. 1870.

516. Wahlgren, Bidrag till Generations-Organernas Anatomi och Physiologi hos Menniskan och Dagdjuren. Lund 1849. Siehe auch Wahlgren: Über den Uterus masculinus Weber bei den Menschen u. den Säugetieren, Müllers Archiv 1849. Deutsche Übersetzung von Peters.

517. Walter, Denison, Über operative Behandlung von männlicher Epispadie u. Hypospadie nach Raubergers Methode. Tübingen 1891.

518. Webber, K. W., Brit. rud. Journ. 10. X. 1896.
Beispiel von Telegonie: die Witwe eines rothaarigen Gatten gebiert in 2. Ehe lauter später rothaarige Kinder.

519. Weber, E. H., Über das Rudiment eines Uterus bei männlichen Säugethieren. 1846.

520. Weber, E. H., Zusätze zur Lehre vom Baue u. den Verrichtungen der Geschlechtsorgane. Leipzig 1846.
Über den Uterus masculinus.

521. Weber, Rusts Magazin f. d. gesamte Heilkunde. Bd. XIV, Heft 3. Berlin 1823.

522. Weber, E., Über die geschichtliche Entwickelung der anatomischen Kenntnisse von den weiblichen Geschlechtsorganen. Inaug.-Diss. Würzburg 1899.

523. Weber, M., Studien über Säugetiere. I. Über den Descensus testiculorum der Säugetiere. Jena 1898.

524. Wedekind, W., „Der gegenwärtige Stand des Geschlechtsproblems u. d. willkürlichen Geschlechtsbestimmung.“ Sexuelles Centralblatt für das gesammte Geschlechtsleben der Menschen, Tiere u. Pflanzen. Januar 1904, Nr. 1.

525. Weill, Beitrag zur Entwickelungsmechanik des Geschlechtes. Mon. f. Geb. u. Gyn. Mai 1899.

526. Weis, William H., „The anatomical findings in the hypoplastic genitals from two true female dwarfs?“

527. Welcker, Über Hermaphroditen der alten Kunst. S. Studien. Hrsgg. v. C. Daub. u. Fr. Creuzer, 6 Bde. Heidelberg 1805—1811, 8, mit Kpfrn, br.

528. Wertheimer, E., „Recherches sur la structure et le développement des organes génitaux externes de la femme.“ (Journ. de l'anatomie de Ch. Robin. Paris 1883, p. 551.)

529. Wiedersheim, Lehrb. d. vergleichenden Anatomie der Wirbelthiere. Jena 1883.

530. Wier, J., Opera omnia. Amstelodami 1660, Lib. IV, p. 24 — und: „De la naturelle transmutation du sexe humain.“ Paris 1885, Vol. I, p. 598. Siehe: Taruffi l. c. p. 365.
Die Natur neigt sich dem Besseren zu, niemals dem Schlechteren, aus einem Weibe könne ein Mann werden, aber niemals aus einem Manne ein Weib.

531. Wier, Joh., Histoires des illusions et impostures des diables etc. Paris 1579, N. édit, Paris 1885, T. I, p. 598, Cap. XXIII: „De la naturelle transmutation du sexe humain.“
W. trat laut Taruffi zuerst auf gegen das Vorurteil zu Männern gewordener Weiber.

532. Winckel, Fr. v., Über die Eintheilung, Entstehung u. Benennung der Bildungshemmungen der weiblichen Sexualorgane. 1889.

533. Winckelmann, Geschichte der Kunst. IV. Buch, II. Kap., § 39.
Über Hermaphroditenbildnisse des Altertums.

534. Witkowski, „La génération humaine.“ Paris 1880.
Reiche Kasuistik des fabulösen Altertums u. Mittelalters, enthält auch die Geschichte der aus dem Kloster vertriebenen Nonne Angélique de la Motte d'Aspremont in Chartres, welche bei den Nonnen als Mann funktionierte, bei nächtlichen Ausflügen ins Dorf als Weib.

535. Wolfart, Joh. Henr., (J. U. L. et in illustri Athenaeo Hanoviensi Prof. publ.), tractatio juridica de sodomia vera & spuria hermaphroditi, von ächter u. unächter Sodomiterey eines Zwittern. Francof. ad Moen., Joh. Friedr. Fleischer, 1742, 4°, cart.

536ª. Wolff, Caspar Friedrich (Berlin), Theoria generationis Halae 1759. Berlin 1764.

536ᵇ. Wolff, Caspar Friedrich, De formatione intestinorum. Novi Comment. Acad. S. J. Petropolitan. T. XII—XIII. 1768—1769.
Die von Wolff entdeckten „Urnieren“.

537. Wrisberg, H. A., „Commentatio de singulari genitalium deformitate in puero hermaphroditum mentiente, cum quibusdam de hermaphroditis.“ Goettingae 1796, Par. 19, p. 541—542.

Einteilung des Hermaphrodismus u. reiche Bibliographie.

538. X. X., Description de l'Isle des Hermaphrodites, nouvellement découverte etc. pour servir de supplément au journal de Henri III (attrib. à Arth. Thomas, sieur d'Embry, ou au cardinal Duperron) A Cologne chez les héritiers de Herman Demen (Bruxelles) 1724.

Satire auf die Zustände am Hofe Heinrichs des Dritten.

539. X. X., Philosophische Untersuchungen über die Amerikaner oder wichtige Beyträge zur Geschichte des menschl. Geschlechtes. Aus d. Französischen des Herrn von P***. 2 Bde., Berlin 1769. — Enthält: „Von den Hermaphroditen in Florida.“

540. X. X., „Mariage et Hermaphrodisme“ (Ehescheidung). Annales d'hygiène publ. et de méd. légale. 3. Série, T. XLVII, p. 87, Paris 1902.

541. X. X., „Mariage et hermaphrodisme“. Annales d'hygiène publique et de méd. légale. Janvier 1902, p. 87.

Entscheid in einem Ehescheidungsprozesse wegen Scheinzwittertumes der Frau: Cour d'appel de Douai.

542. X. X., „Lesbian Love and Murder.“ Med. Record 1882, Nr. XVI, p. 104.

543. X. X., Les Hermaphrodites. S. l. n. d. 8. P. o. gall. 985.

544. X. X., Les Hermaphrodites à tous accords, S. l. et a 8.

545. X. X., Causes, célèbres et interessantes avec les jugemens qui les ont décidées. 12 vols. 8. Paris 1735—38. Histoire du procès des Sr. Saurin et Rousseau. Hist. de Mlle. de Choiseul. Fille réputée faussement Hermaphrodite. La belle épicière. Urbain Grandier, condamné comme Magicien etc.

546. X. X., Réflexions sur les hermaphrodites, rélativem. à Anne Grand-Jean. Avign. 1765. 8, cart.

547. X. X., De hermaphroditis et sexum mutantibus. Francof. 1720, 4°.

548. X. X., L'Hermaphrodite, ou lettre de Grandjean à Françoise Lambert (par Ed.-Th. Simon). A Grenoble et à Paris 1765, 8. Les Hermaphrodites à tous accords. S. l. ni d. (17**?), 8.

549. X. X., Hermaphroditisches Sonn- und Mondskind, d. i. des Sohnes deren Philosophen natürlich-übernatürl. Gebährung, Zerstörung u. Regenerierung oder Theorie u. Practic den Stein der Weisen zu suchen u. zu machen. Mayntz 1752. Br.

550. X. X., Hermaphroditisches Sonn- und Monds-Kind. Mayntz 1752, 8°. (In Breslau, K. B. Phys. III. 8°. 581).

551. X. X., Les Hermaphrodites. A tous accords. „Je ne suis masle ny femelle et sy je sui bien en ceruelle lequel des deux ce doibt choisir, mais qu'importe à qui on ressemble il vault mieux les avoir ensemble on en reçoit double plaisir." L'Isle des Hermaphrodites nouvellement descouverte. Avec les moeurs, loix, coutumes et ordonnances des habitans d'icelle. Discours de Jacophile à Linne. 2 parties de 235 et 191 pages. S. l. ni d. 12°. Parch.

Cette satire, fort piquante, contre les desordres de la cour de Henri III., est attribuée à Arthus Thomas ou Tomas Arthus sieur d'Embry. L'édition ci-dessus, qui est originale, a paru vers 1605, mais ne porte ni date ni nom de ville. Elle a un frontispice gravé, où Henri III. est représenté avec une fraise et une coiffure de femme.

552. X. X., Clémentine, orpheline et androgyne ou les caprices de la nature et de la fortune, par Cuisin, in-12 avec 2 figures.

Curieux roman sur les tribulations d'une fille hermaphrodite qui, après bien des accidents éprouvés comme fille et garçon, finit enfin par être femme. Ce roman est un des plus curieux du genre.

553. X. X., Das Leben der entführten holländischen Helena, nebst Nachricht (S. 222—318) von der lustigen Vermählung einer schönen Hermaphroditin. o. O. a. J. (c. 1720).

554. X. X. „Memnon", Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Körperlich-seelischer Hermaphroditismus. Anima muliebris virili corpore inclusa. Eine naturwissenschaftliche Darstellung. 2 Teile, Schleiz 1868.

555. X. X., Tragen, Sechs u. siebentzig . . . von Jungfern . . . Ander Teil. Frankfurt, Phil. Wilh. Stock, 1736, 8. „Zu was für einem Geschlechte die Hermaphroditen sollen gerechnet werden?“

556. Yarell, Willam, „On the change in the plumage of some Hen-Pheasants.“ Philosoph. Transact. of the Royal Society of London 1827. Part. I, p. 272.

557. Yarell, William, „On the Influence of the Sexual Organ in Modifying External character.“ Journ. of the Proceedings of the Linnean Society, Zoologie 1857. Vol. I, p. 81.

558. Zacchias, P., Quaestiones medico-legales. Libr. VIII. Tit. 1, quaest. 9, § 1. Francofurti 1657.

559. Zarubin, W., J., Zur Lehre von der Hypertrichose. Ein seltener Fall von Hypertrichosis universalis acquisita. Medicina, Petersburg 1896 (russisch).

Beschreibung der Marie Nekrasow, Allgemeines u. gutes Literaturverzeichnis.

560. Ziegler, Lehrb. d. allg. path. Anatomie. Jena 1892.

Nachtrag: Halban, Joseph, „Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. „Eine Studie über den formativen Einfluß der Keimdrüse.“ Archiv f. Gyn. Bd. 70, Heft 2. Wichtige, an Kasuistik reiche, kritische Arbeit, Material für den Habilitationsvortrag, vergl. Wiener klin. Woch. 1903, Nr. 23. Einschlägige Literatur.

Hirschfeld, M., Übergänge zwischen dem männlichen u. weiblichen Geschlecht. Monatsschr. f. Harnkrankh. u. sexuelle Hygiene. 1904, Heft 10—11.

II.

Kasuistik des Hermaphroditismus beim Menschen.

561. Abbas, Haly, Regalis dispositionis theoreticae Libri X, quos Stephanus Philosophus discipulus ex arabica in latinam linguam transtulit. Venetiae 1492. Fol. L. IX, Caput 54. „De pudendi et non naturalis sexus cura, quod nos hermaphroditum dicimus.“

562. Abel, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus mit sarcomatöser Cryptorchis sinistra." Virchows Archiv, Bd. 126. — 1891.

Sektion der 33j. Albertine R., nach Operation verstorben, männl. Scheinzwitter.

563. Abel, „Pseudohermaphroditismus masculinus." Inaug.-Diss. Greifswald 1890.

33j. Weib männl. Scheinzwitter mit Cryptorchis sarcomatosa, Tod nach vaginaler Parazenthese.

564. Abel, R., l. c. p. 435.

A. scheint die periodischen Blutungen aus der Harnröhre bei Katharina Hohmann leugnen zu wollen, da sie unter genauer Aufsicht in der Klinik Wunderlichs aufgehört haben sollen, auch diesen Blutungen gewöhnlich Nasenbluten vorausgegangen sein soll.

565. Abeles, G., Aerztl. Central-Anzeiger. Wien 10. VIII. 1892. N. 23. 4. Jahrg.

Kind fraglichen Geschlechtes.

566. Accolas, „Cas de pseudohermaphroditisme." Revue méd. chir. des maladies des femmes. Paris 1889. XI, p. 140.

567. Ackermann, Jacobus Fidelis, „Infantis androgyni historia et iconographia, accedunt de sexu et generatione disquisitiones physiologicae." Jenae 1805.

Nekropsie eines 6 wöchentl. männl. Scheinzwitters.

568. Ackermann, Allg. med. Annalen. Altenburg 1805.

569. Adams, 1852, Art.: Prostatic Gland. Todd's Cyclop.

Männl. Scheinzwitter mit Uterus; siehe auch: Arnold l. c.

570. Affaitat, J., De hermaphroditis. Venet. 1549.

571. Agrò, Natale de, „Osservazioni su una donna di Palermo avente le apparenze d'uomo etc." Giornale de med. prat. di V. L. Brera. Venezia 1817. Semestre I. p. 204.

Nekropsie eines 18j. Mannes ergab weibl. Scheinzwittertum.

572. Ahlfeld, „Die Missbildungen des Menschen". Leipzig 1880. I u. II, mit Atlas.

Allgemeines, Theorie u. reiche Kasuistik.

573. Alberti, Relazione di un parto monstruoso, avvenuto in Brescia il 10 Dic. 1810. Commun. dell' Acc. di scienze etc. del Mella 1810. Brescia 1811. p. 48.

Fötus erst für weiblich, dann für männlich erklärt.

574. Alexander, E., „Über einen Fall von Pseudohermaphroditismus". Deutsche Med. Woch. Nr. 38. 16. IX. 1897, p. 606—608; s. auch Jordan: „Inhalt einer Leistenhernie bei Missbildung der Genitalien." Festschr. zur Feier des 50j. Jubil. des Vereins der Aerzte des Regierungsbezirks Düsseldorf 1895.

Herniotomie bei der 16j. Klara D. erwies männl. Scheinzwittertum.

575. Allen, S. W., „A congenital malformation". Boston Med. and Gaz. Journal. Vol. CXLVI, p. 361.

Männl. Scheinzwitter mit 3 unteren Extremitäten.

576. Allen, Th., Exact narrative of an hermaphrodite now in London. Phil. Transact. of London 1666, p. 624.

Männl. Scheinzwitter.

577. Allen, C. W., „Report of a case of psychosexual Hermaphroditism." Medical Record. 8. V. 1897.

Beobachtung betreffend Viola Estella Angell.

578. Allen, Th., „An exact narrative of an Hermaphrodit. now in London". Philosoph. Transact. Nr. 32 — und: H. Samson, Observ. de Hermaphr. sing.: Miscellan. N. C. Dec. I. Ann. III. Obs. 168, p. 323.

Anna Wilde 1647 geb., im 6. Jahre als männl. Scheinzwitter erkannt.

579. Amato, Curationum medicinalium. Cent. II. Lugduni 1580. Venetiis 1653. p. 150. Curatio 39. „In qua agitur de puella in virum versa, priapum usque ad id tempus intus latitantem extra ejecit". Siehe Taruffi: Hermaphrod. u. Zeugungsfähigkeit l. c. p. 366.

Amato berichtet in einer Anmerkung über mehrere ähnliche Fälle aus der römischen Literatur.

580. v. Ammon, Die angeborenen chirurgischen Krankheiten des Menschen. 1842. p. 963: Beschreibung der Marie Rosine, des späteren Gottlieb Göttlich, eines als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters.

581. Ancarani, Guzzoni degli, „A proposito di un caso di pseudo-ermafrodismo feminino. Atti della Societa Ital. di Ostetr. e Ginec. raccolti dal Segretario Xaverio Rocchi. Vol. II. Roma 1896. p. 468—474.

Nekropsie des 2monatl. Artur B. wies weibl. Scheinzwittertum nach.

582. Ancarani, Guzzoni degli, l. c. p. 471.
Der Gatte erkannte 3 Monate nach der Hochzeit, dass seine Frau ein männl. Scheinzwitter war.
583. Anger, Th., Hypospadias pénoscrotal compliqué de soudure de la verge. Soc. de chir. de Paris. 21. I. 1874 et 17. II. 1875.
584. Anschütz, „Fall von verkannter hochgradiger Hypospadie, welche zur Verwechselung des Geschlechtes geführt hatte.“ Schles. Gesellsch. f. vaterl. Kultur in Breslau. 17. I. 1902. Aerztl. Sachverständigen-Zeitung 1902. Bd. VIII, Nr. 18, p. 384.
50j. Weib, männl. Scheinzwitter, ist mit ihrem weiblichen Lose zufrieden.
585. Ansiaux u. Fournel, siehe Geoffroy St. Hilaire l. c. p. 77.
Männl. Scheinzwitter als Mädchen erzogen.
586. Antonini, G., Di un caso di pseudo-ermafroditismo in una famiglia cretinosa. Arch. di psych., sc. penali etc. Torino 1888. Vol. IX, p. 247.
10j. Mädchen mit 5 cm langem Penis hypospadiaeus, Geschlecht fraglich.
587. Antonini, E., Un uomo-donna ippocratico. Faro 1869. Ser. III, T. XV, p. 403—411.
27j. Bäuerin männl. Hypospade.
588. Appiatt, M., Gaz. hebd. 1861. T. VIII, p. 550. Abtragung einer apfelsinengrossen Clitoris bei einer 50j. Frau. Anatom. Präparat im Pariser Musée Dupuytren: „Tumeur fibreuse.“ In demselben Museum sub Nr. 704 bis 707 noch ein Präparat von Clitoris fibrosa von Saucerotte u. zwei von Desault. Diese vier Präparate dürften mit Hermaphrodisie nichts gemein haben. (F. v. N.)
589. Aranyi, Ungar. Zeitschr. 1855, p. 4, 15. Siehe auch: Langer, l. c.
63j. männl. Scheinzwitter mit Uterus.
590. Archambault, L., „Malformation des organes génitaux. — Monstre. — Premier degré d'hermaphrodisme.“ Thérapeutique Contemporaine Janvier 1899. S. auch: L'Indépendance médicale 22 Mars 1899.
Neonat männl. Scheinzwitter.
591. Arigo e Fiorani, „Una Donna Uomo“. Anuali Univ. di Medicina. Vol. CCXLVII. Marzo 1879. Siehe:

Virchow u. Hirsch, Fortschritte der Medicin. Jahrg. 1879. Bd. I, p. 255.
68j. männl. Scheinzwitter, angeblich wahres Zwittertum, Nekropsie.

592. Arnaud, G., Mémoires de chirurgie. Ière partie. Paris 1768. Dissertation sur les hermaphrodites.

593. Arnaud l. c. p. 329.
Beschreibung der Anne, des späteren Jean Baptiste Grandjean. Gerichtsverhandlung wegen Ehe mit Françoise Lambert, Profanation des Sacramentes.

594. Arnaud l. c. p. 326.
Albert, Bischof von Bremen als Zwitter denunziert.

595. Arnaud l. c. p. 310 u. 311.
Autobiographie eines Mädchens, hervorgegangen aus der Schwängerung eines Franziskanermönches durch ein adeliges Fräulein.

596. Arnaud l. c. p. 286.
6jähriges Mädchen männl. Scheinzwitter.

597. Arnaud l. c. p. 310.
Liebespaar: „une jeune Demoiselle de Qualité un Réligieux de l'ordre de Saint-François." Der Beichtiger der jungen Dame ward schwanger, ein weibl. Scheinzwitter durch einen männlichen. Die aus diesem Verhältnis hervorgegangene Tochter veröffentlichte die Biographie des Pfaffen (ihrer Mutter).

598. Arnold, „Ein Fall von Uterus masculinus u. angeborner Striktur der Harnröhre u. Harnleiter." Virchows Archiv 1869, Bd. XVII, p. 38.
Anatom. Präparat von Meier u. Molitor überlassen. Arnold stellt hier 26 Beobachtungen von Uterus masculinus zusammen. 7monatl. Frucht, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

599. Arthur, Mc., „Case of hermaphroditism with imperforate anus." Amer. J. of Obstetr. 1902, p. 562—572.
Operation wegen atresia ani, Tod, Nekropsie wies weibl. Scheinzwittertum nach.

600. Aubert, Ein männlicher Scheinzwitter. Siehe: Debierre: „L'Hermaphrodisme." Paris 1891, p. 137.

601. Aubert, Polidor, Des canaux de Gartner. Thèse. Bordeaux 1901.

602. Audain, „Hermaphrodisme double, kyste dermoide des ovaires. Annal. d. Gyn. et d'Obst. Vol. XI, 1893, p. 362.
Bauchschnitt bei einem 29j. Mädchen, wahrscheinlich weibl. Scheinzwitter.

603. **Auger**, Archives générales 1874.

604. **Auria, V.**, Notizie di alcune cose notabili, occorse in Palermo dal 1636 al 1665 cavate da alcuni manoscritte. Bibl. stor. e letter. di Sicilia. Palermo 1869. Vol. II, p. 399.

1636 in Palermo Frau von Trapani 5 Jahre verheiratet, verlangte Anerkennung männl. Rechte als Witwe. Kardinal Doria gestattete ihr nach Untersuchung als Mann zu heiraten. Der Herzog von Montalto schickte sie — ihn zum Könige von Spanien. Nach einem Jahre kehrte sie als Priester mit Bart, Don Mario genannt, nach Palermo zurück.

605. **Aveling**, Amputation der hypertroph. Clitoris bei einem menstruirenden weibl. Scheinzwitter.

606. **Avery**, „A genuine Hermaphrodite with operation for removal of the testicles." Med. and Surg. reports. Philadelphia 1868. Vol. XIX, 8, p. 144.

Castration eines Mädchens ergab männl. Scheinzwittertum. 24 j. Miß Christie Anne.

607. **Bacaloglu et Fossard**, „Deux cas de Pseudo-Hermaphrodisme (Gynandroides)." La Presse méd. 6. XII. 1899, p. 331—333 — und: Referat: Annal. des malad. des org. génito-urinaires. T. XIX, Nr. 2. Février 1901, p. 246—255.

47 j. Selbstmörderin, Fräulein Emilie M. und 31 j. Fräulein A. Lefrançois (Nekropsie), angeblich zwei weibl. Scheinzwitter.

608. **Badaloni**, „Sopra un caso di anomalia di conformazione degli organi genitali maschili — ipospadia completa rispetto la medicina legale." — Bullet. della Reale Acad. Med. di Roma 1885. Nr. 5, p. 146.

Scheidungsprozeß d. 51 j. Maura Faustina, eines männl. Scheinzwitters.

609. **Bailey, James**, A case of hypospadias. New York med. Journ. April 1877.

610. **Baillie**, „Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile des menschlichen Körpers." Aus d. Englischen von Sömmerring. Berlin 1794. p. 232, 238, 240.

611. **Bailly**, Hermaphrodisme. Bull. de l'Acad. de méd. de Paris 1863. T. I, p. 341.

38 j. Mann männl. Scheinzwitter.

612. **Bannon**, Dublin Med. Journal. 1852. Vol. XIV, p. 73.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus, als Mädchen getauft, später für einen Knaben erklärt. Anna — Andreas. Nekropsie.

613. **Bardenheuer**, „8 Fälle von Hypospadie, Operation nach Beck. Münch. Med. Woch. 1903, Nr. 18, p. 796.

614. **Barkow**, „Über einen wahren menschlichen Zwitter." Anatom. Abhandl. Breslau 1851, p. 60.
54 j. verheirateter Mann mit hernia uteri, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter. Nekropsie.

615. **Barnes, Fancourt**, Brit. Med. Journal 1888. p. 205, 231.
Zwei Schwestern, männliche Scheinzwitter (19 Jahre u. 22 Monate alt), ein Kind zweifelhaften Geschlechtes, Nekropsie wies weibl. Sch. auf.

616. **Barry**, „On the Unity of Structure in the Animal Kingdom." Siehe: Jamieson Edinb. New Philosoph. Journal 1837.

617. **De Barry**, Gerichtsverhandlung gegen einen Scheinzwitter, den 23 j. Snydam, wegen Missbrauch des Wahlrechtes. Siehe: Oesterlen in Maschkas Handb. d. gerichtl. Medizin. Bd. III, p. 79.

618. **Barth** u. **Leri**, „Un cas de hermaphroditisme." Bullet. de la Soc. Anat. de Paris. 1902, p. 957. Referat: Zentr. f. d. Krankh. d. Harn- u. Sexualorgane Bd. XIV, p. 454.
Nekropsie einer 75 j. Frau, 15 Jahre verheiratet gewesen u. angeblich vom 18. bis 55. Jahre menstruiert, ergab männl. Scheinzwittertum.

619. **Barth**, „Anomalie du développement de l'utricule prostatique, persistance de l'organe de Müller du côté droit en forme de poche diverticulaire, passant sous la vessie; soulèvement de la muqueuse vésicale formant valvule." Bullet. de la Soc. anat. de Paris 1878. T. LIII, p. 483.

620. **Bartholinus**, Hist anat. cent. III, hist. 59.
Venetianische Courtisane mit infolge Abusus Veneris verknöcherter Clitoris.

621[a]. **Bartholinus**, Anatome. Lugd. Batav. 1693.

621[b]. **Bartholinus**, Epist. med. III. Epist. 93, 94.

621[c]. **Bartholinus**, Histor. anatom. Cent. II, hist. 57.

622. Bartholinus, T., Historiarum anatomicarum rariorum. Cent. I, obs. 65. Amstelodami 1654. p. 103: Vir sine pene et podice natus.

24 j. Mädchen Anna als Mann erkannt; Harnen durch den offenen Urachus, Defäkation per os bei defectus ani.

623. Bartholinus, Th., Epistolar. Cent. III, ep. 94. p. 406. Hafriae 1667.

Bärtige Holländerin mit Clitorishypertrophie.

624. Baster, J., Descriptio foetus monstrosi sine ullo sexus signo. Tab. II, Fig. 1. Philosoph. transact. Vol. 46 for the years 1749 and 1750. p. 479.

625. Batujew, Ein Fall von Pseudohermaphroditismus femininus externus, Beitrag zur Lehre vom Hermaphroditismus. Russkij Wracz 1903, Nr. 29 (Russisch).

Beschreibung eines anatomischen Präparates.

Nekropsie eines Neonaten, weibl. Scheinzwittertum. Präparat von Dr. Spiro gesandt.

626. Bauer, „Case of epispadias.“ Med. Times. 1852 Febr. 224.

Männl. Scheinzwitter.

627. Bauhin, G., Observat. lib. VI, cap. 54.

18 j. Mädchen männl. Scheinzwitter.

628. Bauhin, G., siehe Guenther l. c. p. 55.

Hermaphroditische Zwillinge, mit dem Rücken verwachsen, von A. Paré abgebildet.

629. Bauhin, C., siehe Kaplan l. c. p. 13.

Verheirateter Soldat soll ein Kind geboren haben? — Weibl. Scheinzwitter.

630. Bauhin, C., siehe Kaplan l. c. p. 13.

Nekropsie erwies männl. Scheinzwittertum eines als Weib geltenden Individuums.

631. Bauhin, C., s. O. S. Kaplan: „Hermaphroditismus u. Hypospadie.“ Inaug.-Diss. Berlin 1895.

Ein Gatte verlangte gerichtl.-med. Untersuchung seiner Frau, welche lieber mit dem 23 j. Stubenmädchen als mit dem Gatten geschlechtlich verkehrte. Ergebniss: männl. Scheinzwittertum der Gattin.

632. Bauhin, Gaspard, 1743 (siehe Arnaud l. c. p. 285). Moine Hermaphrodite à Issoire en Auvergne accouché. „Mas, Mulier, Monachus, mundi mirabile Monstrum.“

633. Bauhin l. c. Siehe auch Jehan de Molinet: Beschreibung in einem Gedicht — s. auch Chronique scandaleuse de Louis XI., p. 386 — und: Chronique depuis Pharamon jusqu'en 1899 par Robert Gaguin. Livre X, p. 284.

Erwähnung des Mönches, der 1478 im Kloster in Issoire en Auvergne eines Kindes genas: „Mas, mulier, monachus, mundi mirabile monstrum."

634. Baus: Umtaufung eines Zwitters. Anz. für St. der Vorzeit. 1875, Nr. 4, p. 119.

Dokument des Notars Wolff vom Jahre 1527: eine Hermaphroditin Elisabeth, später als Knabe umgetauft.

635. Bazy, Bullet. et Mém. de la Soc. de Chirurgie de Paris. T. XXVIII, 1902, Nr. 31, p. 943.

26j. Mädchen bei Appendicitisoperation als männl. Scheinzwitter erkannt.

636. Beatty, „Doubtful sex", siehe: Cyclopaedia of Pract. Med. London 1833.

637. Beaumont, E., „Absence of sexual organs." Clin. Soc. of London 28, X, 1903. Brit. Med. Jorn. 1903, Vol. II, p. 1152.

14 monatl. Kind ohne Spur äußerer Geschlechtsteile.

638. Beck, Carl (New York), briefl. Mitteilung.

24j., vier Jahre verheiratete Böhmin verließ ihren Mann. Die Gattin erwies sich als Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

639. Beck, Carl, Die Operation der Hypospadie. Deutsch. Med. Wochenzeitung. 1901, Nr. 45, p. 777.

640. Beck, C., 1. A case of Hermaphrodism.(?) Medical Record. New York. 25. VII. 1896, Nr. 1342, Vol. L, p. 135.

Bauchschnitt bei einem 21j. Scheinzwitter, bis zum 19. Jahre als Mädchen geltend — fraglichen Geschlechts.

2. ibid. p. 694.

3. „Malformation of the genital organs; probably a case of true hermaphrodism." New York, Path. Soc. 14. X. 1896. Med. Record Vol. L, p. 724.

641. Beck, C., Description of a Specimen taken from a Hermaphrodite. Med. Record February 20. 1897.

642. Beckmann, „Fall von männlichem Scheinzwittertum." Bolnicznaja Gazeta Botkina 1897, Nr. 35, p. 1350. (Russisch.)
60 j. männl. Scheinzwitter.

643. Béclard, „Description d'un individu dont le sexe a quelque chose d'équivoque." Bullet. de la fac. de méd. de Paris 1815, Nr. 2, Vol. IV, p. 273. Siehe auch: Hufelands Journ. d. prakt. Arzneikunde. Bd. 47. Dec. 1821.
Beschreibung d. weibl. Scheinzwitters Marie Madeleine Lefort.

644. Béclard, Bulletin de la Faculté de Méd. Paris. T. IV, 1815, Nr. 11, p. 282. Siehe Pinel l. c. p. 342.
Sektion eines 18 j. Mannes, angeblich H. verus lateralis.

645. Bedinelli, F. de Paula, Nupera Androgynae perfectae structurae observatio. Pisauri 1755; vide: Commerc. Lipsiense IV, 709.

646. Beer, A., Beschreibung eines Hermaphroditen. Deutsche Klinik 1867, Nr. 34.
Über Katharina Hohmann.

647. Bellin, E. F., „Hermaphroditismus vom gerichtl.-med. Standpunkte aus betrachtet." La Gynécologie 1898, Bd. III, p. 243.

648. Bellin, E. F., „Ein Fall schwieriger Bestimmung des Geschlechtes u. der bürgerlichen Rechte: Mann oder Weib?" Charkow 1898.
Gerichtl.-med. Untersuchung: 24 j. Mädchen, Opfer eines Notzuchtsversuches, männl. Scheinzwitter.

649. Benoit, J., „Consultation sur un cas d'hermaphrodisme." Journ. de la Soc. de méd. prat. de Montpellier, Nov. 1840.
27 j. Mädchen, Braut, erwies sich als männl. Scheinzwitter.

650. Bergk, R., Symbolae ad cognitionem genitalium externorum femineorum. IV. Hospitalstidende 1900, Nr. 52.
B. leugnet das Vorkommen von Clitorishypertrophie, bei angebl. Clitorishypertrophie handle es sich immer um männl. Scheinzwittertum.

651. Bergk: R., Virchows Arch. f. path. Anat. etc. Bd. 41, p. 305: „Fälle von Epispadie."
Nekropsie eines Mädchens ergab männl. Scheinzwittertum mit Epispadie des Penis.

652. v. Bergmann, „Hermaphrodiasis", s. Münch. Med. Woch. Bd. XII, p. 216 — und: Berlin. Klin. Woch. 1894: „Defectus scroti."
Mädchen männl. Scheinzwitter.

653. v. Bergmann, Freie Vereinigung Berliner Aerzte 13, VI; s. Centr. f. Chirurgie Bd. XXV, p. 986.
Erwachsener männl. Scheinzwitter.
Bezieht sich auf Zephte Akaira, beschrieben von Kurz, Zuccarelli, Daffner u. A.

654. Bergonzoli, G., „Un caso di ermafrodismo." Bolletino scientifico redatto da Maggi, Zoja e Di Giovanni. Pavia 1893, An. XV, Nr. 1, p. 9. Referat: Giornale di Medicina Legale. Marzo 1904, Nr. 2, p. 85.
Beschreibung der Zephte Akaira.

655. Bergonzoli, G., Di un caso d'ermafroditismo. Bull. sc. di Pavia 1803 (?), Nr. 1, Marzo.
Beschreibung des Hermaphroditen Derrier.

656. Bernt, Beiträge zur gerichtl. Arzneikunde. Bd. I, Wien 1818.

657. Berthold, „Seitliche Zwitterbildung beim Menschen." Abhandl. d. kön. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen. 1845, Bd. II, p. 104.
Nekropsie eines Neonaten, angebl. H. verus lateralis.

658. Berthold, E., „Ein Fall von Hermaphroditismus masculinus diagnosticirt mit dem Laryngoskop." Archiv f. Laryngologie u. Rhinologie, IX. Bd., Heft I, Berlin 1899, p. 70—74.
22 jähr. Mädchen männl. Scheinzwitter.

659. Besnoist, „Rapport sur un cas d'hermaphroditisme." Annales d'hygiène publique XVI, p. 85.
24 jähr. Mädchen männl. Scheinzwitter.

660. Betz, Friedr., Über den Uterus masculinus. Arch. f. Anat. u. Phys. von J. Müller, Berlin 1850, p. 65, Tafel 2.
Männl. Neonatenleiche mit Uterus u. Vagina.

661. Biesiadecki, „Katarzyna Hohmann. Obojnactwo prawdziwe (Hermaphrodisia vera lateralis)." Kraków 1871 [Polnisch].

662. Biero, van, „Angeborene Verwachsung von Penis u. Scrotum." Virchows Archiv Bd. CLIII, Heft I.

Männl. Scheinzwitter.

663. Binaud et Bousquet, „Pseudohermaphrodisme mâle. Cryptorchidie et hypospadias perinéoscrotal." Soc. d'Anat. et de Physiol. 4. VI. 1894, und: Journ. de méd. de Bordeaux, Vol. 24, 1894, p. 264.

Mädchen, männl. Scheinzwitter. Gerichtsverhandlung.

664. Bippen, Guilielmus de, „Nonnulla de hermaphroditis et memorabilis hominis gynandri historia atque descriptio." Diss. path.-anat. Halis 1831.

Beschreibung der prostituierten Marie Rosine, des späteren Gottlieb Goettlich, eines lange verkannten männl. Scheinzwitters und zweier anderer verkannter erwachsener männl. Scheinzwitter.

665. Bishop, „Hermaphroditism spurious." Med. Record. 19. III. 1892, Vol. 41.

27jähr. Mädchen als männl. Scheinzwitter erkannt.

666. Bittner, W., Fall von Pseudoh. masculinus completus. Casuistische Mittheilungen aus Prof. C. Bayer's chirurg. Abtheilung des Kaiser Franz Joseph-Kinderhospitales in Prag. Prager Med. Wochenschrift, October 1895. Nr. 43, p. 491.

13jähr. Mädchen männl. Scheinzwitter.

667. Blacker u. Lawrence, „A case of true unilateral hermaphroditism with ovotestis occurring in a man, with a summary and criticism of the recorded cases of true hermaphroditism." Transact. of the Obst. Soc. of London. Vol. XXXVIII, 1896.

8½ monatlich totgeborener Fötus, angeblich mit einem Hoden u. einem Ovotestis; Deutung der letzteren Geschlechtsdrüse später von W. Nagel widerlegt.

668. Blackmann, siehe Müller's Referat in Canstatt's Jahrb. 1884, Bd. IV, p. 12.

30jähr. menstruierender Kryptorchist, angeblich wahrer Zwitter.

669. Błagowolin, „Eine Beobachtung von Hermaphroditismus transversus." Arbeiten d. Moskauer geb.-gyn. Gesellschaft, Januar 1893, Nr. 1, p. 2—5.

Kastration einer 25jähr. verheirateten Köchin durch Prof. Snegirjow stellte männl. Scheinzwittertum fest bei beiderseitiger Herniotomie.

670. Blainville, Meckel's Archiv Bd. 5, 1819.

671, Blanche, Organes femelles pris d'abord pour des organes mâles. Bullet. de la soc. anat. Paris 1867, T. 42, p. 21—23.

Nekropsie eines 15tägigen Kindes, das für einen Knaben angesehen worden war, ergab weibl. Scheinzwittertum.

672. Blom, Gynaekolog. obstetr. Middelelser Bd. X, Heft 3, p. 194—216.

Bauchschnitt wegen Fibromyoma uteri bei einer 49jähr. Frau durch Howitz, Geschlecht unentschieden.

673. Blondel, R., Un cas de pseudohermaphrodisme. La Gynécologie, T. IV, 1899, p. 21.

Verheiratete Frau männl. Scheinzwitter.

674. Blondel, R., „Observation de pseudohermaphroditisme." Bullet. et mémoires de la Soc. obst. et gyn. de Paris. Séance de 12 Janvier 1899, p. 3.

Verheiratete Frau männl. Scheinzwitter.

675. Blumenbach, F., Comment. soc. scient. Göttingen 1813, p. 8. Fabricae androgynae femina. Handb d. Naturgesch. 1825, p. 20.

676. Blumhardt, „Ein Fall von Hermaphroditismus." Würtemb. Correspondenzblatt XXIII, Nr. 6, und: Friedreich's Blätter 1854, 4, p. 66.

Klage wegen Notzucht an einem männl. Scheinzwitter, der weibl. Kleider trug, wegen Blasenexstrophie und Epispadiasis urethrae.

677. Bock, Aug., Beschreibung u. Abbildung der missgebildet. Geschlechtsth. eines 7jährigen Kindes, welches bis jetzt für ein Mädchen gehalten, am 18. Januar 1811 aber von einer Gesellschaft praktischer Aerzte in Berlin, namentlich Heim, Knape, Reid, Rudolphi etc als Knabe erklärt worden u. jetzt als solcher erzogen wird. Berlin 1811, Horn's Archiv.

678. Boddaert, „Étude sur l'hermaphrodisme latéral." Annal. de la Soc. de méd. de Gand 1874.

Scheinzwitter fraglichen Geschlechts, linke Gesichtshälfte weiblich, rechte männlich gebildet. Kritisches Studium über Katharina Hohmann, 12 andere Fälle.

679. Boeckel, „Exstirpation d'un utérus et d'une trompe herniée chez un homme." Acad. de Méd. Paris, 19. IV. 1892; Semaine Médicale 1892, Vol. XII, p. 146.

20 jähr. männl. Scheinzwitter: Herniotomie.

680. Boerhave, erwähnt von Gustav Brühl. („Über Hermaphroditismus." Inaug.-Diss. Freiburg 1894, p. 54.)

2 Zwillingspaare männl. Scheinzwitter.

681. Boerhave, Historia infantis, cujus pars inferior monstrosa. Propolit. 1754.

682. Bogajewsky, A., „Ein Fall von Hermaphroditismus verus lateralis; hypospadiasis et cystoma colloides ovarii sinistri: Ovariotomie bei einem Manne." (Russisch). Russkij Wracz 1904, Nr. 38, p. 1290, und: Journ. f. Geb. u. Fr. Petersburg 1904, p. 1552.

Bedarf der mikroskop. Kontrollprüfung.

683. Boid, V. G., „Impersonation of a woman." (Eine Frau verleugnet ihr weibliches Geschlecht.) Med. Record. XLIX. 14. April, p. 500.

684. Mme Boivin et A. Dugès, Traité des maladies de l'utérus et de ses annexes. Bruxelles 1834, T. I, p. 31. Baudelocque (Der Enkel), Acad. de méd. 12, II, 1826: bei Nekropsie eines Weibes ein persistenter Wolffscher Gang entdeckt, der sich im collo uteri öffnete.

685. Bollinger. Briefl. Mitteilung 1905.

26 jähr. Individuum, bis zum 18. Jahre als Mädchen erzogen, männl. Scheinzwitter.

686. Bondarew, „Fall von Hermaphrodisie." Wracz 1887, p. 962. (Russisch.)

35 jähr. verheiratete Bäuerin männl. Scheinzwitter.

687. Bonjour, „Pseudohermaphrodisme mâle." Gaz. Méd. de Nantes 1888, p. 95.

Angeblich menstruierender als Weib geltender männl. Scheinzwitter.

688. Boogarde, Persistance des canaux de Müller chez un homme adulte. Journ. d'Anat. et de la Physiologie, 1877, p. 200.

Nekropsie eines 60 jähr. Mannes mit Uterus.

689. **Boogaard, J. A.**, Persistentie der Müllersche Gangen by een volwassen Man. Verst. en Meded. der k. Acad. van Wetenschap. afd. Naturkund. D. IX, R. 2, Amsterdam 1874.

690. **Borge, C. J.**, „En misdannelse-hypospadi." Norsk. Mag. for Laegevidenskab. 3 R., VI Vol, 1876, p. 342.

32 jähr. Mädchen B. M. O., angeblich männl. Scheinzwitter, fragt, ob es einen 50 jähr. Witwer heiraten könne?

691. **Borkhausen**, 24 jähr. Mädchen mit hypertroph. Clitoris, Mangel einer äusseren Vaginalmündung, Menstruation p. rectum; siehe Günther l. c. p. 33.

692. **Boudon**, siehe Arnaud l. c. p. 283.

1726 Nekropsie eines Mönches, männlichen Scheinzwitters mit Uterus.

693. **Bouillaud**, „Exposition raisonnée d'un cas de nouvelle et singulière variété d'hermaphrodisme observée chez l'homme." Journ. univ. et hebd. de méd. et de chirurgie pratique et des instit. méd. Paris 1833.

Bezieht sich auf den Scheinzwitter: Valmont.

694. **Bouillaud**, siehe Gerson u. Julius; Magazin d. ausl. Litteratur. 6. Bd., Hamburg 1833, p. 31.

Nekropsie eines als Witwer geltenden Scheinzwitters.

695. **Brand, Thom.**, The Case of a boy had been mistaken for a girl. London 1787.

Verkannter männl. Scheinzwitter.

696. **Branle**, siehe Index medicus für 1844.

Ein Fall von Scheinzwittertum.

697. **Bransford, Lewis**, „A case of hermaphroditism." Medicine II, p. 793, 10. X. 1896.

698. **Brauer**, Münch. Med. Woch. 11. VI. 1901, Nr. 24, p. 991.

32 jähr. Bäuerin männl. Scheinzwitter?

699. **Braun, H.**, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus." (Aus dem Mannheimer Krankenhause.) Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. Bd. 28, 1894, p. 375—382.

Kastration eines 28 jähr. Dienstmädchens durch Heuck wies männl. Scheinzwittertum auf.

700. **Breggers, T. van der**, Jets over den hermaphrodiet M. D. Derrier (in holländischer Sprache).

701. Breisky, „Die Krankheiten der Vagina.“ Stuttgart 1879, p. 18.

Nekropsie eines Mädchens wies männl. Scheinzwittertum auf.

702. Breitung, Max, „Ein Fall von Hermaphroditenbildung.“ Inaug.-Diss. Jena 1891.

80 jähr. Tagelöhnerin, von Schultze untersucht, weibl. Scheinzwitter.

703. Breton u. Chauvet, siehe E. Godard, „Études sur la monorchidie et la cryptorchidie chez l'homme.“ Paris 1857, p. 119.

Nekropsie eines 18 monatlichen Mädchens erwies männl. Scheinzwittertum.

704. Briand, siehe Wald, Gerichtl. Medicin II, p. 87.

Erwähnt von Oesterlen.

705. Brière, siehe Guyon, Thèse d'aggrégation.

Hypospadie bei Vater und Sohn.

706. Brjuchanow, „Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus.“ Bolnicznaja Gazeta Botkin'a 1899, Nr. 44. (Russisch).

Kastration eines 14 jähr. Mädchens erwies männl. Scheinzwittertum.

707. Brockmann (briefl. Mitteilung 1901).

Neonat männl. Scheinzwitter.

708. Brohl, „Hernia uteri bei Pseudohermaphroditismus femininus.“ Deutsche med. Wochenschrift 1894, Nr. 15.

Herniotomie bei einem 36 jähr. weiblichen Scheinzwitter mit hypertrophischer erektiler Clitoris.

709. Brooks, H., „A case of asexualism.“ Med. Record. 12. VIII. 1889, p 221.

Zweifelhaftes Geschlecht eines Mannes trotz Nekropsie u. mikroskopischer Untersuchung der Geschlechtsdrüsen.

710. Brouardel, „Des empêchements au mariage et de l'hermaphrodisme en particulier.“ Gaz. des hôpitaux 1877.

Bis 1887 sechs eigene gerichtl.-med. Gutachten über als Mädchen erzogene männl. Scheinzwitter.

711. Brouardel, Le mariage, nullité, divorce, grossesse, accouchement.“ Paris 1900, p. 22—26.

Nekropsie eines Erwachsenen, angeblich H. verus lateralis. Beischlaf amphoter.

712. **Brouardel**, „Hermaphrodisme, impuissance, type infantil.“ Gaz. d. hôpit. 1887, p. 57.

713. **Brown, Chalmers**, Med. Record. 14. II. 1900, p. 643. Referat: Brit. Med. Journ. 31. III. 1900. „A case of spurious hermaphroditism.“

20jähr. Dienstmädchen, angeblich weiblicher, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

714. **Bruck**, Deutsche Med. Zeitung 1898, Nr. 12, p. 124.

Beschreibung d. Sefti Alkalisa aus Tunis = Zephthe Akaira, verheiratete Frau männlicher Scheinzwitter. Untersuchung durch Landau im Berliner Panoptikum; siehe auch Beschreibungen durch Kurz, Daffner u. Zuccarelli u. A.

715. **Brühl, G.**, Über Hermaphroditismus. Inaug.-Diss. Freiburg 1894.

Nekropsie der $2^1/_2$ jähr. Elsa K. durch Prof. Kahlden: H. spurius masculinus completus. Allgemeines u. reiche Kasuistik.

716. **Brychołow**, Protokolle der Anthropolog. Gesellschaft 1894, Nr. 1, p. 29, Nr. 10, p. 207. (Russisch.)

14 jähr. Mädchen als männl. Scheinzwitter erkannt nach Kastration.

717. **Bryant, Th.**, „Cases of malformation of the testicle.“ Guy's Hosp. Reports 1868. XIII, p. 439.

Drei Beobachtungen von erblicher Hypospadie.

718. **Buchanan, George**, Case of Hermaphrodit, aged 9 years with the external Appearance of a Female, in whom both Testicles were removed from the Labia Majora. London Med. Times. 1885, Vol. I, p. 211 — und: Glasgow med. Journ. March 1885 — und: Brit. med. Times. 14. II. 1885. S. auch: G. Herrmann, Dict. encyclop. d. sc. méd. Série 4, T. III, p. 629.

Kastration eines 9jähr. Mädchens erwies männl. Scheinzwittertum.

719. **Burdach**, Anatom. Untersuchungen bezogen auf Naturwissenschaft u. Heilkunde. I. Heft. Leipzig 1814, p. 47.

Mädchen, 1797 in Norwegen durch eine Frau geschwängert. Gerichtl. med. Untersuchung ergab männl. Scheinzwittertum.

720. **Burdach**, Anatomische Untersuchungen bezogen auf Naturwissenschaft u. Heilkunst. Erstes Heft. Leipzig 1814, p. 66.

Mädchen, später als Knabe getauft, Nekropsie im 6. Jahre ergab weibl. Scheinzwittertum.

721. **Burghard**, Gründliche Nachricht von einem Hermaphroditen. Breslau 1743.

722. **Burghard**, C. T., Monstrum pro hermaphrodito false habitum. Medicor. Silesiacorum Satyrae. Vratislaviae et Lipsiae. 1736. Satyr. I, p. 53—64.

723. **Bychowski**, S. B., Wracz 1898, Nr. 12, p. 357.
19j. Judenmädchen Scheinzwitter, von Prof. Rein für weiblich gehalten. Beischlaf amphoter.

724. **Caillot**, R., „Observations sur deux formations vicieuses des organes de la génération de la femme". Mém. de la Soc. Méd. d'Emulat. à Paris. Ann. II pour l'an VI de la république, p. 470.

725ᵃ. **Caldani**, L. M. A., Lettera al Dr. V. **Zeviani** Mem. della soc. ital. Verona 1794. T. VII, p. 130.
Domenica Scappato aus Padua heiratete im 17. Jahre, Scheidungsklage wegen Untauglichkeit zur Ehe. Geschlecht?

725ᵇ. **Caldani**, Männl. Scheinzwitter. Siehe: **Steglehner** l. c. p. 87; **Ackermann** l. c. p. 22.

726. **Caluri**, F., „Sopra un preteso ermafrodito". Atti dell' Acad. sc. di Siena 1774. T. V, p. 167.
34j. männl. Scheinzwitter.

727. **Cameron**, **Hector Clarence**, „Notes on a Case of Hermaphrodisme." Brit. Gyn. Journ. February 1904, p. 347.
27j. verheirateter Ingenieur — weibl. Scheinzwitter, wie die Exstirpation einer Geschlechtsdrüse erwies. Unicum in vielerlei Beziehung!

728. **Canton**: siehe: **Cannstatts** Jahresbericht f. 1852. Würzburg 1853. IV. Bd., p. 96.
23j. Mädchen mit Exstrophia vesicae, Nekropsie wies männl. Scheinzwittertum nach.

729. **Carlier**, Annales des maladies des organes génito-urinaires Janvier 1905, p. 145.
Plastische Operation wegen Hypospadie bei zwei Brüdern, männl. Scheinzwittern, deren einer als Mädchen erzogen worden war. Der ältere Bruder wurde zum Militär genommen, bei dem jüngeren 8jährigen Bruder Erfolg der Operation nach **Nové-Josserand** gleich gut.

730. **Carrara**, **Mario**, „Un caso di pseudoermafrodismo femminile." Archivio di Psichiatria, Scienze penali ed Antropologia criminale. Vol. XXIV. Fasc. V—VI. 1903.
17jähr. Mädchen, weibl. Scheinzwitter mit psychischem Masculismus.

731. Carrara, Mario, „Un caso di ginecomastia in criminale." Riforma medica XII. 1896, p. 183.

732. Carreiro, Bruno T., „Pseudohermaphrodismo androgynoide in un caso de supposta hernia inguinal d'ovario." O Correio médical de Lisboa, Octob. 1896, p. 149.

733. Carson, J. C. u. Hrdliczka, „An interesting case of pseudohermaphroditismus masculinus externus." Albany Med. Annals. Vol. XVIII. 1897, Nr. 10.

27j. Weib im Irrenasyl, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

734. Carson, „Rudimentary vagina and enlarged clitoris." Courr. of Medicine St. Louis 1880.

735. Cases, Puer judaeus, quoad genitalia monstrosus neque tamen hermaphroditis adnumerandus. Medicor. Silesiacorum Saturae. Vratislaviae et Lipsiae 1736. Satura III, p. 5—16.

736. Casper-Liman, Handb. d. gerichtl. Medicin 1876, I, 75.

Nekropsie der 84j. Marie Arsano, als Weib verheiratet, ergab männl. Scheinzwittertum.

737. Cassano, C. u. F. P. Pedretti, Un caso di clitoride monstruosa. Rendicont. della R. Acad. med.-chir. di Napoli 1860. Fasc. I u IV, p. 69.

Puerpara mit hypertroph. Clitoris verkehrte sexuell mit Weibern, im 40. Jahre — 1850 — Clitoris (Cancroid) amputirt.

738. Castellana, „Uretroplastia e chiusura dell' orificio vaginale in un caso d'ipospadia perineale con cryptorchidia e vagina rudimentale bifida". Riforma Medica 1899. Anno XV. Nr. 212—215, p. 769 ff.

15j. Carmela Caponetto männl. Scheinzwitter, jetzt Carmelo genannt.

739. a Castro, De mulierum natura. L. III. c. 12; siehe: Mémoire de l'Academie des Sciences. Paris 1750.

740. Le Cat, siehe Arnaud l. c. p. 52.

Sämmtliche Söhne einer Frau Hypospaden.

741. Le Cat, siehe Arnaud l. c. p. 61.

Sektion eines Individuums mit angeblichem H. verus lateralis 1744.

742. Le Cat, siehe Arnaud l. c. p. 314 ff.

Beschreibung Marie Marin le Marcis: mehrfache Gerichtsverhandlungen, Verurteilung wegen Profanation des Sakraments mit Jeanne le Fèvre, Freisprechung nach Untersuchung durch Jacques Duval.

743. Ceccherelli, A., Un caso di ermafroditismo. Lo Sperimentale. Firenze 1874. F. 33, p. 198.
Über Katharina Hohmann.

744. Celsius, Jac., „Über Entstehung und Verhütung der Missgeburten für Eheleute.“ Hadamar 1812.

745. Centinon, Berlin. klin. Wochenschrift 1876, Nr. 1.
20j. Rekrut erwies sich als weibl. Scheinzwitter.

746. Chambers, London Obst. Soc. Transact. 1859, Vol. XXI, p. 256.
Kastration eines 24j. Mädchens ergab männliches Scheinzwittertum.

747. v. Chamisso: Münch. Med. Woch. 1898, 18. X., p. 1361.
21j. männl. Scheinzwitter.

748. Championnière, Lucas, Journ. de méd. et de chir.-pratique. Paris 1885. LVI, p. 67.
Vier „prétendues femmes“ männl. Scheinzwitter.

749. Charon, „Atrésie du rectum s'ouvrant au milieu du raphé du scrotum chez un pseudohermaphrodite de trois mois“. Clinique, Bruxelles. Vol. VII, p. 37.

750. Chatillon, s. Poppesco l. c.
19j. Mädchen: Prostitutionsgeleitschein von Ricord u. Clerc verweigert, weil männl. Scheinzwitter.

751. Chérot, „Du molluscum pendulum de la vulve. Faux Hermaphrodisme par Pseudoverge latérale.“ Paris. Thèse. 18. V. 1892.
Beobachtung von Mauclaire, hat nichts mit Hermaphroditismus gemein.

752. Cheselden: Anatomy of the human body. London 1726. Taf. XXX.
Beschreibung zweier männl. Scheinzwitter.

753. Cheselden: Anatomie des menschl. Körpers. Aus d. Englischen v. Wolf. Mit 46 Kupfertafeln. Göttingen 1790.

754. Chesneut, „Question d'identité. Vice de conformation des organes génitaux-hypospadie.“ Annal. d'hyp. publ. et de méd. légale. Juillet 1860, p. 206. (Klinische Beobachtung der Aleksina B.); siehe E. Goujon: Cas d'hermaphrodisme bisexuel imparfait chez l'homme. Journ. d'anat. et de Phys. Paris 1869. A. VI, p. 599. Planches XVI et XVII. (Nekropsie der Aleksina B.);

siehe Tardieu: Questions médicolégales de l'identité etc. Paris 1874. (Autobiographie der Aleksina B.)

755. Chevreuil, siehe Steglehner l. c. p. 91.
Nekropsie eines Scheinzwitters mit malignem Tumor angeblich eines Ovarium, Anna Bergault, vielleicht männl. Scheinzwitter.

756. Chevreuil, Journ. de méd. T. 51, p. 441.
Menstruierende Frau soll mit ihrer hypertroph. Clitoris ein Mädchen defloriert haben.

757. Chiarleoni, „Due casi di malconformazione dei genitali esterni." Lezioni cliniche. Palermo 1897 — und: „Ermafrodismo in due sorelle." La Riforma Medica. Palermo 1899. Vol. I, Nr. 65, p. 301. Vol. II, Nr. 11, p. 126.
Zwei Schwestern von 17 u. 15 Jahren, Francesca und Angela d'Angelo, männl. Scheinzwitter.

758. Chiarugi, V., Sopra una supposta forma di ermafroditismo. Lettera al prof. Tommasini. Firenze 1819.
38j. Mädchen heiratet, nach 18 Monaten Ehescheidungsklage in der Curie von Fiesole. Mehrfache Prozesse. Neue Untersuchung im 52. Jahre: männl. Scheinzwitter.

759. Chopin: New York med. Journal 6. IV. 1889.
Allmonatliche Blutung ex urethra bei einem Manne. — Ch. erwähnt zwei ähnliche Beobachtungen, eine von Royer, betreffend einen Schlächter aus Sédan, die andere beschrieben von Chopart: Referat durch Simon Duplay, Archiv. gén. de Médecine. Octobre 1880, p. 464.

560. Choulant, Allg. med. Annalen des 19. Jahrh. Altenburg 1820, p. 1483.

761. Chrocker, Jean, Fax. Histor. (?); siehe: Arnaud l. c. p. 280.
Nonne Magdalena Mugnoz erwies sich als männl. Scheinzwitter, später Francesco Mugnoz, gerichtlich belangt wegen Schwängerung einer Jungfrau.

762. Clark, A., „A case of spurious hermaphroditisme, hypospadias and undescended testicles in a subject, who had been brought up as a female and had been married for sixteen years". Lancet 1898. Vol. I, p. 718.
42j. verheiratete Frau; Kastration erwies männl. Scheinzwittertum.

763. Clark, „Néphrolithotomie chez un hermaphrodite." Méd. moderne 1896. Nr. 43.
Nekropsie einer Frau erwies männl. Scheinzwittertum.

764. Clauder, Ephemerid. natur. curiosor. Dec. II, Ann. III, cap. II, p. 75 u. Obser. 76, p. 171.
Weiblicher Scheinzwitter angeblich.

765. Clesius, Eine Zwitterbildung in Koblenz; siehe Harless's Rheinische Jahrbücher f. Med. u. Chirurg. Bonn XI. b. 42.

766. Colle: Journal historique. Paris 1765.
Beschreibung der Anne Grandjean.

767. Collenza, P., „Caso d'ermafrodito vivente neutrale-laterale". Il Filiatre Sebezio Napoli 1853. Vol. 65, p. 179.
73j. Mann zweifelhaften Geschlechts.

768. Columbus, R., „De iis, quae raro in anatomia reperiuntur." De re anatomica. Francofurti 1590. Lib. XV, p. 169 u. 493.
Amputation einer angeblichen hypertrophischen Clitoris vom Arzt verweigert.

769. Colombo, Realdo, „De re anatomica." Venetiis 1559. Lib. XV, p. 268.
Nekropsie eines männl. Scheinzwitters, Uterus u. Kryptorchismus.

770. Colson, A., Nouvelle bibliothèque méd. 1830; siehe Günther l. c. p. 37.
Männl. Scheinzwitter.

771. Comstock, „Alice Mitchell of Memphis; a case of sexual perversion of urning." New York Med. Times. 1892/93. Vol. XX, p. 176; s. auch: „Lesbian Lowe and Murder." New York med. Record 1892. Vol XVI, p. 104.
Scheinzwitter?

772. Cordoba, Ortizy, „Pseudohermaphrodism". Second Pan-American Med. Congress. Medical Record 1896. Vol. 4, p. 796.
Männl. Scheinzwitter.

773. Cook, H. D., „A case of doubtful sexe." Transact. South Indian Branch. Med. Assoc. Madras 1888 bis 1890, p. 250.

774. Coop, W. A. H., „A curious anomaly of the female genitalia with striking resemblance to some of the external male elements by plastic-surgery changed into

a woman of normal appearence." Amer. gyn. and obst. Journ. New York. May 1895, p. 594.

Plast. Operation bei einer 24j. verheirateten Frau mit Labialverwachsung.

775. Cooper, P. Astley, Guy's hosp. Reports 1840, p. 243.

86j. Frau, Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

776. Corigliani, „De Apuliae androgyno." Raccolta d'opusc. scientifici in Venezia 1761. T. XLVI, p. 165. Commerc. de rebus in scient. naturalibus gestic. T. III, p. 640.

Männl. Scheinzwitter.

777. Cornil, „Examen histologique de la glande génitale d'un hermaphrodite." Soc. Anat. de Paris. 5. I. 1900.

Mikroskop. Untersuchung der Ovarien von A. Lefrançois, siehe auch Bacaloglu et Fossard.

778. Corrado, Gaetano, „Due casi consecutivi die sesso dubbio nella stessa famiglia." Atti della R. Academia Medico-Chirurg. di Napoli. Anno LIV. No. 1. Genuaio ad Aprile 1900, p. 53.

Angiolina u. Rafaela X, zwei Schwestern von 6 und 2 Jahren, wahrscheinlich männliche Scheinzwitter.

779. Coste, E., „Conformation vicieuse des organes génitaux chez une femme. Opération." Journal de connaissances méd. chirurg. par les drs. A. Trousseau, J. Lebaudy, H. Gouraud: IIIème année. 1835, p. 276.

21j. Mädchen angeblich weibl. Scheinzwitter.

780. Cotter, Brit. Med. Journ. 24. XII. 1892.

Nekropsie eines Scheinzwitters von zweifelhaftem Geschlecht erwies weibl. Scheinzwittertum.

781. Cotto, Carlo, „Einige Ideen über den Hermaphroditismus." Frorieps Neue Notizen Bd. 32. 1844. Nr. 699.

782. Cozzi, Luca, „Sopra un caso d'ermafroditismo incompleto etc." Ann. univ. di med. Milano 1852. Vol. 140, p. 490.

Nekropsie einer 52j. verheirateten Frau erwies männl. Scheinzwittertum.

783. Cramer, „Ein Fall von Hermaphroditismus lateralis." Inaug.-Diss. Zürich 1857; s. auch Meyer: Virchows Arch. 1857. Vol XI, p. 420.

Neonat: angeblich H. verus lateralis.

784. de Crecchio, Luigi, Sopra un caso d'apparenze virile in una donna. Il Morgagni 1865, p. 165.

Nekropsie eines als männlich getauften und erzogenen 64jähr. Individuums ergab weibliches Scheinzwittertum. — Giuseppe-Giuseppa Marzo.

785. Croom, H., Obst. Soc. of Edinburgh. 14. VI. 1899. Referat: Mon. f. Geb. u. Gyn. April 1899, p. 246.

„Über Geschlechtsirrtum bei Erwachsenen." — Zwei Mädchen männl. Hypospaden.

786. Rapport de M. Cruveilhier sur un cas d'hermaphrodisme présenté par M. de Corogne. Bulletin de la Soc. Anat. de Paris. T. XI, année 1865, p. 468 (siehe Nr. 792).

Bemerkungen bezüglich Marie Madeleine Lefort. Legros konstatierte Graafsche Follikel.

787. Cruveilhier, M., Anat. Pathol. T. I, p. 301.

Erwähnung d. Beobachtung von Breton u. Chauvet.

788. Cummings, Suffolk distr. med. Soc. 10. I. 1883. — Boston med. and surg. Journal 1883.

Scheinzwitter für männl. erklärt: Nekropsie zwei Jahre später wies weibl. Scheinzwittertum auf.

789. Curling, T. B., Cases of malformation of the female sexual organs, causing difficulty in determining the sex. Med. Times and Gazette. London 1852. Ser. N. T. IV, p. 84.

Zwei Schwestern männl. Scheinzwitter.

790. Czarda, „Ein Fall von zweifelhaftem Geschlecht bei einem Neugeborenen." Wiener klin. Woch. 1876. Nr. 41, p. 1075.

Hypospadiasis peniscrotalis mit blind endender Vagina.

791. Czermak, (Meissners Forschungen des 19. Jahrh. 1833. Bd. VI, p. 72).

Weibl. Scheinzwitter mit Penis von der Urethra durchbohrt?

792. Dacorogna, „Hermaphrodisme apparent chez une personne du sexe féminin." Bullet. de la Soc. Anat. de Paris. 1864, p. 481—488.

Betrifft d. 65j. Marie Madeleine Lefort, von Béclard vor langer Zeit als weibl. Scheinzwitter richtig erkannt. Nekropsie 20. VIII. 1864.

793. Daffner, Franz, „Pseudohermaphroditismus femininus externus.“ Münchener Med. Woch. 1898. Nr. 13, p. 394.

Zephtha Akaira aus Tunis, angeblich weibl., wahrscheinlich männl. Scheinzwitter; siehe auch Beschreibung durch Bruck (l. c.), durch Kurz (l. c.) und durch Zuccarelli (l. c.).

794. Dailliez l. c. p. 99: Ehescheidungen wegen Erreur de sexe:

1° 1765: Parlement de Paris. Affaire Anne Grandjean. Répertoire: Merlin, vide Hermaphrodite.

2° 1834: 17 Décembre: Tribunal de la Seine, Affaire Lelasseur contre Beaumont. (Gaz. des Tribunaux. 19 Déc. 1834.)

3° 1835, 2 Janvier: Affaire Miss Anna et Edward. (Gaz. d. Tribunaux.)

4° 1850—1856: Jugement d'un Tribunal civil d'Allemagne. (Jalabert: Revue critique 1873, p. 141.)

5° 1872: Alais et Nimes. (Dalloz périodique, 1ère partie, p. 52.)

6° 1872: Montpellier. (Dalloz périodique, 2e partie, p. 48.)

7° 1873, 6 Mars: Jugement inédit du tribunal de Normandie. (B.)

8° 1877, 7 Juin: Cour de Riom, Affaire Blanquet. (Dalloz périodique, 2e partie, p. 32.)

9° 1877, 2 Août: Cour de Riom, Affaire Quenilhe contre Quenilhe. (Dalloz périodique, 2e partie, p. 32.)

10° 1882, 16 Mars: Cour de Caen. (Dalloz périodique, 2e partie, p. 155.

795. Dailliez, Ehescheidungsprocess zwischen Faustina M. u. Johanne C. Acta Sanctae sedis, redacta studio Victorii Piazzesi, Vol. XXI. 1888.

Der Prozess zog sich von 1866 bis 1888 hin. Ehescheidung, weil die Frau sich als männl. Scheinzwitter erwies.

796. Dailliez l. c. p. 39.

Biographie des Scheinzwitters Marie Léonie Antoinette, deren Geschlecht später gerichtlich für männlich erklärt wurde.

797. Dana, G. P. M., Descriptio foetus absque pene et vulva, ultra biennium viventis, obscurique sexus ideo habiti. Mém. de l'Acad. de sc. de Turin. T. VIII, p. 309. Année 1786—87.
Knabe mit Blasenexstrophie, Geschlecht erschien zweifelhaft.

798. Daniel, Comptes rendus. LXIV, Nr. 14.
Beschreibung eines männlichen Scheinzwitters.

799. Dardenne, „Pseudohermaphrodisme apparent chez une personne du sexe féminine." Languedoc Méd. Chirurg. Toulouse. 10. VII. 1900. Nr. 13, p. 265; s. auch: „Hermaphrodisme apparent chez une personne du sexe féminin." Gaz. méd. de Toulouse 1900, 2e série. XIV, p. 550—552.
28j. Frau, Germaine T., verließ ihren Gatten, um sich der Prostitution zu ergeben, angeblich weibl. Scheinzwitter.

800. Daudois, „Un exemple d'erreur de sexe par suite d'hermaphrodisme apparent." Revue méd. Louvain. Février 1886.

801. Dawosky, „Hochgradige Hypospadie"; siehe Virchow u. Hirsch: Fortschritte u. Leistungen d. ger. Medicin. Jahrg. 1876, Bd. I, p. 301.
Männl. Scheinzwitter.

802. Debierre, L'hermaphrodisme. p. 179.
Weibl. Scheinzwitterpräparat: Uterus vor der Harnblase gelagert. (Unicum!)

803. Debierre, L'hermaphrodisme. p. 150.
Betreffend die Scheidungsklage der Fürstin Mercedes San Antonio geb. Martinez de Campos.

804. Debierre, „Les vices de conformation des organes génitaux et urinaires chez la femme." Paris 1892, p. 329.
Notiz, Katharina Hohmann betreffend.

805. Deboul, Journal des maladies cutanées. Mai 1890.
Als Mädchen erzogener männl. Scheinzwitter.

806. Debout et Huguier, Développement anormal du clitoris. Occlusion vulvaire avec orifice au dessous du clitoris; siehe Léon Lefort: Des vices de conformation de l'utérus et du vagin. Paris 1863, p. 203.
Weibl. Scheinzwitter mit Clitorishypertrophie u. Labialverwachsung. Operation durch Huguier.

807. Decker, „An Hermaphrodite". St. Louis Med. and Surg. Journ. 1890, LVIII, p. 355.

808. Dejardin, siehe Lambinon, „Hermaphrodisme et erreur de sexe.“ Journal d'accouchements de Liège 1904, Nr. 5, p. 37, 38.

Zweifelhaftes Geschlecht eines Kindes.

809. Delacroix, Observ. d'hermaphrodisme. Bullet. de la Soc. méd. de Reims, p. 53.

810. Delagenière, siehe Hartmann, Progrès Médical 1899, Nr. 2.

Bauchschnitt mit Kastration bei einem 21 jähr. Mädchen erwies männl. Scheinzwittertum.

811. Delius, Fränkische Sammlung. B. VIII, 1765.

812. Delore, „Étapes de l'hermaphrodisme.“ Echo Médical de Lyon. 15. VII. 1899.

813. Demars, „Hermaphrodisme: Ectopie testiculaire double.“ Soc. Anat. de Paris 10 Avril 1903; Annales des malad. des org. génito-urinaires. Paris 1904, Nr. 3, Février, p. 229.

Kastration einer 41 jähr. verheirateten Frau ergab männl. Scheinzwittertum. Hoden mikroskopisch von Prof. Cornil festgestellt.

814. Demoulin, Pseudohermaphroditismus masculinus externus.

J. F., 17 jähr. Mädchen, im 17. Jahre männl. Scheinzwittertum erkannt, verlangte jetzt, als Mann gekleidet, eine Plastik wegen der Hypospadie. Operation mit Erfolg von Duplay ausgeführt.

815. Denis, siehe Guinard l. c. p. 59.

16 jähr. männl. Scheinzwitter.

816. Derveau, „Utérus, trompes et testicules contenues dans une hernie inguinale congénitale chez un homme.“ Cercle médical de Bruxelles 5. IV. 1901.

Sub herniotomia bei einem 69 jähr. Manne männl. Scheinzwittertum entdeckt.

817. Descoust, „Sur un cas d'hermaphrodisme.“ Annales d'hygiène publique. XVI, 1886, p. 87.

21 jähr. Mädchen männl. Scheinzwitter.

818. Descoust, siehe Brouardel, „Mariage etc.“ Paris 1900, p. 369.

Zweimaliges med. Gutachten über das Geschlecht der 1865 auf der Insel Cuba geborenen Amélie Natalie Joséphine D. von Descoust, später von Fournier, Gallard und Brouardel für männl. Scheinzwitter erklärt.

819. Descoust, „Pseudohermaphrodisme mâle.“ Soc. de méd. légale. 10. V. 1886.

820. Desgenettes, Journal de méd. Paris. Juillet 1791.
17jähr. Mädchen, nach erfolgtem Hodenheraustritt als Mann erkannt, heiratete als solcher.

821. Diemerbroek, Anatom. lib. I, cap. 36; siehe Kaplan l. c. p. 12.
7 Fälle von angeblicher Clitorishypertrophie.

822. Diemerbroek, Anatom. lib. I, cap. 36. — Opera omnia, Trajecti ad Rhenum 1785. Lib. I, cap. 26, p. 154 ss.
28jähr. Weib, männl. Scheinzwitter u. ein Knabe, männl. Scheinzwitter.

823. Diemerbroek, Isbr., Opera Omnia. Traj. ad Rhen. 1785. Lib. I, cap. 26, p. 154 ss.
Zwei männl. Scheinzwitter.

824. Diemerbroek, Isbrand de, Anatomia. Libr. I, c. 25, p. 151; Acta eruditor. Lips. 1688, p. 228.

825. Diemerbroek, Isbrand de, Anatome corporis humani. Lugdeni 1683, LI, p. 152.
Frau aus Monfort, verheiratet, Clitoris von der Größe u. Länge eines mittelgroßen Penis; 2. 28jähr. bärtiges Weib in Frankreich, männl. Hypospade; 3. 22jähr. englischer männl. Scheinzwitter, angeblich menstruierend. 2 u. 3 öffentlich für Geld als Hermaphroditen gezeigt.

826. Dienst, Arthur, „Über Atresia ani congenita nebst Mittheilung eines Falles von Atresia ani urethralis mit congenitaler Dilatation u. Hypertrophie der Harnblase, doppelseitiger Ureteren-Erweiterung u. Hydronephrose, Uterus masculinus u. Klumpfüßen. Virchow's Archiv 1899, Bd. 154, Heft I, p. 81—138.
3tägig verstorbener männl. Scheinzwitter mit Uterus u. vielen anderen Mißbildungen.

827. Dionis, Cours d'opérations de chirurgie. Bruxelles 1708, p. 196.
Über das Vorkommen von Clitorishypertrophie.

828. Dodeuil, „Vice de conformation simulant l'hermaphrodisme.“ Bullet. de la Soc. Anatom de Paris XL anné 1865, p. 475.
Nekropsie eines 36j. männl. Scheinzwitters.

829. Dörfler, „Hypospadia perinealis." Rostocker Aerzteverein 11. VI. 1898, siehe: Münch. Med. Woch. 1898, Bd. XLV, p. 361.

15j. Mädchen, männl. Hypospade, plastische Operation durch Garré.

830. Dohrn, R., Ein „verheirateter Zwitter." Arch. f. Gynäkol. 1883, Bd. 22, p. 225.

31j. verheiratete Frau männl. Scheinzwitter.

831. Dohrn, Arch. f. Gynäk. 1877, Bd. XI, p. 208.

Impotentia coeundi bei einem als Frau verheirateten männlichen Scheinzwitter.

832. Dor, „Cryptorchide, hypospade atteint de blennorhagie et épididymite." Société des Sc. méd. de Lyon 10. VI. 1892 — Lyon Médical 19. VI. 1892.

Frau männl. Scheinzwitter.

833. Dorriliez, S. G., „Les sujets du sexe douteux et leur état psychique etc.

834. Douglas, siche Kaplan l. c. 13.

Geschlechtsverkehr der Männer untereinander: Der Geschwängerte sollte ein weibl. Scheinzwitter sein.

835. Douglas, siehe Parsons l. c. p. 135, Tab. I.

Männl. Scheinzwitter.

836. Dreesmann, „Fall von zweifelhaftem Geschlecht." Münch. Med. Woch. 1899, Bd. XLVI, p. 998.

Metrik eines 20j. Mädchen auf eigenes Verlangen geändert.

837. Dubois, siehe Voigtel. Path. Anat., Bd. III, p. 426.

Angebliche Clitorishypertrophie.

838. Dudley, A. P., A case of double sex. New York Acad. of Med. 26. I. 1899, siehe Med. Record. Vol. LV, 1899, p. 224. Referat: Frommels Jahresber. für 1899/1900, p. 891.

Wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

839. Duerck, „Fall von Hermaphroditismus." Münch. Aerztl. Gesellschaft. 12 I. 1898.

840. Dufour, Vice de conformation des organes génitaux externes. Bullet. de la Soc. anat. de Paris. A. 31. Paris 1856, Soc. 2, T. I, p. 962.

Schwieriger Entscheid des fraglichen Geschlechts.

841. **Dugès**, Mémoire sur l'hermaphroditisme. Cahier du Mai 1827 des Ephémérides médicales de Montpellier.

Beobachtung, die bis zum 20. Jahre als Mädchen geltende Joséphine Badré betreffend, einen männlichen Scheinzwitter.

842. **Dugès et Toussaint**, Mémoire sur l'hermaphrodisme. Ephém. de Montpellier. Mai 1827.

Joséphine Badré — Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

843. **Dulles, Charles**, Philadelphia, Med. and Surg. Reporter X. 1890, Nr. 43, p. 90.

Beschreibung des Delbert Reynolds, als Mann betrachtet, später als Frau verheiratet: „Belle Hardmann" genannt.

844. **Duncan, W.**, „Hypertrophied nymphae and clitoris." Transact. of the Obst. Soc. of London, January, February 1890.

845. **Duplay, Sim.**, Sur l'hypospadias périnéo-scrotal et Arch. génér. de méd. Paris 1874, Vol. I, p. 670, Beob. I, p. 1.

Plastische Operation 1. bei einem 21j. Hypospaden; 2. 4j. Mädchen, männl. Hypospade, 5 Brüder derselben hatten Hypospadia glandis; 3. bei einem 4j. Hypospaden.

846. **Durham**, Guy's Hospital Reports. 1860, III. Ser. Vol. VI, p. 424.

Nekropsie eines 25j. männl. Scheinzwitters mit Uterus.

847. **Durham**, s. **Reuter**, Inaug.-Diss. Würzburg 1885.

25j. Individuum, angeblich H. verus bilateralis.

848. **Dutrochet**, Gaz. méd. 9. II; 9. III. 1883.

849. **Duval, Jacques**, l. c.

Erwachsener Junge, im Kloster bedienstet, erwies sich als weibl. Scheinzwitter.

850. **Duval, Jacques**, „Traité des Hermaphrodites." Rouen 1610, p. 314.

Marie-Marin Lemarçis — Mädchen, männl. Scheinzwitter. Verurteilung, Freisprechung nach Klarlegung der erreur de sexe durch Jacques Duval: männliches Scheinzwittertum.

851. **Duval, J.**, Des hermaphrodites etc. Rouen 1612.

Ehescheidung, weil das Geschlechtsglied der Gattin den Beischlaf verhinderte, wahrscheinlich die Gattin männl. Hypospade.

852. Duval l. c.

Ein Pariser Pfaffe erwies sich als schwanger, bis zur Entbindung „aux prisons de la cour ecclésiastique", später bestraft.

853. Eberlin, Med. Obozrenje 1892, Nr. 4. (Russisch.)

Fall von angeblicher Clitorishypertrophie.

854. Egea, „Hermaphrodismo masculino." Gaz. méd. Mexico 1890, XXV, p. 141.

855. v. Ehrhardt, G., Sammlungen von Beobachtungen u. Aufsätzen über Gegenstände aus d. Arzneikunde etc. Bd. I, Heft III, Nürnberg 1803.

856. Elvers, „Ein junges Mädchen von männlichem Geschlecht." Eulenburgs Vierteljahrssch. f. gerichtl. Medicin Bd. XXI, p. 77—79.

18j. Mädchen verlangt Änderung der Metrik, um ein Mädchen zu heiraten.

857. Ely, Med. Record. 27. VI. 1894, p. 120.

Männl. Scheinzwitter, kryptorchist. Hypospade.

858. Emiliani, Emilio, Caso di supposto ermafroditismo. Bollet. sc. med. di Bologna 1862, Ser. 4, T. XVIII, p. 241.

Geschlecht einer 80j. Frau trotz Nekropsie nicht zu entscheiden wegen rudimentärer Entwickelung der Geschlechtsdrüsen.

859. Engel, H. Th., „De utero deficiente." Regiomonti 1778,

860. Engel, Oesterr. med. Jahrb. N. F., Bd. XXII, III. Buch.

Erwähnt von Heppner, Mon. f. Geb. u. Fr. Bd. 26, p. 413. 13wöchentl. Kind weibl. Scheinzwitter.

861. Engelhardt, A., „Ueber einen Fall von Pseudohermaphroditismus femininus mit Carcinom des Uterus." Mon. f. Geb. u. Gyn. Dec. 1900, p. 729—744.

Nekropsie des 57j., 30 Jahre lang verheiratet gewesenen Karl Menniken ergab weibl. Scheinzwittertum.

862. Eppinger, Hans, „Pseudohermaphroditismus masculinus internus." Prager Viertelj. f. prakt. Heilkunde. 1875, Bd. 125.

Nekropsie eines 52j. Mannes mit Uterus unicornis, 1 Tube und Vagina. Koinzidenz von Scheinzwittertum mit Mißbildungen im uropoetischen System.

863. Erb, Erich, Ueber Aplasie der Genitalien. Inaug.-Diss. Greifswald 1903, p. 28.

Zwei Fälle von Erreur de sexe, männliche Scheinzwitter als Mädchen erzogen, betreffend: Albertine R. (Prof. Pernice) beschrieben von Abel, l. c. u. Erna W. (Prof. Martin) beschrieben von Hengge (l. c.).

864. Erdmann, s. Beck l. c.

Männlicher Scheinzwitter von weiblichem Aussehen.

865. Eschricht, Aeussere männliche mit inneren weiblichen Genitalien bei einem menschlichen Fötus. Müller's Arch. f. Anat. Leipzig 1836, Heft 2, Tafel V, p. 139.

Weiblicher Scheinzwitter.

866. Eschricht, Müllers Archiv f. Anatomie. 1836, Heft 2.

Leiche eines kurz nach der Geburt verstorbenen Kindes: weiblicher Scheinzwitter, Penis von der Urethra durchbohrt.

867. Ettmüller, „Frau Karoline P. als Mann erkannt." Eulenburgs Vierteljahresbericht 1872, Bd. XVI, p. 91.

Ehescheidungsklage eines Kutschers gegen seine 26j. Frau wegen Unmöglichkeit des Beischlafes. Die Frau erwies sich als Mann, behaftet mit Hypospadiasis peniscrotalis.

868. Faber, s. Steglehner l. c. p. 85 u. Ackermann l. c. p. 10.

13j. Apothekerstochter in Rom, männl. Scheinzwitter.

869. Fabriz Girolamus ab Aquapendente, Opera chirurgica. Patavii 1617, Lugduni Batavorum 1723. De chirurgicis operationibus. Cap. LXXX, p. 567. De Hermaphroditis.

Soldat, weibl. Scheinzwitter, gebar ein Kind.

870. Fabricius ab Aquapendente, Opera omnia. Paduae, p. 92, s. Steglehner l. c. p. 76.

Männl. Scheinzwitter.

871. Facen, Jae, Androgynismo. Giornale Veneto di Sc. med. Soc. 3, T. III, p. 163. Veneziae 1865; s. auch: Gazz. med. Lombarda. Milano 1865, p. 354; s. auch: Gaz. med. delle prov. Venete, Padova 1865 et VIII, p. 297.

30j. männlicher Scheinzwitter von weiblichem Habitus.

872. Faidherbe, A., Archives de Tocologie et de Gyn. Mars 1892—1894 (?), p. 212.

Gerichtl.-medizin. Betrachtungen über eine 20j. Frau fraglichen Geschlechtes.

873. Fantino, Giuseppe, Briefl. Mitteilung (Bergamo).

Sub herniotomia bei einem Manne am 5. März 1902 Uterus mit zwei Tuben u. beiden Hoden im rechtseitigen Leistenbruch gefunden. Männl. Scheinzwitter.

874. Faguet, Journ. de méd. de Bordeaux. Janvier 1892; s. Annales des maladies der organes génito-urinaires. Vol. X, 1892.

32j. männl. Scheinzwitter, bis zum 14. Jahre als Mädchen erzogen.

875. Faudacq, s. Arnaud l. c. p. 288.

8 monatl. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

876. Faye, Norsk Mag. f. Laegevidenskab. 2de raekke, 7de bind, p. 756.

F. bespricht die Beobachtung des Amerikaners Gross (siehe l. c.).

877. Fehling, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus femininus externus." Ovariotomie. Archiv f. Gynäkologie 1892, Bd. 42, 561.

878. Fehling, H., „Pseudohermaphroditismus." Unterelsässischer Ärzteverein. 31. I. 1903. Deutsch. med. Woch. Bd. XXIX, Vereinsbeilage p. 140.

18j. Mädchen, männl. Scheinzwitter, verweigert Änderung der Metrik, weil mit ihrem Lose zufrieden.

879. Feiler, „Ueber angeborene wesentliche Missbildungen im Allgemeinen und Hermaphroditen insbesondere." Landshut 1820, p. 4.

Beschreibung der Marie Dorothea, des späteren Karl Duerrge (Dörrge) (Derrier) 1780 in Potsdam geboren; s. auch Mayer, Caspers Wochenschr. 1835, N. F., Bd. III Nr. 50 (Nekropsie) u. Heppner, Reicherts Archiv 1870, p. 687; s. auch Gazette méd. de Paris 1836, p. 609.

880a. Feiler, Joh., Hermaphroditen. Landshut 1820, l. c.

F. leugnet das Vorkommen von wahrem Zwittertum beim Menschen.

880b. Feiler, Joh., l. c. p. 134.

Zwei männliche Scheinzwitter.

881. Feldmaier, H., „Ein Beitrag zur Lehre vom Hermaphroditismus im Anschluss an einen Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus.“ Inaug.-Diss. Tübingen 1901.

882. Feldmann, S. L., „Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus.“ Wraczebnaja Gazeta 1902, Nr. 39. Referat: Zentr. f. Gyn. 1903, Nr. 47, p. 1447.

Herniotomie durch Szalita bei einem 62j. Manne, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter mit Uterus.

883. Félizet, Bullet. et Mémoires de la Soc. de Chirurg. de Paris. 21. Oct. 1902, T. XXVIII, Nr. 32, p. 973.

10j. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

884. Fenoglio, G. C., Singolare deformità delle parti generative in un soldato. Giorn. delle sc. med. Torino 1842, A. V, Vol. III, p. 301.

Soldat, männl. Scheinzwitter mit großen Brüsten.

885. Féré, A., Hermaphrodisme. Progr. Méd. 1899, XII, p. 53.

886. Ferrein, Sur le véritable sexe de ceux, qu'on appelle hermaphrodites. Mém. de l'Acad. d. sc. A. 1788, p. 330.

Zwei Weiber mit hypertrophischer Clitoris, eine davon Marie Walkiers.

887. Fibiger (Kopenhagen), Briefl. Mitteilung 1904, — und: „Nogle Tilfoelde af Kvindelig Pseudohermaphroditismus.“ Hospidals Tidende. 4, R. XIII, 2, p. 41. 1905.

Drei eigene unveröffentlichte Beobachtungen von weibl. Scheinzwittertum.

888. Fidler, Gazeta Lekarska 1893.

14wöchentl. männl. Scheinzwitter.

889. Fieux, „Anomalie du développement des organes génitaux.“ Journ. de méd de Bordeaux. 1871, p. 502.

Männl. Scheinzwitter.

890. Filippi, Manuale die Med. leg. II Ediz. p. 116.

Virginia Catarina Maria Mauri, 1859 in Rom geboren, 1881 von Filippi untersucht, für weibl. Scheinzwitter erklärt, später Zephte Akaira genannt, wurde in der Folge schwanger. (?)

891ª. Filippi, Trattato di medicina legale. Milano 1896. Vol. 3, p. 111.

Virginia Maura Zephta Akaira, ein weibl. Scheinzwitter.

891b. Filippi, A., Uomo o donna: Lo Sperimentale, Firenze 1881. Anno XXXV, T. 47, p. 536, und: Manuale di med. legale Milano 1896, Vol. I, Nota 1, p. 123. Siehe auch: A. Zuccarelli: L'Anomalo. Napoli 1892, A. V, p. 78. G. Bergonzoli, Di un caso di ermafroditismo femminile esterno. Bollet. sc. Pavia Marzo 1893, A. II, Nr. 1, p. 9. G. Ravaglia, Conferenza: La Rassegna med. Bologna 1896, A. IV, Nr. 7, p. 7. A. Bruck, Ein Hermaphrodit (nebst Bemerkungen von Virchow). Berlin. klin. Woch. 1898, Nr. 8, p. 177. C. Taruffi l. c. p. 94 mit Abbildung durch Ravaglia. Daffner l. c.

Beschreibungen des weiblichen Scheinzwitters Maura Faustina aus Rom (später Zephta Akaira aus Tunis genannt.

892a. Fillipini, G., Il Morgagni, Dicembre 1900. Referat: Münch. med. Woch. 1901, Nr. 10, p. 403.

23 j. männl. Scheinzwitter mit Uterus in hernia u. angeblich einem Ovarium rechterseits, linkerseits Hode in scroto, Herniotomie.

892b. Filippini, Giulio, Utero nel sacco erniario d'un uomo. 1898, Nov.; siehe Taruffi l. c. p. 74. Beobachtung 68.

Bei einem 30 j. Manne in hernia inguinali ein Uterus gefunden u. amputiert.

893. Fjodorow, Medicin. Bericht des Moskauer Findelhauses für 1879. (Russisch.) Referat: Centr. f. Gyn. 1882, Nr. 13, p. 204.

Nekropsie eines 6 monatl. Scheinzwitters fraglichen Geschlechtes.

894. Fleischmann, Prager med. Wochenschr. 1881, Nr. 21.

Zweifelhaftes Geschlecht eines Neonaten, von Breisky für weiblich gehalten. Nekropsie ergab weibl. Scheinzwittertum.

895. Fleume (?), Nassauisches Aerztl. Correspondenzblatt 1871, Nr. 8.

Weiblicher (?) Scheinzwitter. — (Der Autorname für mich fraglich.)

896a. Flothmann, „Über die Geburt eines Anencephalus mit Pseudohermaphroditismus masculinus." Arch. f. Gyn. XXXIII. Bd., 1888, p. 311.

Männlicher Scheinzwitter mit Uterus, Nekropsie durch Arnold.

896[b]. Flothmann, Deutsche Med. Wochenschrift 1889, p. 67. „Ein Fall von ganz rudimentären Geschlechtsorganen" — und: Archiv f. Gynäkologie 1888, 33. Bd., p. 311.
Nekropsie eines männlichen Scheinzwitters mit Uterus.

897. Foerster, Die Missbildungen des Menschen. Jena 1865, p. 154.
22 jähr. männl. Scheinzwitter als Mädchen erzogen.

898. Foges, A., „Ein Fall von Hermaphroditismus spurius masculinus internus." Beitr. z. Geb. u. Gyn. Rudolf Chrobak gewidmet. Wien 1903, I. Bd., p. 157.
Bauchschnitt bei einem 50 jähr. Türken mit Cryptorchis sarcomatosa durch Gersuny, erwies männl. Scheinzwittertum mit Uterus.

899. Follin, Gaz. d. Hôpitaux 1856, Nr. 140.
50 jähr. verheiratete Frau, von Dubois für männl. Scheinzwitter erklärt.

900. Follin, E., „Individu qui présenta à la fois les organes genitaux mâles et femelles." Gaz. d. hôpit. 1851. 4 Dec., p. 561; siehe auch: Ch. Houel, Description du Musée Dupuytren. Paris 1862, Sect. III, Nr. 268. p. 816.
Mädchen, männl. Hypospade mit Uterus.

901. Fordyce, W., siehe: J. W. Ballantyne, Teratologia. 1894, July, p. 61.
Totgeborner weibl. Scheinzwitter mit tuberkulöser Peritonitis.

902. Fournier, „Cas rares." Dict. d. sc. méd. p. 165.
Beschreibung der angeblich menstruierenden Marie Walkiers, von F. für eineu männl. Scheinzwitter gehalten.

903. Fowler, „True hermaphroditism." Amer. Journ. of Obstetr. 1887. Vol. XV, p. 423. S.: Schmidts Jahrb. 1887. p. 689.
Nekropsie eines durch den Penis menstruierenden Mannes, angeblich Hoden u. Ovarien sub necropsia gefunden, aber keine mikroskopische Untersuchung.

904. Franck, P., „De curandis hominis morbis." Lib. VI, p. 313. Siehe: Labalbary l. c.
Hypospadie in drei Generationen u. bei einem Vater von fünf Kindern.

905. Frank, Wiener med. Presse, 1892. Bd. XXIII, p. 352.
4 j. Kind fraglichen Geschlechtes. Paltauf sprach sich für männl. Scheinzwittertum aus.

906. Frank, Karl, „Kasuistische Beiträge zu den Mißbildungen d. weibl. Genitalien." Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 18. Bd.

907. Frankenburger, „Pseudohermaphroditismus." Nürnberger med. Gesellschaft. S.: Münch. Med. Woch. 1902. Nr. 13.

Knabe, männl. Scheinzwitter.

908. Franqué, O. v., „Beiträge zur Lehre über den Hermaphroditismus lateralis." v. Scanzonis Beiträge zur Geb. u. Gyn. V. Bd., Würzburg 1869, p. 57.

Eingehende Beschreibung der Katharina Hohmann.

909. v. Franqué, „Beschreibung eines Falles von sehr hoher Entwickelung des Weberschen Organes." v. Scanzonis Beiträge zur Geb. u. Gyn. Bd. 4, 1859, p. 4.

Anatom. Präparat von Uterus beim Manne.

910. Frenzel, s. Günther l. c.

25 j. Mädchen männl. Scheinzwitter.

911. Freund, „Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes mit Blasenexstrophie." Berlin. klin. Woch. 1903, Nr. 19 — und: Münch. Med. Woch. 1902, Nr. 17, p. 732.

912. Friedinger, Wochenbl. d. Zeitschr. d. Wiener Aerzte. 1855, Nr. 48.

Weibl. Scheinzwitter.

913. Friedländer, Fr. v., „Beitrag zur Kenntniss des Pseudohermaphroditismus." Beitr. z. Geb. u. Gyn. Rudolf Chrobak gewidmet. Wien 1903, p. 161.

6 monatl. von Knauer dekapilierte Frucht für männlich gehalten, Nekropsie erwies weibl. Scheinzwittertum.

914. Friedreich, V., Der Hermaphrodit Katharina Hohmann (45 jährig). Virchows Archiv 1894, Bd. 45, p 1.

915. Friedreich, Münch. Med. Woch. 1905. Nr. 5, p. 240.

Beiderseitige Ovariotomie bei einem 19 j. Mädchen von männl Äußeren ergab weibl. Scheinzwittertum. Multilokuläres Cystom des einen Ovariums, Rhabdomyosarkom des anderen; mikroskopische Untersuchung der Präparate durch Prof. Gravitz.

916. Frigerio, L., „Anomalie sessuali; autopederastia e pseudoonanismo." Estratto dell' Archivio di psichiatria, scienze penali ed antropologia criminali. Torino 1893. Vol. XIV, Fasc. 4, 5.

917. Fritsch, H., Lehrb. d. Frauenkrankheiten. 1900, p. 48.
Vermutetes weibl. Scheinzwittertum eines Krankenpflegers.

918. Fronmüller, „Beschreibung eines als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters." Zeitschr. f. Staatsarzneikunde. Bd. XXVII, 1834, p. 205.

919. Froriep, Caspers Wochenschrift f. d. gesammte Heilkunde. I. Bd, 1833, Nr. 3. S. auch: Frorieps Notizen Bd. 36, 1833, Nr. 9 und Bd. 46, 1835, Nr. 6.
Beschreibung der Marie Rosine, des späteren Gottlieb Göttlich.

920. Frost, „A case of Hypospadias, Spurious Hermaphroditism." Transact. of the Gyn. Soc. of Chicago. 19. XII. 1890. Amer. Journ. of Obstetr. 1891. T. XXIV, p. 501.
43 jähr. stumpfsinnige verheiratete Frau, ein männl. Scheinzwitter, Hypospade mit blind endender Vagina.

921[a]. Fulgosius, G., „De dictis factisque memorabilibus." Jacobus Ferrarius, Mediolani 1508, impressit in Folio. Lib. I. Mirabilibus. 2[edit] Parisiis 1518. •S. Taruffi: Hermaphrodismus u. Zeugungsfähigkeit l. c. p. 365.
Ludovico Garreo aus Salerno erzählt, von seinen fünf Töchtern haben sich zwei im 15. Jahre in Männer verwandelt.

921[b]. Fulgosius, siehe Arnaud l. c. p. 359.
Charlotte u. Françoise, Töchter von Louis Gernat, männl. Scheinzwitter.

922. Gader, „Ein Beitrag zur Lehre von der Fortpflanzungsfähigkeit der Hypospaden u. von der Vererbung dieser Missbildung." Zeitschr. f. Medicinalbeamte 1890. p. 247.
Verlobung sollte wegen Hypospadie des Bräutigams gelöst werden, Braut schwanger, Hochzeit.

923. Gaffé de Nantes, Journ. de méd. et de chir. prat. Paris 1885 Février. S. auch: Annales d'hygiène etc. Paris 1885. Vol. XIV, p. 297.
24 j. Klostergärtner von zweifelhaftem Geschlecht. G. vermutete weibl. Scheinzwittertum.

924. Gaimasi, Giuseppe, Sull ermafroditismo. Napoli 1817.
Nekropsie eines 28 j. österreichischen Soldaten ergab weibliches Scheinzwittertum.

925. Gałaktjonow, siehe Błagowolin.
Kastration eines Mädchens durch Snegirjow bei Herniotomia bilateralis wies männl. Scheinzwittertum auf.

926. Gallard, Leçons cliniques sur les maladies des femmes. Paris 1897, p. 182.

Ehescheidung wegen zweifelhaften Geschlechtes der Frau, Justina J. (Jugement du tribunal d'Alais du 28. Janvier 1873).

927. Gallay, siehe Arnaud l. c. p. 309.

Verheiratete Frau, weibl. Scheinzwitter, Nekropsie.

928. Gamrekelow, Med. Zbornik, izdawajemyj Kawkazkim Med. Obszczestwom. 1869, Nr. 7, p. 13. (Russisch.)

14 j. männl. Scheinzwitter Wataj Georgadze.

929. Garin, „Ein Fall von Hypospadie als Gegenstand gerichtl. med. Untersuchung nebst Beitrag zur Frage der anomalen Entwickelung der Geschlechtsorgane." Wjestnik obszczestwjennoj Gigieny, sudjebnoj i prakticzeskoj Mediciny. T. XXIX, Kniga II. Fewral 1896, p. 49—65. (Russisch.)

33 j. Bäuerin männl. Scheinzwitter.

930. Garin, Arch. f. gerichtl. Medicin (Russisch). 1870, Abt. V, p. 15—16.

48 j. Bäuerin, Awdotja Fzklistewa Szypicyn, männl. Scheinzwitter.

931. Garnier, Annales d'hygiène publique et de méd. légale Paris 1885.

Sammlung von 20 Beobachtungen von erreur de sexe.

932. Garnier, T., Du pseudo-hermaphrodisme. Annal. d'hyg. publ. et de méd. légale. 1885, Sér. 3, T. XIV, p. 290.

Mädchen überzeugte sich durch Mißlingen eines Beischlafversuchs von ihrer Anomalie, verliebte sich mit 27 Jahren in eine Frau und verlangte jetzt Untersuchung: männl. Scheinzwitter.

933. Garré, „Ein Fall von echtem Hermaphroditismus." Deutsch. med. Woch. 1903, Nr. 5, p. 77 — und: Walter Simon, „Hermaphroditismus verus" (Virchows Archiv 1903, 172. Bd.).

Herniotomie bei einem 20 j. Russen konstatierte rechterseits — mikroskopisch erhärtet Hoden u. Ovarium = eine Ovotestis. Hermaphroditismus verus lateralis.

934. Gasser, Embryonalreste am männlichen Genitalapparat. Sitzungsber. der Marburger naturforschenden Gesellschaft. 30. VIII. 1882. — Jahresber. f. 1882, Bd. I, p. 102 (29).

Männl. Neonat mit Resten eines Müllerschen Ganges.

935. Gast, „Beitrag zur Lehre von der Bauchblasengenitalspalte u. vom Hermaphroditismus verus“, Inaug.-Diss. Greifswald 1884.

Mißgestalteter Fötus angeblich mit H. verus unilateralis.

936. Gatcheff, P., „Pseudohermaphrodisme et erreur de personne.“ Toulouse 1901.

16 j. Mädchen, Eugénie X., männl. Scheinzwitter, Beobachtung von Prof. Mossé: Pensionärin, männl. Scheinzwitter, aus der Mädchenpension entfernt.

937. Gautier, Observations sur l'histoire naturelle. Paris 1752, T. I.

938. Geigenmüller, siehe Varges Zeitschr. f. Med. Chir. Geb. Bd. XIV, 1860, p. 160.

10 plastische Operationen wegen Hypospadie eines Knaben, Tod, Nekropsie erwies weibl. Scheinzwittertum. Erreur de sexe.

939. Gendrin, siehe Neueste Journalistik des Auslandes von F. J. Behrend u. K. F. W. Mudenhawer. Berlin 1832.

940. Geij, A., „Over operatief ingrijpens bij pseudohermaphroditismus masculinus of femininus externus.“ Med. Weekbl. v. Nord- en Zuid-Nederland. 9. Jaarg. Referat: Mon. f. Geb. u. Gyn. 1904, März, p. 430 und: Zentr. f. Gyn. 1904, Nr. 47, p. 1458.

20 j. Mädchen, Amputation der angebl. Clitoris u. Plastik — Scheinzwitter fragl. Geschlechtes. Kritisches, Kasuistik, allgem. Beobachtungen. Umfassendes Studium.

941. Gentès et Aubaret, „Sur un cas d'arrêt de développement des organes génitaux.“ Soc. d'Anat. et de Physiol. de Bordeaux. 27. XI. 1899; siehe: Journ. de Méd. de Bordeaux. Tome XXX, 1900, p. 11.

Männl. Scheinzwitter von weiblichem Aussehen.

942. Gentili, G., Relazione d'un individuo della specie umana, fino all' età di 13 creduto femmina e poi riconosciuto legalmente per maschio. Raccolti d'opusc. medicopratici. Firenze 1782, Vol. 6, p. 335.

Mädchen als männl. Scheinzwitter erkannt.

943. George, Glasgow med. Journ. XXIII, 213, 1885.

Entfernung der Hoden aus den Labia majora.

944. Gertler, Przegl. Lekarski 1903, Nr. 9, p. 129.
14 monatl. Kind fragl. Geschlechtes, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter; eine von den Eltern verlangte plastische Operation auf spätere Jahre verschoben.

945. Geuer, Mon. f. Geb. u. Gyn. Februar 1902, p. 227.
Dipygus parasiticus, männl. Scheinzwitter.

946. Giacomini, Gazetta Medica di Torino 13. V. 1897. Siehe auch: Gruner l. c.
Anatom. Untersuchung eines operativ von Prof. Carle gewonnenen Präparates von Uterus bei einem männl. Scheinzwitter.

947. Giacosa, P., Bibliographia medica italiana. 1895.

948. Gimelle, Rapport sur une observation de Mr. Toussaint. Nouvelle Biblioth. méd. T. III, 1827.

949. Giné y Portagas, Cas singulier d'hermaphrodisme. Rev. anthropol. Paris 1881, p. 376.
28 j. Mann mit blind endender Vagina, trotzdem der Penis normal war, Hypospadie nur des Scrotums? v. N.

950. Ginutoli, L., Caso straordinario d'ermafroditismo. L'imparziale. Firenze 1873. T. 113, p. 682.

951. Girardi, M., De re anatomica prolusio. Parmae 1781. Nota d. p. 27.
G. untersuchte Michel Anne Drouart 1779, 30 Jahre nach Untersuchung durch Morand.

952[a]. Giraud, Conformation extrordinaire: Recueil périod. de la Soc. de méd. de Paris T. II, 1797 — und: Mém. de la Soc. d'émulation 1798, 2[me] édit. p. 399; siehe auch: Moreau, Histoire naturelle de la femme. I, 243.
Nekropsie eines 40 j. Weibes, männlicher Scheinzwitter: Adélaide Préville.

952[b]. Giraud, siehe Meckel: Reils Archiv, Bd. XI, p. 319.
Sektion eines männl. Scheinzwitters.

952[c]. Giraud, Sédillot recueil périod. Vol. II.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

953. Girdwood, The Lancet 1859, 24. XII.
Mädchen als männl. Scheinzwitter erkannt.

954. Girelli, G. F., Geschichte eines Neugeborenen mit doppeltem Geschlecht etc. Mem. med. Brescia 1833, p. 81.

955. Girelli, F., Intorno ad un ermafrodito. Comment. del'Ateneo di Brescia 1830, p. 49.
Kind fraglichen Geschlechtes.

956. Giundoli, L., Caso straordinario d'ermafroditismo. L' Imparziale. Firenze 1873, A. 13, p. 682.
Über Katharina Hohmann.

957. Goceridze, „Pseudohermaphroditismus masculinus externus." Protokolle d. Kaiserl. Kaukasischen Med. Gesellsch.; s. Medicinskoje Obozrenje 1897, Nr. 5 u. 6.
35 j. Kuhhirt fraglichen Geschlechtes.

958. Godard, Ernest, Études sur la monorchidie et la cryptorchidie chez l'homme. Paris 1857.
60 j. Adèle François Balande, männl. Scheinzwitter, von Girou de Bouzaringe, Godard u. Guérin-Roze untersucht.

959. Godard, Ernest, Études sur la monorchidie et la cryptorchidie chez l'homme. Paris 1857, p. 131; siehe auch Ernest Godard, Recherches tératologiques sur l'appareil séminal de l'homme. Paris 1870.
Beschreibung des 60jähr. männl. Scheinzwitters Adèle François Balande.

960. Goffe, J. Riddle, „A Pseudohermaphrodite in which Female characteristics predominated, Operation for removal of the Penis and the Utilization of the Skin covering it for the Formation of a vaginal canal." Amer. J. of Obst., Vol. XLVIII, Nr. 6, 1903; Kritik der Operation: Interstate Med. Journ. St. Louis, February 1904, p. 134.
Clitorisamputation u. Plastik bei einer 28jähr. Irländerin, weibl. Scheinzwitter.

961. Goffe, J. Riddle, „Hermaphrodisme and the true determination of sex." Interstate Med. Journ. St. Louis, May 1904, p. 314 (Rechtfertigung der von Goffe vollzogenen Operation gegenüber der Schrift von Taussig). Antwort von Taussig, ibidem p. 316.

962. Golinelli, L., Descrizione anatomica di un' abnorme conformazione delle parti genitali feminili. Bollet. sc. med. Bologna 1868, Ser. V, Vol. V, p. 109—118.
Angeblich Fall von Clitorishypertrophie.

963. Goltman, M., „A case of false hermaphroditisme." Amer. Journ. of Obstetr. Vol. 38, 1897, p. 209 (28jähr. männlicher Scheinzwitter); siehe auch Z. Baereke: „Dr. Goltman's Hermaphrodite." Amer. J. of Obstetrics Vol. 38, 1897, p. 359.

964. Goujon, „Étude d'un cas d'hermaphrodisme bisexuel imparfait chez l'homme." Journ. de l'Anat. et de la Physiologie normale et pathologique de l'homme et des animaux. 6ème année, 1869, p. 599.
Nekropsie der Selbstmörderin Alexine B., eines verkannten männl. Scheinzwitters. Selbstmord trotz Zuerkennung männl. Rechte.

965. Graaf, Régnier de.
Sektion eines als Mädchen getauften Kindes wies männl. Scheinzwittertum auf.

966. Graaf, Reiner, De mulierum organis generationi inservientibus. Tractatus novus. Leyden 1672, p. 18.
Clitorishypertrophie eines als Knabe getauften Mädchens.

967. Graaf, Reiner (Régnier de Graaf), De virorum organis generationi inservientibus, de clysteribus etc. Leydae et Amstelaedami 1668.
Mädchen von der Hebamme für Knaben erklärt, Nekropsie wies Clitorishypertrophie nach.

968. Gracjanow, Wracz 1888 p. 706.
Männl. Scheinzwitter Marek A. als Mädchen Marie getauft.

969. Graham, Case of hypospadias with cleft scrotum believed a female till 14 years of age with remarks by Dr. Handyside. Edinb. Med. Journal, January 1873; siehe Virchow u. Hirsch, Jahresb. 1873, I, p. 232.
17jähr. Knecht, männl. Scheinzwitter, bis zum 14. Jahre als Mädchen geltend.

970. Granier, „Note sur un sujet atteint d'hypospadias pris jusqu'à 20 ans pour une femme." Nouveau Montpellier med. 28 Avril 1904.

971. Grashuis, G., De infante hermaphrodito dicto etc. Acta Natur. Turinor. A. 1744, Vol. VIII, p. 287, Observ. 81.
3jähr. Kind männl. Scheinzwitter, 1742 beobachtet.

972. Grass, „Andria seu hermaphroditus silesiacus, primo maritus tandem vero puerpera." Ephemer. natur curios. Dec. II an X, p. 101.

973. Grawitz, Briefl. Mittheilung. 1901.
Nekropsie eines neugeborenen Knaben ergab weibl. Scheinzwittertum: Penis von der Urethra durchbohrt, anus praeternaturalis vesicalis, 2 Vaginae münden in die Harnblase.

974. Green, „Hypospadias". — Quarterly med. Journ. — Siehe Brit. Med. Journal 1898, Vol. I, p. 169.
24jähr. Dienstmädchen männl. Scheinzwitter, verlangte Kastration, um Mädchen bleiben zu können. Kastration ausgeführt.

975. Grégoire de Tours, H.
Nekropsie einer Frau, 30 Jahre lang Klosteräbtissin, erwies männl. Scheinzwittertum.

976. Gregory, „A case of doubtfull sex." Med. and surg. Journal. Boston 1880.

877. Greslou, Bullet. de la Soc. d'Obst. de Paris 1899. — Siehe Centr. f. Gyn. 1899, Nr. 44, p. 1341.
Neonat als männl. Scheinzwitter erkannt.

978. Griffith, „Person aged 26, incertain sex." Transact of the Obst. Soc. of London, Vol. XLIII, for the year 1901, p. 298.
26jähr. Mädchen, beschnitten als Knabe, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

979. Griffith, „Hermaphr. transversus virilis." Journ. of Anatomy and Physiology. January 1894.
Kastration eines 33jähr. Mädchens erwies männl. Scheinzwittertum mit Uterus.

980. Griffith, G., A case of hermaphrodism. Brit. Med. Journ. 1878, p. 108.

981. Griffith, Brit. Med. Journal 1877, p. 108.
Nekropsie zweier für männliche Hypospaden gehaltener Kinder erwies weibliches Scheinzwittertum.

982. Gross, „Fall von Hermaphroditismus mit Castration." Monthly Journ. for med. sc. Dec. 1852; siehe auch Casper's Viertelj. 1853, III, p. 268 und Oesterlen in Maschka's Handb. d. gerichtl. Medicin. III. Bd., p. 83.
Männl. Scheinzwitter, Kastration auf Wunsch der Eltern, widerrechtlich.

983. Gruber, „Mémoires de l'Académie des sciences de St. Pétersbourg. 1859, 7. Série, T. I, Nr. 13.
Sektion eines 22jähr. Mädchens, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter mit Carcinom eines Cryptorchis.

984. Gruber, W., Saccus ventricularis extralaryngeus lateralis und Reste vom Uterus masculinus höheren Grades bei einem Erwachsenen. Virchow's Archiv. 1876, Bd. 67, p. 366.

Nekropsie eines 30jähr. Mannes mit Uterus rudimentarius.

985. Grünberg, Ježenedjelnik 1895, Nr. 23.

8tägiges Mädchen mit Defectus ani, ein männl. Scheinzwitter.

986. Grünfeld, Ježenedjelnik 1895, Nr. 23. (Russisch.) „Pseudohermaphroditismus masculinus externus cum atresia vaginali, defectus ani."

8 jähr. Mädchen männl. Scheinzwitter. Diagnose fraglich.

987. Gruner, „Utero e trombe di Falloppio in un uomo." Giornale della Reale Acad. di Medicina di Torino. Anno LX, 1897, Maggio, p. 229, 257—286.

36 jähr. männl. Scheinzwitter mit Uterus, Herniotomie durch Prof. Carle, Amputation des Uterus, anatom. Untersuchung durch Prof. Giacomini.

988. Guelfi, G. Filomusi-, Giornale di Medicina Legale Marzo 1894. Nr. 2, p. 85. Referat über: A. Zuccarelli: Zephte Akaira, esposta in Napoli nel maggio 1802 e l'ermafroditismo. L'Anomalo. Napoli 1893, An. V, p. 78. G. Bergonzoli, Un caso di ermafrodismo. Bolletino scientifico redatto da Maggi, Zoja e De Giovanni. Pavia 1893, An. XV, Nr. 1, p. 9.

989. Günther l. c. p. 38—39.

Nekropsie des Scheinzwitters: Dörrge, Dürrge, Derrier durch Mayer; dasselbe Individuum beschrieben von Hufeland, Starck, Mursinna, Monorchis, Martens, Schneider u. Froriep.

990. Günther, Commentatio de hermaphroditismo. Lipsiae 1846.

Allgemeines, reiche Kasuistik, drei eigene Beobachtungen: 1. 39 jähr. Johanne Christiane Schlegel, wahrscheinl. männl. Scheinzwitter; 2. 25 jähr. verlobtes Mädchen männl. Scheinzwitter; 3. Anat. Präparat eines Neonaten-Scheinzwitters mit Defectus ani.

991. Günther l. c. p. 38.

Michel Anne Drouart von Mursinna, Guyot, Ferrein u. Caldani für ein Weib, von Delius und Mertrud für einen wahren Zwitter erklärt.

992. Günther l. c. p. 66 erwähnt Angaben über hypertrophische Clitoris von: Sonnini, Voyage dans la Haute et Basse Égypte; La Vailland, Voyages en Afrique. Vol. II, p. 37; Bruce, Reise zur Entdeckung der Quellen des Nils. Bd. III, Buch 5, Cap. 12, p. 345; Niebuhr, Beschreibung von Arabien p. 77; Blumenbach, De generis humani varietate nativa. 1777, p. 74; Otto, Neue seltene Beobachtungen, p. 135.

993. Günther, A. F., Commentatio de hermaphroditismo. Lipsiae 1846.

Nekropsie: männl. Hypospade mit Uterus.

994. Guéricolas, R., „De l'hermaphrodisme vrai chez l'homme et les animaux supérieurs." Thèse de Lyon, 1899—1900, Nr. 36.

Allgemeines. G. gibt das Vorkommen wahren Zwittertums beim Menschen zu.

995. Guéricolas l. c. p. 105.

In Sachen der von Mlle Martinez de Campos verlangten Ehescheidung von ihrem Gatten, dem Fürsten San Antonio usw.

996. Guéricolas l. c. p. 44. Referat über die Beobachtung Heppners von angebl. wahrem bilateralem Hermaphroditismus bei dem vorzeitig geborenen, nach sieben Wochen verstorbenen Paul B. — laut französ. Übersetzung durch Doumic: Gaz. méd. de Paris 1872.

997. Guérin-Roze, Annales des maladies des organes génito-urinaires. Vol. III, p. 56.

Demonstration des Gipsmodells der Genitalien eines 26jähr. männl. Scheinzwitters, der bisher als Weib galt.

998. Guérin-Roze, Un cas d'hermaphrodisme. Gaz. d. hôpit. 1884, Nr. 139.

26jähr. Prostituierte mit 35 mm langer erektiler Clitoris, blinder Scheide ohne Uterus und Ovarien — männl. Hypospade — ? —.

999. Guérin-Roze, Gazette des hôpitaux 1885, Nr. 139.

26jähr. Mädchen erwies sich als männlicher Hypospade.

1000. Guérin-Roze, Gaz. méd. d. hôpitaux de Paris 28. XI. 1884, Nr. 39, p. 549 u. p. 1108.

26jähr. männl. Scheinzwitter von weiblichem Aussehen.

1001. Guermonprez, „Une erreur de sexe avec ses conséquences.“ Annales d'Hygiène publique. Paris, Septembre et Octobre 1892.

Prostituierte Kellnerin erwies sich als männl. Hypospade.

1002. Guinard, Aimé, „Comparaison des organes génitaux externes dans les deux sexes.“ Thèse. Paris 1886, p. 56.

37 j. Mädchen Léonie B. von Brouardel u. Descoust als männl. Scheinzwitter erkannt. — 29 fremde Fälle männl. Scheinzwittertums mit Erreur de sexe, 14 Fälle weibl. Sch., 4 Fälle von H. verus lateralis. — Reiches Literaturverzeichnis.

1003. Guinard, Précis de Tératologie. 1893, p. 296.

Nekropsie der 65 jähr. Marie Madeleine Lefort, im 16. Jahre von Béclard richtig als weibl. Scheinzwitter erkannt.

1004. Guldberg, Norsk Mag. for Laegevidenskab 4de raekke, 14de bind, p. 62.

Nekropsie eines 48 jähr. Mannes erwies weibl. Scheinzwittertum.

1005. Gunckel, „Über einen Fall von Pseudohermaphroditismus.“ Inaug.-Diss. Marburg 1887.

Mädchen, gerichtlich belangt wegen Anklage auf Inzest, für männl. Scheinzwitter erklärt, eine spätere Nekropsie wies weibl. Scheinzwittertum auf.

1006. Guttmann, Berlin. klin. Woch. 1882, Nr. 35, p. 544.

1. Nekropsie des 4 monatl. Knaben Otto X. durch Broesicke erwies weibl. Scheinzwittertum; 2. 1866 geborenes Kind, von den Eltern Therese genannt, im 10. Jahre von den Ärzten für einen Knaben erklärt, im 14. Jahre Menstruation, wahrscheinlich weibl. Scheinzwitter.

1007. Guyot et Laubie, „Note sur un cas de pseudohermaphrodisme.“ Soc. d'Anatomie, de Physiol. normale et pathologique de Bordeaux. 25. X. 1897; siehe Journal de méd. de Bordeaux 1897. T. XXVII, p. 558.

Weibl. Scheinzwitter als Mann erzogen.

1008. Guyot, Mémoires de l'Académie des Sciences de Paris 1756.

1009. Guzzoni degli Ancarani, Arth., A proposito d'un caso di pseudoermafrodismo femminino. Atti della Societa Italiana di Ostetricia e Ginecologia raccolti dal Segretario Saverio Rocchi. Vol. II. Roma 1896.

1010. **Haeberlin**, Briefl. Mitteilung. Ärztl. Ges. in Zürich. 10. I. 1903.
Herniotomie des 30 jähr. Frl. M. v. B. ergab männl. Scheinzwittertum.

1011. **Halban**, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. Eine Studie über den formativen Einfluss der Keimdrüse. Archiv f. Gyn., Bd. 70, Heft 2. (Wichtige an Kasuistik reiche, kritische Arbeit, Material für den Habilitationsvortrag, vergl. Wiener klin. Wochenschrift 1903, Nr. 23.) — Ausführliche Literaturangaben über sekundäre Geschlechtscharaktere.

1012. **Halbertima, H. J.**, Over hermaphroditismus spurius femininus. Verh. d. K. Acad. d. Weetensch. Amsterdam 1856. Deel III, 2 Platter.
Fall von Clitorishypertrophie.

1013. **Hall, E.**, „Hermaphroditism." Pacific Med. Journ. February 1900. Vol. XLIII, Nr. 2, p. 101; siehe auch: Amer. Journ. of dermatology and genito-urinary Diseases. St. Louis 1900, IV. III. 115.

1014. **Hall, W.**, „Carcinoma of the ovary in a hermaphrodite." Transact. of the St. Louis Obst. and Gyn. Soc. 17. III. 1898; siehe: Amer. J. of Obst. 1898. p. 181.
Weibl. Scheinzwitter.

1015a. **Haller, Alb. v.**, Commentarii soc. reg. Goettingensis. Tom. I. 1779. „Num dentur hermaphroditi."

1015b. **Haller, Alb. v.**, Opera minora T. II, p. 29.

1015c. **Haller, Alb. v.**, Elementa physiologica. Vol. VII, pars II, Bernae 1765.

1015d. **Haller, Alb. v.**, Vorlesungen über gerichtliche Arzneiwissenschaft I. Bern 1782, p. 208.

1016. **Hallopeau**, „Androgyne." Gaz. méd. de Paris 1895. Nr. 15.
Mädchen ein männl. Scheinzwitter.

1017. **Hallopeau et Léri**, „Sur un nouveau cas de féminisme." Annales de Dermatologie et de syphilis. 1899, Nr. 11.
14 jähr. männl. Scheinzwitter.

1018. **Hamann, C. A.**, „Malformation of the genitals." Western Reserve Med. Journ. p. 171, February 1875.
Männl. Scheinzwitter mit vorhandenen Mißbildungen.

1019. Hamy, Soc. de Biologie; siehe: Annales des maladies des organes génito-urinaires. Vol. II, Paris 1884, p. 263.
Sektion eines Neonaten von unbestimmbarem Geschlecht mit mehrfachen Mißbildungen.

1020. Handy, Medical repository XLV.
Weibl. Scheinzwitter, in Lissabon 1807 beobachtet.

1021. Hannaeus, G., De hermaphrodito. Acta med. et philosoph. Hafniensia. Hafniae 1677. T. IV, p. 183—185, obs. 79.
Weib als männl. Scheinzwitter erkannt.

1022. Hansemann, „Drei Fälle von Hermaphroditismus." Berlin. klin. Woch. 1898. Nr. 25, p. 519.
Zwei Präparate männl. und eines weibl. Scheinzwittertums, betreffend die 21 jähr. Marie Beuster, weibl Scheinzwitter, die 82 j. Christine Bockfleisch, Witwe, männl. Scheinzwitter u. den von Alexander beschriebenen, als Mädchen erzogenen männl. Scheinzwitter.

1023. Harris, Robert, „Congenital absence of the penis, the urethra making its exit into or below the rectum and emptying the bladder by, or exterior to the anus." Philadelph. Med. Journ. 1898.
Verheiratete Frau, männl. Scheinzwitter; Prostituierte in Philadelphia, männl. Scheinzwitter; A pseudohermaphrodite courtezane.

1024. Harris, London med. Gazette. Sept. 1847. Siehe: Annal. univ. di med. Milano 1848. Vol. 126, p. 204: „Caso di sesso dubio con menstruazione dal pene." Siehe Taruffi: Hermaphrodismus u. Zeugungsfähigkeit (l. c. p. 318).
18 jähr. Negersklave, durch den Penis menstruierend, fragliches Geschlecht.

1025. Hartmann, Bullet. et Mémoires de la Soc. de Chirurgie de Paris. T. XXVIII, 1902, Nr. 31, p. 941 u. Nr. 34.
Amputation der angeblichen hypertroph. Clitoris im 7. Jahre, im 17. Jahre sprach der Genitalbefund für männl. Scheinzwittertum, trotzdem Hartmann an weibl. Scheinzwittertum glaubt.

1026. Harvey, siehe Steglehner l. c. p. 90.
Fötus, männl. Scheinzwitter mit Uterus u. Kryptorchismus.

1027. Hauf, s. Turner l. c., soll sub necropsia eine Erreur de sexe konstatiert haben.

1028. Hedrich, Scheinbarer Hermaphrodit in Frauenstein beobachtet. Zeitschrift f. Natur- u. Heilkunde, herausgegeben von den Professoren d. chir. med. Akademie in Emden, II, 301.

1029. Hegar, Die Castration der Frauen. Samml. klin. Vortr., her. von R. Volkmann 1878, Nr. 136—138.
Sektion eines 24 jähr. Mädchens erwies männl. Scheinzwittertum.

1030. Heimberger, Wiener med. Wochenschr. 1899, p. 252.
Männlicher Hypospade bis zum 15. Jahre als Mädchen erzogen.

1031. Heinrichsen, „Pseudohermaphroditismus masculinus externus completus." Virchows Arch. 1883, Bd. 94, p. 211.
27 jähr. Elisabeth Wulfert, männl. Scheinzwitter.

1032. Hektoen, „Exstrophy of the bladder, epispadias, rudimentary penis, pubic diastasis and inguinal retention of the testicles." Transact. of the gyn. Soc. of Chicago. 19. II. 1892; siehe: Amer. Journ. of Obst. 1892. Vol. CXXVI.
Sektion eines 9 monatl. Kindes zweifelhaften Geschlechtes erwies männl. Scheinzwittertum.

1033. Helmbold, Briefliche Mitteilung.
Kastration eines 28 jähr. Dienstmädchens in v. Gusserows Klinik erwies männl. Scheinzwittertum. Mikroskopische Untersuchung der Hoden durch Prof. Waldeyer.

1034. Helwig?, Angebliche Clitorishypertrophie.

1035. Hendy, Medical. Repository. Nr. 45, 1807.

1036. Hengge, Anton, „Pseudohermaphroditismus u. secundäre Geschlechtscharaktere, ferner drei neue Beobachtungen von Pseudohermaphroditismus beim Menschen." Mon. f. Geb. u. Gyn., Januar 1903, p. 24—49.
Zwei Schwestern von 32 u. 19 Jahren, Kastration der jüngeren Schwester ergab Hoden, ältere Schwester, 9. Jahr verheiratet, ebenfalls männl. Scheinzwitter.

1037. Hengge, „Ein Beitrag zum Hermaphroditismus beim Menschen." Mon. f. Geb. u. Gyn. 15. Bd, 1902.

1038. Hengge, „Hermaphroditismus spurius." Mon. f. Geb. u. Gyn. 1900. Bd. XI, p. 464 u. 586.

1039. Henke, Lehrb. d. gerichtl. Medicin. Berlin 1835; „Untersuchungen über Hermaphroditen u. Hypospadiaeen.“

1040. Henning, „Geschichte eines monströs an den Geschlechtstheilen geborenen Mädchens.“ Hufelands Journ. d. prakt. Arzneikunde. Bd. XLII, Berlin 1819.

1041. Henriette, „Est-ce un garçon? Est-ce une fille? ou les médecins et les officiers de l'étât civil dans l'embarras.“ Journ. de méd. Janvier 1855.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1042. Henrotay, J., „Hypospade pénoscrotal élevé en femme jusque 24 ans.“ Bulletin de la Soc. Belge de Gyn. et d'Obst. 1901. Nr. 4.
24j. Mädchen männl. Scheinzwitter.

1043. Henry, J. P., „A sexless-monstre.“ Brit. Med. Journ. 1894. Vol. I, p. 1343.

1044. Heppner, C. L., „Über den wahren Hermaphroditismus beim Menschen.“ Arch. f. Anat. u. Histologie von Reichert u. du Bois-Reymond. 1870, p. 679.
Präparat von einem zweimonatl. Kinde herrührend, angeblich H. verus bilateralis.

1045. Heppner, Mon. f. Geb. u. Frauenkr. Bd. 26, p. 410.

1046. Hernandez, F., Nov. plant. animal. et mineral. mexican. historia. cum annotat. Faber, Joh. Romae 1651. Fol., p. 546.

1047. Hervey, Nouv. Biblioth. méd. T. I, 1828.

1048. Hervez u. Chégoin, Journ. gén. de méd. T. CII.
Männl. Scheinzwitter, 31 J. 1828 der Acad. de Méd. vorgestellt.

1049. Herwett, P. G., Case of doubtful sex. Brit. Med. Journ. 1857. Nr. 35.
Zweifelhaftes Geschlecht eines 5jährigen Mädchens, dessen Clitoris amputiert worden war, aber wieder wuchs.

1050. Herzfeld, Wiener geb.-gyn. Gesellschaft. 11. II. 1890.
Männlicher Scheinzwitter mit Kryptorchismus von einem 13j. Mädchen geboren.

1051. Herzog, H., „Ueber die Hypertrophie der äusseren weiblichen Genitalien.“ Erlangen. Inaug.-Diss. 1842.
Beschreibung einiger Fälle angeblicher Clitorishypertrophie von Osius, Dubois, Hellwig, Riolan, Fricke.

1052. Hesselbach, Salzburger Med. Zeit. Bd. II. 1808. Beschreibung d. pathol. Präparate zu Würzburg. Giessen 1824, p. 221 u. 222; siehe auch: Friedreichs Beiträge d. Natur- u. Heilkunde. Würzburg. Bd. I. 1825; s. auch: Günther l. c. p. 55 u. XX: „Garçon et fille hermaphrodites." Paris 1772. Commerc. Lipsiae. Vol. XX, p. 632: Ludwig Heinault, Schuster, geb. 1752 bei Rouen, 1773 verstorben. Juxtaposition heterosexueller äußerer Genitalien.

1053. Hesselbach, Hartenkeils med. u. chirurg. Zeitschrift 1808. Bd. II, p. 335.
93jähriger männlicher Scheinzwitter.

1054. Hesselbach, Meissners Forschungen. VI. Th., p. 72.
Zwitter mit nebeneinander gelagerten männl. u. weibl. äußeren Genitalien.

1055. Hesselbach, „Beiträge zur Natur- u. Heilkunde" von Friedreich u. Hesselbach. Würzburg 1825. Bd. I, p. 154.
Nekropsie eines 26j. Gefangenen, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1056. Heuermann s. Günther l. c. p. 65.
Familie mit erblicher Hypospadie.

1057. Heuermann, Vermischte Bemerkungen u. Untersuchungen. Bd. II. Kopenhagen 1767. „Bemerkungen von einigen in Seeland befindlichen Missgeburten, welche man gemeiniglich Zwitter nennt."

1058. Hewett, Brit. Med. Journ. 1857. Nr. 35.
Mädchen männl. Scheinzwitter.

1059. Heyder, Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. XXXIX. 1898, p. 350.
Anatom. Präparat von weibl. Scheinzwittertum, der Neonat war intra vitam von Olshausen richtig für weibl. angesprochen worden.

1060. Hill, R. C., Medical Review. St. Louis April 1894.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1061. Hill de Hillsborough praes. J. Th. Klinkosch, „De utero deficiente." Prag 1777.

1062. **Hille**, Dissert. inaugur. anat. pathologica exhibens deformationis genitalium externorum descriptionem. Lipsiae 1817.

Beschreibung eines männlichen Scheinzwitters.

1063. **Hills, Will. C.**, „A case of hermaphrodism." Lancet 25. I. 1873. Vol. I, p. 129.

1064. **Hirschberg**, „Ein Fall von Hemmungsbildung der weibl. Geschlechtstheile." St. Petersburger Med. Woch. Bd. 23. 1898, p. 220.

Prostituirte von H. für weiblichen, von Stumpf für männl. Scheinzwitter angesehen.

1065. **Hirschfeld, M.**, Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. I. Jahrg. Leipzig 1899, p. 17.

28j. Weberin, männl. Scheinzwitter, zieht es vor, weiter als Mädchen zu gelten, um der Militärpflicht zu entgehen, später Metrik doch geändert; s. auch: Kösters.

1066. **Hirschfeld, M.**, Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. II. Jahrg. Leipzig 1900, p. 456.

Witwe verlangt Rückanerkennung ihres Mädchennamens, weil der verstorbene Gatte ein Weib gewesen sein soll (männl. Hypospade?).

1067. **Hirschfeld, M.**, Ein Fall von irrtümlicher Geschlechtsbestimmung. Monatsschr. f. Harnkrankheiten u. sexuelle Hygiene. II. Jahrg. 1905, Tafel I.

Die 40 jähr. Friederike Schmidt, als männl. Hypospade erkannt, zieht es vor, auch weiterhin als Weib zu gelten.

1068. **Hirschfeld, M.**, „Ein seltener Fall von Hermaphroditismus." Monatsschr. f. Harnkrankheiten u. sexuelle Hygiene. II. Jahrg. 1905, p. 202—210.

32 jähr. männlich erzogenes Individuum fraglichen Geschlechtes.

1069. **Hirschfeld, M.**, Übergänge zwischen dem männl. u. weibl. Geschlecht. Monatsschr. f. Harnkr. u. sexuelle Hygiene 1904, Heft 10—11.

Drei eigene Beobachtungen von Erreur de sexe resp. zweifelhaftem Geschlecht.

1070. **Hirschfeld, M.**, Jahrb. für sex. Zwischenstufen. I. Bd. 1879, p. 17 ff.

Abbildung der Zephte Akaira.

1071. Hirst, B. C., Hermaphroditism. Clinical gynaecology. 1899. Vol. I, p. 256.
19j. Mädchen erklärte sich selbst für einen Mann angesichts Bartwuchses u. männl. geschlechtlichen Empfindens.

1072. Hlava, „Pseudohermaphroditismus masculinus externus.“ Wiener klin. Rundschau. 1899. Bd. XIII, p. 72.

1073. Hochheim, „Ein Beitrag zur Anatomie der Missbildungen im Urogenitalapparat.“ Virchows Archiv 1896. Bd. 145.

1074. Hochstetter, Medicin. Wochenblatt 1780. Nr. 29.

1075. van der Hoewen, „Twee gevallen van Hypospadie in een Gezin.“ Weekblad van het Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde 1882. Nr. 45.
Zwei Schwestern von 28 u. 23 Jahren, männl. Scheinzwitter.

1076. Hoffer, „Scheinbare Zwitter.“ Zeitschr. f. Geburtskunde. Stuttgart 1834.

1077. Hofmann, E., Wiener Med. Jahrbücher 1871, Heft III.
Ein Fall von weiblichem Scheinzwittertum; ein als Mädchen erzogenes, später als Mann geltendes Individuum betreffend. Nekropsie wies weibl. Geschlecht nach; Ursula später Georg Tomasics starb 38jährig.

1078. Hofmann, „Ein Fall von Pseudohermaphrodisie.“ Strickers med. Jahrb. 1877.

1079. Hofmann, E., Lehrb. d. gerichtl. Medicin. Wien 1884, p. 87.
Beobachtung von Dawosky, einen männl. Scheinzwitter betreffend.

1080. Hofmann, E., „Hermaphroditismus“. Eulenburgs Realencyclopädie der gesammten Heilkunde. X. Bd. Wien u. Leipzig 1896, p. 307.
Lehrerin Wilhelmine Möller, in Kopenhagen 1894 zum Tode verurteilt wegen Mord, männl. Scheinzwitter.

1081. Hoffmann, „A peculiar monstrosity.“ Amer. J. of Obstetr. 1894, p. 367. „Extromelic monstrosity, hydrocephalus.“
Männl. Scheinzwitter.

1082. Hogge, siehe: Lambinon l. c. p. 37.
Amputation des Penis hypospadiaeus bei einem 12j., als Knaben erzogenen Kinde, spätere Herniotomie erwies einen Hoden —!—

1083. Hoin, Nouvelle déscription de l'hermaphrodite Drouard, tel qu'on le voit à Dijon en Août 1760. Dijon 1761.

1084. Holmes, T., „Thérapeutique des maladies chirurgicales des enfants." Traduction française par O. Larger. Paris 1870, p. 283.
Mehrmonatl. Mädchen ein Knabe. Beobachtung von Smith 1866. — Hysterische Kranke fraglichen Geschlechts im Saint-Georges Hospital in London.

1085. Homberg, De excrescentia clitoridis nimia. 1671.

1086. Home, Everard, „On animals praeternaturally formed." Lect. on comparative Anatomy. Vol. III. London 1823.

1087. Home, Evérard, siehe: Geoffroy St. Hilaire l. c. Vol. II, p. 66.
Soldat, männl. Scheinzwitter mit weiblichen Brüsten in Plymouth.

1088. Home, Everard, Dissection of an hermaphrodite dog and observat. on hermaphrodites. Philosophical Transactions 1795.

1089. Home, Everard, siehe: Geoffroy St. Hilaire l. c. p. 97.
Über die Clitorishypertrophie bei den Mandingo u. Ibbosnegerinnen.

1090. Home, Ev., „Über Zwitter." Roose's Beiträge zur öffentlichen u. gerichtl. Arzneikunde. 2 Stück 1802.

1091. van Horne, Opuscula anatomico-chirurgica. Lips. 1707, p. 464.

1092. Horrocks, Peter, Transact. of the Obst. Soc. of London for the year 1901. Vol. XLIII, p. 303.
Bei einem Weibe angeblich H. verus festgestellt, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1093. Houel, Pièces d'hermaphrodites conservées au musée Dupuytren. Bull. Soc. d'Anthropol. Paris 1881. Ser. 3. T. IV, 554.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1094. Houzé d'Aulpoit, Réflexions tératologiques médico-légales au sujet d'un hermaphrodite neutre, présentant plusieure arrêts de formation et de développement. Bullet. Méd. du Nord. Lille 1867. Sér. 2. T. II, p. 180.

1095. Howard, William Lee, Effeminate Men and Masculine Women. New York Med. Journ. 5. V. 1900.

1096. Howe, „Exstrophy of the bladder. Hermaphroditism." Eclect. Med. Journ. Cincinnati 1890. 4. 9.

1097. Hryniewicz, 21j. Mädchen, männl. Scheinzwitter: Änderung der Metrik im Gericht in Wilno (briefl. Mitteilung).

1098. Huette, Gaz. méd. de Paris 1856. Nr. 9.
Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1099. Huette, „Hermaphrodisme apparent chez le sexe masculin." Soc. de Biol. Déc. 1855. Gaz. méd. de Paris 1856. Série III. T. XI, p. 141.
Weib, männl. Scheinzwitter.

1100. Huguier, Gaz. d. hôpitaux 1857. Nr. 104.
Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1101. Hunter, J., Observations on different parts of the animal oeconomy. London 1792.

1102. Hunter, Observations on the glands situated between the rectum and bladder etc. London 1786. Deutsch von Scheller, Braunschweig 1802.

1103. Hutchinson, „Hypospadias in different degree in two brothers." Clinic. Museum. Part I, p. 117. 1894.

1104. Hutchinson, W. A., „A case of Acromegaly in a giantess." (Amer. Journ. of med. sc. Vol. CX. 1895, p. 190.
Weibl. Scheinzwitter.

1105. Hutchinson, J., „Gynaecomazia with obesity (Lobengulism) and allied conditions." Archives of Surgery. April 1895. p. 155.

1106. Hutchinson, „Gynaecomazia and other aberrations in the development of sexe." Arch. Surg. London 1891—1892. Vol. III, p. 327; 1892—1893. Vol. IV, p. 76.

1107. Hyrtl, „Eine unpaarige Höhle der Geschlechtsorgane nebst Mangel der Samenbläschen im Manne." Oesterreich. med. Wochenschr. 1841. Nr. 45, p. 1057.
Nekropsie eines Mannes mit Uterusrudiment.

1108. Hyrtl, Oesterreich. med. Woch. 1851.
Nekropsie eines männl. Scheinzwitters mit Uterus.

1109. Jablonsky, „Un caso di ermafrodismo". Bolletino delle Levatrice. 30. Maggio 1898. Anno I. Fascicolo 5, p. 228.
28j. Mädchen — wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1110. Jackson, Clarke, „A case of pseudohermaphrodism." Path. Soc. Transact. V. 44. p. 120; s. auch: Brit. Med. Journ. 1892 II, p. 110.
Weibl. Scheinzwitter, Clitoris von der Urethra durchbohrt — Penis.

1111. Jacobi, „Ein Fall von Hypospadie." New Yorker med. Wochenschrift 1899 Nr. 2.
Männl. Scheinzwitter.

1112. Jacobi, Mary Putnam, „Case of absent uterus with considerations of the significance of hermaphroditism with nine illustrations. Amer. Journ. of Obstetrics. Octob. 1895. Vol. XXXII, p. 510.
Geschlecht fraglich.

1113. Jacobi, Mary Putnam, Amer. Journ. of Obstetr. 1895, Vol. XXXII, p. 527 erwähnt eine von Herrmann berichtete Beobachtung aus dem Jahre 1820:
Mädchen, 4 jähr., für Knaben erklärt, als Mann erzogen, kohabitierte später nur mit Frauen. Nekropsie: Uterus, Vagina, Ovarien mit Follikeln, Prostata, keine Regel. Alle sekundären Geschlechtscharaktere männlich. Vagina mündete in capite galliuaginis urethrae, die beiden Vasa deferentia in der seitlichen Umrandung der Vaginalmündung. Penis hypospadiaeus mit seitlich belegener Harnröhrenmündung.

1114. Jacobus le Moyne 1591. Fol. XVII. „Über Hermaphroditen in Florida"; s. Karsch: Jahrb. für sex. Zwischenst. Jahrg. 3. 1901, p. 115 ff.

1115. Jacoby, F., „De Mammalibus Hermaphroditis alterno latere in sexum contrarium vergentibus." Berolini 1818, p. 5 ss.
Über H. verus lateralis.

1116. Jacoby, R., „2 Fälle von Hermaphroditenbildung." Inaug.-Diss. Berlin 1885.
In einem der beiden Fälle weibl. Scheinzwittertum, Discision der Schamlefzenverwachsung durch Sonnenburg.

1117. Jacoby; Virchow u. Hirsch, Jahresber. 1885 I, p. 285.
Negerweib, weibl. Scheinzwitter.

1118. Jacobs, „Anomalie sexuelle." Bullet. de la Soc. Belge de Gyn. 1895 Nr. 8, p. 126.
Sub necropsia eines kindl. Scheinzwitters weder Hoden noch Ovarien gefunden.

1119. Jacques, „Utérus mâle et utricule prostatique." Bibliographie anatomique 1895 Nr. 2.

1120. Jagemann, „Beschreibung einer merkwürdigen Zwitterbildung." Neue Zeitschr. f. Geb. von Busch, d'Outrepont, Ritgen, Siebold. Vol. XVII, 1825, Heft I, p. 15.
29j. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1121. J. A. James u. T. H. James, „Congenital absence of uterus, ovaries and the clitoris." Med. News. New York, Vol. LXXV, p. 20.
Mädchen, Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

1122. Jaquet, Maurice, Note sur un cas d'hermaphrodisme incomplet." Bibliographie anatomique. 1895, Nr. 6.

1123. Jardine, Geb.-gyn. Ges. in Glasgow. 26. XI. 1902; siehe: Zentr. f. Gyn. 1903, Nr. 40, p. 1197.
Nekropsie eines neugeborenen Mädchens ergab männl. Scheinzwittertum.

1124. Jeannel, Bullet. de la Soc. Chirurg. 1887, p. 505.
Weibl. Scheinzwitter.

1125. Jezierskij, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus." Warschau 1886 (?). (Russisch.)

1126. Jones, Dixon, „Double inguinal hernia in a hermaphrodite." New York Med. Rec. 1890, Vol. XXXVIII, p. 724; siehe: The London Medical Record 1891, January.
Kastration eines 21j. Mädchens ergab männl. Scheinzwittertum.

1127. Jones, J., „Malformation of genital organs." New York Med. Record. 1. July 1871.
23j. Mädchen, männl. Scheinzwitter?

1128. Jones, Journ. of the Amer. Association. 1889.
Männlicher Scheinzwitter.

1129. Jordan, Münch. med. Woch. 1895, Nr. 37 und Deutsche med. Woch. 1895, Nr. 33.
Bei einem 8j. Hypospaden fanden sich beide Hoden in einer Hodensackhälfte.

1130. Jouin, „Hermaphrodisme vrai et pseudohermaphrodisme.“ Soc. obst. et gyn. de Paris. 11. VI. 1891; siehe: Annale de Gynécol. 1891, T. XXXVI, p. 152.
Allg. Besprechung des Hermaphroditismus, J. erkennt Vorkommen des H. verus an.

1131. Jourdanet, Un cas d'hermaphrodisme. Soc. de sc. méd. de Lyon. 11. I., 18. I., 8. III. Province méd. T. XIV, 1899, p. 19, 31 u. 116.
Männl. Scheinzwitter als Mädchen erzogen, Prostituierte, Beischlaf amphoter.

1132. Julien et Soules in Bastia. 1. VI. 1570; siehe: Arnaud l. c. p. 290.
Maria Nonzia, 1695 geboren: ihr erster Gatte starb, der zweite verlangte Scheidung, nachdem er seine Köchin geschwängert und hierbei erkannt hatte, seine Fran sei keine Frau. Männl. Scheinzwittertum, Ehescheidung.

1133. Julien und Soules, siehe: Arnaud l. c. p. 37, und: Gautier, Observ. sur l'Hist. Natur., la Physiol. et la Perpéture. Paris 1752, p. 18.
Beschreibnng der 55j. Korsikanerin Maria Nonzia von fraglichem Geschlecht.

1134. Julien und Soules, siehe: Kaplan l. c. p. 41.
Maria Manz aus Luri, als Frau verheiratet, Ehescheidungsklage, wohl männl. Scheinzwitter.

1135. Julien, siehe: Steglehner l. c.
Männl. Scheinzwitter; Beischlaf amphoter.

1136. Kallmeyer, „Fall von Hermaphrodisia psychica.“ St. Petersb. med. Woch. 1903, Nr. 4. Referat: Zeitschr. f. Gyn. 1903, Nr. 45.
23j. Mädchen, Literatin, Masculismus.

1137. Kaplan, P. S., „Hermaphroditismus u. Hypospadie.“ Inaug.-Diss. Berlin 1895.
Zweifelhaftes Geschlecht eines 4j. Mädchens.

1138. Kaplan l. c. p. 45, Bischof Albrecht von Bremen als Hermaphrodit denunziert, gerichtlich freigesprochen von dem Verdachte auf zwitterhafte Veranlagung.

1139. Kapsammer, „Gänseeigrosser Kalkphosphatstein in einem Vaginalsack beim Manne.“ Centr. f. d. Krankh. d. Harn- u. Sexualorgane 1900, Nr. 1.
Operative Beobachtung von Nitze.

1140. **Kapucewicz-Ljobrinskij**, Zbornik soczyn. po ssudjebnoj medicinie. 1873, T. III, p. 27.
Mädchen, wegen Sodomie mit einer Kuh angeklagt, gerichtlich für einen männl. Scheinzwitter erklärt.

1141. **Kast**, Penisartige Verlängerung der Clitoris. Schles. Gesell. f. vaterl. Kultur in Breslau. 26. VI. 1896; siehe: Deutsch. med. Woch. XXIII, 1897. Literaturbeilage, p. 38.

1142. **Katzky**, D., Monstri hermaphroditici historia. Acta med. Berlin 1791, Dec. I, Vol. IX, p. 61.
Fötus mit Vulva, penisartiger Clitoris, Uterus bicornis.

1143. **Katzky**, „Monstri humani hermaphroditi historia." Acta Med. Berolinensium, Dec. I, Vol. 6; siehe auch: **Elbem**, „De acephalis sive monstris corde carentibus." Berolini 1821, p. 8.
Zwillinge mit peniscrotaler Hypospadie.

1144. **Kaufmann**, C., „Verletzungen u. Krankheiten d. männl. Harnröhre u. des Penis." Stuttgart 1886.
Allgemeines über Hypospadie u. vier fremde Fälle schwieriger Geschlechtsentscheidung bei Hypospaden.

1145. **Kaw-Boerhaave**, Nov. comment. Acad. Scient. Petropolitanae. Vol. I, p. 320.
Männl. Scheinzwitter.

1146. **Kehrer**, „Hermaphroditismus." Naturhistor. med. Verein in Heidelberg. 11. I. 1898. Münch. med. Woch., Bd. XLV, 1898, p. 283.
Scheinzwitter zweifelhaften Geschlechtes.

1147. **Keiffer**, „Un cas de virilisme." Bullet. de la Soc. Belge d'Obst. et de Gyn. 1896, Nr. 10, p. 214; siehe auch Zentr. f. Gyn. 1897, Nr. 17.

1148. **Kellner**, B. O., „Ein Fall von Hermaphroditismus lateralis." Deutsche med. Woch. 1902, Nr. 1.
Angeblich H. verus lateralis. Nekropsie eines 22j. Kaffers in Bloemfontein, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1149. **Kellock**, Med. Press and Circular, 18 January 1899, p. 61, und: Brit. med. Journ. 1899, 21. I., p. 152.
Zwei Brüder, einer als Mädchen erzogen, männl. Scheinzwitter.

1150. Kemarsky, s. Obolonsky l. c. p. 225.
Verlobtes Mädchen verlangt operative Ermöglichung des Beischlafes; männl. Scheinzwitter, fest überzeugt von seiner Zugehörigkeit zum weibl. Geschlecht.

1151. Kerkringius, Spicilegium anatomicum. Amstelodami 1670, p. 32.
Mädchen als männl. Scheinzwitter erkannt.

1152. Kieseritzky, Gangolf, L'ermafrodito costanzi. Annali di Instituto 1882.

1153. Kirmisson, s. Gertler l. c. p. 129.
Kind zweifelhaften Geschlechtes, wahrscheinl. männl. Scheinzwitter.

1154. Klebs, Handb. d. pathol. Anatomie. 4. Lieferung. Berlin 1873, p. 725.
Angeblich H. verus lateralis, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter. Nekropsie einer 26j. Frau.

1155. Klebs, Lehrb. d. path. Anat. I. Bd., 1876, p. 738.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1156. Klebs, Zeitschr. d. Ges. d. Aerzte zu Wien 1855, p. 423.
Luet. männl. Neonat mit Uterus.

1157. Klein, „Fall von Pseudohermaphroditismus." Münch. med. Woch. 31. V. 1898, Nr. 22, p. 782; siehe auch: Carl Zimmermann, „Ein Beitrag zur Lehre vom menschlichen Hermaphroditismus." Inaug.-Diss. München 1901.
Beobachtung von Dr. Katzenstein mit Nekropsie eines Kindes: männl. Scheinzwitters.

1158. Klein, Münch. med. Woch. 1899, p. 998.
Zwei Brüder. Hypospaden.

1159. Klotz, H., „Extraabdominelle Hystero-Cystovariotomie bei einem (wahren) Hermaphroditen." Langenbecks Arch. f. Chirurgie, Bd. 24, Heft 3.
Beschreibung eines von Billroth operierten angeblich wahren Zwitters: Israel Jaroszewski.

1160. Kluge, Hufeland's Journ. d. prakt. Arzneikunde. Bd. 37, 1817.

1161. Knox, „Outline of a theory of hermaphrodisme." Brewster Edinburgh Journ. of Sc. Vol. II. Edinb. 1830.

1162. Kobelt, Die männlichen u. weiblichen Wollustorgane. Tafel I Fig. 2.
Beschreibung eines männl. Scheinzwitters.

1163. Koch, „Ueber ein Kind mit Kloakenbildung u. zahlreichen anderen Hemmungsbildungen." Pseudoherm. femininus externus. Berlin. klin. Woch. 1902, Bd. XXXIX, p. 1204.

1164. Köchenburger, „Ein Fall von Hermaphroditismus virilis." Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. Bd. 26, p. 73.
Kastration einer 33j. verheirateten Frau durch A. Martin erwies männl. Scheinzwittertum.

1165. Kocher, T., Die Krankheiten der männlichen Geschlechtsorgane. Stuttgart 1887, p. 577.
Anatom. Präparate von Pseudoh. mascul. internus in Würzburg.

1166. Kocher, T., Die Krankheiten der männlichen Geschlechtsorgane. 1887, p. 577.
Ätiologischer Zusammenhang zwischen Uterus masculinus u. Behinderung des Descensus testiculorum.

1167. Koeberlé beschrieb einen seltenen Fall von Pseudohermaphroditismus femininus internus; siehe: Fürst, Bildungshemmungen des Uterovaginalkanales 1869, p. 71.
Erwähnt von Oesterlen.

1168. Koesters, J., „Ein neuer Fall von Hermaphroditismus spurius masculinus." Inaug.-Diss. Berlin 1898.
Verlobtes 28j. Mädchen mit amputierter Clitoris, männl. Scheinzwitter. Beobachtung von L. Landau.

1169. Kohn, Jahrb. d. gyn. Gesellsch. in Krakau 1890, Heft I, p. 16. (Polnisch.)
30j. verheiratete Frau von Madurowicz für männl. Scheinzwitter gehalten.

1170. Kohn, H., Czasopismo Lekarskie. Dec. 1900, p. 465.
8 monatl. männl. Scheinzwitter.

1171. Kosmowski, Medycyna 1874, Bd. II, p. 49.
Männl. Scheinzwitter, Findelkind.

1172. Krabbel, Ein Fall von Hermaphrodismus. Archiv f. klin. Chirurgie. Berlin 1870, Bd. XXIII, p. 652.

1173. Krabbel, „Eine ungewöhnliche Ovariotomie." Vereinigung niederrheinisch-westphäl. Aerzte u. Chirurgen in Düsseldorf. 20. VII. 1901. Mon. f. Geb. u. Gyn. Oktober 1901, p. 597.
Zweimalige Ovariotomie bei einem Gymnasiallehrer, weiblichen Scheinzwitter.

1174. **Krafft-Ebing**, „Unzucht wider die Natur, psychische Hermaphrodisie, fraglicher Anfall krankhafter Bewusstlosigkeit epileptischer Art tempore delicti." Jahrbuch für Psychiatrie XIV, 3, p. 312.

1175. **Kraus, J.**, Geburtshilfliche Reminiscenzen: „Hermaphroditenbildung." Wien. med. Zeitg. 1866, Nr. 34.
Mädchen, ein männl. Hypospade.

1176. **Kreutzchmar**, „Defekt der Genitalien bei einem Neonaten." Horns Archiv f. med. Erfahrung. Bd. I. H. 3, p. 560.

1177. **Krokiewicz**, „Über Entwickelungsanomalien des Urogenitalsystems mit Berücksichtigung der Entstehung des Hermaphroditismus." Przegląd Lekarski 1895. Nr. 15, p. 227. (Polnisch.)
Allgemeines — entwickelungsgeschichtlich.

1178. **Krokiewicz**, „Ein Fall von H. spurius completus femininus." Virchows Archiv Bd. 146. Heft 3. p. 525—530.

1179. **Krug, Florian**, „Ovariotomy in a Hermaphrodite." Referat: The Brit. Gyn. Journal. August 1891. Vol. VII. Nr. 26, p. 254.

1180. **Krull**, „Pseudohermaphroditismus masculinus internus." Zentr. f. Gyn. 1903. Nr. 18, p. 560.
Macerierte Frucht mit zahlreichen Mißbildungen, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1181. **Kugler**, „Über einen sein sollenden Hermaphroditen." Jahrb. II. 4. (?)

1182. **Kurz**, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus femininus externus." Deutsche med. Wochenschr. 1893. Bd. XIX. Nr. 40, p. 964.
Beschreibung des als Frau verheirateten männl. Scheinzwitters Zephte Akaira, aus Afrika gebürtig.

1183. **Kussmaul**, Mangel der Gebärmutter. Würzburg 1859.
Beispiele aus der Kasuistik.

1184. **Kutz**, „Über einen Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus mit Feststellung des Geschlechtes durch Exstirpation eines Leistenhodens." Centr. f. Gyn. 1898. Nr. 15, p. 389.
Sänger erwies durch Herniotomie eines 23j. Dienstmädchens männl. Scheinzwittertum.

1185. Kuznecow, Journal f. Hautkrankheiten u. venerische Erkrankungen. 1901. Heft 4. (Russisch.)
Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1186. Làbalbary, Prag. Viertelj. 1864. Bd. 82, p. 114. „Über Hypospadie in gerichtsärztlicher Beziehung.“ (Berücksichtigung der erblichen Hypospadie.)

1187. Lafitte-Dupont, „De la sexualité.“ Gaz. hebd. des méd. de Bordeaux. 1899. Nr. 36, p. 425.

1188. Lagneau, „A propos de l'hermaphrodisme.“ Acad. de Méd. 16. IV. 1895. — Gaz. méd. de Paris 1895. Vol. LXVI, p. 188; s. auch: Progrès méd. 12. III. 1895.
Zwei männl. Scheinzwitter; Betrachtungen über die Häufigkeit der Hypospadie unter den Rekruten.

1189. Lambinon, „Hermaphroditisme et erreur de sexe.“ Journ. d'accouchem. de Liège 1904. Nr. 5, p. 37.
Einige fremde Beobachtungen.

1190. Landau, Teodor, „Ein Fall von Hermaphroditismus.“ Vereinsbeilage d. Deutsch. med. Woch. 1903. Nr. 12, p. 89 — und: „Über Hermaphroditen. Nebst einigen Bemerkungen über die Erkenntnis u. rechtliche Stellung dieser Individuen.“ Berl. klin. Woch. 1903. Nr. 15.
Anna S., 28jährige Witwe, verlangt Amputation des Geschlechtsgliedes. Operation durch Landau trotz fraglichen Geschlechtes vollzogen, indem der Scheinzwitter selbst zu bestimmen habe, welchem Geschlecht er angehören wolle.

1191. Landau, T., l. c. p. 11.
Neonat fraglichen Geschlechtes, 10. 1. 1901 geboren von Johanne Therese Dietrich.

1192. Landouzy, Art.: Hermaphrodisme. Dist. de méd. usuelle de Beau 1842.

1193. Langer, C. K., Uterus masculinus eines 63jährigen Mannes. Zeitschr. d. k. k. Ges. der Aerzte zu Wien. 1855. XI. Jahrg., p. 422; s. auch: Aranyi, Ungar. Zeitschrift 1855. 4. p. 15.
Nekropsie eines 63j. männl. Hypospaden mit Uterus.

1194. Langer, C., „Ein neuer Fall von Uterus masculinus beim Erwachsenen.“ Arch. f. Anat. u. Phys. Leipzig 1881, p. 392. Tafel XVI.
Nekropsie eines Soldaten, Selbstmörders, ergab Hoden u. Uterus bicornis.

1195. Lannois, „Cas d'hermaphrodisme." Provence Médicale T. XIV., p. 116.
12j. männl. Scheinzwitter mit Paralysis pseudohypertrophica.

1196. Larmet, Männl. Scheinzwitter, erwähnt von Cyroc(?); siehe: Geoffroy St. Hilaire l. c. p. 77.

1197. Larrey, Hermaphrodisme. Bullet. de la Soc. de chir. 21. IV. 1859. Gaz. d. hôpit. 1859, p. 450; s. auch: Union méd. II. série. Paris 1859.
21j. Alexandrine Hortense, männl. Scheinzwitter.

1198. Lassing, A case of hermaphrodisme. Philad. med. and surg. Reports LI. 19. p. 516. Nov. 1884.

1199. Lathrop, W. H., Boston med. and surg. Journal. 22. Nov. 1878.
Hypospadie Hermaphroditismus vortäuschend.

1200. Lauenstein, „Zur Plastik der Hypospadiasis". Archiv f. klin. Chirurg. 1892. Bd. 43, p. 203 und Münch. med. Woch. 1892. Bd. XXXIX, p. 28.
Mädchen als männl. Hypospade erkannt. — Plastische Operation.

1201. Laulanié, Soc. de biologie 1886—1887.

1202. Laumonier, siehe Geoffroy H. Hilaire l. c. V. II, p. 558.
Angeblich wahrer Scheinzwitter.

1203. Laurent, Émile, Les Bisexués, gynécomastes et hermaphrodites. Paris 1894.
Allgemeines u. Einzelbeobachtungen fremder Autoren.

1204. Leblanc, „Sur un cas d'hermaphrodisme." Annal. de Méd. et de Chirurgie infantiles 1. II. 1904 — und: Bulletin Médical de le Clinique Saint-Vincent de Paul à Bordeaux. Nov. 1903, Nr. 11, p. 71.
8jähr. Kind als Mädchen registriert, Geschlecht zweifelhaft.

1205. Leblond, Annales de Gyn. Vol. XXIV, 1885, p. 25.
39jähr. Mädchen erkennt ihr männl. Geschlecht.

1206. Lee Howard, William, „Effeminate Man and Masculine Woman." New York Med. Journ. 5. V. 1900.

1207. Lee Howard, William, „Psychical Hermaphroditism, a few notes of sexual perversion with Two Clinical Cases of sexual Inversion." Reprinted from the „Alienist and Neurologist April 1897.

1208. Le Fort, Leon, „Des vices de conformation de l'utérus et du vagin." Paris 1863, p. 200—207.

Beschreibung eines weiblichen Scheinzwitters, Louise D. Operation durch Huguier.

1209. Legros, F., Homme hypospade, pris pendant 22 ans pour une femme. Journ. d. connaiss. méd. chir. Paris 1835—1836. T. III, p. 273—276.

1210. Legueu, Annal. des malad. des organes génito-urinaires. 15. I. 1905, p. 141.

Zwei Schwestern von 16 u. 14 Jahren, männl. Scheinzwitter. Plastik der Hypospadie bei beiden Brüdern nach Nové-Josserand ausgeführt.

1211. Lehmann, Nederl. Tijdschr. v. Geneesk. 1857. I. p. 97. Referat: Schmidts Jahrb. Bd. 96, p. 161.

Zwillinge mit Encephalocele occipitalis u. Hypospadie, männl. Scheinzwitter.

1212. Leigh, Auserwählte anatomische pathologische Abhandlungen. Aus d. Engl. Leipzig 1810, Nr. 3.

1213. v. Lenhossek, Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen. Jena 1903.

1214. Leopold, G., Ueber eine vollständige männliche Zwitterbildung. Archiv f. Gyn. 1877, Bd. XI, p. 357.

46½ jähr. Mädchen, unzüchtiger Handlungen mit einem andern Mädchen angeklagt, männl. Scheinzwitter. — Aus der Praxis des Bezirksarztes Leopold, Vater des Autors.

1215. Leopold, Ein männl. Scheinzwitter. Arch. f. Gyn. 1875. Bd. VIII, p. 487; siehe auch Archiv f. Gyn. 1878. Bd. IX, p. 324.

50jähr., 25 Jahre verheiratete Bäuerin, männl. Hypospade.

1216. Lepechin, J., „De hermaphrodito ad sexum virilem pertinente." Commerc. Acad. Petropolitanae. Petropoli 1772. Vol. XVI, p. 525, Tab. XV.

Drei Brüder, männl. Scheinzwitter mit Hypospadie.

1217. Lesser, A., „Pseudohermaphroditismus femininus mit alveolärem Sarcom des Uterus." Referat: Schmidts Jahrb. 1878. Bd. 178, p. 42. Deutsche Zeitschr. f. prakt. Med. 1878. Nr. 16: siehe auch Neue Medicin. Presse. Beilage zu Nr. 18. 1903, p. 209.

Nekropsie eines 25jähr. weibl. Scheinzwitters.

1218. Lesser, E., „Beitrag zur Vererbung der Hypospadie." Virchows Archiv, Bd. CXVI, p. 3.

Zwei Brüder, Hypospaden, erbliche Hypospadie in mehreren Generationen derselben Familie.

1219. Leto, A., Lettera latina. Notizie di Letterati. Palermo 1773, T. III, 1 Sett. Nr. 1.

12 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1220. Leuckart, „Ueber das Webersche Organ u. dessen Metamorphosen." Illustrierte med. Zeitung, her. von Rubner 1852. Bd. I, p. 82, 87, 89, Fig. 18—19.

Präparat der v. Sömmeringschen Sammlung: männl. Scheinzwitter mit Uterus u. ein zweites ähnliches.

1221. Leuckart, K. G. F. R., Illustr. med. Zeitg. 1817, Bd. I.

Nekropsie einer von ihrem Manne getrennten 74 jähr. Bäuerin, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1222. Leuckart, Hypospadiaeus et Uterus masculinus. Illustr. med. Zeit. München 1852, Bd. 1, p. 87.

Zwei männl. Kinder mit Uterusrudiment.

1223a. Levy, Demonstration eines 16 jähr. Mädchens von fraglichem Geschlecht in der Berliner geb.-gyn. Gesellschaft. Berlin. klin. Wochenschrift 1883, p. 620.

1223b. Levy, „Hermaphroditismus spurius femininus mit Tumor in abdomine." Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. IX. Bd. 1883, p. 235.

1224. Levy, „Ueber ein Mädchen mit Hoden u. über Pseudohermaphroditismus." Hegars Beiträge zur Geb. u. Gyn. Leipzig 1901, Bd. IV, Heft III, p. 347—360.

Kastration einer 19 jähr. Näherin durch Döderlein erwies männl. Scheinzwittertum. Nekropsie eines 20 jähr. Mädchens nach Bauchschnitt durch Prof. v. Säxinger — weibl. Scheinzwittertum vermutet — ob mit Recht? Sarkomatöse Tumoren beider Geschlechtsdrüsen.

1225. Levy, E. (erwähnt von E. Laurent), Les bisexués etc. Paris 1894, p. 207.

Zwei hermaphroditische Schwestern, als sehr wollüstig bekannt, geschlechtlicher Umgang mit Männern und mit Weibern.

1226. Lewis, Bransford, „A case of Hermaphrodism." (Geo S. Davis. Detroit, Michigan.)

1227. Lewis, B., „Hermaphroditism?“ Medicine, Oct. 1896. Referat: Amer. J. of Obst. 1896. Vol. 34, p. 904.
Männl. Scheinzwitter.

1228. Licetus, Fortunius, „Hermaphroditus pariens.“ De Monstris. Patavii 1668.
Weibl. Scheinzwitter.

1229. Liderwald, Arbeiten der Gesellsch. Russischer Ärzte in Petersburg. (Russisch.) 1888, p. 44.
22jähr. verheiratete Bäuerin, wahrscheinlich männlicher Scheinzwitter.

1230. Liebmann, Budapesti Kir. Orvocseg. 10. V. 1890.
Mangel der inneren Geschlechtsorgane, fragliches Geschlecht einer 45jähr. verheirateten Frau mit Inguinaltumor.

1231. Liersch, „Pseudohermaphroditismus bei 2 Schwestern.“ Ärztl. Sachverständigen-Zeitung. 1896, Jahrg. 2, Nr. 24. p. 519.
Anklage auf Vergiftung eines Brunnens u. Verdacht auf Mord. Gerichtl. Nekropsie: 15 jähr. Mädchen, angeblich weibl. Scheinzwitter. Die lebende 21 jähr. Schwester im Gefängnis untersucht, angeblich ebenfalls weibl. Scheinzwitter.

1232. Lilienfeld, „Beitrag zur Morphologie u. Entwickelungsgeschichte der Geschlechtsorgane.“ Inaug.-Diss. Marburg 1856, p. 57.
Nekropsie der 22jähr. Anna Petrovich, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1233. Lindsay, „Three cases of doubtful sex in one family.“ Glasgow Med. Journ. Vol. XXXIX, p. 161 — und: Brit. Med. Journ. 1893, Vol. I, p. 537.
Männl. Scheinzwittertum vermutet.

1234. Lindsay, „Doubtfull sexe.“ Glasgow Gyn. Soc. 24. XI. 1897; siehe Centr. f. Gyn. 1898, p. 548.

1235. Lindsay, Brit. Med. Journ. 11. XII. 1897 u. 19. II. 1898.
Drei Schwestern, kleine Kinder, männl. Scheinzwitter.

1236. Lingard, Alfred, „The hereditary transmission of hypospadias and its transmission by indirect atavism.“ Lancet 19. IV. 1884.

1237. Linser, Ein Fall von Dystopia testiculi transversa. Münch. med. Woch. 1901, Nr. 12, p. 476.
Beide Hoden in der rechten Scrotalhälfte.

1238. Lipka. Gazeta Lekarska 1895. Nr. 38.
19 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1239. Litten, „Ein Fall von Androgynie mit malignem teratoiden Kystom des rechten Eierstockes mit doppelseitiger Hydrocele cystica processus vaginalis peritonaei." Virchows Archiv f. path. Anat. Bd. 75. 1879. p. 329.

1240. Livius, Lib. VII. Dec. VII in „Secundum bellum Punicum."
Schicksal der Hermaphroditen im alten Rom, secundum legem Romuli.

1241. Lloyd, „Case of spurious hermaphrodismc." Illustr. Med. News. 1889, II. p. 103.

1242. Lobder, Richters chirurg. Bibliothek. XIII. 212.
Verheiratete Frau, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1243. Lockwood, C. B., „Persistent Müllerian duct." Journ. of Anatomy London 1892. Vol. 26, p. 1.

1244. Loder, Richters chirurg. Bibliothek. Vol. III, p. 242.

1245. Löffler, A. F., Eine gerichtlich-medicinische Seltenheit: weibliche Anlage, über zu grosses männliches Glied. Neues Archiv f. Geburtsh. etc. Jena 1798 bis 1800, p. 376.

1246. Löffler, Berlin. klin. Woch. 1871, Nr. 26, p. 308.
Weibl. menstruierender Scheinzwitter mit Harnen durch den Penis, Rekrut Gustav Bartelt.

1247. Löwy, „Über einen Fall von hochgradiger congenitaler Dilatation der Harnblase, kombinirt mit mehrfachen Missbildungen." Prager med. Woch. 1893. Nr. 28.
Totgeborener Zwilling, weibl. Scheinzwitter.

1248. Lombroso, C., Caso singulare di ermafroditismo maschile transversale in una maniaca. Giorn. ital. delle malattie vener. Milano 1867, V. IV, p. 306—310. Siehe auch Annal. univ. di med. (Omodei) Milano 1874. Vol. 227, p. 478—481.
26 jähr. maniakalisches Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1249. Long, J. W., „Case of so-called Hermaphroditism." International Journ. of Surgery. August 1896.
Männl. Scheinzwitter.

1250. **Lop**, Soc. d'Obst. de Paris 18. II. 1903.

Fall von Scheinzwittertum aus Marseille.

1251. **Lorenzutti**, A., Di un pseudo-ermafroditismo. Triest 1844.

15 jähr. geisteskranker Knabe, früher als Mädchen angesehen, männl. Scheinzwitter.

1252. **Lorthioir**, „Exstrophie de la vessie." Soc. d. sc. méd. de Bruxelles. 6. IV. 1903. — Annal. des maladies des organes génito-urinaires. 1903, Vol. XXI, p. 1822.

Bei Operation einer Blasenekstrophie bei einem Mädchen von 2 1/2 Jahren männl. Scheinzwittertum erkannt.

1253. **Losshagen**, Nouvelles Littéraires de la Mer Baltique 1704, p. 105; siehe **Arnaud** l. c. p. 353.

Angeblich Ehe zwischen zwei Hermaphroditen, welche beide Kinder zeugten und gebaren.

1254. **Louet**, „Des anomalies des organes génitaux chez les dégénerés." Thèse de Bordeaux 1889.

Männl. Scheinzwitter „déséquilibré".

1255 **Love**, W. S. (u. **Mc. Guire**), New York. Times 26. I. 1884.

Die 35 jähr. W. Va. als männlicher Scheinzwitter erkannt, heiratete später ein Mädchen. Die Person verlangte spontan Zuerkennung männlicher Rechte.

1256. **Lucksch**, F., Über Missbildung der Vasa deferentia. Prager med. Wochenschrift 1903, Nr. 33.

1257. **Lucksch**, „Ueber einen Fall von weit entwickeltem Hermaphroditismus spurius masculinus internus bei einem 45 jähr. Individuum." Neue Zeitschr. f. Heilkunde. XXI. Bd. N. Folge. I. Bd. 1900, Nr. 7.

Nekropsie eines 45 jähr. geisteskranken Mannes, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1258. **Lucksch**, F., Prag. med. Woch. 1903, Nr. 37.

Nekropsie eines 54 jähr. Mannes ergab männl. Scheinzwittertum mit Rudimenten eines Uterus.

1259. **Lukomskij**, „Seltene Beobachtung von Zwittertum." Russkaja Medicina 1887, Nr. 43. (Russisch.)

30 jähr. Weib, Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

1260. **Lusitani, Amati**, medici physici praestantissimi Curationum medicalium Centuria II, Curatio XXXIX, Lugdani MDLXXX, p. 553.
Maria Patheca (Pacheca), später Manuel genannt, Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1261. **Lustgarten**, „2 Fälle von Cryptorchismus." Przegl. Lekarski 1875. Bd. XIV, p. 272. (Polnisch.)

1262. **Lutaud**, „De l'hermaphrodisme au point de vue médicolégal." Nouvelle Observation: Henriette Williams." Revue d'Obst. et de Gyn. Nov. 1885 — und: Répert. univ. d'Obst. et de Gyn. 1886, p. 54.
26jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter, Beischlaf amphoter.

1263. **Lutaud**, Amer. Journ. of Obstetr. February 1886.
Einzelheiten Katharina Homann betreffend.

1264. **Lynieus, Joa Faber**, Notat. ad Histor. Mexic.
Scheinzwitter mit amphoterem Geschlechtsverkehr.

1265. **Mabaret du Basty**, „Absence d'une partie des organes génitaux externes chez deux soeurs." Progrès méd. 1890, II, p. 503.
Zwei Schwestern von 42 u. 35 Jahren, Marie u. Cathérine G., wahrscheinlich männliche Scheinzwitter.

1266. **Magitot**, Le Progrès Médical 1881. Nr. 26.
Männlicher Scheinzwitter, 12 Jahre lang als Frau verheiratet.

1267. **Magitot**, Nouveau cas d'hermaphrodisme. Bull. de la Soc. de chir. 1881, p. 443.

1268. **Magitot**, Observ. d'Ernestine G. Bullet. Soc. anthropolog. 1881, T. IV, p. 487.

1269. **Magitot, E.**, „Sur un nouveau cas d'hermaphroditisme." Bullet. de la Soc. d'Anthropol. de Paris 1883. Ser. 3, T. IV, p. 487.
40jähr. Weib, Witwe, männl. Scheinzwitter, Beischlaf amphoter.

1270. **Magnan**, Archiv de Neurologie. T. XIII, Nr. 39, Mai 1887, p. 419.
Männl. Scheinzwitter, lange Zeit als Weib geltend.

1271. **Magnan**, Société médico-psychologique; siehe **Laurent** l. c.
Zwei männl. Scheinzwitter, geistesschwach.

1272[a]. Magnan, V., Communication à la Soc. médicopsychol. 28. II. 1887; siehe Archives de Neurologie. T. XIII, Nr. 39. Mai 1887, p. 419.

1272[b]. Magnan, V., Psychiatrische Vorlesungen, II.—III. Heft: „Über die Geistesstörungen der Entarteten." Deutsch von P. J. Möbius. Leipzig 1892, p. 27 u. 71.

25jähr. Individuum, geisteskrank, amphotere Kohabitation, wahrscheinl. männl. Scheinzwitter.

1273. Mahon, Méd. légale et police médicale. T. I, Paris 1811, p. 90: „Hermaphrodites".

1274. Malacarne, V., Transmutazione (apparente) di femmina in maschio. Mem. soc. ital. dei 40. Modena 1802. Vol. IX, p. 109; siehe Meckel, Reils Archiv Bd. XI, p. 317.

Männl. Scheinzwitter.

1275. Malacarne, Mem. della societa italica. Vol. IX, 1802.

Ein männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1276. Malthe, Norsk Magazin for Laegevidenskab 4[de] raekke, 10[de] Bind, p. 58. Forhandlinger Med. Selskabmoede 20[de] Marts 1895.

28jähr. Mädchen, Anna Marie, männl. Scheinzwitter, plastische Operation.

1277. Malvani, E., Rendiconto delle ammalati ricoverate nel Ospizio celtico etc. Torino 1830.

Amputation einer penisartigen Clitoris bei einer Prostituierten.

1278. Manec u. Bouilland jun., Singulière variété d'hermaphroditisme. Journ. univ. de méd. et de chir. pratique Paris 1833. — Bullet. de la R. Acad. d. méd. Séance 5 Mars 1833, T. II; siehe Klebs: Handb. d. path. Anat. 1876, I. Bd., p. 746.

Nekropsie eines 62jähr. Mannes ergab weibl. Scheinzwittertum.

1279. Mansurow, siehe Zarubin, Medicina 1896 (russisch).

62jähr. Bäuerin männl. Scheinzwitter.

1280. Manton, „An unusual case of epispadias, pseudohermaphrodisme." Lancet 1890, II, p. 295.

Kind, zur Geschlechtsbestimmung gebracht von der Hebamme, männl. Scheinzwitter.

1281. Marc, Tract. Hermaphrodite: Diction. d. sc. méd. T. XXI, Paris 1817 — und: Diction. d. sc. méd. T. VII, Bruxelles 1829; siehe auch Meissner u. Schmidt: Encyclopädie d. med. Wissenschaften Bd. VI, Leipzig 1836.

20 jähr. Braut, männl. Scheinzwitter.

1282. Marchand, „Ein neuer Fall von Hermaphroditismus spurius masculinus." Virchows Archiv 1883. Bd. 42, p. 286—295.

29 jähr. Marie Raab, Gerichtsverhandlung; männlicher Scheinzwitter. Untersuchung durch Prof. Ahlfeld, Dr. Marchand u. Dr. Brettel.

1283. Marchand, F., Über allgemeine Hyperplasie der Nebenniere u. einer accessorischen Nebenniere im Lig. latum bei Pseudohermaphroditismus femininus. Festschrift Rudolf Virchow gewidmet 1891. Bd. I, p. 554.

Befund bei Nekropsie einer Frau, weibl. Scheinzwitter.

1284. Maret, Descriptions des hermaphrodites; siehe Mém. de l'Acad. de Dijon. Vol. II, p. 157, Dijon et Paris 1872; siehe auch Richters Bibliothek Bd IV, p. 140.

1285. Maret, Mém. de l'Acad. de Dijon 1767. T. II, p. 157; siehe auch Paul Mahon, Méd. Légale T. I, Paris 1802.

Sektion eines 17—18 jähr. Scheinzwitters: Jean Pierre Hubert, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter mit Hernia inguinalis uteri neben cystisch degeneriertem rechten Hoden.

1286. De Maria Carlo, Note al manuale di med. legale di G. L. Casper. Torino 1859, Note 23, Vol. II, p. 451.

60 jähr. Frau, erst verheiratet, als Witwe mit anderen Weibern kohabitierend. Nekropsie: männl. Scheinzwitter.

1287. Marocco, „Anomalie di svilluppo del feto." Societa Lancisiana degli ospedali. Roma 5. I. 1895. — Gazzetta degli ospedali 1895, Nr. 12, p. 127.

Mehrfach mißbildeter 7 monatl. Fötus, weibl. Scheinzwitter.

1288. Mars, A. v., „Ein Fall operativ behandelten Scheinzwittertums." Przegl. Lek. 1903, Nr. 40, p. 567—569.

Spaltung der unteren Wand des Canalis urogenitalis bei einer 23 jähr. verheirateten Frau, vermutlich weibl. Scheinzwitter.

1289. **Martens**, F. H., Beschreibung u. Abbildung der männl. Geschlechtstheile von M. D. Derrier, Leipzig 1802. Marie Dorothea Derrier = Carl Dürrgé; siehe auch Mayer, Caspers Wochenschr. Berlin 1835, Nr. 50 — und: Frorieps Notizen aus d. Gebiete der Natur- u. Heilkunde. Juli 1835, Nr. 973.

1290[a]. **Martens**, Kritische Jahrbücher zur Verbreitung der neuesten Entdeckungen in d. Geburtshülfe. Bd. I, 1801.

1290[b]. **Martens**, „Beschreibung und Abbildung einer sonderbaren Missgestaltung der Geschlechtstheile von M. Derrier. Leipzig 1802.

1291. **Martin**, F. E., „Sur un cas de persistance des canaux de Müller, oblitération des voies urinaires, neutralité sexuelle.“ Journ. d'anat. et de physiol. 1878, T. III, p. 21.

Unreifer Fötus.

1292. **Martin, Ernest**, Histoire des monstres depuis l'antiquité jusqu'à nos jours. Paris 1880, p. 311—329: siehe auch: El Quatranere, Mémoires géographiques et historiques de l'Egypte. T. I, p. 321.

Erwähnt eine Ehescheidung wegen Erreur de sexe in Tunis im Jahre 332 der Zeitrechnung Hégire, gemäß Angabe des arabischen Historikers Macrisy.

1293. **Martin, Christoph**, The Brit. Gyn. Journal, Part. 37. Aug. 1894, p. 35.

Herniotomie rechts bei einem 19 jähr. Mädchen, der ektopische Körper fälschlich für Ovarium gehalten, reponiert. Im 20. Jahre Herniotomie links: Hoden gefunden. Bauchhöhle eröffnet: Kein Uterus: Äußere Genitalien weiblich, blind endende Vagina. Charakter u. Empfinden weiblich.

1294. **Martini**, J., „Ein männlicher Zwitter als verpflichtete Hebamme.“ Caspers Vierteljahrsschr. f. gerichtl. u. öffentl. Medicin. Berlin 1861, Bd. 19, p. 303.

Hebamme Maerker, gerichtlich belangt, verheiratete Frau, männl. Scheinzwitter.

1295. **Martin**, C., Spurious hermaphroditisme. Brit. med. Journ. 1895, p. 81.

Männl. Scheinzwitter, hysterisch.

1296. **Masars**, Mémoir. de l'Acad. de Toulouse. T. II, p. 39.

Männl. Scheinzwitter.

1297. Mattheis, Gius de, „Sopra un apparente cambiamento di sesso negli individui d'una intera famiglia. Roma 1805. Effemeridi clin. med. dell' anno 1804, Sem. 2, Milano 1805, p. 92.

Drei Schwestern verwandelten sich im geschlechtsreifen Alter in Männer — (männl. Hypospaden? F. v. N.).

1298. Matthes, H., Specimen anatomico-pathologicum de vitiata genitalium genesi quae hermaphroditica dicitur. Inaug.-Diss. Amstelaedami 1836.

Allgemeines, Kasuistik u. eigene Beobachtung von Uterus bei einem männl. Scheinzwitter.

1299. Matthes l. c. p. 64. „Descriptio casus nondam editi, in quo, deficientibus organis generationis externis, interna e masculinis et foemininis conflata videntur."

Nekropsie einer Mißgeburt, vom Chirurgen Hollander an G. Vrolik zur Untersuchung gesandt, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1300. Mattheus u. Sanzius, „Gegenseitige Befruchtung zweier Hermaphroditen." Siehe Moellerus: De cornutis et hermaproditis, p. 157.

1301. Mathews, F. S., „A Male Pseudo-Hermaphrodite." Medical Record 27. V. 1899, p. 764.

Mikroskopische Untersuchung einer vor 7 Jahren exstirpierten Leistendrüse ergibt männl. Scheinzwittertum eines 19 jähr. Mädchens. Operation durch Charles F. Poore.

1302. Matthieu, Diss. an hermaphroditus utroque sexu potens. Paris 1659.

1303. Matthyssens, Précis élementaire de méd. légale. T. I. Auvers 1837, p. 57.

1304. Matzner, E., „Ueber einen Fall von geschlechtlicher Missbildung." Wiener med. Woch. 1902, Nr. 2.

Marie G., 52 jähr. Mädchen, angeblich genotzüchtigt; gerichtlich-medizin. Untersuchung ergab männl. Scheinzwittertum u. Imbecillität.

1305. Maude, Arthur, „A case of Pseudo-Hermaphrodism." Brit. Gyn. Journ. Nov. 1898. Part LV, p. 429.

$13\frac{1}{2}$ jähr. Mädchen, von drei Ärzten als weiblich bestimmt, männl. Scheinzwitter.

1306. Mayer, J. Fr., Dr. Luthérien. Dissertatio, Gryphiae 1705; siehe auch Nillenberg, Dr. Luthérien. Danzig.

Intrigue, um den Bischof Albert von Bremen, angeblich einen Hermaphroditen, seines Amtes zu entheben, nach dem

Gesetze, daß ein Hermaphrodit weder ein kirchliches noch ein weltliches Amt bekleiden dürfe.

1307. Mayer, B., Salzburger med. Zeitung. Bd. IV, 1820.

1308[a]. Mayer, A. F. J. C., Journal f. Chir. u. Augenheilkunde. Bd. VII, Heft 3 u. Bd. VIII, Heft 2.

1308[b]. Mayer, A. F. J. C., Frorieps Notizen. Bd. XXVIII, Nr. 5, 1830 u. Bd. XLV, Nr. 5, 1835 u. Bd. XLVI, Nr. 6, 1835.

1309. Mayer, Aug. Frz. Joh. Carl, „Decas hermaphroditorum." Siehe Icones selectae praeparator. musei anatom. universitatis Friderico-Wilhelm-Rhenanae, quae Bonnae floret. Cum VI tab. Bonnae 1831.
Mehrere Präparate von Uterus masculinus aus dem Bonner Museum.

1310. Mayer, Beschreibung des Körperbaues des Hermaphroditen Dürrgé (Derrier). Caspers Woch. f. d. ges. Heilkunde 1835, Nr. 50, p. 801.

1311. Mayer, C. E. L., „Die Beziehungen der krankhaften Zustände u. Vorgänge in den Sexualorganen des Weibes zu Geistesstörungen." Verhandl. d. Gesellsch. f. Geburtsh. in Berlin 1896, p. 102.
52jähr. männl. Hypospade als Weib erzogen, zufrieden damit.

1312. Mayer, Nachricht über die Friedrich Margarethe Bergold; siehe Gräfes u. Walthers Journal f. Chirurgie u. Augenheilkunde. Berlin VIII, p. 201.

1313. Mayer, „O hermafrodytyzmie." Dziennik Medycyny, Chirurgji i Farmacji. Wilno 1830. T. III, p. 607. (Polnisch.)

1314[a]. Meckel, „De duplicitate monstrosa" c. tab. aeneis VIII. Halae et Berolini 1815.

1314[b]. Meckel, System der vergl. Anatomie. Bd. I, Halle 1821, p. 440.

1315. Meckel, J. F., Beytraege zur vergl. Anatomie u. Handb. d. menschl. Anatomie Bd. IV, p. 597.
Entwickelungsgeschichtliches.

1316. Meige, Henry, L'infantilisme, le féminisme et les hermaphrodites antiques." L'Anthropologie 1895, p. 257—275, 414 ss.

1317. Meige, Henry, Nouvelle Iconographie de la Salpetrière. Janvier, Février 1895, p. 56 ss.
„Deux cas de pseudohermaphrodisme antique."

1318. Menke, Walther, „Über Hermaphroditismus." Berlin. klin. Woch. 1897, Nr. 26, p. 556; und: Deutsche med. Woch. 1897, Nr. 3, 6, 8.
Nekropsie eines weibl. Scheinzwitters von fünf Wochen durch Virchow.

1319. Menzell, siehe Diemerbrock, Ephem. Natur. Curiosor. Decas I cum. 8. obs. 8.
Männl. Scheinzwitter.

1320. Merk, „Über Hermaphroditismus mit Demonstration." Berlin. klin. Woch. 1897, Nr. 4, p. 75.

1321. Merkel, „Fall von Missbildung." Ärztl. Verein zu Nürnberg. 17. III. 1898. Münch. med. Woch. 1898, Bd. XLV, Nr. 35, p. 1134.
22 jähr. Mädchen von zweifelhaftem Geschlecht.

1322. Merkel, H., Beitr. zur path. Anat. u. allg. Pathologie. XXXII, 1, p. 157, 1902.
Nekropsie eines 51 jähr. männl. Scheinzwitters mit Uterus u. beiden Hoden in einem Leistenbruche.

1323. Merkel, Casuist. Beitrag zu den Missbildungen des männlichen Genitalapparates. Jena.

1324. Mersch, Petersb. Geb.-gyn. Ges. 20. III. 1903.
32 jähr. Dienstmädchen kann keinen Dienst finden wegen männl. Aussehens, Beischlaf mit Weibern. Wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1325. Mertrud, „Dissert. sur la fameuse Hermaphrodite etc." Paris 1749. Mercure de France 1750.

1326. Messner, Ein neuer Fall von Hermaphroditismus verus (unilateralis?) am Lebenden untersucht und beschrieben. Virchows Arch. 1892, Bd. 129, p. 203.
31 jähr. verheirateter Mann, angeblich wahrer Zwitter, untersucht von Friedrcich, Koch u. Andcren.

1327. Metzger, Vermischte med. Schriften. Königsberg 1782. „Eine fehlende Gebärmutter."

1228. Meyer, H. v., „Ein Fall von Hermaphroditismus lateralis." Virchows Archiv Bd. XI, 1857, p. 420.
Neonatenleichenpräparat, angeblich H. verus lateralis, von Förster u. Klebs angezweifelt. — Dasselbe Präparat vorher von Cramer beschrieben.

1329. Michel, M., „Teratology; a rare case of heteropagian monster." Supplement to the Reference Handbook of the Med. Sc. (A. H. Bucks) 1894, p. 860.

Mangel jeglicher Geschlechtsorgane bei einem sternalen Autositus parasiticus.

1330. Mies, „Pseudohermaphroditismus masculinus." Münch. med. Woch. 1899, Vol. XLVI, p. 998.

66 jähr. Elise G., männl. Scheinzwitter mit Unterlippenkrebs, der zuerst den Verdacht auf „Erreur de sexe" lenkte, weil beim weibl. Geschlecht sehr selten.

1331. Mihalkovics, G., „A hermaphroditaságról." Budapest 1885.

Allgemeines, Entwickelungsgeschichtliches.

1332. Miłowidow, Individuum zweifelhaften Geschlechtes. Protokolle d. geb.-gyn. Gesellschaft in Kijew. (Russisch.) Jahrg. I, Heft II, 1888, p. 19.

1333. Mindt, Francis, „A case of apparent hermaphrodism." Boston surg. and med. Journ. 1895, II, 112.

1334. Mitricz, „Sibirisches Leben." Ježenedjelnik 1899. Nr. 42, p. 779.

Kaufmannsfrau, geschlechtlichen Verkehrs mit einer Lehrerin beim Gatten verdächtigt.

1335. Moiser (Winchester), Lancet 15 Oct. 1904. „Pseudohermaphrodism."

19 jähr. Mädchen von zweifelhaftem Geschlecht, trotz Bauchschnitt weder männl. noch weibliche innere Genitalien gefunden.

1336. Molinié, siehe Gatcheff l. c.

La Moinesse de Toulouse, männl. Scheinzwitter.

1337. Monorchis, E. A., „Von dem neu angekommenen Hermaphroditen in der Charité zu Berlin." Berlin 1801.

Beobachtung des Karl Dürrge, Dörrge, Derge, Derrier.

1338. Mons, O. M. van, Note sur un cas d'hermaphroditisme masculin chez deux jumeaux. Journ. de méd. physiol. et pharmacologie. Bruxelles 1868, T. 47, Nr. 15, p. 417; siehe Schmidts Jahrb. Bd. 141, p. 358.

Zwillinge, männl. Scheinzwitter.

1339. Montaigne, siehe Laurent l. c.

Verheiratete Frau in Plombières zum Tode verurteilt, männl. Scheinzwitter.

1340. Montanus, siehe Laurent l. c. p. 120.
Verheiratete Frau gebar Kinder u. schwängerte angeblich ihre Dienstmägde.

1341. Monti, Gesellsch. d. Wiener Kinderärzte 1903.
Kind zweifelhaften Geschlechtes aus Vorsicht Joseph Maria getauft.

1342. Moostakow, Medicina (Lowecz in Bulgarien) Juni u. Juli 1893 (?) 1894, p. 32: Kind mit Juxtaposition heterosexueller äußerer Genitalien.

1343. Mootoswamy, „Case of spurious hermaphroditism." Ind. Med. Gaz. Calcutta 1888, XXIII, p. 305.

1344. Morache, „Le mariage." Paris 1902. p. 266.
Französischer Gymnasiast erweist sich als weibl. Scheinzwitter. — Erreur de sexe.

1345. Morand, Mémoires de l'Acad. Royale des sc.; année 1750. Amsterdam, p. 155 — und: Observ. sur l'Histoire Natur. etc. p. 68; siehe Arnaud l. c. p. 302 ff.
Michel Anne Drouart, Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

1346. Morand, siehe Kaplan l. c. p. 43.
Angeblich allmonatliche Blutungen aus der penisartig von der Harnröhre durchbohrten Clitoris bei einem Mädchen.

1347. Morand, „De l'hermaphrodisme." Paris 1749.
13 jähr. Scheinzwitter von fragl. Geschlecht.

1348. Moreau (de Tours), Bulletin médical 3. IV. 1887. Répertoire Universel d'Obstétrique etc. 1877, p. 311.
10 jähr. Mädchen als Knabe mit Uterus erkannt, obwohl Hoden nicht festgestellt.

1349. Moreau, J. L., „Quelques considérations sur l'hermaphrodisme, suivi d'une extrait d'une observation du citoyen Giraud sur une conformation monstreuse des parties sexuelles." Mém. de la soc. méd. d'émulation, année I, pour l'an V de la république, p. 243.

1350. Moreau, Bullet. méd. 3. IV. 1887.
12 jähr. Mädchen, schwachsinniger männl. Scheinzwitter.

1351. Moriarty, Brit. Med. Journ. Dec. 1879. 13.
Lithotomie wegen Blasenstein bei einem Hermaphroditen. Genesung.

1352. Morrison, „Spurious Hermaphroditism." Birmingham and Midl. Counties Branch of Brit. Med. Associat. 12. IV. 1903. Brit. Med. Journ. 1903, Vol. I, p. 741.
Kleines Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1353. **Morisson**, Gaz. hebdom. 1856, Nr. 13.
Männl. Scheinzwitter.

1354. **Mossi, Giambattista**, „Monstruosa conformazione delle parti genitali." Giornale di Med. di V. L. Brera. Padova 1813. T. III, p. 362.
32jähr. männl. Scheinzwitter, Hypospade mit Vagina.

1355. **Mottet** (siehe **Laurent**, Les Gynécomastes. Thèse Paris 1888).
Scheinzwitter mit amphoterem Geschlechtsverkehr.

1356. **Müller, J. F.**, Genitalium sexus sequioris, ovi, eutritionis foetus atque nexus inter placentam et uterum brevis historia. Jenae 1782.

1357. **Müller, Wilhelm**, „Ein Fall von Missbildung am Beckentheil des weiblichen Urogenitalapparates." Inaug.-Diss. Marburg 1895.
Anatom. Präparat von Dr. **Bockenheimer** aus Frankfurt zugesandt, weibliches Scheinzwittertum.

1358. **Müller, Max**, Münch. med. Woch. 1899, p. 998.
Hypospadie des Scrotum ohne Hypospadie des Penis; männl. Scheinzwitter.

1359. **Müller**, s. **Cannstatts** Jahresbericht Bd. IV, 1854.
36jähr. Mann, durch den Penis normal menstruierend u. harnend, besaß auch eine in die Urethra mündende Vagina, infantilen Uterus mit viablen Tuben, jederseits Hoden, Ovarium, Parovarium. Äußere Genitalien männlich. Angeblich wahrer Zwitter.

1360. **Mundé, Paul F.**, „A Case of Presumptive True Lateral Hermaphrodism." Amer. Journ. of Obstetr. Vol. VIII, 1876, p. 615.
Katharina Hohmann betreffend.

1361. **Mundé, Paul F.**, „The Physical and Moral Effects of Abscence of the Internal Female Sexual Organs with remarks on congenital sexual malformations in the female." Amer. Journ. of Obst. Vol. 39, 1899, Nr. 3. Siehe auch **Swasey**, Amer. Journ. of Obst. 1880.
17jähr. Schülerin, männl. Scheinzwitter; 2jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter; 46jähr. Köchin **Mary** O'N., männl. Scheinzwitter.

1362. **Mundé, P.**, „Zur Kasuistik des totalen Mangels der Gebärmutter bei normaler Vagina u. einer seltenen Zwitterbildung." Centr. f. Gyn. 1887, Nr. 42, p. 670.
46jähr. Köchin, **Mary O'Neill**, wahrscheinlich ein männlicher Scheinzwitter.

1363. **Mundé**, P., Amer. Journ. of Obst. 1899, Nr. 3.
2 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter, Untersuchung mit Dr. Harry E. Vaux.

1364. **Mundé**, P., Amer. Journ. of Obstetr. 1899, Nr. 3.
Binnen 6 Jahren 27 Individuen fraglichen Geschlechtes untersucht im Mount-Sinai-Hospital.

1365. **Mundé, Paul F.**, „Seven unusual cases of congenital malformation of the female genital organs." Amer. Journ. of Obstetr. Vol. 27, 1893, p. 334.
Zwei Schwestern von 22 u. 20 Jahren, angeblich wegen Amenorrhöe behandelt, erwiesen sich als männliche Scheinzwitter.

1366. **Mursinna**, Journ. f. d. Chir. Arzneyk. u. Geburtsh. 1801, I. Bd., III. H., p. 555.
Mursinna erklärte Derrier-Dürrge mit Gall u. Hufeland übereinstimmend für einen weibl. Scheinzwitter, Kopp, Kaüsch, Sömmering, Rosenmüller, Osiander, Cowper, Lawrence für einen männl. Scheinzwitter.

1367. **Mussy, Gueneau de**, siehe Poppesco l. c. p. 43.
11 jähr. Mädchen, männl. Hypospade.

1368. **N. N.**, „Pseudohermaphroditismus femininus with hernia of the uterus." Annals of Gyn., Obst. and Paed. New York 1892, Vol. IX, p. 261.

1369. **Naegele**, „Beschreibung eines Falles von Zwitterbildung bei einem Zwillingspaare." Meckels Archiv Bd. 5, p. 136.
Zwillingsschwestern Katharina u. Anna Marie Manzer — später Karl u. Michel Manzer — erkennen im 17. Jahre ihr männl. Geschlecht.

1370a. **Nagel, W.**, „Zur Frage des Hermaphroditismus verus." Archiv f. Gyn. Bd. 58, I. Heft, 1899, p. 83—94. (Widerlegung der Deutung einer Geschlechtsdrüse durch Blacker u. Lawrence als Ovotestis.); ibid. p. 92: Todesursache der Katharina, des später als Mann in New York verheirateten Karl Hohmann: Tuberkulose.

1370b. **Nagel**, Arch. f. Gyn. 1899, Bd. 58, p. 92.
N. gibt laut Blacker an, die 1824 in Mellrichstadt geborene Katharina Hohmann habe in New York als Karl Hohmann geheiratet und ein Mädchen gezeugt. Hohmann soll am 15. VII. 1881 in Amerika an Lungenphthise verstorben sein, Sektionsprotokoll verloren gegangen.

1371. Nagle, L. E., A monstruosity of sex. New Orleans. Journ. of med. April 1869.

19 jähr. Bedienter, bald Katharina, bald Johann genannt, Geschlecht fraglich.

1372. Nanula, A., Caso d'apparente ermafroditisme. Filiatre Sebezio. Napoli 1838, Vol. XVI, p. 420.

24 jähr. Frau, männlicher Scheinzwitter mit Hypospadie.

1373. Neill, J., Monstruositys of sex. (The case of John G. Allen.) Amer. Journ. of med. sc. Philadelphia 1851, Vol. 22, p. 558.

Nekropsie eines 25 jähr. Weibes von fraglichem Geschlecht ergab weibl. Scheinzwittertum mit labialer Ovarialektopie u. Clitorishypertrophie — (? — F. v. N.).

1374. O'Neil, Amer. J. of Med. Se. 1857, p. 588.

Individuum für männl. Hypospaden gehalten, Nekropsie erwies weibl. Scheinzwittertum. Netzhernie einerseits und eine Bindegewebswucherung andererseits hatten Hoden intra vitam vorgetäuscht.

1375. Neugebauer, F. v., Demonstration der Photogramme von 6 binnen 8 Monaten in Warschau beobachteten Fällen von Pseudohermaphroditismus. Verhandl. d. deutsch. Gesellsch. f. Gynäkologie. V. Kongress. Leipzig 1893, p. 104.

1376. Neugebauer, F. v., Beitrag zur Lehre des Scheinzwittertums. (Polnisch.) Kasuistik von 432 Fällen — Przegląd Chirurgiczny, Warschau 1894, 1895, 1897.

Eigene u. fremde Kasuistik.

1377. Neugebauer, F. v., „Ein junges Mädchen von männlichem Geschlecht. Verhängnisvolle Folgen einer irrtümlichen Geschlechtsbestimmung. Verhandlung vor dem Strafrichter.“ Internation. photograph. Monatsschrift f. Medicin u. Naturwissenschaften. München 1896. III. Jahrg. August u. September.

Anklage wegen Mord u. Selbstmordversuch gegen ein 18 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1378. Neugebauer, F. v., „Irrtümer in der Bestimmung des Geschlechtes eruiert auf operativem Wege. Die an Scheinzwittern u. Personen zweifelhaften Geschlechtes vollzogenen Operationen. Eine Skizze der Entwickelungsgeschichte der Urogenitalorgane des Menschen. Mit 68 Abbildungen. (Polnisch.) Pamiętnik

Warszawskiego Towarzystwa Lekarskiego 1899, H. III, p. 713—807.

1379. Neugebauer, F. v., „50 Missehen wegen Homosexualität der Gatten u. einige Ehescheidungen wegen „Erreur de sexe." Zentr. f. Gyn. 1899, Nr. 18; polnisch: Gazeta Lekarska 1899, Nr. 21; französisch: Revue de Gynécologie et de Chirurgie Abdominale. Paris 1899, Avril.

1380. Neugebauer, F. v., „Ein in der Kasuistik des Pseudohermaphroditismus einzig dastehender Fall: ‚Aut penis rudimentarii aut clitoridis hypertrophicae implantatio perinaealis infra vulvam'." Zentr. f. Gyn. 1899, Nr. 5.

1381. Neugebauer, Fr. L., 37 Fälle von Verdoppelung d. äusseren Geschlechtstheile. Mon. f. Geb. u. Gyn. 1898, Bd. VII, p. 574. „6 Fälle von heterosexueller Doppelanlage der äusseren Geschlechtstheile. Juxtapositio organorum externorum sexualium utriusque sexus": 1. Coelius Rhodigin, Leçons antiques. Liv. XXIV, c. IV: Beobachtung aus Ferrara; 2. Beobachtung aus Rohrbach; 3. Beobachtung betreffend Louis Heinault; 4. die von Arnaud (l. c. p. 392) erwähnte Beobachtung; 5. die Beobachtung Moostakows; 6. eigene Beobachtung F. L. v. Neugebauers.

1382. Neugebauer, F. v., „Une nouvelle série de 29 observations d'erreur de sexe." Revue de Gynécologie et de Chirurgie Abdominale. Paris 1900, Janvier, Février.

1383. Neugebauer, F. v., Neuer Beitrag zur Lehre von dem Scheinzwittertum mit Kasuistik von 35 Beobachtungen. (Polnisch.) Gazeta Lekarska 1900, Nr. 16—21.

1384. Neugebauer, F. v., Uteruscarcinom bei einer 53jähr. (XIII p.) mit bedeutender Clitorishypertrophie.
Nr. 425 der vom Verfasser zusammengestellten polnisch veröffentlichten Kasuistik.

1385. Neugebauer, F. v., Demonstration des anatomischen Präparates der Genitalien der 63jähr. Pauline Geilhofer (Übungsprotokolle Nr. 1075, p. 307), eines männl. Scheinzwitters. Präparat aus dem Museum f. gerichtl. Medicin in Wien. (Nicht beschrieben bis-

her.) Männl. Scheinzwitter, Diagnose sub necropsia. Warschauer ärztl. Gesellschaft.

1386. Neugebauer, Fr. v., 17 Fälle von Koinzidenz von Geistesanomalien mit Pseudohermaphroditismus. Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. Leipzig. Jahrg. II, 1901.

1387. Neugebauer, Fr. v., Interessante Beobachtungen aus dem Gebiete des Scheinzwittertums. (Mit 42 Abbildungen.) Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen. IV. Jahrg. 1902.

Eigene u. fremde Kasuistik von verschiedenen Gesichtspunkten aus gesichtet: Erreur de sexe bezüglich verlobter Mädchen, verheirateter Individuen, 27 Fälle von Konstatierung männl. Scheinzwittertums bei Prostituierten, 42 Fälle von Kollision eines Scheinzwitters mit verschiedenen Behörden oder Polizei, 4 Fälle von Selbstmordversuch eines Scheinzwitters usw.

1388. Neugebauer, Fr. v., Mann oder Weib? Sechs eigene Beobachtungen von Scheinzwittertum u. „Erreur de sexe“ aus dem Jahre 1903. Zentralbl. f. Gynäkologie 1904, Nr. 2.

1389. Neugebauer, F. v., „Ein interessanter Fall von zweifelhaftem Geschlecht.“ Wiener klinische Rundschau 1902, Nr. 32.

1390. Neugebauer, F. v., „Ein interessanter Fall von zweifelhaftem Geschlecht eines als Frau verheirateten Scheinzwitters.“ Zentr. f. Gyn. 1902, p. 171.

1391. Neugebauer, F. v., „Vier neue eigene Beobachtungen von „Erreur de sexe“ resp. schwieriger u. in zwei Fällen operativer Geschlechtsbestimmung.“ (Polnisch.) Medycyna 1903.

1392. Neugebauer, F. v., „103 Beobachtungen von mehr weniger hochgradiger Entwickelung eines Uterus beim Manne (Pseudohermaphroditismus masculinus internus) nebst Zusammenstellung von 58 Beobachtungen von periodischen, regelmäßigen Genitalblutungen, Menstruation, vikariierender Menstruation, Pseudomenstruation, Molimina menstrualia etc. bei Scheinzwittern.“ Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen her. von Dr. Magnus Hirschfeld. Leipzig 1904. VI. Jahrg. (109 Seiten.)

1393. Neugebauer, F. v., „Sei nuovi casi di Pseudo-Ermafroditismo.“ Estratto dell' Archivio di Psichiatria, Medicina Legale ed Antropologia criminale. Vol. XXV, Fasc. III. Torino 1904.

Italienische Übersetzung von der Redaktion geliefert aus Zentr. f. Gyn. 1904 Nr. 2.

1394. Neugebauer, F. v., Welchen Werth hat die Kenntniss des Hermaphroditismus für den praktischen Arzt? Sammlung klinischer Vorträge, herausg. v. R. v. Volkmann. Neue Folge, Leipzig 1905, Gynäkologie Nr. 145.

Allgemeines u. Kasuistik.

1395. Neugebauer, F. v., 1000 Beobachtungen von Hermaphroditismus mit 46 eigenen Fällen. Gesammtkasuistik mit zahlreichen Abbildungen. Polnisches Manuskript 1905.

1396. Nonne, „Zwei Fälle von Pseudohermaphroditismus masculinus bei zwei Geschwistern.“ Jahrb. d. Hamburgischen Staats-Krankenanstalten her. v. Alfred Kast. II. Jahrg. 1890. Leipzig 1892, p. 446.

Zwei Schwestern, männl. Scheinzwitter.

1397. Nuhn, Illustrirte med. Zeitung. München 1853, Bd. 3, S. 93, Fig. 4.

Blind geborener, später blödsinnig gewordener 22j. männl. Scheinzwitter mit Uterus. Sektionsprotokoll.

1398. Nunciante, Jp., Su d'una bizarra anomalia delle parti generative. Ann. clin. degli incurab. Luglio 1836. — Filiatre Sebezio. Napoli 1837. Vol. XIII, p. 237.

Geschlecht fraglich.

1399. Nussbaum, M., „Über eine Cyste am Blasengrunde (vergrösserter Uterus masculinus)“. Centr. f. klin. Med. Bonn 1880, p. 401.

1400. Obolonsky, „Beiträge zur pathol. Anatomie des Hermaphroditismus.“ Zeitschrift f. Heilkunde, Bd. IX, 1888; p. 211: Zwei Einzelbeobachtungen, deren eine bereits von Wrany (Prager Viertelsjahrschrift, 1867, Bd. 93, p. 67) beschrieben wurde; p. 224: „Ueber einen Fall von wahrscheinlichem Hermaphroditismus spurius masculinus bei weiblichem Habitus und regelmässiger Menstruation.“

Nekropsie einer 50j. Tagelöhnerin Rosa N. durch Prof. Chiari: Sarcoma carcinomatodes uteri von der rechten Keimdrüse ausgehend, linkerseits Hode, keine Ovarien.

12j. Klosterpensionärin Gabriele L., Tod nach Herniotomie. H. verus lateralis.

1401. Odin, „Hermaphrodisme bisexuel." Lyon Médical. Vol. XVI, Nr. 13, 21. VI. 1894, p. 214 u. Gaz. d. hôpitaux 1874; siehe: Poppesco l. c. p. 46.

Matthieu Nathalie Perret, 63j. Mann, angeblich Zwitter mit Ovarien und Hoden. Nekropsie.

1402. Oesterlen, „Die Unfähigkeit zur Fortpflanzung." Handb. d. gerichtl. Medicin her. von J. Maschka. III. Bd. Tübingen 1882, p. 62.

1403. Oldham, siehe Horrocks (Brit. Med. Journ. 1903. Vol. I, p. 330.).

Hernia ovarii bei einer verheirateten Frau diagnostiziert, Nekropsie erwies männl. Scheinzwittertum.

1404. Olphan, Un mot sur la gynécomasie et hypertrophie de la glande mammaire chez l'homme. Thèse de Paris 1881.

1405. Ord, W. M., Malformation of the genital organs of a man. Brit. Med. Journ. 1. Nov. 1879; siehe auch: Transact. med. chir. Vol. 63, p. 11.

Leiche eines 36j. Mannes mit teilweiser Entwickelung eines Müllerschen Fadens.

1406. Orschansky, Die Vererbung. Stuttgart 1903.

1407. Osiander, Denkwürdigkeiten f. d. Heilkunde u. Geburtshülfe II. Bd. Göttingen 1795, p. 462: „Über die Geschlechtsverwechselung neugeborener Kinder."

15j. Mädchen erkennt spontan ihr männl. Geschlecht. — 3j. Mädchen, ein männl. Scheinzwitter.

1408. Osiander, Neue Denkwürdigkeiten. Göttingen 1797, p. 268 und 1799, p. 245.

Einzelheiten, Adélaide Préville betreffend.

1409. Osius, Med. Annalen Bd. VII. Heidelberg 1841.

Weibl. Scheinzwitter.

1410. Oswald, Wien. med. Wochenschrift 1854, Nr. 52.

1411[a]. Otto, Ad. Wilh., „Ein männlicher Hermaphrodit, der in drei Ehen als Frau gedient hat, u. ein weibl. Hermaphrodit." Ottos Neue seltene Beobachtungen. Berlin 1824. Heft 2, p. 123.

1431. Parmly, George Dubois, „Hermaphroditism". Amer. Journ. of Obst. and Diseases of Women etc. XIX Vol. Sept. 1886, p. 943.

35j. Mädchen, W. Va., männl. Scheinzwitter; Untersuchung durch Dr. Love u. Mc. Guère.

1432. Parsons, A mechanical and critical enquiry into the nature of hermaphrodites. Lond. 1741. Philosoph. transact. T. XLI. part. II.

26j. Mädchen mit Clitorishypertophie u. labialer Ovarialektopie, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1433. Partagas, Gine'y?

Ein Scheinzwitter.

1434. Partridge (Pathol. Soc. Transactions). Vol. XV, p. 154. Vol. XVI, p. 191.

Anatom. Präparat, männl. Scheinzwittertum.

1435. Paton, E. Percy, „A case of vertical or complexe hermaphroditism with pyometra and pyosalpinx. Memoral of the pyosalpinx." Lancet 1902, 19. VII, Nr. 4116. Vol. CLXIII, p. 148.

Bauchschnitt bei einem 20j. Manne mit Resection einer Pyosalpinx. Männl. Scheinzwitter. Unicum.

1436. Patton, Charles Lamphier, „A case of malformation of the internal genitals with the reproductive glands in the Labia majora." Amer. J. of Obst. Octob. 1904, p. 496.

15j. Mädchen mit Molimina menstrualia, Herniotomie verweigert, männl. Scheinzwittertum vermutet.

1437. Paul, Julius, Zwei Fälle von Anomalie in der Bildung der Geschlechtstheile." Fr. Günsburgs Zeitschrift f. klin. Medicin. IV. Jahrg. Breslau 1853. p. 4—5.

Nekropsie eines 83j. Weibes, das als Soldat gedient hatte — weibl. Scheinzwitter angeblich.

1438. Paulus, „Beitrag zur Transposition der Organe." Oesterreich. med. Wochenschrift 1842, Nr. 47, p. 1166.

1439. Paulini. Observationes. Cent. I, obs. 53, p. 67. Lips. 1706.

1440. Péan, Le Bulletin Médical 3. IV. 1895, p. 317 u. Gaz. d. Hôpitaux 1895, p. 41; s. auch: Revue internation. de méd. et de chir. prat. 1895, Nr. 10.

Verkannter weibl. Scheinzwitter, vielfache Peripetien in der Erziehung, operative Diagnose, mehrere unnötige Operationen.

1441. Péan, Gaz. d. hôpitaux 1884, p. 105. „Pseudofemme par son vestibule et l'ébauche d'une vulve."
Louise R., 27j. Mechanikerin, in einer Pariser nur Frauen u. Mädchen beschäftigenden Fabrik, Wolf im Schafstalle, männl. Scheinzwitter, verlangt Anerkennung männl. Rechte.

1442. Pech, „Auswahl einiger seltener u. lehrreicher Fälle, beobachtet in der chirurg. Klinik der chir.-med. Academie zu Dresden." Dresden 1858.
Beschreibung der Prostituierten Marie Rosine, des späteren Gottlieb Göttlich, eines männl. Scheinzwitters.

1443. Pelvet 1865; siehe Arnold l. c.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1444. Pendl, „Gynäkomastie." K. k. Ges. d. Aerzte in Wien. 17. VI. 1898. Wiener med. Woch. 1898, XI, p. 617.
Männl. Scheinzwitter.

1445. Perrat (s. Arnaud l. c. p. 286).
7j. Mädchen wegen angeblichen Leistenbruches untersucht. Descensus testiculi eines männl. Scheinzwitters.

1446. Petit, Jean Louis, Observation sur un hermaphrodite. Vide: Mémoires de l'Académie des Sciences de Paris, 1720 u. Histoire de l'Acad. d. sc. Paris. Année 1720, p. 38.
Nekropsie eines 22j. Soldaten, männl. Scheinzwitter.

1447. Petit, Hermaphrodisme apparent. Sexe féminin. Union méd. 1879, Nr. 90.

1448. Petit, „Pseudohermaphrodisme par hypospadias périnéoscrotal." Nouv. Archives d'Obst. et de Gyn. 1891, p. 297; siehe auch: Bullet. et Mémoires de la Soc. obst. gyn. de Paris. Mai 1891.
20j. Kellnerin Eugénie Rémy, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter. Für Le Dentu Geschlecht zweifelhaft.

1449. Petit, „Malformation des organes génitaux constituant peut-être un cas d'hermaphrodisme vrai." Progrès Méd. 1902, p. 22.
Herniotomie beabsichtigt, um das zweifelhafte Geschlecht eines 20j. Individuums festzustellen.

1450. **Petit** u. **Laignel-Lavastine**, „Malformation des organes génitaux, hermaphrodite vrai.“ Soc. méd. d. hôpitaux. 11. III. 1902. — Revue méd. 1902, Nr. 25, p. 295.

23j. Mädchen, gerichtlich für männl. Scheinzwitter erklärt. Menstruation, Geschlecht fraglich.

1451. **Pfister**, „Zwei seltene Fälle von kongenitalen Mißbildungen.“ Deutsche med. Woch. 1904, Nr. 24.

2jähr. Araberin Fatme in Kairo, männl. Scheinzwitter.

1452. **Philippi**, „Note sur un cas d'hermaphrodisme apparent, ectopie testiculaire, castration double.“ Union méd. du Canada, Montréal 1893, Nr. 46. **Referat**: Centr. f. Gyn. 1894, Nr. 47, p. 1212.

1453. **Phillips**, „Four cases of Spurious Hermaphroditisme in one family.“ Obstetr. Soc. of London, June 2, 1886. — Brit. Med. Journal 1887, p. 41.

4 Kinder von 9 wiesen die gleiche Mißbildung, peniscrotale Hypospadie auf.

1454. **Philologus**, Th., De microcosmi affectuum maris hermaphroditi miseria. Venet. 1575.

1455. **Phlegon**, De rebus mirabilibus. Brunsvigae 1839. cp. IV f.

Mädchen, das zur Zeit des Kaisers **Claudius** zum Manne wurde.

1456. **Piazzesi**, **Vict.**, Acta sanctae Sedis, redacta studio etc. 1883, Vol. XXI.; s. auch: **Gius. Badaloni**, Bollet. R. Acad. med. di Roma 1885. — Gazz. degli Osped. di Milano Luglio 1885; s. auch: **Filippi**, Manuale di med. legale. Firenze 1896, p. 138.

Scheidungsprozeß der **Faustina Mauro**, eines männl. Scheinzwitters, später **Faustino Mauro** genannt.

1457. **Picardat**, Recherches sur les anomalies cong. du canal de l'urèthre. Thèse. Paris 1858.

Mädchen, als männl. Scheinzwitter erkannt.

1458. **Pierquin**, „Réflexions sur un cas d'hermaphrodite et d'hypospadias.“ Montpellier 1823.

1459. **Pietsch**, „Gedanken von den Zwittern.“ Hamburgisches Magazin, Bd. III. Berlin 1818.

1460. **Pinaeus**, **Severinus**, De virginitatis notis, graviditate et partu. Amstelodami 1598, 1663, Lib. I,

p. 75; erwähnt von H. F. Teichmeyer, Institutiones medicae legales. Jenae 1731, p. 109.

1577 in Paris Knabe geboren, dann für Mädchen angesehen, Jeanne getauft, später wieder für Knaben angesehen, männl. Scheinzwitter.

1461. Pinel, Mém. de la Soc. méd. d'émulation. Paris 1804. Vol. IV, anno VIII, p. 340, Nota 1.

Sektion eines 18j. Soldaten, männl. Scheinzwitter.

1462. Pinel, Philippe, „Observations sur les vices originaires de conformation des parties génitales de l'homme et sur le caractère apparent ou réel des hermaphrodites." Mém. de la soc. méd. d'émulation année IV pour l'an VIII de la république, p. 342—1799.

Männl. Scheinzwitter mit Uterus. 18j. Soldat, Nekropsie.

1463. Plasencia, „Informe acerca del sexo à que pertenece un individuo." Ann. r. Acad. de cienc. méd. de la Habana 1892—1894, Vol. XXIX, p. 224.

1464. Plater, F., Observ. in homin. Affect. Lib. III. Basileae 1614 (erwähnt bei Foerster l. c. p. 154).

Anna Jakob, als Mädchen erzogener männl. Scheinzwitter.

1465. Plenk, Elementa medicinae et chirurgiae forensis. Edit. II. Viennae 1786.

1466. Plinius, Natur. hist. lib. VII, c. II, III, IV. Ältere Angaben von Calliphanes, Aristoteles und Beschreibung des Lucius Cositius, eines als Frau verheirateten männl. Scheinzwitters. Caji Plinii Secundi histor. mundi libri XXXVII. Basileae in officina Frobeniana. MDXXXIX, p. 109.

1467. Plinius (d. Ältere), Historia mundi cap. IV, lib. VII: „De mutatione sexus."

Knabe zum Mädchen geworden.

1468. Plouquet, Literatura medica digesta. Stuttgart 1808, I, p. 299, Art.: „Clitoris magna".

1469. Plowden, „Half a man in court." Lancet 17. II. 1900, p. 475.

Erwachsener Mann aus Jamaika, obere Körperhälfte weiblich, untere männlich gebildet.

1470. Podesta, „Un caso de hermaphroditismo." Annal. de Circ. med. arg. Buenos Aires 1887, X, p. 43.

1471. **Polaillon**, Soc. gyn. de Paris. 12. V. 1887; s. Gaz. méd. de Paris, Série 7, T. IV. 18. VI. 1887, p. 289.
Nekropsie eines 31 j. Mannes von weibl. Aussehen, weder Hoden noch Ovarien gefunden, wahrscheinlich männlicher Scheinzwitter.

1472. **Polaillon**, Paris Médical, La clinique 1891, Nr. 27, p. 644 — und: Journ. de méd. de Paris 1891, Nr. 29, p. 691.
Nekropsie einer 25 j. Prostituierten durch Bradier wies männl. Scheinzwittertum auf. Beobachtung von Fourneux, später Polaillon, Nekropsie durch Bradier.

1473. **Pollock, C. Fred.**, Brit. Med. Journal 9. VI. 1883, p. 1176: „A case of hermaphroditism."
$4^1/_2$ j. Mädchen erwies sich als männl. Scheinzwitter.

1474. **Pontano, G.**, Delle case celesti. Libr. X. Venetiis 1519.
P. erfuhr von Antonio Panormita, eine seit 14 Jahren verheiratete Frau wurde zum Manne. Um dem Spott zu entgehen wurde sie Mönch und lebte bis zum Tode in der Minerva in Rom, daselbst begraben. — Pontano: Zwölf Jahre verheiratete Frau trennte sich vom Gatten und heiratete eine Frau. Der Richter ließ auf Befehl des Königs Ferdinand der zum Manne gewordenen Frau ihre Mitgift zurückgeben.

1475. **Pontanus**, siehe Arnaud l. c. p. 280.
Zweifelhafte Einzelbeobachtung.

1476. **Ponté**, „Hermaphrodisme et élection." Lyon Médical. Vol. II, 1894, pag. 253.
Beobachtung von Dr. Bary in Salisbury im Staate Connecticut 1873.

1477. **Poppesco**, „Hermaphrodisme et sexe mal défini." l. c. p. 44.
Individuum mit perverser Sexualempfindung, Geschlecht zweifelhaft.

1478. **Poppesco** l. c. p. 41.
17 jähr. Mädchen für einen männl. Scheinzwitter erklärt.

1479. **Porro, Ed.**, „Indagine cruenta per giudicare con sicurezza del sesso." Gaz. med. Lombardo Milano 1862, p. 615, Nr. 51.
Beschreibung der von Porro vollzogenen diagnostischen Operation: Leistenschnitt behufs Feststellung fraglichen Geschlechtes bei einem Mädchen u. Angabe über den Selbstmord eines genital mißgebildeten 17 jähr. Vetters.

1480. Porro, E., Ermafroditismo. Gazz. med. lomb., Dicembre 1862, p. 675, Nr. 51.
Selbstmord eines 17 jähr. Hypospaden.

1481. Porro, Eduardo, Ermafrodismo. Milano, Rechiedei 1882. Referat: Gazzetta Medica Italiana. Lombardia. Tomo IV, anno 1882.

1482. Porro, Gazz. Lombard. 4, VIII, 1882.

1483. Portal, Anatomie médicale. T. V, p. 471.

1484. Portilla, Annales de Ostetricia, Ginecopathia y Pediatria 1888, Nr. 89; siehe Répert. Univ. d'Obst. et de Gyn. 1888, p. 502.
20 jähr., angeblich weibl. Scheinzwitter in einer Strafanstalt.

1485. Pottier-Duplessis, „Un cas d'hermaphrodisme masculin." Rec. de méd. militaire 1867, p. 432, Série III, T. XIX. (Ref.: Virchow u. Hirsch, Jahresbericht f. 1867, Bd. I.)
Angeblich menstruierender männlicher Scheinzwitter, 21 jähr. Hypospade.

1486. Pozzi, Gazette Médicale de Paris. 7, III, 1881.
Beschreibung eines 18 jähr., von Mottet untersuchten männlichen Scheinzwitters.

1487. Pozzi, S., „Homme hypospade considéré depuis vingt-huit ans comme femme." Annales de Gyn., T. XXI, 1884, p. 257.
Louise B., verkannter männl. Scheinzwitter.

1488. Pozzi, S., „Sur un pseudo-hermaphrodite androgynoide prétendu femme ayant de chaque côté un testicule, épididyme (ou trompe?) cystique et une corne utérine rudimentaire à gauche formant hernie dans le canal inguinal. Cure radicale. Examen microscopique." Acad. de Méd. 28. VII. 1896; Annales des maladies des organes genito-urinaires, Janvier 1897, Nr. 1, p. 62—74.
Kastration eines 33 jähr. Mädchens weist Scheinzwittertum auf.

1489. Pozzi, S., „Sur le sexe d'un hermaphrodite présenté par M. Magitot à la Société d'Anthropologie. Bullet. de la Soc. d'Anthropologie 1881, p. 493, 513, 557.

1490. Pozzi, S., „Note sur 2 nouveaux cas de pseudohermaphrodisme." Mémoires de la Soc. de Biologie, 1885, p. 23, und: Gaz. méd. de Paris 1885, p. 109—112.
Zwei männl. Scheinzwitter, 18 jähr. Jean D. u. 32 jähr. Julie D.

1491. Pozzi, S., „Présentation d'un pseudohermaphrodite mâle (hypospadias périnéal) — Louise Bavet. Comptes rendus hebdomad. des séances de la Soc. de Biologie, 8e série, Paris 1884, T. I, Nr. 4, p. 42—45. „Homme hypospade considéré depuis 28 ans comme femme (pseudohermaphrodite) — Louise Bavet." Annal. d'Hygiène et de Méd. Légale 1884, Vol. 21 p. 257 bis 268, und: Gaz. méd. de Paris 23. II. 1884, p. 89.

1492. Pozzi, S., „Adèle H. de 32 ans, pseudohermaphrodite mâle." Bullet. de la Soc. d'Anthropol. 1889, 4e série, T. XII, p. 602—607.
Verkannter männl. Scheinzwitter.

1493. Pozzi, S., „Sur une particularité méconnue des organes génitaux externes de la femme: Description de la bride masculine chez la femme et de son rapport avec l'hymen." Congrès International des Sc. Méd. Copenhague 1884. Comptes rendus, T. I, p. 67.

1494. Pozzi, S., siehe Debierre, „L'Hermaphrodisme." Paris 1891, p. 193.
Zwei resp. drei männl. Scheinzwitter.

1495. Pozzi et Grattery, Progrès méd. 16. IV. 1887.
Nekropsie einer 69 jähr. Frau erwies männl. Scheinzwittertum.

1496. Primrose, „A case of uterus masculinus." Brit. Med. Journ. 1897, Vol. II, p. 881. Referat: La Riforma medica. 1897, Anno XIII, Nr. 237, Ottobre 137.
Nekropsie nach Bauchschnitt bei einem 25 jähr. männl. Scheinzwitter mit Cryptorchis sarcomatosa mit rudimentärem Uterushorn.

1497. Pulido, A., „Hermafroditismo." Anfiteatro anatomico español. Madrid 16. IV. 1873.

1498. Puszkin, „Reise nach Erzerum."
Kriegsgefangener 1829, männl. Scheinzwitter.

1499. Queirel, „Notes et réflexions sur un cas d'absence de l'anus et de malformation des organes génitaux." Annales de Gynécol. XXXI, p. 262.

Sektion eines Neonaten ergab weibliches Scheinzwittertum mit Defectus ani, Anus praeternaturalis vaginalis, Epispadiasis.

1500. Quisling, N. A., „Pseudohermaphroditismus femininus externus." Kristiania 1902. Norsk Mag. for Laegevidenskab. 1902, Nr. 5, p. 493.

18 jähr. Mädchen, angeblich weibl. Scheinzwitter.

1501. Raffegeau, p. 43. (Einzelheiten betreffend die Selbstmörderin Alexina B., eines verkannten männl. Scheinzwitters.)

Nekropsie nach Kohlenoxydvergiftung durch Goujon (l. c.).

1502. Rambotsham, Med. Gazette. London. Vol. XIII, p. 184.

Neonat fraglichen Geschlechtes. — Leichenpräparat, wahrscheinlich weibl. Scheinzwitter.

1503. Raspopow, Wracz 1884, Nr. 50, p. 838.

Vierwöchentlicher männl. Scheinzwitter.

1504. Ravenatus, s. Matthes l. c. p. 25.

Männl. Scheinzwitter.

1505. Rawdon, H. G., „Description of a case of true hermaphroditisme with remarks." Liverpool med. and surg. report 1867. Vol. I, p. 39.

Angeblich Fall von wahrem Zwittertum.

1506. Reid, William, Glasgow med. Journ. Oct. 1882.

1507. Rein, Protokolle der geb.-gyn. Gesellsch. in Kijew. Bd. VIII, 1895, p. 73. (Russisch.)

Nekropsie der 22j. Selbstmörderin Barbara Sk. ergab männliches Scheinzwittertum.

1508. Remy, Ch., Sur l'utricule prostatique et les canaux de Müller chez l'homme. Journ. d'anat. et de phys. Paris, Mars 1870.

Leiche eines 10j. Knaben mit teilweiser Entwickelung der Müllerschen Gänge.

1509. Renauldin, „Observation sur une conformation vicieuse des organes génitaux de la femme." Mémoires de la Soc. d'émulation pour l'an VI, p. 474.

Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

1510. **Reumaux, Toble**, s. Guermonprez l. c. p. 302.
Neonat, männl. Scheinzwitter.

1511. **Reuscher** (in Stendal), Mann, 50 Jahre lang für ein Weib gehalten; siehe **Rust's** Magazin f. d. ges. Heilkunde XV, 330.

1512. **Reuter, J.**, „Ein Beitrag zur Lehre von dem Hermaphroditismus." Würzburg 1885, p. 6.
Einzelheiten zur Biographie der Anne Grandjean, des späteren Jean Baptiste Grandjean. Gerichtsverhandlung.

1513. **Reverchon**, Annales méd.-psychologiques. 5. Série, T. IV, 28 année, p. 377.
Beschreibung der **Marie Chupin**, eines verkannten männl. Scheinzwitters.

1514. **Reverdin**, „Note sur un cas d'hypospadias." Soc. de chirurgie 13. IV. 1904. Annales des maladies des organes génito-urinaires 15. I. 1905, XXIII année, Vol. I, Nr. 2.
32j. Bäuerin frug an, zu welchem Geschlecht sie gehöre? Für einen männl. Scheinzwitter erklärt, verlangt sie — er — Kastration — pour être débarrassé des testicules tentateurs. — Männl. Geschlechtstrieb und mißlungene Kohabitationsversuche mit Weibern.

1515. **Reyher**, De hermaphroditis. Arnst. 1688.

1516. **Rhodigin, Coelius**, „Leçons antiques." Liv. XXIV, c. IV.
Monstrum, in Ferrara geboren, mit Juxtaposition einer Vulva u. einer männl. Scham.

1517. **Ribbert**, Correspondenzblatt f. Schweizer Aerzte. Basel 1894, Mai; siehe auch **Bernh. Winkler** l. c.

1518. **Ricco, Giuseppe**, Cenno storico su d'un neutrouomo. Filiatre Sebozio. Napoli 1832; — s. auch: La medicina pittoresca. Napoli 1840, p. 213; — siehe auch: Giornale delle due Sicilie. 93. I. 1832; — s. auch: **Antonio Grillo** Vol. IV. Dell' ermafrodismo. Storia della fabbrica del corpo umano. Napoli 1832. Vol. V, p. 99; — s. auch: **Js. Geoffroy St. Hilaire**, Gaz. méd. de Paris 1832, T. III, p. 75.
Nekropsie einer 80j. Frau, männl. Scheinzwitter.

1519. **Ricco**, Cenno storico di un neutro Uomo. **Todds** Cyclopaedia: Art. „Hermaphrodite"; s. auch: **Simpson**.

1520. **Richter**, Preuss. Vereinszeitung, 1851, Nr. 16.
Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1521. **Ricoux** et **Aubry**, „Un prétendu androgyne dans un service de femmes.“ Progrès méd. 3e série. 10. IX. 1899, Nr. 37, p. 138.
72j. männl. Scheinzwitter in einer Asylfrauenabteilung.

1522. **Riedlin**, siehe **Steglehner** l. c. p. 76.
Kind, 1707 in Ulm geboren, männl. Scheinzwitter.

1523. **Riez**, **Itard de**, „Observation d'un jeune homme sans testicules.“ Mém. de la soc. méd. d'émulation, année III pour l'an VII de la république, p. 293.

1524. **Rjeczkowskij** i **Syrkin**, Wracz 1895. Nr. 3. — **Referat**: „Un cas d'hymen imperforé chez un hypospade.“ Semaine Gynécologique. 1896, p. 237.

1525. **Roberto**, **Hubert**, „Pelvic viscera showing Pseudohermaphroditism.“ Transact of the Obst. Soc. of London for the year 1901, Vol. XLIII, p. 298.
Nekropsie eines 44jähr. Mannes, Vater zweier Kinder. Männl. Scheinzwitter mit Uterus u. Kryptorchismus.

1526. **Rodgers**, „On a supposed testicle removed from the vagin of a hermaphrodite.“ Cincinnati Lancet and Observer. Sept. 1875. **Ref.**: Gaz. hebd. 1875, Nr. 48.

1527. **Rodio**, J., Observat. medicinal. Centuriae Tres. Padua. 1657. Cent. III, obs. 42, p. 164.
1624 sah R. im Hospital di San Francisco eine Prostituierte, deren Clitoris einen Finger lang nach vorn hing. — 1636 sah P. hypertrophische Clitoris, die in einen haarigen warzigen Tumor ausging u. von **Bald. Giordano** amputiert wurde.

1528. **Rodriguez**, Escuela medica Caracas 1 sept.

1529. **Roerle**, Arbeiten d. Gesellsch. russischer Aerzte in Moskau. (Russisch.) 1891, p. 17.
Beobachtung von Scheinzwittertum.

1530. **Roger**, H., „Pseudohermaphroditisme.“ Presse médicale 22. III. 1902. **Referat**: Amer. J. of Obst. July 1902, Vol. 46, p. 127.
Nekropsie eines 19jähr. Soldaten erwies weibl. Scheinzwittertum.

1531. **Rokitansky**, Centralbl. f. d. med. Wissenschaften. 1868.
Anatom. Präparat, der Leiche eines gewissen **Hoffmann** entnommen, angeblich mit 2 Ovarien u. 1 Hoden.

1532. Rokitansky, K., „Fall von Hermaphroditismus verus lateralis.“ Allg. Wiener med. Zeitung, 1868, Nr. 27 — und: Virchows Archiv Bd. 43 u. 44.
Beschreibung der Katharina Hohmann.

1533. Romiti, Trattato d'Anatomia dell' uomo?

1534. Rondeau, „Cas d'hermaphrodisme.“ Presse méd. XXXIII, 52, 1881; s. Virchow u. Hirsch: Jahresbericht für 1881, I, p. 281.
Nekropsie einer phthisischen Lehrerin wies männliches Scheinzwittertum nach, Beischlaf amphoter.

1535. Rose, „Case of extreme Hypospady.“ Tr. Obst. Soc. of London 1876, Vol. 18, p. 256.

1536. Rosenmerkel, „Ueber die Radikalkur des in der Weiche liegenden Testikels.“ München 1820, p. 7.
Männl. Scheinzwitter als Mädchen erzogen.

1537. Rosenthal, „Missbildung der Genitalien eines Kindes.“ Würzburg. Verhandl. 1852, Bd. III, p. 370.
Neonat, männl. Scheinzwitter.

1238. Rosenthal, Berlin. med. Gesellsch. 15. I. 1890; siehe: Münchener med. Woch. 1890, p. 49.
12j. Mädchen, gerichtsärztlich als männl. Scheinzwitter erkannt.

1539. Rossi, Sistens foetus monstrosi Holmiae nati descriptionem et delineationem. Jenae 1800.

1540. Rottenberger; Isenflamms u. Rosenmüllers Beiträge zur Anatomie Bd. II, H. I, 1801.
Ein männl. Scheinzwitter.

1541. Rottenberger, „Visum repertum: Ueber eine Missbildung d. Geschlechtstheile.“ Beiträge f. d. Zergliederungskunst II. Bd., Leipzig 1803, p. 131.
Prager Kellner, männl. Scheinzwitter. Nekropsie eines im Gefängnis verstorbenen 21 j. Individuums.

1542. Roussel, „Double cryptorchidie avec hypospadias.“ La Loire médicale 1894, XIII, p. 256.

1543. Roux, Annales de Gyn. et d'Obst. 1891, Vol. XXXV, p. 324.
36j. weibl. Scheinzwitter.

1544. Rudolphi, „Beschreibung einer seltenen menschlichen Zwitterbildung“; s. Abhandl. d. Kgl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin aus d. Jahre 1825. Berlin 1828,

p. 45; und: Frorieps Notizen. Bd. X, Nr. 7. Weimar 1825.

Nekropsie eines 7j. Hypospaden mit angeblichem H. verus lateralis.

1545. Rücker in: Commercium litterar. Norimbergae 1731, p. 283.

1546. Ruff, Jacobus, siehe Kaplan l. c. p. 42.

Kind mit nebeneinander gelagerten männl. u. weibl. äußeren Geschlechtsteilen.

1547. Ruggieri, s. Hofmann: Wien. med. Jahrb. 1877, p. 312.

Der Gatte verlangte Ehescheidung wegen zu üppiger Behaarung des Unterleibes seiner Frau.

1548. Ruhräh, „Hermaphroditismus." Sect. on Clin. Med. and Surg., and chir. Faculty of Maryland 7. XI. 1902. Med. News. New York 1902. Vol. LXXXI, p. 1095.

Sektion eines 3j. Kindes, angebl. Herm. verus bilateralis u. Individuum mit wechselndem Geschlechtsbewußtsein.

1549[a]. Rullier, „Observation d'un hermaphrodite." Revue méd. française et étrangère. Févr. 1827; s. auch: Nouvelle biblioth. méd. T. III, 1827.

Männl. Scheinzwitter.

1549[b]. Rullier, „Beobachtung eines scheinbaren Hermaphroditen." Heusingers Zeitschr. f. d. organische Physik. Eisenach 1827, Bd. I, p. 239.

1550. Rusch, „Fall von Hermaphroditismus femininus externus." Wissensch. Aerztl. Gesellsch. in Innsbruck. 7. III. 1903; Wiener klin. Woch. 1903, Bd. XVI, Nr. 34, p. 984.

Melanchol. 27jähr. Mädchen bittet um Vernichtung des Bartwuchses, angeblich menstruiert seit dem 19. Jahre. Kohabitiert mit Männern, Geschlecht fraglich.

1551. Ruysch, Thesaurus Anatomicus. Lib. VIII, Nr. 53, p. 17; siehe auch: Roonhuys, Observ. 16, p. 64.

Männl. Scheinzwitter.

1552. Ryan, The London med. and surg. Journal, Vol. V, 1830.

1553. Rydygier, A., „Ungewöhnlicher Inhalt einer Labialhernie." Polnischer Chirurgenkongress in Krakau. Referat: Czasopismo lekarskie 1903, Nr. 10, p. 380.

Herniotomie bei einer verheirateten 44j. Frau ergibt Hoden und Uterus als Bruchinhalt: männl. Scheinzwittertum, Erreur de sexe.

1554. **Sailer, J.**, „A male presenting certain feminine characteristics, with hypoplasia of the sexual organs.“ Univ. of Pennsylv. med. bullet. May 1902.

1555. **Salén, E. v.**, „Ein Fall von Hermaphroditismus verus unilateralis beim Menschen.“ Verhandl. d. Deutsch. path. Gesellschaft. Her. von E. Ponfick. II. Tagung. Berlin 1900, p. 241.

Myomotomie u. Kastration der 43jähr. ledigen Auguste Persdotter; links Ovarium, rechts Ovotestis gefunden.

1556. **Sampson**, Éphémérides de l'Acad. des Curieux de la Nature 1772 (observat. 168).

Hanna Wilde, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter, amphoterer Beischlaf.

1557. **Sangalli, G.**, „L'ermafrodismo umano e le sue apparenze.“ Reale Istituto Lombardo di sc. e lettere. Rendiconti serie II, Vol. 27, fasc. I e II. Milano 1894.

1558. **Sarzana, Eug.**, Ermafroditismo anomale. Giorn. med. di Roma 1868, Vol. IV, p. 474—481.

30jähr. verheiratete Bäuerin zweifelhaften Geschlechtes, wahrscheinlich männlicher Hypospade.

1559. **Saunié**, Déscription des parties génitales d'un enfant mâle, ayant l'apparence d'un hermaphrodite. Bullet. de la Faculté de méd. à Paris. T. II, Nr. 4, 1810.

1560[a]. **Saviard**, Nouveau recueil des observations chirurgicales Paris 1702.

Marguérite Malaure, Frau mit Prolapsus uteri, irrtümlich als Mann angesehen.

1560[b]. **Saviard**, Recueil d'Observations chirurgicales Paris 1704, p. 150.

Marguérite Malaure kam 1693 nach Paris in Männerkleidung als Hermaphrodit. S. erkannte sie als Weib mit Prolapsus uteri.

1561. **Saviard, B.**, Observ. chirurg. p. 284.

Zwei Brüder Hypospaden.

1562. **Saviard, Bart.**, Nouveau recueil d'observations chirurgicales. Paris 1702, p. 150; siehe auch Giuseppe Tortosa, Istituzioni di medicina forense. Bologna 1829, Vol. I, p. 123.

Männl. Scheinzwitter, Hypospade.

1563. Saviotti, G., Anomalia negli organi genitali externi. Gazz. delle clin. Torino 1868, Vol. IV, p. 673.
Fall von Clitorishypertrophie mit anderen Mißbildungen.

1564. Sawyer, Hermaphrodisme. Chicago med. Journ. and examiner May 1877.

1565. Schaefer, in: Augustin, Die neuesten Entdeckungen u. Erläuterungen aus der Arzneikunde. 4. Jahrg. 1804.

1566. Schaeffler, siehe Steglehner l. c. p. 82.
Maria Catharina Ulmerin, 1753 geboren, verlangte Zuerkennung männlicher Rechte.

1567. Schallgruber, Joseph, Abhandlungen im Fache der Gerichtsarzneikunde. Graetz 1823, p. 131; siehe auch Henke's Zeitschr. f. Staatsarzneikunde. Erlangen, Erg. IV, 309.
Verheiratete Frau erwies sich als männl. Scheinzwitter.

1568. Scharffenberg, Johann, „Troek af den mandlinge pseudahermaphroditismus historie i Norge og Danmark." Norsk Magaz. for Laegevidenskaben 1902, p. 987.
23 jähr. Mädchen 1798 schwängerte ein anderes Mädchen und heiratete es nach gerichtlicher Zuerkennung männlicher Standesrechte. Der Vater u. die Brüder des männl. Scheinzwitters protestierten gegen den Gerichtsentscheid aus Erbschaftsgründen.

1569. Schaumann, „Beitrag zur Gynäkomastie." Verh. d. physik.-med. Gesellsch. in Würzburg. Bd. 28, Heft I.
19 jähr. männl. Scheinzwitter, Kryptorchist mit Gynäkomastie.

1570. Schauta, Wiener med. Wochenschr. 1877, Nr. 43.
Anna Umlauf, 39 jähr. menstruierender Scheinzwitter zweifelhaften Geschlechtes, als Mädchen erzogen.

1571. Schenk jun., G., Observat. med. etc. Francofurti 1609, Lib. IV. De genitalibus partibus p. 573.
Einige ältere Beobachtungen von irrtümlicher Geschlechtsbestimmung.

1572. Schenk, siehe Arnaud l. c. p. 296.
Angeblich schwängernder und geschwängerter Hermaphrodit.

1573. Schenk jun., J., Observationum medicarum rararum etc. Volumen. Francofurti 1609, Lib. IV. De genitalibus partibus p. 603.
Vier Fälle von Clitorishypertrophie.

1574. Scheuthauer, Pester med. Wochenschr. 1877.
39 jähr. Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes, Rokitansky vermutete H. verus lateralis.

1575. Schlossberger, „Seltene Missbildung der Geschlechtsorgane." Wiener med. Blätter 1885, Nr. 14, p. 621.
20 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1576. Schmalz, „Zwitter"; siehe Siebenhaar, Encyklop. Handb. d. gerichtl. Arzneikunde. Bd. II, 1840, p. 880.

1577. Schmidt (siehe Günther l. c. p. 34).
Sektion eines Soldaten, weiblicher Scheinzwitter.

1578. Schmidt, „Beschreibung eines weiblichen Hermaphroditen." Hufelands Journ. d. prakt. Arzneikunde. Bd. XLVI, p. 182 und 1821, p. 101.

1579. Schmorl, „Ein Fall von Hermaphroditismus." Virchows Archiv 1888, Bd. 13, p. 229—244.
22 jähr. Friedrich W., Tod nach Operation durch Thiersch, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1580. Schneider, „Der Hermaphroditismus." Jahrb. der Staatsarzneikunde von S. H. Kopp. Frankfurt a. M. 1809.
Beschreibung der Marie Augé, eines Scheinzwitters von fraglichem Geschlecht.

1581. Schneider, Medicin. Conversationsblatt her. von Dr. Hohnbaum u. Dr. Jahn, 1831, Nr. 36.
Männl. Scheinzwitter.

1582. Schneider, Kopps Jahrb. d. Staatsarzneikunde. 1809, p. 139.
Zwitter, kämpfte als Husar im Hannoverschen Kriege, wurde dann Taubenhändlerin, ließ sich lascive Anfälle auf Männer zuschulden kommen, wollte nie heiraten. Nach dem Tode keine Nekropsie, weil die Verstorbene jeden verflucht hatte, der es wagen würde, ihre Vergangenheit und ihre Natur zu erforschen.

1583. Schneider u. v. Sömmerring, „Beschreibung eines sehr merkwürdigen Hypospadias." Kopps Jahrb. d. Staatsarzneikunde. Jahrg. X, Frankfurt a. M. 1817, p. 134.
Leichenpräparat der 74 jähr. Elisabeth S., männlicher Scheinzwitter mit Uterus.

1584. Schneider, siehe Geoffroy H. Hilaire l. c. p. 98.
Weibl. Scheinzwitter.

1585. Schneller, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus.“ Münch. med. Woch. Bd. 41, 1894, Nr. 39, p. 655.
12 jähr. Mädchen mit Vollbart, ein männlicher Scheinzwitter.

1586. Schönberg, Ein Fall von anscheinender Zwitterbildung. Berlin. klin. Woch. 1875, Nr. 17.
16 jähr. Knabe, männl. Scheinzwitter.

1587. Schöneberg, Berlin. klin. Woch. 1895, Nr. 26, p. 375: „Ein Fall von anscheinender Zwitterbildung.“
16 jähr. Mädchen, gerichtlich für einen Mann erklärt; männl. Scheinzwitter.

1588. Schönfeld, K. A., „Über Pseudohermaphroditismus masculinus externus.“ Inaug.-Diss. Leipzig 1903.
Kastration eines 22 jähr. Mädchens, Hedwig C., durch Kroenig ergab männl. Scheinzwittertum.

1589. Schrell, „Ein Fall von Hermaphroditismus verus bilateralis. Med.-chir. Pract. Archiv v. Schenck u. Rollet. Teil I, Wien 1804.

1590. Schuhmacher, Descriptio Musei anthropologici universitatis Hafniensis. Hafniae 1828, p. 4.
Neonat, männl. Scheinzwitter.

1591. Schulze-Vellinghausen, „Ein eigenthümlicher Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus.“ Centr. f. Gyn. 1898, Nr. 51, p. 1377—1385 u. p. 1391.
Herniotomie bei einer 32 jähr. Lehrerin ergab männl. Scheinzwittertum.

1592. Schultze, B., Der Hermaphrodit Katharina Hohmann aus Mellrichstadt. Virchows Archiv 1868, XLIII, p. 329.
Konstatierung von Spermatozoiden.

1593. Schurigius, Mart. Spermatologia h. e. seminis humani consideratio. Francof. ad Moenum 1720.

1594. Schwartz, Répért. Univ. d'Obst. et de Gyn. 1892. Vol. VII, p. 223: „Absence totale du vagin et de l'hymen, hernies des canaux de Müller aberrants.“
Geschlecht fraglich.

1595. Schweickhard, „Geschichte eines lange Zeit für einen Hermaphroditen gehaltenen wahren Mannes.“

Hufelands Journal der praktischen Arzneikunde. Bd. XVII, Berlin 1803.

49 jähr. Mädchen verlangt Anerkennung männl. Rechte, um ein von ihr geschwängertes Mädchen zu heiraten.

1596. Schwinburne, Algernon Charles, Poems and ballads. First Series: Hermaphroditus.

Gedicht bezüglich einer Hermaphroditenstatue im Musée du Louvre.

1597. Scultetus, „Miscellanea curiosa medico physica academiae naturae curiosorum; siehe auch: Ephemer. medicophys. Germanicarum curios. Annus II, Jenae 1671, obs. 253.

18 jähr. männl. Scheinzwitter Kasper, später Marthel Lechner, irrtümlich für ein Mädchen erklärt.

1598. Scultetus, Ephemer. Natur. Curiosor. Decas I, ann. 2, obs. 253.

Männl. Scheinzwitter.

1599. Seaúmur, siehe Winckler l. c.

Männl. Scheinzwittertum.

1600. Seiler, B. W., Observationes nonnullae de testiculorum descensu et partium genitalium anomaliis. Lipsiae 1787 u. 1817, Tab. IV, p. 44.

Maria Christine H., wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1601. Sękowski, 18 jähr. Mädchen verlangte Zuerkennung männl. Rechte — männl. Scheinzwitter.

Briefl. Mitteilung an F. v. Neugebauer.

1602. Sentex, „Pseudohermaphrodisme apparent. Hypospadias pénoscrotal compliqué d'imperforation de l'urèthre et d'absence des testicules.“ Archives de Tocologie 15. XI. 1886.

1603. Settier, „Un caso di hermaphrodismo apparente.“ Siglo med. Madrid. 1888, XXXV, p. 34.

1604. Shattock, S. G. „A male foetus showing reptilian characters in the sexual ducts.“ Journ. of Pathol. and Bacteriology. III. Jahrg., 1895, p. 237.

Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1605. Shattock, S. G., „Histological characters of testicle removed in the Radical cure of hernia.“ Brit. Med. Journ. 1897, Vol. I, p. 460.

42 jähr. männl. Scheinzwitter.

1606. Shattock, „A specimen of incomplete transverse hermaphrodisme in the femals with a note on the male hymen." Transact. of the Obst. Soc. of London 1889/90, Vol. XII, p. 196.

1607. Siebourg, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus." Deutsche med. Woch. 9. VI. 1898, Nr. 23, p. 367; und: Mon. f. Geb. u. Gyn. Juli 1898, p. 73.

20 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1608. Siegenbeck von Heukelom, „Ueber den tubulären u. glandulären Hermaphroditismus beim Menschen." Zieglers Beiträge zur path. Anatomie u. allgem. Pathol. 1898, Bd. 23, Heft I, p. 144—160.

Männl. Scheinzwitter mit Uterus in einem Leistenbruche; Herniotomie durch Guldenarm.

1609. Siewruk, siehe Garin l. c. p. 60.

Mädchen als männl. Scheinzwitter erkannt.

1610. Sigurta, G. B., „Ritenzione vescicale in un ermafrodito ginandro. Plastica clitorideovaginale." Gaz. med. Lombarda 21 Marzo 1904, Nr. 12, p. 111—115.

20 jähr. Mädchen, Angiolina Maggi, Scheinzwitter fragl. Geschlechtes; mehrfache Änderung der Metrik, Amputation d. angebl. Clitoris, Plastik.

1611. Simon, Max, „Ein Fall von sogenanntem Pseudohermaphroditismus masculinus externus." Inaug.-Diss. Erlangen 1886.

14 jähr. Mädchen, männl. Hypospade.

1612. Simon, W., „Hermaphroditismus verus." Virchows Arch. 172. Bd., 1903.

Mikroskop. Untersuchung betreffend den von Garré operierten Fall: H. verus unilateralis: Ovotestis. Die mikroskop. Päparate von Prof. Winter, Prof. Zander und Askanazy kontrolliert.

1613. Simonds, siehe Nonne l. c.

Nekropsie einer 83 jähr. Frau ergab männl. Scheinzwittertum.

1614. Simpson, J.. Cyclopaedia of Anatomy and Physiology.

Allgemeines über Hermaphroditismus.

1615. Sims, Amer. Journ. of Obst. 1887, Vol. XX, p. 424.

Sims konstatierte 1884 männl. Scheinzwittertum eines Weibes.

1616. De Sinéty, „Hypertrophie du tubercule antérieure du vagin simulant l'hermaphrodisme." Revue de Gyn. et chirurgie abdominale. Mars, Avril 1899, Nr. 2.

1617. Sinibaldi, G. B., Gineanthropeia sive de hominum generatione. Romae 1642, Francofurti 1669, Lib. II, Tract. I, ep. 7, p. 111; siehe auch Marcello Donato, Histor. mirab. Lib. VI, ep. 2.

Mädchen von Spoleto geflohen, gestand seine Verwandlung in einen Mann ein, wurde gerichtlich für männlich erklärt u. Postumo Barattani benannt.

1618. Sippel, Archiv f. Gynäk. 1879. XIV. Bd., p. 168: „Ein Fall von schwieriger Geschlechtsbestimmung."

Weibl. Scheinzwitter, verkannt vom Arzte, Nekropsie wies den Irrtum nach, für Knaben gehalten, weibl. Scheinzwitter.

1619. Smith, M. M., „A monstrosity without limbs or sexual organs." Transact. Texas Med. Assoc. Galveston. Vol. XXVI, 1894, p. 159.

1620. Snydam-Lévy, Amer. Journ. of the med. sc. — July 1847.

1621. Soczynskij, Wracz 1893, Nr. 33, p. 915.

12jähr. Mädchen, ein männlicher Hypospade.

1622. Sömmerring, S. T., Präparate etc. Pars I, Nr. 1384, Sömmerringsches Museum; siehe auch Leuckart, Abhandlungen über das Webersche Organ. Illustr. med. Zeitschrift, München 1859, Bd. I, p. 89, Fig. 18 u. 19.

Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1623. Sołomonow, Briefl. Mitteilung.

Israelitische Eltern, unsicher ob Beschneidung des Kindes am Platz oder nicht, Knabe oder Mädchen? 6jähr. Mädchen, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1624. Sołowij, „Ein Beitrag zum Hermaphroditismus." Mon. f. Geb. u. Gyn. Februar 1899, p. 210.

21jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1625. Solozano, siehe Garin l. c. p. 58.

Beschreibung des Verhältnisses zwischen der 22jähr. Guadalupe Wargas, einem männl. Scheinzwitter u. Vincente Rodriguez.

1626. Somers, A., A case of Pseudohermaphroditism. Brit. Med. Journ. 1898, Vol. I, p. 604.

1627. Sorel, E. et M. Chérot, „Un cas de pseudohermaphrodisme." Archives Provinciales de Chirurgie. T. VII, 1. Juni 1898, p. 367.
Aline C., 36 jähr., als Mädchen erzogener Scheinzwitter fraglichen Geschlechtes.

1628. Stark, Neues Archiv f. Geburtshülfe, p. 538: „Kurze Beschreibung eines sogenannten Hermaphroditen oder Zwitters, welcher aber mehr zum männlichen als zum weiblichen Geschlechte zu rechnen ist, nebst einer Vorerinnerung.
Beschreibung der Maria Dorothea Derrier.

1629. Stark, J. Christian, Neues Archiv f. Geburtshülfe. Jena 1803, Bd. II, p. 544.
Nekropsie eines 27 jähr. männl. Scheinzwitters mit Uterus.

1630. Steglehner, (1807) l. c.
Kryptorchist mit Uterus.

1631. Steglehner l. c. p. 80.
1735 in Breslau geborenes, israelitisches Kind, männl. Scheinzwitter.

1632. Steimann, Deutsch. med. Wochenschrift 1883, Nr. 19, p. 269.
18 jähr. Mädchen fraglichen Geschlechts: als Knabe getauft, als Mädchen erzogen, im 10. Jahre für einen Knaben erklärt, vom 14. Jahre an menstruiert?

1633. Steimann, „Versuchte Geschlechtsbestimmung bei Zwittern." Virchows Archiv 1881, I, p. 280; siehe Referat: Deutsche med. Wochenschrift 1882, Nr. 50.
Mehrfach f. männl. erklärter weibl. Scheinzwitter, erst die Nekropsie wies das weibl. Geschlecht auf.

1634. Steimann, siehe Menke l. c.
Unglückliches Ergebnis einer Ehe zwischen einem Mädchen u. einem Scheinzwitter fraglichen Geschlechts.

1635. Steimann, Deutsche med. Woch. 1882, Nr. 50.
Betrachtungen über die rechtliche Stellung der Zwitter.

1636. Stein, S., Ein Fall von Hermaphroditenbildung. Inaug.-Diss. Breslau 1887.
Scheinzwitter fraglichen Geschlechts.

1637. v. Steinbüchel, „Über Nabelschnurbruch u. Blasenbauchspalte mit Cloakenbildung von Seiten des Dünndarms." Archiv f. Gyn. LX. Bd., III. Heft, p. 464 bis 496.
Männl. Scheinzwitter mit vielfachen Mißbildungen.

1638. Stimson, L., „A case of rare form of pseudohermophrodism." Med. Record 24. IV. 1897, p. 585.

48jähr. Neger mit Uterus und Sarcoma cryptorchidis. — Bauchschnitt. Männl. Scheinzwitter.

1639. Stoeckel, Briefl. Mitteilung 1904.

Untersuchung des in Münchberg in Bayern geborenen, für Geld als Hermaphrodit sich zeigenden Karl Hübner, eines männl. Scheinzwitters.

1640. Stolper, P., Über zwitterhafte Menschen. Eine Bitte um Mitteilung einschlägiger Fälle. Ärztl. Sachverständigen-Zeitung 1905, Nr. 1.

Drei eigene Beobachtungen von Feminismus.

1641. Stonham, „Complex or vertical Hermaphrodism." Transact. of the Path. Soc. of London. Brit. Med. Journ. 1888, I, p. 416.

Sektion eines Kindes nach letaler Herniotomie ergab männliches Scheinzwittertum. 2 Brüder, männl. Scheinzwitter.

1642. Stratz, „Die Frauen auf Java." Stuttgart 1897, p. 124.

Nambrok Sadinah, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter im Gefängnis in Soerabaia.

1643. Stretton, „So called Hermaphroditism." Lancet 12. X. 1895, p. 917.

67jähr. Weib im Asyl in Kidderminster als männl. Scheinzwitter erkannt.

1644. Stroebe, H., „Ein Fall von Pseudohermophroditismus masculinus externus, zugleich ein Beitrag zur patholog. Entwickelungsmechanik." Beiträge zur path. Anatomie u. zur allgem. Pathologie, herausg. von Prof. Dr. E. Ziegler. Bd. XXII.

Nekropsie eines 63jähr. Scheinzwitters mit Uterus.

1645. Strużenskij, Wjestnik Obszcz. Gigieny, Ssudjebnoj i Prakt. Med., X, 1898, p. 574. „Fall von männl. Scheinzwittertum." (Russisch.)

Dienstmädchen verlangt Zuerkennung männl. Rechte, männl. Scheinzwitter.

1646. Sue, siehe Salvatore Morand, „De l'Hermaphrodisme." Thèse. Paris 1766.

Nekropsie eines 13jähr. Knaben: angeblich H. verus lateralis.

1647. Sue, Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture. T. I, 1752.

1648. Sujetinow, A., Med. Obozr. 1897, p. 908.
45jähr. weiblicher Scheinzwitter mit Tube und Ovar. in einem rechtsseitigen Leistenbruche u. Clitorishypertrophie.

1649. Sulima, „3 Fälle von Scheinzwittertum in derselben Familie." Wracz 1897, Nr. 4, p. 111. (Russisch.)
3 Schwestern (eine verheiratet) erwiesen sich als männl. Scheinzwitter.

1650. Suringar, G. C. B., Diss. Med. de Nisu formativo ejusque erroribus. Lugduni Batav. 1824.
Entwickelungsgeschichtl. Deutung.

1651. Swasey, Edw., An interesting case of malformation of the female sexual organs, representing either a variety of hermaphroditisme, or of double congenital ovarian hernia with absence of the uterus. Amer. Journ. of Obst. 1887, Vol. XIV, p. 94.
36jähr. Köchin, Mary O'Neill, wahrscheinlich männl. Hypospade, siehe auch Mundé l. c.

1652. Święcicki, Nowiny Lekarskie 1896, Nr. 4, p. 176.
Hydrocelenentleerung bei einem 23jähr. Bauernmädchen erwies männl. Scheinzwittertum.

1653. Święcicki, „Aeusseres Scheinzwittertum." Nowiny Lekarskie 1893, Nr. 2.
Neonat, zweifelhaften Geschlechtes, vorläufig als Mädchen getauft.

1654. Swinarski, Emil v., „Beitrag zur Kenntniss der Geschwulstbildungen der Genitalien bei Pseudohermaphroditen." Inaug.-Diss. Breslau 1900.
Bauchschnitt durch Pfannenstiel bei einem 55jähr. Mädchen wegen Uterusmyom; angeblich weibl. Scheinzwitter.

1655. Szymanowski, Prager Vierteljahrschrift 1864, III. Bd.
Männlicher Scheinzwitter, als Frau verheiratet.

1656. Tabarani, Atti dell' Acad. delle scienze di Siena Vol. III app., p. 67.
Männl. Scheinzwitter.

1657. Talko, „Einige Worte über Gynäkomastie." Klinika 1869, IV, p. 184, 198.

1658. Talko, „Anormale Entwickelung der Geschlechtsorgane." Klinika 1869, V, p. 273. (Polnisch.)

1659. Tanaglio = Tanaglés, Giornale med. et Torino.
Soldat, männl. Scheinzwitter.

1660. Tapic, „Un cas d'erreur de sexe." Revue méd. de Toulouse 1888, XXII, p. 301.

1661. Tardieu, Ambroise, „Question médico-légale de l'identité dans les rapports avec les vices de conformation des organes sexuels, contenant les souvenirs et impressions d'une individu dont le sexe avait été méconnu." Paris 1874, p. 61—174. Autobiographie der 25jähr. Selbstmörderin Alexina B., eines bis zum 22. Jahre verkannten männlichen Scheinzwitters.

1662. Tardieu, Question méd. légales de l'identité etc. p. 55.
16jähr. Pariser Prostituierte, männl. Scheinzwitter.

1663. Tardieu, „Mélanges". Hygiène et médico-légale T. VIII, p. 63.
Einzelheiten, betreffend die Selbstmörderin Alexina B., einen lange verkannten männl. Scheinzwitter.

1664. Tardieu, Ambr., „L'identité dans ses rapports avec l'hermaphrodisme".
11jähr. Prostituierte im Pariser Hospital Saint Lazare als männl. Scheinzwitter erkannt.

1665. Targetti, J. H., „Two cases of pseudohermaphroditism." Transact of the Obst. Soc. of London 1894 bis 1895, Vol. XXXVI, p. 272.
Zwei Beobachtungen angeblich weibl. Scheinzwittertums, Diagnose sehr fraglich.

1666. Tarozzi, „Ein Fall von Hermaphoditismus", siehe Frorieps Neue Notizen 1844, Bd. 32, Nr. 703.

1667. Tarozzi, T., Sesso dubbio in due sorelle. Anniv. univ. di med. Milano 1843, Vol. 108, p. 378; siehe auch Frorieps Notizen 1844, Nr. 703.
Zwei Scheinzwitter — fraglichen Geschlechts — als Mädchen erzogen.

1668. Tarozzi, T., Alcuni cenni sul dubbio sesso di un individuo umano vivente. Ann. univ. di Med. Milano 1819, Vol. IX, p. 279—287.
Junge Bäuerin von 18 Jahren, mehrfache operative Eingriffe, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1669. Taruffi, „Mancanza degli organi genitale e dell' urethra". Bolletino delle Scienze Mediche di Bologna 1894.

1670. **Tauber**, „Vir effeminatus". Wracz 1900, Nr. 1, p. 1—6.
Bezieht sich auf ein von Kociatkiewicz kastriertes 21jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1671. **Taussig, F. J.**, „Shall a Pseudohermaphrodite be allowed to decide to which sex he or she shall belong? Amer. J. of Obst. February 1904, p. 161—164.
Kritik der von Goffe vollzogenen Operation.

1672. **Teichmeyer**, Institutiones medicinae legalis et forensis. Jenae 1731, Cap. XIV.

1673. **Testa, A. G.**, De re medica et chirurgica. Ferrara 1781. Epistola IV, cap. 20, p. 145.
3monatl. Kind zweifelhaften Geschlechts.

1674. **Theile**, Anatom. Untersuchung eines Hypospadiaeus. Arch. f. Anat. von J. Müller, Berlin. Jahrg. 1847, p. 47, Tafel III, Fig. 4.
Beobachtung von Utriculus prostaticus.

1675. **Theile**, Müllers Archiv 1847, S. 17.
Beschreibung eines männlichen Scheinzwitters.

1676. **Theobald**, „Dissert. Inauguralis medico-forensis de Hermaphroditis. Accedit hominis Hermaphroditi descriptio. Cassellis 1833, p. 26. Beschreibung der Marie Rosine, des späteren Gottlieb Göttlich; siehe auch Frorieps, „Beschreibung eines Zwitters nebst Abbildung der Geschlechtstheile desselben." Caspers Monatsschrift 1833, I. Bd.; siehe auch Pech l. c.

1677. **Theobald**, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus." Inaug.-Diss. München 1898; siehe auch Kurz, Daffner, Zuccarelli, Bruck, Bergonzoli, Filippi u. a.
Beschreibung d. Zephthe Akaira.

1678. **Thiersch, C.**, Bildungsfehler der Harn- u. Geschlechtsorgane eines Mannes." Münch. illustrirte Zeitung 1852, Bd. I, p. 7.
Nekropsie eines 28jähr. phthisischen Schneiders, männl. Scheinzwitter.

1679. **Thomas**, „Monstruositie". Geneesk. Courant 1892, Nr. 45. Referat: Rép. Univ. d'Obst. et de Gyn. 1893, p. 94.
Acranie von Zwillingen, davon einer ein Scheinzwitter war.

1680. Thompson, Allen, siehe Kaplan l. c. p. 44.
Demonstration eines Individuums, bis zum 13. Jahre als Mädchen erzogen, später als Frau verheiratet, Beischlaf amphoter, Geschlecht fraglich.

1681. Thouvenin, Annales de la méd. physiologique de Broussais. Paris 1830; siehe Günther l. c. p. 37.
Männl. Scheinzwitter.

1682. Tillaux, Cas de monstruosité très rare des organes génito-urinaires de la femme. Gaz. de hôp. 1877, Nr. 84.

1683. Tillotson, „A case of hermaphrodite." Med. and Surg. Reporter Vol. XLIII, p. 647.
Männl. Scheinzwitter.

1684. Törngren, Finska läkaresällskapets Handl. 1899, Nr. 2, p. 323; siehe Ref.: Mon. f. Geb. u. Gyn. Mai 1900, p. 983.
28jähr. Frau, taubeneigroßer Tumor in jeder Leistenfalte. Vagina im oberen Teile verdoppelt, außerdem jederseits Leistenbruch. Uterus rudimentarius myomatosus, Vulva normal.

1685. Tolmaczew, N. v., Ein Fall von semilunarer Klappe der Harnröhre u. von vergrösserter Vesicula prostatica. Virchows Arch. Berlin 1870, Bd. 49, p. 348, Tafel XI.
Präparat des Tübinger Museums; männl. Fötus mit rudiment. Uterus.

1686. Tomasini, S., „Dell ermafrodistismo. Contributo alla Patogenesi, Psicologia e Medicina Legale. Il Manicomio Moderno Anno XVI, Nr. 3. — Nocera Inferiore 1900.
Beschreibung des als Mädchen erzogenen, von Castellana operierten männl. Scheinzwitters Carmelo Caponetto. Umfassende Bearbeitung der Frage des Zwittertums.

1687. Tonni, P., Sul sesso d'un individuo chiamato Giacome Foroni. Mantova 1802.
23jähr. Individuum zweifelhaften Geschlechts, für einen Mann erklärt.

1688. Torchio, Dr. F., Deformita degli organi genitali. Giornale della R. Acad. di Torino 1860, Vol. 38, p. 3.
65jähr. Frau, männl. Scheinzwitter.

1689. Tortosa, G., Istituzioni di med. forense. Bologna 1836, T. I, p. 106.

Fall von Portinari u. andere Fälle zweifelhaften Geschlechts von Neonaten.

1690. Tortoual, Berliner Med. Zeitung 1834, p. 117.

Weibl. Scheinzwitter, Neonatenleiche.

1691. Tortual, „Ein als Weib verheirateter Androgynus vor dem kirchlichen Forum." Viertelj. f. gerichtl. Med. X, 18.

Prozeß 1859 vor dem Generalvikariat in Münster. — Scheidungsklage des Gatten wegen Impotentia coeundi von seiten der Frau, eines männlichen Scheinzwitters.

1692. Tortual, „Zur Lehre von den Zwitterbildungen." Med. Zeitg. d. Vereins f. Heilkunde in Preussen. Berlin 1834, Nr. 25—30.

1693. Tourdes, „Hermophrodisme." Dict. encyclopédique des sc. méd. Paris 1888, T. XIII, p. 635.

Allgemeines u. Kasuistik.

1694. Towsend, „Cases of abnormalities of the female genitals." Boston med. and surg. Journal 1893, Vol. 129, p. 305.

35jähr. Frau für männl. Scheinzwitter angesehen.

1695. Traxel, Prager med. Woch. 1856, 18. „Die Zeugungsfähigkeit eines Hypospadiaeus"; siehe auch Prager Vierteljahrsschrift 1856, Bd. III, Analekten S. 103; siehe auch Maschka, Handb. d. gerichtl. Medicin III. Bd., p. 15.

Vererbung des Scheinzwittertums. Gerichtsverhandlung wegen Schwängerung gegen ein 37jähr. Dienstmädchen, als männl. Scheinzwitter erkannt.

1696. Traxel, Prager Viertelj. Bd. 52, S. 103 und Wiener med. Wochenschr. 1856, 18.

Schwängerungsklage gegen ein Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1697. Trinchera, Stefano, Sopra un caso di apparente ermafroditismo. Napoli 1817. Referat: Med. chirurg. Zeitung herausg. von Hartenkeil, später von Ehrhardt. Salzburg.

1698. Trümpy, siehe Frorieps Notizen 1830, Nr. 634, p. 287.

1699. Tuffier, „Traitement de l'hypospadias par la tunnellisation du pénis et l'application des greffes Ollier-Thiersch (procédé de Nové-Josserand).“ Annales des malad. des organes génito-urinaires Avril 1899.

1700. Tulpius, N., Observat. med. Amstelodami 1672, Lib. III, cp. XXXV, p. 241; siehe Taruffi, Herm. u. Zeugungsf. l. c. p. 231.

Enrica Schuria diente als Soldat, verkehrte mittels großer Clitoris mit einer Witwe. Gerichtlich mit Ruten gestraft, Trennung von der Witwe u. Verbannung. Der Jurist Giov. Papponio (T. XXII, tit. VII, avert. II) verlangte für so schamlose Weiber die Todesstrafe.

1701. Turlini, Gaz. med. Ital. Lombarda. Milano 3. IV. 1886.

1702. Turner, G. R., „A case of hermaphroditism.“ Lancet 30. VI. 1900, p. 1884.

Herniotomie mit Abtragung eines angeblich ektopischen Ovariums bei einem 14jähr. Mädchen erwies männl. Scheinzwittertum.

1703. Unger, Briefl. Mitteilung 1904.

75jähr. männl. Scheinzwitter. Klinik des Prof. v. Bergmann.

1704. Unger, Beiträge zur Lehre von Hermaphroditismus. Berliner klin. Woch. 1905, Nr. 17.

37jähr. epileptische Schneiderin starb nach operativer Resektion des Ganglion Gasseri. Nekropsie: Männl. Hypospade mit Kryptorchismus, Hymen, Vagina und Uterus didelphys. — 18jähr. Köchin, männl. Hypospade, Änderung der Metrik, jetzt Steinmetz.

1705. Underhilb, Case of absence of uterus with a tumour of doubtful character in each inguinal region. Edinb. Med. Journ. April 1876, p. 906.

1706. Unterberger, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus femininus externus.“ Mon. f. Geb. u. Gyn. Bd. XIII, April 1901, p. 436.

Bauchschnitt mit Entfernung eines Sarkoms einer Geschlechtsdrüse eines 14½jähr. Mädchens, angeblich weibl. Scheinzwitter.

1707. Valcatin?

Das Gericht erklärte eine Frau mit Prolapsus uteri für einen Mann u. trennte daraufhin die Ehe.

1708. Vallisneri, Ephemer. Natur. Curiosor. Cent. IX. X Observ. 72, p. 161 et Tab. II, Fig. 1.
18jähr. männlicher Scheinzwitter zeugte trotz Kryptorchismus ein Kind.

1709. Varocler (Varole?), 1754, siehe Pinel, „Observat. sur les vices originaires de conformation des parties génitales de l'homme.“ Mémoires de la Soc. méd. d'Emul. 4 année, Paris an IV, p. 342, 343.
Nekropsie eines 80jähr. Handwerkers, angeblich H. verus lateralis. Nekropsie eines 18 jähr. Mannes, angeblich H. verus lateralis.

1710. Varolio, Cost. (Bologna), Anatomiae L. IV, Francofurti 1591, cap. IV, p. 98.
Über das Vorkommen von Clitorishypertrophie.

1711. Vaughan, NewYork Med. Journ. 1891, Vol. LIII, p. 125.
Neger, als Mann erzogen, weibl. Scheinzwitter.

1712. Veitch, A., „Case of mal-developement of the female generative organs.“ Edinburgh Med. Journ. Vol. XLV, 1898, p. 410.
23jähr. Mädchen, weiblicher Scheinzwitter?

1713. Verdier, siehe Kaplan l. c. p. 43, Nr. 7; siehe Günther l. c. p. 32.
Angeblich H. verus lateralis sub necropsia gefunden.

1714. Verneuil, Réflexions sur les hermaphrodites. Lyon 1765.

1715. Verneuil u. Huguier, Gazette des hôpitaux 1857, Nr. 104.
Männl. Scheinzwitter.

1716. Versen, „Fall von Hermaphroditismus transversalis muliebris. Inaug.-Diss. Berlin 1868.
Weibl. Scheinzwitter mit Hemicephalie, Spina bifida, Gesichtsspalte, Blasenbauchspalte, Penis von der Urethra durchbohrt, Leichenpräparat.

1717. Verstraeten, L'acromégalie. Revue de méd. Nr. 5, Mai 1889, obs. 2.
29jähr. amenorrhoische Schneiderin mit Akromegalie und dreifach vergrößerter Clitoris, wollte nicht heiraten.

1718. Viault, François, Le corps de Wolff. Paris 1880.

1719. Villemin, Soc. de Pédiatrie 14. III. 1899. L'Indépendance méd. 1899, Nr. 12, p. 94.
Erfolgreiche Plastik der Hypospadie eines als Mädchen erzogenen männl. Scheinzwitters.

1720. Vincent, „Sexe incertain." Lyon Médical 1897.
6 wöchentl. Kind mit Defectus ani et urethrae fraglichen Geschlechtes.

1721. Virchow, „Gesammelte Abhandlungen der wissenschaftlichen Medicin. Frankfurt 1856, p. 779; siehe auch Verh. der physikal.-med. Gesellschaft in Würzburg. Bd. III, 1852, p. 359 u. p. 774.
1. Anatom. Präparat von der 77 jähr. Elisabeth Holzheidt stammend; 2. die 20 jähr. Barbara Höhn. Virchow vermutete bei beiden weibl. Scheinzwittertum.

1722. Virchow, R., „Vorstellung eines Hermaphroditen." Berliner klin. Wochenschrift 1872, Nr. 49, p. 585.
Betreffend Katharina Hohmann.

1723. Virey, Hermaphrodite ou Androgyne. Nouv. Dictionn. d'histoire naturelle. Paris 1817.

1724. Voelker, Article „Penis" du Nouveau Dictionnaire de Médecine, liefert eine Beobachtung von Tillaux: „Enfant mâle pris pour une fille."
Konstatierung von Hoden durch diagnostischen Leisteneinschnitt.

1725. Volaterranus, Raff. Maffei, Commentariorum urbanorum Libr. XXIX, Romae 1506; siehe auch S. Augustinus, De civitate Dei. Lib. III, cap. 31.
Zur Zeit des Papstes Alexander IV. erkannte eine verheiratete Frau ihr männliches Geschlecht und reichte ein Gesuch um Auflösung der Ehe an den Papst ein.

1726. Voll, „Über eine seltene Missbildung." Verh. der phys.-med. Ges. in Würzburg. N. F., Bd. 23.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus masculinus, atresia ani et urethrae.

1727. Voss, „Hermaphroditus." Tidsskrift for praktisk Medicin. VIII. Bd., 1888, p. 76.
31 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1728. Vrolik, „Tabulae ad illustrandam embryogenesin." Lipsiae 1854, Tab. 94, p. 95.
Sektion eines 50 jähr. männl. Scheinzwitters, der lange als Mädchen gegolten hatte.

1729. Vrolik, G., „Over het buitenliggen von den achterwand der pisblaas, gepaard met eene omgekeerde buitenhangende strook van het dun gedarmte." Verh. d. eerste Klasse van het Koninkl. Nederl. Instituut

van Wetenschappen, Letterk. en schoone Kunsten. Deel II, 's Gravenhage 1816.
Entwickelungsgeschichtliches.

1730. Vrolik, W., Oratio de foetu Humano anim. minus perfect. formas referente. Groningae 1829.
Entwickelungsgeschichtliches.

1731. Vrolik, W., „Over den aard en oorsprong der Cyclopie.“ Nieuwe Verh. der 1. Kl. van het Koninkl. Nederl. Inst. van Kunsten en Wetensch. V. Deel, 1e stuk; siehe auch Matthes l. c. p. 64—67.
Die verschiedenen Mißbildungen auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt.

1732. Vrolik, W., siehe Henricus Matthes l. c. p. 33.
Erwachsener bärtiger Mann, irrtümlich als Mädchen erzogen, hatte infolge Änderung der Kleider viele Unannehmlichkeiten und bat Dr. Engeltrum u. G. u. W. Vrolik um Untersuchung. Nach Konstatierung männl. Scheinzwittertums heiratete er ein Mädchen.

1733. Vrolik, „Die Frucht des Menschen u. d. Säugethiere nach ihrer regelmässigen und unregelmässigen Entwickelung.“ Leipzig 1854, Tafel 94 u. 95, cfr. 1728.
58 jähr. Individuum, bis zum 38. Jahre als Weib geltend, angeblich echter Zwitter. Nekropsie.

1734. Walcker, Münchener med. Woch. 1897, Nr. 7.
Nekropsie eines 13 wöchentlichen Säuglings von fraglichem Geschlecht, erwies weibliches Scheinzwittertum.

1735. Weber, E. H., De vesica prostatica, rudimento uteri in corpore masculino. Annotationes anatomicae et physiologicae. Lipsiae 1836, T. I, p. 4—7; siehe Rusts Magazin f. d. ges. Heilkunde. Berlin 1823, Bd. XIV, p. 535.
32 wöchentl. männlicher Fötus mit einem Bläschen als Uterusrudiment.

1736. Wegradt, „Pseudohermaphroditismus masculinus externus.“ (Demonstrat. in d. Ärztl. Ges. in Magdeburg.) Münch. Med. Woch. 28. V. 1901, Nr. 22, p. 99; siehe Mon. f. Geb. u. Gyn. 1901, Bd. XIV, p. 223.
Kastration eines Mädchens bei Herniotomie ergab männl. Scheinzwittertum.

1737. Weigand, Breslauer Sammlungen, Herbstquartal des Jahres 1726, p. 557.
Männl. Scheinzwitter, salacissimus.

1738. Wein, Przegl. Lek. 1902, Nr. 50.
Männl. Scheinzwittertum.

1739. Weismann, Aeussere Einflüsse als Entwickelungsreize. Jena 1894.

1740. Weiss, A., „Ein als Mädchen erzogener Hypospadiaeus." Wiener med. Wochenschr. 1889, p. 252.
Das wahre Geschlecht wurde im 18. Jahre erkannt.

1741. Weiss, O. v., „Pseudohermaphroditismus transversalis." Mittheilungen aus den Arbeiten f. Geb. u. Gyn. des Bosnisch-Herzegowinischen Landesspitals in Serajewo. Wien 1898, Verlag von Safar, p. 10.
14 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1742. Weissbart, „Ein männl. Scheinzwitter." Mon. für Geb. u. Gyn. März 1902, p. 266.
Münchner Malerin Wilhelmine X., 1865 geboren, oft in den Alpen polizeilich belästigt, weil für verkleideten Mann gehalten. Männl. Scheinzwittertum schon 1896 von Prof. Rüdinger erkannt. Änderung der Metrik.

1743. Weitbrecht, Novi Commentar. Acad. Petropolitan. T. I, p. 315 u. 331, Tab. XI.
Vier männl. Scheinzwitter, Hypospaden aus Sibirien.

1744. Wendling, „Ectopia vesicae urinariae e diastasi lineae albae, epispadia urethrae totalis, diastasis ossium pubis, genitalia externa feminina deformata." Wiener med. Presse 1898, Bd. 39, p. 1241.
Nach Stumpf Geschlecht zweifelhaft.

1745. Wermann, „Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus." Virchows Arch. Bd. 104, p. 81.
18 jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1746. Westermann, C. W. J., „Over een geval van Hermaphroditisme." Ned. Tijd. v. Geneesk. 1901, 2. Deel, Nr. 11.
Nekropsie eines 30 jähr. Mädchens wies männl. Scheinzwittertum nach.

1747. Westermann, C. W. J., „Over miskend Pseudohermaphroditismus." Nederl. Tijdschr. v. Geneesk. 1903, I. Deel, Nr. 18.
Appendicitisoperation bei einem 20 jähr. Mädchen ergab männl. Scheinzwittertum. Psychisches weibl. Empfinden.

1748. Weszpremi, De hermaphrodito observatio. Halae 1689.

1749. Wetherhead, G. K., The London med. and physic. Journ. Vol. XLII, 1819.

1750. White, „A hermaphrodite in insane asylum." Daniels Texas M. Journ. Austin 1890—91, Vol. VI, p. 236, Vol. VII, p. 196.

1751. Wiedersheim, Med. Correspond. d. württemb. ärztl. Vereines 1856, Nr. 45.
Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1752. Will, Benno, „Ein Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus." Inaug.-Diss. Greifswald 1896.
Herniotomie des 54 jähr. Fräuleins Christine W., männl. Scheinzwitter (Prof. Pernice).

1753. Will, B., l. c. p. 24.
Nekropsie der Selbstmörderin Alexine B., männlicher Scheinzwitter durch Goujon.

1754. Willard, Forest de, Pseudohermaphroditismus masculinus externus. Am. Journ. of Obstetr. August 1877. p. 500.

1755. Willcock, Lancet 25. IV. 1885.
Nekropsie eines 10 monatl. Mädchens erwies männliches Scheinzwittertum. Pathol. Soc. of London.

1756. Willermay, Dict. d. sc. méd.; siehe Enciclop. med. ital. Milano. Vol. II, P. 1, p. 1167.
Penisgroße Clitoris einer Nymphomanistin.

1757. Willett, Edgar, „Transverse hermaphrodisme in a adult male." Lancet 10. II. 1894, p. 335 — und: Brit. Med. Journ. 1894, I, p. 301 — und: Transact. of the Path. Soc. of London. Vol. XLV, 1894, p. 102. Demonstration eines Leichenpräparates; siehe das gleiche Präparat beschrieben von Hubert Roberts l. c.
Uterus und Kryptorchismus, 44jähr. männl. Scheinzwitter.

1758. Willigk, Prager Vierteljahrsschrift 1855, XII, p. 1.
Weibl. Scheinzwitter.

1759. Wimmer, „Ueber die Nothwendigkeit der Hinzuziehung des Gerichtsarztes bei der Entscheidung über zweifelhafte Geschlechtsbildung." Siehe Siebenhaar, Magazin für die Staatsarzneikunde. Bd. IV, Heft I, 1845, p. 60.

1760. Windle, Birmingham Med. Revue. Vol. XX, Nr. 96, August 1896, p. 49.
Männl. Scheinzwitter, Nekropsie.

1761. Winkler, B., „Ueber einen Fall von Pseudo-Hermaphroditismus masculinus internus.“ Inaug.-Diss. Zürich 1893.

Nekropsie eines nach Herniolaparotomie (Prof. Krönlein) verstorb. 52 jähr. männl. Scheinzwitters mit Uterus (Prof. Ribbert).

1762. Winter, Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. Bd. 18, Heft 2, p. 359.

23 jähr. Braut, männl. Scheinzwitter; Beobachtung von Dr. Deutschländer u. Prof. Olshausen.

1763. Witkowski, „La génération humaine.“ Paris 1880.

Nonne Angélique de la Motte d'Aspremont — Prozeß 1623 — in dem Kloster der Filles-Dieu in Chartres angeklagt: „d'avoir été homme avec les religieuses et femme dans les excursions nocturnes qu'ellc faisait hors du couvent.“

1764. Wittmann, Salzburg. med. Zeitung 1809, I, p. 201.

1765. Wolberg, Hypospadiasis mit Kryptorchismus. Jahrb. f. Kinderheilkunde N. F. XXII, p. 274. 1888.

1766. Wolfart, Johannes Henricus, Tractatio juridica de Sodomia vera et spurio Hermaphrodito: 2. ed. Francofurti ad Moenum 1742. Anhang: Rechtliches Bedenken Semporoniam, einen Zwitter, pro crimine Sodomiae betreffend.

1767. Wolfart, in: Asklepiäion 1811, Nr. 3.

1768. Wood, John, The pelvis aud genital organs of an Hermaphrodite. Transact. of pathol. anatomy. Soc. London 1872, T. 23, p. 169.

Leiche von weiblichem Aussehen mit Hoden mit Scheidenrudiment, Hypospade.

1769. Woods, Samuel J., „History of two cases of hermaphrodisme.“ Dublin Quarterly Journ. of Med. Sc. 1868, p. 52, Bd. XLVI.

13 jähr. Mädchen u. 4 jähr. Knabe, beide männl. Scheinzwitter, Geschwister.

1770. Worbe, „Observation sur un hypospadias etc. et Observation sur un individu réputé du sexe féminine et rendu à l'état viril.“ Bullet. de la faculté de méd. de Paris 1815, Nr. 5 et 10, T. IV, p. 364, 479: siehe auch: Journ. de méd., chir. et pharm. 1815 Juni, 1816 Janv., Fevrier.

Zwei erwachsene Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1771. Worger, Richard G., Extraordinary development of the genital organs in male foetus. Lancet 9. XII. 1899, p. 1587.

1772. Worral, „Case of spurious hermaphrodisme.“ Australian Med. Gaz. Sydney 1891—1892, Vol. XI, p. 107.

1773. Wrany, Hermaphroditische Verbildung der Genitalien. Hernia inguinalis congenita. Prag. Vierteljahrsschrift 1867, H. 1.

Nekropsie eines 12 jähr. Mädchens, männl. Scheinzwitter mit Uterus unicornis.

1774. Wrisberg, Commentatio de singulari genitalium deformatione in puero hermaphroditum mentiente cum quibusdam observationibus de hermaphroditis. Goettingae 1796.

Soll nach Förster die Beschreibung eines weibl. Scheinzwitters enthalten; zwei männl. Scheinzwitter mit Defectus ani.

1775. Waitz, „Perinäale Hypospadie bei einem Knaben durch plastische Operation behoben.“ Münch. med. Woch. 1899, Nr. 9, p. 300.

1776. Walcher, Münch. med. Woch. 1897, Nr. 7.

Neonat unbestimmbaren Geschlechtes, Nekropsie erwies weibl. Scheinzwittertum.

1777. Walker, M. A., A case of pseudohermaphroditism. New York Med. Journ. 1894 Oct. 6, p. 434.

Nekropsie eines 24 jähr. Mannes ergab weibl. Scheinzwittertum.

1778. Walkers, A., „A case of Pseudohermaphroditism.“ New York Med. Journ. Vol. LX, p. 434 — und: Denver Med. Times. Vol. XIV, 1894, p. 139; siehe auch Transact. Colorado Med. Sc. Denver 1894, p. 362.

Angeblich 24 jähr. männl. Scheinzwitter mit Menstruatio vicaria nasalis.

1779. Wallis, W., „Sexual malformation.“ Med. Times and Gazette 1868, Nov. 7; siehe Virchow u. Hirsch, Jahresber. für 1888, p. 174.

Nekropsie einer 44 jähr. verheirateten Frau, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter mit Kryptorchismus.

1780. Wallisneri, siehe Steglehner l. c. p. 77, 78.

Männl. Scheinzwitter heiratete ein von ihm geschwängertes Mädchen.

1781. Walter, Ephemer. N. C. Centur III et IV, obs. 145, p. 305.

Die 1663 in Wunsiedel geborene Anna X. im 21. Jahre als männl. Scheinzwitter erkannt.

1782. Walter, D. Christian, De hermaphrodito notatu digno. Acta Natur. Curios. 1715. Cent. III et IV, p. 305.

Für Androgyne gehaltene Person, männl. Scheinzwitter.

1783. Walther, Physiologie des Menschen. Bd. II, Landshut 1808, p. 373 ff.

1784. Walther, Bullet. et Mémoir. de la Soc. de Chirurgie de Paris 14 Octob. 1902, T. XXVIII, Nr. 31, p. 938, Nr. 2, p. 938. „Anomalie génitale.“

Kastration eines 24 jähr. Sattlers ergab weibl. Scheinzwittertum. Patient vorher von Lucas Championnière und Félizet für männl. Scheinzwitter gehalten.

1785. Wargaflig: „Fall von weibl. äusseren Pseudohermaphroditismus bei einem neugeborenen Kinde.“ Medic. Obozrenje 1896, Nr. 10. (Russisch.)

1786. X. X., Breslauer Sammlung. 1726, I, p. 557.

1787. X. X., Berliner Morgenzeitung, 8. XII. 1901.

Verhaftung der 19 jähr. Maria Karfiol, eines Landmädchens, auf dem Bahnhofe in Pilsen, weil der Schutzmann einen verkleideten Mann witterte. Männl. Scheinzwitter.

1788. X. X., Berliner klin. Woch. 1875, Nr. 26, p. 375.

16 jähr. männl. Scheinzwitter.

1789. X. X., Deutsche New Yorker Zeitung, 21. XI. 1901. Syracuse. Erst Mädchen, dann Mann!

38 jähr. Mädchen Klara Harriman, männlicher Scheinzwitter. Änderung der Metrik.

1790. X. X., Journ. de la Soc. d'émulat. Vol. V, p. 150 (erwähnt von Taruffi l. c. p. 134 [deutsche Ausgabe]).

Fünf Schwestern wurden im geschlechtsreifen Alter zu Brüdern [verkannte männl. Hypospaden? F. v. N.].

1791. X. X., „20 Jahre Mädchen und doch ein Mann.“ Monatsber. des wissenschaftlich-humanitären Komitees, 1. III. 1905, p. 8.

20 jähr. Köchin in der Münchener Ärztl. Gesellschaft vorgestellt, ein männl. Scheinzwitter.

1792. X. X., Medicorum Silesiacorum Satyr I, 58, II. S.

1793. X. X., Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen, II. Jahrg., 1900, p. 446: „Eine sonderbare Ehe."

1794. X. X., Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen, III. Jahrgang, 1901, p. 547: Selbstmordversuch der bärtigen Anna Smith.

1795. X. X., Einzelheiten über Sandor-Sarolta-Vay siehe Birnbacher; siehe Meinert: Friedreich's Blätter, 1891, p. 85; siehe F. v. Neugebauer: Jahrb. f. sexuelle Zwischenstufen, IV. Jahrg., 1902, p. 163.

1796. X. X., „Sonderbare Naturbegebenheit." Stark's Neues Archiv f. Geb. Frauenzimmerkrk., Bd. I, H. 2, 1798.

1797. X. X., „Die rechte u. die linke Seite beim Menschen in ihrer Verschiedenheit, besonders im kranken Zustande." Kopp's Denkwürdigkeiten in der ärztl. Praxis. Frankf. a. M. 1836, p. 29.

1798. X. X., Weekblad van hed Nederl. Tijdschr. v. Geneeskunde 1884, Nr. 65.

Zwei Fälle schwieriger Geschlechtsbestimmung bei Hypospaden. (Van der Hoewen?)

1799. X. X., Revue de chirurgie, Juillet 1881.

Schwierige Geschlechtsbestimmung bei einem Hypospaden.

1800. X. X., Vierteljahrschrift f. gerichtl. Medicin, Bd. XIX, p. 317.

Nekropsie des männl. Scheinzwitters Marie Rosine Goettlich.

1801. X. X., The-Sei-I-Kwai. Medical Journal of Kochi (Japan), 1890, XI.

Die Sektion einer von ihrem Gatten ermordeten Frau wies deren männliches Scheinzwittertum auf.

1802. X. X., Horn's Archiv f. med. Erfahrungen, 1827, Heft 6.

20jähr. Person, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1803. X. X. ? 46jähr. männl. Scheinzwitter, untersucht in der „Obszczyna des Heiligen Georg." (Russisch.)

1804. X. X., L'Union médicale, 12. XII. 1864.

26jähr. Julie D., männl. Scheinzwitter.

1805. X. X., siehe Garin l. c. p. 62.

A. F. S., 48jähr. Bäuerin, als Scheinzwitter unfähig zum Beischlafe beurteilt. — Gerichtsverhandlung.

1806. X. X., siehe Garin l. c. p. 59, Bemerkung betreffend eine Beobachtung von Dr. Charles W. Dulles. Zweifelhaftes Geschlecht des Delbert Reynolds sc. der „La belle Hardmann“ als Frau verheiratet, untersucht von Dr. Dulles, Henry A. du Bois), — siehe auch: The Philadelphia Med. and Surg. Reporter 11. X. 1890, Nr. 43, p. 990.

1807. X. X., „Die Bauerntochter Alexandra Iwanowna Rjabuchina.“ „Ein Beitrag zur Casuistik des Pseudohermaphroditismus.“ Archiv f. gerichtl. Med. 1865, Bd. I. (Russisch.)

19 jähr. Mädchen als männl. Scheinzwitter gerichtlich beurteilt.

1808. X. X., Prostitutionsberechtigt oder nicht? (Russisch.) (Archiv f. gerichtl. Medicin 1870, I. Buch, 5. Abth., p. 15—16.)

Gerichtsverhandlung in der Gouvernementsverwaltung in Wjatka.

1809. X. X., Union méd., 2e série, T. III, p. 587, Paris 1859.

25 jähr. Mädchen ein Mann, Beobachtung von Ledeschault u. Larrey.

1810. X. X., Medical Repository, Nr. XLV.

1807: 28 jähr. Mann in Lissabon mit einer Vulva neben normalen männl. Schamteilen, soll zweimal geboren haben und regelmäßig menstruieren.

1811. X. X., „Garçon et fille hermaphrodite.“ Paris 1772. Commerc. Lipsiense. Vol. XX, p. 632; siehe Günther, l. c. p. 55.

Sektion des 21 jähr. Schusters Louis Heinault, 1752 in Rouen geboren, angeblich Juxtaposition männl. und weiblicher äußerer Genitalien.

1812. X. X., „Fall Fleume.“ Nassauisches Correspondenzblatt 1871, Nr. 8.

1813. X. X., Gerson u. Julius, Magazin d. ausländischen Literatur, VI. Bd., Hamburg 1833, p. 431.

Sektion des 62 jähr., als Mann verheiratet gewesenen Valmont durch Bouillaud u. Manec erwies weibliches Scheinzwittertum.

1814. Zacchia, P., Quaestionum medico-legalium etc. Lugduni 1661, Lib. VII, Tit. I, Quaest. 9, p. 501.

Prostituierte in Rom, deren ringfingergroße Clitoris beim Beischlafe hinderlich war.

1815. Zacchia, Paolo, Quaestiones med. legales. Roma 1621—1635. Lib. VII, Tit. I, cap. 2, p. 473, Quaestio 8, Nr. 8.

Daniele konnte den Beischlaf mit seiner Frau nicht ausführen, wurde von einem Genossen geschwängert und gebar ein Mädchen. Verkannter weibl. Scheinzwitter als Mann verheiratet.

1816. Zahorski, Gazeta Lekarska 1900, Nr. 26, p. 682.

Fall von angeblich weibl. Scheinzwittertum. — Nekropsie.

1817. Zander, „Ein Fall von echtem Hermaphroditismus beim Menschen.“ Anatom. Anzeiger, 17. III. 1903, Nr. 1.

Bezieht sich auf die von Garré vollzogene Operation, deren mikroskop. Befund Simon beschrieb.

1818. Zedel, J., „Eine seltene Missbildung.“ Zeitschr. f. Geb. u. Gyn. 1895, XXXII, p. 230.

7 monatl. Fötus mit Kloakenpersistenz, weibl. Scheinzwitter.

1819. Zeiner 1682, siehe Kaplan l. c. p. 40.

Anna Wilde, in Ringwood geboren, angebl. wahrer Zwitter, wahrscheinlich männl. Scheinzwitter.

1820. Zewachow, Wracz 1898, Nr. 15, p. 445, — und: Journ. f. Geb. u. Fr. 1899 Juni, p. 685. (Russisch.)

Anatom. Präparat weibl. Scheinzwittertums.

1821. Zgórzki, Briefl. Mitteilung durch Prof. Wachholz an F. v. Neugebauer aus dem Jahre 1890.

20 jähr. verheiratete Bäuerin erwies sich als männl. Scheinzwitter.

1822. Ziino, G., Compendio di Medicina legale e Giurisprudenza medica III Edizione. Milano 1890, p. 470.

Zwei Schwestern, Leopoldina u. Emilia Perchioni, männl. Scheinzwitter.

1823. Zimmermann, C., „Ein Beitrag zur Lehre von menschlichem Hermaphroditismus.“ Inaug.-Diss. München 1901.

Beobachtung von Dr. Katzenstein, auch von Hengge beschrieben.

1824. Zinsser, H., Zur Casuistik des Hermaphroditismus. Inaug.-Diss. Giessen 1873; siehe auch Marchand, Virchows Archiv, Bd. 92, p. 286.

29 jähr. Mädchen, von Prof. Marchand u. Ahlfeld untersucht, männl. Scheinzwitter.

1825. **Zuccarelli, A.**, „Z. A. esposta in Napoli nel Maggio 1892, la donna uomo.“ — L'Anomalo 1893, Vol. V, p. 78, Napoli; siehe auch Beschreibungen durch **Filippi, Bruck, Daffner, Bergonzoli, Kurz, Theobald**. Referat: Giornale di Med. Legale. Marzo 1894, Nr. 2, p. 85.
Beschreibung der Zephthe Akaira aus Tunis.

1826. **Żukowskij**, Russkaja Medicina 1887, Nr. 43.
30jähr. Mädchen; Verdacht auf männl. Scheinzwittertum.

1827. **Zweifel**, Centr. f. Gyn. 1889, Nr. 25, p. 441.
Mädchen, männl. Scheinzwitter.

1828. **Zweifel**, Centr. f. Gyn. 1904, Nr. 6, p. 177.
Kastration einer verheirateten Frau ergab männl. Scheinzwittertum.

III.

Bibliographie der Zwitterbildung bei Tieren.

1829. **Ahlfeld**, Die Missbildungen des Menschen. Leipzig 1880.

1830. **Anonymus**, „Brevi cenni su di un neutro-capra.“ Napoli 1829.
Ziege, angeblich mit Hoden u. Ovarien.

1831. **Anselmi, Carlo**, Génisse hermaphrodite. Mém. de l'acad. R. d. sc. 1805—1808. Turin 1809, p. 103.
Kalb, männl. Scheinzwitter.

1832. **Apelle Dei**, Catalogo del Gabinetto d'Anatomia comparata della R. Univ. di Siena, Siena 1886, p. 126.
H. lateralis bei einem Hering (Clupea harengus).

1833. **Balbiani**, Leçons sur la génération des Vertébrés. Paris 1879.

1834. **Baster**, Naturkundige uitspanningen etc., 3 stuckje. Harlem 1761.

1835. **Beard**, Notes on Lampreys and Hags, Anat. Anz., 8. Jahrg.

1836. **Beauregard et Boulart**, Uterus masculinus — Vasa deferentia. Comptes rendus CXVIII, 11, p. 596. 2. Mars 1894.
Uterus masculinus von 3 cm Länge u. $1^1/_2$ cm Breite bei einem Finnwale. Balaenoptera musculus.

1837. Becker, Ueber Zwitterbildung beim Schwein. Würzburg 1896.

1838. Becker, E., „Ueber Zwitterbildung beim Schweine.“ Verh. d. phys.-med. Gesellschaft zu Würzburg. 1897, T. XXXI.
H. verus lateralis bei einem Schweine.

1839. Bedinelli, Franciscus de Paulla, Nupera perfecta androgynae structurae observatio. Pisauri 1755.
Ziege, angeblich wahrer Zwitter.

1840. Benecke, Deutsche Fischerei-Zeitung. Jahrg. 1880.

1841. Van Beneden, De la distinction originelle du testicule et de l'ovaire. Bull. de l'Acad. R. de Belgique, 1874.

1842. De Benedictis, Contributo allo studio dell' ermafrodismo. Giornale de veterin. militare 1893, VI, p. 356.
H. verus transversus bei einem Rinde.

1843. Benedictus, Braga, 2 Fälle von Hermaphroditismus femininus bei Tieren. Referat: Jahresber. über die Leist. auf d. Gebiete der Veterinärmedicin 1883, p. 105.

1844. Bidder, Vergl. anat. u. histol. Untersuchungen über die männlichen Geschlechts- und Harnwerkzeuge der nackten Amphibien.

1845. Boas, Lehrb. d. Zoologie 1890.

1846. Boerhave, Abram Konrad (Enkel von Hermann), Historia anatomica ovis pro hermaphrodito habiti. Novi Comment. Acad. Petropolit. Petropoli 1730. Anni 1747 et 48, T. I, p. 317, Tab. IX.
Vier hypospadische männliche Tiere.

1847. Bonnet, „Hermaphrodismus transversalis bei einem Rind.“ Münchener Jahresbericht 1884, p. 96.

1848. Borkhausen, Beschreibung eines merkwürdigen Schafzwitters. Rheinisches Magazin zur Erweiterung der Naturkunde. Giessen 1793, Band I; siehe: J. Müller l. c.
H. verus unilateralis beim Widder.

1849. Born, Die Structur des Keimbläschens im Ovarialei von Trit. toen. Archiv f. mikr. Anatom. 43. Bd., 1873.

1850. Bossotto, Antonio, „Ermafroditismo in un vitello.“ Il med. veterin. Torino 1871, A. VI, Ser. 3, p. 337.

Kalb, weibl. Scheinzwitter. Penis von der Harnröhre durchbohrt.

1851. Boswald, A., „Ueber Hermaphroditismus.“ Tierärztl. Heilkunde 1894, Jahrg. XVII, p. 306; siehe auch: J. Otto Duschanek: „Hermaphroditismus beim Schweine.“ Tierheilkunde 1894, Jahrg. XVII, p. 224.

1852. Brock, Beiträge zur Anatomie und Histologie der Geschlechtsorgane der Knochenfische. Morph. Jahrb. 1878.

1853. Brock, Untersuchungen der Geschlechtsorgane einiger Muränoiden. Mitteil. aus der zool. Station zu Neapel. 2. Bd., 1881.

1854. Brock, Die Entwickelung des Geschlechtsapparates der stylommatophoren Pulmonaten. Zeitsch. f. wiss. Zoologie, 1886.

1855. Bouin, P., Étude sur l'évolution normale et l'involution du tube seminifère. Arch. d'Anat. micr. 1897, T. I.

1856. Bouin, M., Histogénèse de la glande génitale femelle chez R. temporaria. Arch. de Biol. 1900.

1857. Bourne, On certain abnormalities of the common Frog. Journ. of the morph. Society. Vol. 24, 1884.

1858. Carnoy et Lebrun, La vésicule germinative et les globules polaires chez les batraciens. La Cellule, T. XII, XIV, XVI.

1859. Carrère, Description d'un âne prétendu hermaphrodite. Mém. de l'acad. R. des sc. de Paris 1773. Collect. des mémoires etc. Paris 1787. T. XV, p. 320.

1860. Caullery et Mesnil, Sur l'Hemioniscus Balani Bucholz. Bulletin sc. de la France et de la Belgique, T. XXXIV.

1861. Cervini, L., Caso di apparente ermafroditismo osservato in un somaro. Arch. di med. veterin. Milano 1877, T. II, p. 28—34.

1862. Chiaie, Stefano delle, „Su d'un neutro-capra o bissessuale." Napoli 1829; siehe auch: Miscellanea anat. pathol. Napoli 1847, T. I, p. 72, Tab. 40, Fig. 1, 2.
Ziege mit Hoden u. Ovarien.

1863. Chicoli, Nicola, Caso di ermafrodismo femineo. — Atti della Soc. d'Acclimaz. Palermo 1862, T. II, Nr. 1.
Ziege, weibl. Scheinzwitter.

1864. Claus, Grundzüge der Zoologie 1880.

1865. Claus, Lehrb. der Zoologie. Marburg u. Leipzig, 1887.

1866. Cole, F. J., A case of Hermaphroditism in rana temporaria. Anat. Anz., Bd. XI, 1875? 1896? p. 104.

1867. Columella, De re rustica. Lib. VI, cap. 22.
Kuh, Scheinzwitter, Taura genannt.

1868. Condorelli-Francavilla, Mario, Lo Spallanzani, 1891, A. 29, p. 136.
Widder, Scheinzwitter.

1869. Crivelli, Balsamo et Maggi, Sur les organes essentiels de la reproduction de l'Anguille. Journ. de zool. de Gervais 1872.

1870. Cuénot, Determination du sexe. Bulletin sc. de la France et de la Belgique 1899.

1871. Cunningham, On the structure and development of the reproductive elements in Myxine glutinosa. Quat. Journ. of micr. sc. T. XXVIII, 1886.

1872. Day, British fishes?

1873. Debierre, C. H., „Note sur un merlan (Schellfisch)". Compt. rend. de la Soc. de biol. 1886. Série 8, T. IV, Nr. 3.

1874. Debierre, Sur un merlan hermaphrodite, C. R. soc. de Biol. 1887.

1875. Delaforge, Alforter Archiv 1884.
H. verus bilateralis bei einem Fohlen.

1876. Delbet, Traité de pathologie générale de Bouchard 1901.

1877. Demarchi, Antonio, Intorno ad un ermafrodito. Giorn. di med. veterin. prat. Torino 1861, A. IX, p. 425.
Hermaphroditisches Pferd.

1878. Dickel, F., Das Prinzip der Geschlechtsbildung bei Tieren geschlechtlicher Fortpflanzung, entwickelt auf Grundlage meiner Bienenforschungen. Nördlingen 1898.

1879. Dörrwächter, Hermaphroditismus bei einem Rinde. Deutsche tierärztl. Woch. 1894, p. 298.

1880. Dufossé, De l'hermaphrodisme de certains vertébrés. Ann. des sc. naturelles 1858.

1881. Ecker, Untersuchungen zur Ichthyologie. Nürnberg 1866.

1882. Eckhardt, Beitrag zur Lehre von dem Vorkommen weiblicher gehörnter Rehe. Giessen 1886. Universitätsprogramm.

1883. Edelmann, R., Ueber Pseudohermaphroditismus completus masculinus. Arch. f. wiss. u. prakt. Tierheilk. 1888, Bd. XIV, H. 4 u. 5, p. 309 ff.

Pferd, männl. Scheinzwitter.

1884. Eismond, Travaux du laboratoire zool. de Varsovie, T. VII, 1893.

1885. Ercolani, De l'hermaphroditisme complet des anguilles. Journ. de zool. de Gervais 1872.

1886. Finkenbrink, Josef, „Unechte Hermaphroditen. Eine wissenschaftliche Studie mit neuen Beiträgen." Inaug.-Diss. Münster 1897.

Allgemeines u. Kasuistik aus der Tierwelt. 5 Fälle von Zwittertum bei Schweinen u. Ziegen. — Literatur.

1887. Fischer, E., Transmutation der Schmetterlinge infolge von Temperaturveränderungen. Berlin 1895.

1888. Frick, Hypospadie mit Kloakenbildung beim Hunde. Archiv f. Thierheilkunde 1885, p. 466.

1889. Friedmann, Rudimentäre Eier im Hoden von R. viridis. Arch. f. mikr. Anat. 52. Bd.

1890. Gadeli, Gaetano, Sopra diversi casi d'ermafrodismo nei siani. Gazz. med. veterin. Milano 1875, A. V, p. 150.

Schwein, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1891. Garth, Wilhelm, „2 Fälle von Hermaphroditismus verus bei Schweinen." Beitrag zur Lehre von der Zwitterbildung bei Säugethieren. Giessen 1894. Be-

rücksichtigung der fremden Kasuistik. Referat: Deutsche tierärztl. Woch. 1895, p. 945.
20 fremde Beobachtungen von H. verus bei Tieren.

1892. Garnier, Hermaphroditisme histologique dans le testicule adulte d'Astacus fluviatilis. C. R. soc. de Biol. 1901.

1893. Gegenbaur, Grundzüge d. vergleichenden Anatomie 1870 — und — 1874.

1894. Generali, G. u. E. Bertoli, Di un pseudo-ermafroditismo in una capra. Arch. di med. veter. Milano 1876, Vol. I, p. 22.
Ziege, angeblich wahrer Zwitter.

1895. Geoffroy Saint-Hilaire, Histoire des Anomalies de l'organisation.

1896. Germar, „Beitrag zur Geschichte der Hermaphroditen unter den Insecten." Meckels Deutsches Archiv für Physiol. Bd. V, Halle 1819, p. 365.

1897. Giard, La castration parasitaire et son influence sur les caractères extérieurs du sexe mâle chez les crustacés décapodes. Bulletin sc. du Nord de la France, T. XVIII, 1887.

1898. Giard, Remarques critiques à propos de la détermination du sexe chez les Lepidoptères. C. R. Acad. des Sc. 1901.

1899. Gloger, Vollständiges Handbuch der Naturgeschichte der Vögel Europas. 1834.

1900. Grahl, Walter, Acht Fälle von Zwitterbildung beim Schwein, darunter ein Fall von Hermaphroditismus verus lateralis. (Inaug.-Diss.) München Univ.-Buchdruckerei 1904.

1901. Grochowski, Mieczysław, O hermafrodytysmie u wioślarek. Kosmos. Rocznik XXI. 1896. Z. II u. III, p. 301—310 (Polnisch).
Tierischer Hermaphroditismus.

1902. Guéricolas, De l'hermaphroditisme vrai chez l'homme et les animaux supérieurs. Thèse de Lyon 1880.

1903. Guichard, Hermaphrodisme chez un bélier. Journ. de méd. véter. Lyon 1892. Ser. 3, Vol. XVII, p. 144.
Merinoschaf, männl. Scheinzwitter.

1904. Guillebeau, Pseudohermaphroditismus masculinus beim Rinde. Schweizer Archiv 1889, p. 52.

1905. Guinard, H. verus bilateralis bei einer Ziege. Journ. de méd. vétérin. et de zootechnie publié à l'école de Lyon 1889, p. 351.

1906. Guinard, L., Hermaphroditisme glandulaire chez un animal de l'espèce caprine." Journ. de méd. véter. de l'école de Lyon. Juillet 1890, p. 326.
Hoden u. Ovarien bei einer Ziege.

1907. Guinard, Journal de Lyon 1890, p. 357.
H. verus bilateralis bei einer Ziege.

1908. Guinard, Journ. de Lyon 1891, p. 306.
Kryptorchismus und Hypospadie bei einem 3jähr. Bullen.

1909. Guinard, Journal de médecine vétérinaire. Lyon 1890; s. auch: Précis de Tératologie 1893.

1910. Gurlt, Ueber Thiermissgeburten. Berlin 1877.

1911. Gurlt, Thierische Missgeburten, 1877.
H. verus lateralis bei einem Rinde u. bei einem sechswöchentlichen Schweine.

1912. Gurlt, siehe Pütz: Zeitschr. f. Tiermedizin 1889.
H. verus lateralis beim Rind, Schaf, Schwein, Ziege.

1913. Gurlt, siehe Pütz l. c.
H. lateralis beim Schwein.

1914. Halban, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. Eine Studie über den formativen Einfluss der Keimdrüse. Archiv f. Gynäk. Bd. 70, Heft 2.

1915. Halbertsma, Normaal en abnormaal hermaphroditismus bij de visschen. Kgl. Akad. v. wett. vers en meded. afd. natuur, deel XVI.

1916. Haller, Albert v., De hermaphroditis, an dentur? Commentarius. Comm. Soc. R. Goettingensis 1752, T. II p. LVII.
Ziege, männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1917. Hartmann, Phil. Jac., Anatome vitulae hermaphroditae. Ephem. natur. curiosorum Dec. II, A. VII, 1688, Norimbergae 1689, Ob. 27, p. 62.
Kuhkalb, männl. Scheinzwitter.

1918. Herbst, Formative Reize in der thierischen Ontogenese. Leipzig 1901.

1919. Hering, E. v., Handbuch der tierärztlichen Ontogenese. Stuttgart 1879.

1920. Hermann, Hermaphrodisme. Article du dictionnaire encyclopédique des sciences médicales de Dechambre.

1921. Hertwig, O., Lehrbuch der Entwickelungsgeschichte des Menschen und der Wirbeltiere. Jena 1888.

1922. Hertwig, R., Lehrbuch der Zoologie. Jena 1895.

1923. Hoeck, Hermaphroditismus bei Raja Clavata. Tijdschr. Nederl. Dierkun. Vereen. D. 4.

1924. Hoffmann, C. K., Die Entwickelungsgeschichte und Urogenitalorgane bei den Anamniern. Zeitschrift für wissenschaftl. Zoologie Bd. XLIV, 1886.

1925. Home, Everard, An account of the dissection of an hermaphrodite dog, to which are prefixed some observations on hermaphrodites in general. Philosoph. Transact of London 1799, P. I, p. 158, Tab. IV.
Hündin zweifelhaften Geschlechtes — trotz anatomischer Untersuchung.

1926. Howes, On some hermaphrodite genitalia of the codfish. Proceed. of the Linnean Society, vol. 23, 1891.

1927. Hunter, J., Account of the Free Martin. Philosoph. Transact. for 1779. T. LXIX, p. 285.
Kuh mit Uterus, zwei Ovarien und zwei Hoden; siehe Taruffi, l. c. p. 40.

1928. Hunter, siehe G. Brühl l. c. p. 12.
H. verus bilateralis beim Eselsfüllen u. Kuh.

1929. Hunter, Observation on different paits of the animal oeconomy. London 1792.

1930. Jaquet, Note sur un cas d'hermaphrodisme incomplet chez Lacerta agilis. Bibliogr. anat. III. vol., Paris 1895. Archives d. sc. méd. Janvier 1896, p. 43.

1931. Johne, „Ein Beitrag zur Kenntniss des Pseudohermaphroditismus masculinus.“ Deutsche Zeitschr. f. Tiermedicin 1887, Bd. VIII, p. 178.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1932. Jungerson, Hektor F. E., Beitrag zur Entwickelung der Geschlechtsorgane bei den Knochenfischen. Arbeiten aus d. zoolog. u. zootomischen Institut zu Würzburg 1899, Bd. IX.

1933. Kabitz, Eine bemerkenswerthe Missbildung d. Geschlechtstheile eines Rindes. Berliner tierärztl. Wochenschrift 1894, p. 423.
Männl. Scheinzwitter mit Uterus.

1934. Kent, A case of abnormal development of the reproductive organs in the frog. Journ. Anat. and Physiol. vol. 19, 1885.

1935. Kitt, Th., Lehrb. d. path. anat. Diagnostik f. Thierärzte und Studirende der Thiermedicin. Stuttgart 1894, XV. Cap., p. 535—541.

1936. Klebs, Handbuch der pathologischen Anatomie. Berlin 1873.

1937. Knappe, Das Bidder'sche Organ. Morph. Jahrb. XI. Bd., 1886.

1938. Kobelt, Der Nebeneierstock des Weibes. Heidelberg 1847.

1939. v. Kölliker, Über Zwitterbildungen bei Säugetieren. Sitzungsber. d. physikal. med. Ges. zu Würzburg 1884, p. 85.
Männl. Schwein mit Uterus bicornis.

1940. v. Kölliker, „Ein Fall von Hermaphroditismus beim Schwein." Cong. périod. internat. d. sc. méd. 1884.

1941. v. Kölliker, Über einige Fälle von Hermaphroditismus beim Schweine." Compt. rendus du Congr. périod. internat. des sc. méd. T. I, Copenhague 1884.

1942. Kolbe, Einführung in die Kenntnis der Insekten. Berlin 1893.

1943. Kopsch und Szymonowicz, Ein Fall von Hermaphroditismus verus bilateralis beim Schweine, nebst Bemerkungen über die Entstehung der Geschlechtsdrüsen aus dem Keimepithel. Anat. Anz., Bd. XII, 1896.

1944. Korschelt, Ueber Ophryotrocha puerilis Clap. Zeit. Wiss. Zool., 57. Bd.

1945. Kugler, „Hermaphroditismus transversalis bei einem Rind." Thierarzneischr., München 1881.

1946. Lemgo, siehe Schnopfhagen. Strickers Med. Jahrb. 1877.
H. verus bilateralis bei einer Kuh.

1947. **Langius, Giovanni**, Medicinalium epistolarum miscellanea. Basileae 1534. Francofurti 1589.
Hase u. Hirsch mit Hermaphroditismus.

1948. **Langerhans**, Arch. f. mikr. Anat. 1876.

1949. **Latter**, Abnormal reproductive organs in R. temporaria. Journ. Anat. and Physiol. 25. Bd., 1890.

1950. **Laulanié**, Sur l'évolution comparée de la sexualité dans l'individu et dans l'espèce. C. R. Acad. des Sc. 1885.

1951. **Laulanié**, Diverses notes à la Société de Biologie, 1886 et 1887.

1952. **Lehmann**, Zwitterbildung bei einem Rinde. Preuss. Mitth. 1880, p. 66.

1953. **Leigh**, siehe G. **Brühl** l. c. p. 22.
Pseudoh. masculinus beim Lamm.

1954. **Lenhossek**, Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen. Jena 1901.

1955. **Leod, Mac**, Recherches sur la structure et le développement de l'appareil reproducteur femelle des Téléostéens. Arch. de Biologie 1881.

1956. **Letard**, Alforter Archiv 1884.
H. verus bilateralis bei einem Hengst.

1957. **Leuckart**, siehe Artikel: „Zeugung" in **Wagners** Handwörterbuch 1853, Bd. 4, p. 766.
H. verus lateralis bei einem Ziegenzwitter.

1958. **Leuckart**, Das **Weber**'sche Organ und seine Metamorphosen. Ein Beitrag zur Lehre von den Zwittermissbildungen. Münch. III. med. Zeit., Bd. 1, H. 2, 1852.

1959. **Leuckart**, siehe **Brühl** l. c. p. 24.
Pseudoh. mascul. completus bei vier Ziegen.

1960. **Leuwenhock**, Vervolg de Brieven geschreven aan de K. Societat in London. 64. Missive 1688.

1961. **Leydig**, Anat.-histol. Untersuchungen über Fische und Reptilien.

1962. **Lilienfeld**, **Virchows** Arch., Bd. 12, 1857, p. 116.
H. v. lateralis bei einem Zwitterkalb.

1963. **Loisel**, Etudes sur la spermatogénèse chez le moineau domestique. Journal de l'Anatomie et de la Physiologie 1900.

1964. Loisel, Grenouille femelle présentant tout les caractères sexuels secondaires du mâle. C. R. de la Société de Biologie 1901.

1965. Longo u. Ercolani, siehe May l. c.
H. verus bilateralis bei einer Kuh.

1966. Majolo, Simeone, Dierum canicularium. Francofurti 1642. Collect. 1, Pars 1.
Hermaphroditismns bei einem Schweine.

1967. Malm, Hermaphrodisme chez les Poissons. Journal de Zoologie de Gervais 1877.

1968. Marchant, Mémoires de l'Académie des Sciences 1737.

1969. Marshall, On certain abnormal conditions of the reproductive organs of the Frog. Journ. Anat. and Physiol., vol. VIII, 1884.

1970. Mascagni, Paolo, „Storia d'un ermafrodito della specie bovina." Atti dell' Acad. di sc. di Siena 1800, T. III, p. 204.
Stier, männl. Scheinzwitter mit Uterus, angeblich auch Ovarien außer Hoden gefunden.

1971. Mascagni, „Histoire anatomique d'un taureau hermaphrodite, extrait par Raikem. Recueil d. mém. de l'Acad. italienne. Bullet. de la Faculté de méd. à Paris 1811, Nr. 4, p. 76.

1972. Maupas, Modes et formes de reproduction des Nématodes. Arch. de Zool. expérimentale, série 3, T. VIII, 1900.

1973. May, Die Zwitterbildung bei den weiblichen Thieren der Rinderzwillingsgeburten. Oesterreich. Vierteljahrsschrift f. wiss. Veterinärkunde, 1867.

1974. Mayer, Icones selectae. Bonn 1831.

1975. Mayer, Über hermaphroditische Bildungen. Journ. f. Chir. u. Augenheilkunde, Bd. VIII, H. 2, p. 194.
Hypospad. Ochse mit Uterus, Hund mit Hoden u. Uterus, zwei menschliche Hypospaden.

1976. Meckel, De duplicitate monstrosa commentatio. Halae 1815.

1977. Meckel, H., „Über den Geschlechtsapparat einiger hermaphroditischer Thiere"; siehe Müller's Archiv f. Anat. u. Physiologie, 1844, p. 473.

1978. Meckel, H., „Zur Morphologie d. Harn- u. Geschlechtswerkzeuge.“ Halle 1848, p. 61—62.
Der von Mascagni beschriebene Stier: H. verus unilateralis.

1979. Meckel, siehe G. Brühl l. c. p. 25.
Pseudoh. mascul. completus bei einer Ziege.

1980[a]. Minot, Proceed. Boston Soc. Nat. Hist. 1877.

1980[b]. Minot, American Naturalist 1880.

1981. Mitrophanow, Un cas d'hermaphrodisme chez la grenouille. Bibliographie Anatomique II, 1894.

1982. Moller, Jac., Discursus de cornutis et hermaphroditis eorumque jure. Francofurti 1692.

1983. Monaco, F., Un caso di pseudoermafrodismo in un bovino. L'Archivio di Veterinar. Napoli 1870, Ser. II, A. III, p. 337.
Kalb, männlicher Scheinzwitter. Penis unterhalb des Anus gelagert.

1984. Mondini, Carlo, De hermaphroditis. Mem. inedita riassenta da Medici. (Vita di Carlo Medici, scritta da Michele Medici.) Bologna 1830, 2 ediz., p. 59.
Schaf, männl. Scheinzwitter.

1985. Montgomery, On successive protandric and protogynetic hermaphroditism in animals. American Naturalist vol. XXIX, 1895.

1986. Morand, Mémoires de l'Académie des sciences 1737.

1987. Müller, J., Entwickelungsgeschichte der Genitalien. Düsseldorf 1830.

1988. Müller, Fritz, Die Zwitterbildung im Tierreich. Kosmos t. II.

1989. Müller, W., Ueber die Urogenitalsysteme des Amphioxus und der Cyclostomen. Jenaische Zeitschrift Bd. II, 1875.

1990. Munter, Deutsche Fischerei-Zeitung 1883.

1991. Nansen, Un hermaphrodite protandrique parmi les vertébrés. Bulletin sc. de la France et de la Belgique 1889.

1992. Negrini, F., Sopra un caso di pseudoermaphroditismo in un capretto. Clin. veterin. Milano 1883, A. IX, Nr. 6.

1993. Negrini, Il medico veterinario 1886, p. 303.

Fall von männl. Scheinzwittertum mit Uterus bei einer Ziege; siehe Jahresbericht über die Leistungen der Veterinärmedizin. 1887, p. 165.

1994. Obsequente, Giulio, Prodigiorum Liber. Aldo 1508, Nr. 26.

Hermaphroditisches Lamm.

1995. Pallas, Brandts und Ratzeburgs Medicinische Zool. Bd. II.

1996. Pelseneer, Hermaphrodisme des mollusques. Arch. de Biologie 1895.

1997. Penchienati, Antonio, Observat. sur quelques prétendus hermaphrodites. Mec. de l'acad. de Turin 1793, T. X (T. V des Mémoires A. 1790—1791, p. 18.

2 Fälle von Hypospadie, der eine ein Pferd betreffend.

1998. Pflüger, Die Eierstöcke der Säugetiere und des Menschen. Leipzig 1863.

1999. Pflüger, Ueber die geschlechtsbestimmenden Ursachen und die Geschlechtsverhältnisse der Frösche. Arch. f. Physiol. Bd. 28.

2000. Pidgeon, Hermaphroditism in the Herring. Nature Vol. 57.

2001. Pistor, C., Ein Fall von Pseudohermophroditismus masculinus completus beim Schwein. Inaug.-Diss. München 1893.

2002. Policard, O. R., Société de Biologie 1901.

2003. Prenant, Sur la signification de la cellule accessoire du testicule. Journ. de l'Anat. et de la Physiol. T. 28, 1892.

2004. Preusse, „Cryptorchismus beim Schwein mit Doppelbildung des in der Bauchhöhle zurückgebliebenen Hodens." Arch. f. wissenschaftl. praktische Tierheilkunde Bd. XIII, p. 137.

2005. Pütz, Ein Fall von Hermaphroditismus verus unilateralis beim Schweine. Deutsche Zeitschrift für Tiermedizin Bd. 15, 1889.

2006. **Raake, Karl**, „Ein Beitrag zur Lehre vom Hermaphroditismus spurius masculiuus internus.“ Inaug.-Diss. Würzburg 1896.

H. spurius masculinus bei einem Schwein.

2007. **Raciborski**, Bullet. de l'Acad. nat. de Méd. Tome 15, 1849—1850, p. 963.

H. verus bilateralis bei einem Hammel.

2008. **Rathke**, Beobachtungen und Betrachtungen über die Entwicklung der Geschlechtswerkzeuge bei den Wirbelthieren. Neue Schriften der naturforsch. Ges. in Danzig Bd. I, 1825.

2009. **Rathke**, Beiträge zur Geschichte der Thierwelt. Neueste Schr. d. nat. Gesell. in Danzig 1. Bd.

2010. **Rayer, P.**, Note sur un cas de faux hermaphrodisme chez un bélier. Gaz. méd. de Paris 1848, Série III, T. III, p. 352—354.

2011. **Rayer**, Cas d'hermaphrodisme complex. Compt. rendus de la Soc. de Biologie 1854, p. 112. — Gaz. méd. de Paris 1854, Nr. 1.

Stier, männl. Scheinzwitter.

2012. **Réaumur**, Mémoires de l'Acad. des Sc. 1737.

2013. **Regaud, C. R.**, Soc. de Biologie 1900.

2014. **Reuss**, Repertorium hermaphroditi. Goettingae 1813, Vol. X, p. 227.

Sammlung früherer Tiere betreffende Beobachtungen von Hermaphroditismus.

2015. **Reuter**, Ein Beitrag zur Lehre vom Hermaphroditismus. Verh. d. physik.-med. Gesellsch. zu Würzburg, N. F. 1885, Bd. XIX, Nr. 2.

Geschichte des Hermaphroditismus u. Beschreibung eines Schweines, echten Zwitters. 3 Fälle von Zwitterbildung beim Schwein u. Kritik von 19 Fällen von angeblichem H. verus beim Menschen.

2016. **Reuter**, „Ein Beitrag zur Lehre vom Hermaphroditismus.“ Inaug.-Diss. Würzburg 1885.

Vier mißbildete Föten, von demselben Schwein stammend.

2017. **Ridewood**, On abnormal genital system in the male of the common Frog. Anat. Anz. Vol. 3, 1888.

2018. **Rösel von Rosenhof**, Historia naturalis Ranarum.

2019. **Rudolphi**, siehe G. **Brühl** l. c. p. 15.
H. verus lateralis bei Insekten.

2020[a]. **Sabatier**, Sur les cellules du follicule de l'oeuf et sur la nature de la sexualité. C. R. Acad. des Sc. 1883.

2020[b]. **Sabatier**, Recueil de mémoires sur la morphologie des éléments sexuels et sur la nature de la sexualité. Montpellier et Paris 1886.

2021. **Sanson**, Sur un nouveau cas de malformation des organes génitaux chez une vache jumelle d'un taurecin. Bullet. Soc. centr. de méd. véterin. 1881, T. IV, p. 103.

2022. **Scarpa**, Sopra un vitello detto dagli Inglesi Free Martin. Mem. della Soc. Ital. Verona 1784, T. II, P. 2, p. 846.

2023. **Schaeffer**, siehe G. **Brühl** l. c. p. 15.
H. v. lateralis bei einer Eule.

2024. **Schenck**, Ueber Hermaphroditen bei Insekten, vorzugsweise bei Schmetterlingen, insbesondere über einen von Limenitis Populi. Mit 7 Taf. Altenburg 1852, 8.

2025. **Schlumpf**, siehe **Pütz** l. c.
H. verus lateralis beim Kalb.

2026. **Schmidt**, Hermaphroditismus lateralis beim Schwein. Berl. tierärztl. Wochenschrift Nr. 12, 1897.

2027. **Schnopfhagen**, **Strickers** Med. Jahrbücher 1877, p. 341.
H. verus bilateralis bei einer Ziege.

2028. **Schultze**, Unters. über die Reifung und Befruchtung des Amphibieneies. Zeitschr. f. wiss. Zool. Bd. 45, 1887.

2029. **Scriba**, siehe **Pütz**, Zeitschr. f. Tiermedizin 1889.
H. verus bilateralis beim Schaf.

2030. **Semper**, Arch. f. mikr. Anat. 1876.

2031. **Smith**, Notice of true hermaphroditism in the Codfisch and in the Herring. Journ. of Anat. and Physiol. 1870.

2032. Smith, Description d'un hareng hermaphrodite. Arch. de Biol. T. III, 1882.

2033. Smith, F. A., Description d'un hermaphrodite." Arch. de biologie Belges 1882.

Physiologischer, normaler, glandulärer Hermaphroditismus bei einigen Teleostieren (Fischen).

2034. Smitt, A case of hermaphroditism in the common frog. Journ. of Anat. and Physiol. 1890, Vol. 24.

2035. Sontié, H. verus lateralis bei einem Kalbe. Revue vétér. 254, p. 2.

2036. Spengel, Arbeit des Zool. zootom. Instituts in Würzburg Bd. 3, 1876.

2037. Spengel, Hermaphroditismus bei Amphibien. Biol. Centralblatt 1885, Bd. 4.

2038. Spiegelberg, Ueber die Verkümmerung der Genitalien (angeblich) verschieden geschlechtlicher Zwillingsnachbarn. Zeitschr. f. rationelle Med. 1860, Ser. 3, Bd. X, Nr. 1—2; siehe Canstatts Jahresber. 1861, IV, 9—16, Nr. 85.

Wenn die Zwillingskälber männlich sind, ist eines davon oft Hermaphrodit.

2039. Standfuss, Experimentale zoologische Studien mit Lepidopteren. Denkschr. aus der Schweiz. Naturforsch. Gesellschaft Bd. XXXVI, 1898.

2040. Steentrup, Undersögeln over Hermaphroditismen. Tiervoerelse i Naturen. Kjöbenhavn 1845.

2041. Stellati, Vincenzo, Atti del R. istituto d'incorragiamento. Napoli 1822, Vol. III.

Ziege mit Hoden u. Vulva, Vagina, Uterus, keine Ovarien, weibliche Urethra — aber dicht unter dem Schwanze ein hypospadischer retrovulvär gelegener Penis.

2042. Stephan, P., De l'hermaphrodisme chez les vertébrés. Thèse de Montpellier Marseille 1901.

Umfassende Arbeit mit reicher Literatur.

2043. Stewart, On a hermaphrodite trout. Journ. Linn. Soc. of London Vol. 24, 1892.

2044. Stewart, On a hermaphrodite mackerel, ibid.

2045. Sticker, Pseudohermaphroditismus externus masculinus beim Rinde. Archiv f. wissenschaftliche und prakt. Tierheilkunde 1887, p. 25.

2046. **Stocker**, Pseudohermaphroditismus masculinus externus beim Rinde. Tagebl. d. 50. Vers. deutscher Naturforscher u. Aerzte, 1886, p. 331.

2047. **Stricker, A.**, Pseudohermaphroditismus masculinus externus beim Rinde. Arch. f. wiss. u. prakt. Thierheilkunde, Berlin 1887, Bd. XIII, p. 95.

2048. **Summer**, Hermaphroditism in R. virescens. Anat. Anz. IX. Bd.

2049. **Sutton, Blaud**, Diseases of the Reproductiv organs in Frogs, Birds and Mammals. Journal of Anatomy and Physiology. Vol. 18, 1885, p. 137.

2050. **Syrski**, Ueber die Reproductionsorgane der Aale. Sitzungsberichte der K. Akademie der Wiss. Wien 1874.

2051. **Syrski**, De piscium osseorum organis genitalibus. Kosmos, Lemberg, I, 1876.

2052. **Szymanowicz, L. u. Fr. Kopsch**, „Fall von Hermaphroditismus verus bilateralis beim Schweine." Anat. Anzeiger 1896, T. XII, p. 6.

2053. **Tichomirow**, Androgynie bei Vögeln. Anat. Anz. III. Jahrg., 1888.

2054. **Valenciennes**, Histoire naturelle des Poissons.

2055. **Valette Saint-George, La**, „Zwitterbildung beim kleinen Wassermolch (Salamandra)." Arch. f. mikroskop. Anatomie 1895, Bd. XLV.

2056. **Varro, M. T.**, De re rustica. Lib. II, cap. 51.
Kuh, Scheinzwitter, Taura genannt.

2057. **Vauthrin**, Journ. de Lyon 1884.
H. verus bilateralis bei einem Hengst.

2058. **Virey, J. J.**, „Note sur un cheval réputé hermaphrodite." Journ. complém. du dict. d. sc. méd. Paris Paris 1825, T. XV, p. 140—142.
Pferd mit Vulva u. männl. Instinkten ohne äußere Hoden, Penis nach hinten gewandt.

2059. **Vogt**, Arch. de Biologie 1882. Sur un hareng hermaphrodite.

2060. **Ward**, Ovum in testis in Lamprey. American monthley micr. journ. vol. 18.

2061. **Waldeyer**, Eierstock und Ei. Ein Beitrag zur Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Sexualorgane. Leipzig 1870.

2062. **Walentowicz**, „Über einen Fall von hermaphroditismus bilateralis beim Schwein." Referat: Jahresber. über die Fortschritte der Anatomie u. Physiologie 1888, Bd. 17.

2063. **Weber, M.**, Ueber Hermaphroditismus bei Fischen. Nederl. Tijdschr. vor de Dierkunde. Jg. v. 1884.

2064. **Weber, Max**, „Über einen Fall von Hermaphroditismus bei Fringilla coelebs." Zoolog. Anzeiger 1890, Bd. 13, Nr. 344.

H. verus lateralis bei einem Vogel.

2065. **Weeler**, The sexual phases of Myzostoma. Mitt. aus d. zool. Stat. zu Neapel, XII. Bd.

2066. **Weismann**, Über die Saisondimorphie der Schmetterlinge. Leipzig 1875.

2067. **Winiwarter**, Recherches sur l'ovogénèse et l'organogénèse de l'ovaire des mammifères. Arch. de Biol. T. XVII, 1900.

2068. **v. Wittich**, Zeitschr. für wissensch. Zool. Bd. IV.

2069. **Worm**, Ephem. Nat. Cur. Dec. I, obs. 125.

2070. **Yarrel**, Proceed. Zool. Soc. 1845.

2071. **Zacchia, Paolo**, Quaestiones medico-legales. Lugduni 1661, libr. 7, tit. I, quaest. 9, Nr. 15, quaest. 8, p. 422.

Z. sah 1621 in Rom einen hermaphroditischen Esel fraglichen Geschlechts; Penis von der Urethra durchbohrt u. Vulva, Urinieren durch den Penis u. ex Vulva. Das Tier besprang die Eselinnen, konnte aber wegen Abwärtskrümmung des Gliedes keine Immissio vollziehen.

2072. **Zacchia, Paolo**, Quaestionum medico-legalium. Lugduni Batavorum 1661, l. 7, tit. 8, quaestio 8, p. 492.

IV.

Eine Reihe von Beobachtungen von Scheinzwittertum, welche mit Namens- resp. Vornamensnennung veröffentlicht wurden.

1. Moine à Issoire en Auvergne 1473, s. Bauhin, s. Jean de Molinet.
2. Marie Marin Le Marcis, s. Arnaud.

3ª. Marie Jeanne, s. Worbe.

3ᵇ. Marie Marguérite, s. Worbe.

4. Italienerin Foroni, 23 jähr. Mädchen in Mantua als männl. Scheinzwitter erkannt, s. Jacqueline, erwähnt von Geoffry Saint-Hilaire. Traité de tératologie. Paris 1836, T. II.
5. Adélaide Préville, Nekropsie durch Giraud, s. auch Saxtorph u. Osiander.
6. Demoiselle de Qualité u. Réligieux de l'ordre de St. François, Liebespaar, s. Arnaud.
7. Maria Nonzia, 1695 in Suri geboren, Ehescheidung 1739, s. Julien et Soules, Arnaud.
8. Pariser Mönch, 1726 verstorben, Nekropsie durch Boudon, s. Arnaud.
9. Afrikanerin Angola in London, 1740, s. Douglas, Arnaud, Cheselden, Parsons.
10. Anne Grandjean, später (1732) Jean Baptiste Grandjean genannt, Ehe mit Francisca Lambert getrennt, siehe Arnaud.
11. Michel Anne Drouart, 1749 in Rouen geboren, s. Arnaud, Morand, Matthes, Steglehner.
12. L'Éthiopienne à Cremona, s. Realdo Colombo.
13. Juvenis Ravenatus, s. Steglehner.
14. Maria Katharina Ulmerin, s. Schäffer.
15. Anna aus Wunsiedel, 1663 geboren, s. Walter.
16. Johann Christian Lentge, 1792 geb., s. Weisberg.
17. Prêtre de Jacques Duval (Mönch, wurde Mutter), s. Duval.

18. Demoiselle d'Anjon, Ehescheidung, s. Duval.
19. Valmont, 62jähr. verheirateter Mann, Nekropsie durch Bouillaud (1832) erwies weibl. Scheinzwittertum, siehe Manec u. Bouillaud.
20. Maria P. Arsano, verheiratet, Nekropsie erwies Erreur de sexe, siehe Ricco.
21. Angélique Courtois von Dubois als männl. Scheinzwitter erkannt, s. Follin.
22. Alexandrine Hortense M., 1823 geboren, 1845 von Ledeschault als männl. Hypospade erkannt, s. Tardieu.
23. Marguérite Malaure, s. Saviard.
24. Magdalena, später Franz Mugnoz, siehe Jean Chrocker.
25. Hanna Wilde, s. Sampson.
26. Marie Germain, s. Paré.
27. Angélique de la Motte d'Aspremont, aus dem Kloster ausgewiesen, männl. Scheinzwitter, s. Witkowski.
28. Adèle François Balande, s. Godard.
29. Anna Umlauf, s. Schauta.
30. Mary O'Neill, 46jähr. Köchin, s. Mundé u. Swasey.
31. Ehescheidung der Bäuerin Kałuza, in dritter Ehe verheiratet, s. Otto.
32. Fürst San Antonio, Gemahl der Mercedes Martinez de Campos, s. Debierre.
33. Matthieu Perret, s. Odin.
34. Virginia Mauri = Zephte Akaira = Alkalissa, s. Filippi, Bergonzoli, Zuccarelli, Daffner, Kurz, Bruck, Theobald, Taruffi u. Andere.
35. Marie Léonie Antoinette, s. Dailliez.
36. Maura Faustina, Ehescheidung, siehe Badaloni, Dailliez.
37. Marie Walkiers, s. Fournier, Geoffroy Saint-Hilaire.
38. Joséphine Badré, im 20. Jahre als männl. Scheinzwitter erkannt, s. Dugès, Geoffroy Saint-Hilaire.
39. Maria Dorothea, später Karl Derrier, Dürrgé, s. Hufeland, Mursinna, Stark, Martens, Metzger.

40. 25jähr Anne Justine D., verheiratet mit Stephan D. seit 1866. 1868 Ehescheidung, untersucht durch Carcassone, Legrand du Saulle, Tardieu, Courty, s. Tardieu.
41. Giuseppe Giuseppa Marzo, s. de Crecchio.
42. Marie Goulich, s. Landouzy.
43. Katharina Karl Hohmann, s. Schultze, Friedreich, Rokitanski, Virchow, Olshausen, v. Franqué, s. auch Beurteilung durch Ahlfeld, Mundé, Nagel.
44. Hebamme Märker, s. Martini.
45. Julie D., 27jähr. Mädchen, Nekropsie, s. Guérin-Roze.
46. Luise R., 27jährig, s. Péan.
47. Marie Rosine — Gottlieb Göttlich, s. Pech.
48. Dorothea u. Friederike B., s. Nonne.
49. Klara Hacker, s. Litten (Virchow, Frerichs).
50. Marie Madeleine Lefort, s. Béclard, untersucht auch von Chaussier, Petit-Radel. Nekropsie durch Horteloup, s. auch Debierre, v. Neugebauer.
51. Louise D., s. Lefort.
52. Marie Angé, s. Schneider.
53. Israel Jaroszewski, s. Klotz (Billroth).
54. Johanna Christine Schlegel, s. Günther.
55. Pauline Geilhofer, s. Fr. v. Neugebauer.
56. Katharina u. Anna Marie Mainzer, s. Nägele.
57. Marie Raab, s. Marchand.
58. Elisabeth Wulfert, s. Heinrichsen.
59. Elisabeth Holzheidt, s. Virchow.
60. Barbara Höhn, s. Virchow.
61. Friederike W., s. Schmorl.
62. 37jähr. Léonie, Léon B., s. Brouardel u. Descoust, s. Guinard.
63. Anna Petrovich, s. Lilienfeld.
64. Fall „Fleume“, Nassauisch. Aerztl. Correspondenzbl. 1871, Nr. 8.
65. Amélie Natalie Joséphine D., s. Descoust.
66. Joseph — Therese — abermals Joseph — doch Mädchen, s. Steimann.

67. Marie Chupin, s. Reverchon, s. Raffegeau.
68. Guadelupa Wargas, s. Solozano.
69. Alexandra Rjabuchin, s. Garin.
70. Delbert Reynolds = Belle Hardmann, s. Dulles.
71. Awdotja Feoktistowa Szypicyn, s. Garin.
72. Agrafina P., s. Kapucewicz-Ljobrinskij.
73. Jean Pierre Hubert, s. Maret.
74. Wataja Georgadze, s. Goceridze.
75. Maria, Emanuel Patheca (Pacheca), s. Lusitanus.
76. Marie, später Germain Garnier, s. Paré.
77. Wassylyssa Matijkow, s. Zgórzki.
78. Konia, Matrena, Akulina, drei Schwestern männl. Scheinzwitter, s. Sulima.
79. Viola Estella Angell, s. C. W. Allen.
80. Gustav Barthelt, Rekrut, Mädchen, s. Löffler.
81. Henriette Williams, s. Lutaud.
82. Szakir — Aga — Sandar — Ogly, s. Goceridze.
83. Nambrok Sadinah, s. Stratz.
84. Wilhelmine K., s. Koesters, Landau.
85. Ernst L., s. Ströbe.
86. Aline C., s. Sorel u. Chérot.
87. Hulda S., s. Siebourg.
88. Marie Beuster, s. Hansemann.
89. Christine Bockfleisch, s. Hansemann.
90. Marie Schoettke, s. Berthold.
91. Francesca u. Angela d'Angelo, s. Chiarleoni.
92. Finon D., s. Ricoux u. Aubry.
93. Emilie M. u. A. Lefrançois, s. Bacaloglu et Fossard.
94. Augusta Persdotter, s. v. Salén.
95. Wilhelmine Möller, s. Hofmann.
96. Jean D.; Adèle H., s. Pozzi.
97. Karl Menniken, s. Engelhardt.
98. Le Chevalier ou la Chevalière d'Eon, siehe Jourdanet.
99. Ursula vel Georg Tomasik, 38 jähr. Kutscher, Nekropsie, weibl. Scheinzwitter, s. Hofmann.

100. Klara Harrimann, s. v. Neugebauer.
101. Näherin Filomena X., s. Henrotay.
102. Marie Karfiol, 19jähr. Bauernmagd, männl. Scheinzwitter, s. v. Neugebauer.
103. Angiolina u. Raphaela X., Schwestern, männliche Scheinzwitter, s. Gaetano Corrado.
104. Leopoldina u. Emilia X., zwei Schwestern, männl. Scheinzwitter, s. Ziino.
105. Wilhelmine X., Malerin, männlicher Scheinzwitter, s. Weissbart.
106. Apothekerstochter aus Rom zur Zeit des Papstes Clemens VIII., s. Faber.
107. Anna Bergault, s. Chevreuil, s. Steglehner.
108. Marie G., s. Matzner.
109. Joseph Theodor, später Therese X. genannt, siehe Guttmann.
110. Hedwig Corth, 22jähr. Mädchen, männl. Scheinzwitter, s. Schönfeld.
111. Angiolina Maggi, s. Sigurta.
112. Karl Hübner, s. Stöckel.
113. Friederike Schmidt, s. Hirschfeld.
114. Franz K., s. Hirschfeld.

Am Schlusse dieser Arbeit ersuche ich nochmals die Herren Fachgenossen, mir etwaige von mir übersehene einschlägige Arbeiten und kasuistische Beobachtungen, sowie auch von ihnen bemerkte Fehler und Ungenauigkeiten im vorstehenden Literaturverzeichnisse schriftlich mitteilen zu wollen.

Warschau, Leszno 33.

Franz von Neugebauer.

Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen

mit besonderer Berücksichtigung der

Homosexualität.

Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren
im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees

von

Dr. med. Magnus Hirschfeld,
prakt. Arzt in Charlottenburg.

VII. Jahrgang II. Band.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1905.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Band.

Zweiter Band.

Bilderverzeichnis.

Inhaltsangabe.[1])

Teil I.
Homosexuelle Schriften mit Ausnahme der Belletristik.

Kapitel I.
Homosexualität und Angeborensein.

Anonym, Apologia pro Oscar Wilde. (Deutsch v. Felix Paul Greve. Minden, Bruns' Verlag.)

Anonym, Plötzensee. (Berlin, Ullstein u. Co.)

Anonym, Todbringende Liebe. (In der Zeitschrift „Geißel der Wahrheit", 1905, Bd. 1—2, XV, II.)

Anonym, Zum Kampf um § 175. (In der „Geißel der Wahrheit", 1904—05, Bd. 1, XV/XVII.)

Brand, Adolf, Wochenberichte der Gemeinschaft des Eigenen.

Burchard, Erpresser-Prostitution. (Berlin, Kampfverlag 1905.)

Capellanus, Die Homosexualität im katholischen Clerus. (In der Zeitschrift „Der Kampf", Nr. 19 vom 24. Februar 1905.)

David, Der § 175. (In der Zeitschrift „Europa", Nr. 8 vom 2. Februar 1905.)

---

[1]) Die Einteilung ist die gleiche, wie im vorigen Jahr. Nur mußte Kapitel IV: „Die Anhänger der Strafe" wegfallen, da sich keine Befürworter der Aufrechterhaltung der Strafe in den besprochenen Schriften mehr vorfanden. Manche der betreffenden Verfasser mögen wohl Anhänger der Strafe sein. Keiner hat sich jedoch direkt gegen die Aufhebung ausgesprochen.

Elbeskirchen, Die Liebe des dritten Geschlechts. (Leipzig, Spohr.)

Forel, Die sexuelle Frage. (München, Ernst Reinhard, 1905.)

Friedländer, Bemerkungen zu dem Artikel des Dr. Rüdin über die Rolle der Homosexuellen im Lebensprozeß der Rasse. (Im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, 1. Jahrg., Heft 2.)

Gerling, Das Geschlecht. (Beilage zur Zeitschr. „Neue Heilkunst".)

Gumplowitz, Polemisches zur Frauenfrage. (In den sozialistischen Monatsheften, 11. Heft, November.)

Halban, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. (Im Archiv für Gynäkologie, Bd. 70, Heft 2.)

Hammer, Über einen Fall von typischem Uranismus eines jungen Mädchens. (In der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene, 1. Jahrg., Heft 8.)

Hirschfeld, Berlins drittes Geschlecht. (In den Großstadt-Dokumenten, herausg. von Hans Ostwald, Bd. 3. Berlin, Leipzig, Verlag Hermann Seemann Nachf.)

Hirschfeld, Übergänge zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht. (In der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuellen Hygiene, 1. Jahrg., Heft 10 u. 11.)

Homberg et Jousselin, Le chevalier d'Eon. (Paris librairie Plon.)

Mayer, von, Die Lebensgesetze der Kultur. (Halle, Max Niemeyer.)

Merzbach, Die Lehre von der Homosexualität als Gemeingut wissenschaftlicher Erkenntnis. (In der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene, 1. Jahrg., Heft 1.)

Möbius, Geschlecht und Kinderliebe. (Halle, Marhold.)

Moll, Sexuelle Perversionen, Geisteskrankheit und Zurechnungsfähigkeit. (In der Modernen ärztlichen Bibliothek, herausg. von Karewski, Heft 15. Berlin, Leonhard Simion.)

Moll, Perverse Sexualempfindung, psychische Impotenz und Ehe. (In „Krankheiten und Ehe", herausg. von Senator u. Rominer. München, Lehmann.)

Moll, Sexuelle Zwischenstufen. (In der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, Nr. 24 vom 15. December.)

Näcke, Ein Besuch bei den Homosexuellen in Berlin. (Im Archiv für Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, Bd. 15, Heft 1 u. 2.)

Näcke, Die Homosexualität im Orient. (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 16, Heft 3 u. 4.)

Näcke, Der Kuß Homosexueller. (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 17, Heft 1 u. 2.)

Näcke, Le Monde homosexuel de Paris. (In den Archives d'anthropologie criminelle usw., sowie „Höhen und Tiefen in der homosexuellen Welt". (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 18, Heft 4.)

Raffalovich, Les Groupes uranistes à Paris et à Berlin. (In den Archives d'anthropologie criminelle, de criminalogie et de psychologie normale et pathologique, Nr. 132, 15. Dezember.)

Raymond, Physiologie et évolution de l'amour sexuel à travers les âges et les races humaines. (Paris, Société parisienne d'édition.)

Roux, L'instinct d'amour. (Paris, Ballière et fils.)

Rüdin, Die Rolle der Homosexuellen im Lebensprozeß der Rasse. (Im Archiv für Rassen- und Geschlechts-Biologie, 1. Jahrg., Heft 1, Januar.)

Rüdin, Erwiderung auf den vorstehenden Artikel des Dr. Friedländer. (Im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, 1. Jahrg., Heft 2.)

Schrickert, Homosexualität und Strafrecht. (In der Politisch-Anthropologischen Revue, Nr. 9, Dezember.)

Sommer, Robert, Kriminalpsychologie u. strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. (Leipzig, Johann Ambrosius Barth.)

Weygandt, Psychiatrische Begutachtung bei Begehung von Vergehen und Verbrechen im Amt eines degenerativ-homosexuellen Alkoholisten. (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 17, Heft 3 u. 4.)

Kapitel II.

Die neueste Richtung.

(Friedländer und seine Gegner.)

Friedländer, Die Renaissance des Eros Uranios. (Verlag „Renaissance" Schmargendorf-Berlin.)

Karsch-Haack, Beruht gleichgeschlechtliche Liebe auf Soziabilität? (München, Seitz und Schauer.)

Rüdin, Besprechung des Buches Friedländers. (Im Archiv für Rassen- u. Gesellschafts-Biologie, Heft 6, November-Dezember.)

Kapitel III.

Homosexualität und Erwerbung.

Anonym, Die Ermordung eines fünfjährigen Knaben, Aberglauben des Mörders. (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 17, Heft 1—2.)

Arnemann, Die Anomalien des Geschlechtstriebes und die Beurteilung von Sittlichkeitsverbrechen. (Leipzig, Benno Konegen.)

Bumke, Zur Frage der Häufigkeit homosexueller Vergehen. (In der Münchener Medizinischen Wochenschrift, Nr. 52 vom 27. Dezember.)

Dühren, Neue Forschungen über den Marquis de Sade. (Berlin, Max Harrwitz.)

Eberhard-Humanus, Das Sexuelle. (In der Zeitschrift „Der Volkserzieher", Nr. 21 vom 9. Oktober.)

Fischer, Jakob, Die sexuellen Perversitäten vom forensischen Standpunkt. (In Gyogyoszat, Nr. 44—46—48, Ungarn.)

Fischer-Dückelmann, Anna, Das Geschlechtsleben des Weibes. (Berlin, Hugo Bermühler, 1900.)

Förster, Einige nachträgliche Bemerkungen zu den letzten Sittlichkeitskongressen. (In der Zeitschrift „Ethische Kultur", Nr. 23 vom 1. Dezember.)

Hermann, Hans, Das Sanatorium der freien Liebe. (Berlin-Steglitz, Hans Priebe u. Co.)

Hirschfeld, Zur Frage der Häufigkeit homosexueller Vergehen. (In der Münchener Medizinischen Wochenschrift, Nr. 3 vom 17. Januar 1905.)

Knauer, Mord aus Homosexualität und Aberglauben. (Im Archiv für Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, Bd. 17, Heft 3—4.)

Müller, Joseph, Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker. (Leipzig, Th. Grieben.)

Nyström, Das Geschlechtsleben und seine Gesetze. (Berlin, Hermann Walther.)

Oliva, Due casi di inversione sessuale. (In Annali di Psychiatria, S. 255. Besprechung von Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 18, Heft 4.)

Pelman, Moderne Wissenschaft und Strafrecht. (In der „Umschau", Nr. 51 vom 17. Dezember.)

Perrier, Les Criminels. (Lyon, Paris, Storck. Besprechung von Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, Bd. 18, Heft 4.)

Peters, Die Wahrheit über das dritte Geschlecht. (Verlag: Deutscher Bund für Regeneration. Bremen, Otto Melchers.)

Sommer, Paul, Die Erziehung und das dritte Geschlecht. (In der Pädagogischen Zeitung, Nr. 33 vom 18. August.)

Tanzi, Trattato delle malattie mentale. (Milano, Societa editrice libraria. Besprechung von Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 18, Heft 4.)

Anhang zu Kapitel III.

Reichsgerichtsentscheidung vom 22. Dezember 1904. (In der Deutschen Juristen-Zeitung vom 15. März 1905.)

Teil II.

Belletristik.

Bosc, Le vice marin. (Paris, Pierre Douville.)

Eekhoud, L'autre vue. (Paris, Société du Mercure de France.)

Fazy et Memdouh Abdul-Halim, Anthologie de l'amour turc. (Paris, Société du Mercure de France 1905.)

Ferri-Pisani, Les Pervertis. (Paris, Librairie universelle.)

Forster, Bill, Anders als die Andern. (Hugo Schildberger.)

Friedrich, August Adolf, In eigener Sache. (Straßburg i. Els., Josef Singer.)

Fuchs, Hanns, König Gonlands Erlösung. (Leipzig, Walther Röhmann.)

Fuchs, Hanns, Sinnen und Lauschen. (Leipzig, Leipziger Verlag.)

Gide, Saül. (Paris, Société du Mercure de France.)

Giron et Tozza, Antinous. (Paris, Ambert et Cie.)

Greve, Deutsche Übersetzung von Gides Immoraliste. (Minden i. W., Bruns' Verlag.)

Hofmannsthal, Elektra. (Berlin, Fischer.)

Liebetreu, Urningsliebe. (Leipzig, Fischers Verlag.)

Lumet, Les cahiers d'un congreganiste. (Paris, Charpentier.)

Lune, Les Pantins. (Paris, Librairie française Genonceaux et Cie. 1903.)

Méténier, Vertus et vices allemands. (Paris, Albin Michel.)

Ostwald, In der Passage. (Im Neuen Magazin, Heft 14 vom 1. Oktober.)

Pernauhm, Der junge Kurt. (Berlin u. Leipzig, Magazin-Verlag Heyner.)

Perzynski, Weltstadtseelen. (München, Albert Langen.)

Rodes, Adolescents. (Paris, Société du Mercure de France.)

Schmitz, Lothar oder der Untergang einer Kindheit. (Stuttgart, Axel Juncker, 1905.)

Wilde, De Profundis. (Deutsch. Berlin, Fischer, 1905.)

Willy, La môme Picrate. (Paris, Albin Michel.)

Willy, Claudine à Paris.

Teil III.

Die Bibliographie der Holländischen Schriften für das Jahr 1904 von Jonkheer Dr. jur. J. A. Schorer.

Teil IV.

Besprechungen des Jahrbuchs.

Teil I.

Homosexuelle Schriften mit Ausnahme der Belletristik.

Kapitel I.

Homosexualität und Angeborensein.[1])

Anonym, Apologia pro Oscar Wilde. Deutsch von **Felix Paul Greve.** (Bruns' Verlag, München).

Verfasser verteidigt Oscar Wilde gegen eine Reihe von Vorwürfen.

Er könne nicht finden, daß Wildes Liebe zur Schönheit eine Pose gewesen sei, und selbst das zugegeben, so sei dies gleichgültig und nähme nichts von der Schönheit seiner Werke. Seine Bücher enthielten kein krankhaft oder unmoralisch zu nennendes Element. Verfasser könne keine Spur eines schlechten Einflusses in Wildes Freundschaften entdecken.

Wegen seiner homosexuellen Handlungen sei Wilde zwar formell dem Gesetze entsprechend zu bestrafen gewesen. Die Männerliebe sei aber höchstens als ein tadelswerter sexueller Irrtum, nicht

---

[1]) *Die Titel von Kapitel I u. III passen nicht genau für alle in den beiden Kapiteln besprochenen Schriften. Sie wurden gewählt, da eine bessere Kollektivcharakterisierung nicht möglich erschien.*

Von den Schriften, welche ein Angeboren- und Erworbensein der Homosexualität annehmen, wurden unter Kapitel I diejenigen rubriziert, welche wenigstens häufiges oder oftmaliges Angeborensein annehmen. Diejenigen Schriften, welche überhaupt die Frage der Entstehungsart der Homosexualität nicht berühren, wurden, je nachdem sie mehr zu den neueren oder mehr zu den älteren Anschauungen über Homosexualität hinneigen, unter Kapitel I oder Kapitel III klassifiziert.

als eine furchtbare und hassenswerte Sünde anzusehen. Verfasser weist auf die Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Liebe in der Antike und ihre Straflosigkeit auch in manchen europäischen Staaten hin. Wenn man auch zugeben könne, daß die Homosexualität aus sozialen Gründen, die mit unserer heutigen Zivilisation in Verbindung ständen, nicht zu ermutigen sei, so lasse sich erwarten, daß die Zukunft anders denken werde. Es könne doch irgendwelches Gute womöglich in der Päderastie liegen, denn viele weise Männer hätten sie gebilligt, es könne Zeiten und Umstände geben, in denen sie keinen Schaden stifte. Jedenfalls sei der homosexuelle Akt von keinem körperlichen Schaden begleitet, er beeinflusse weder direkt noch indirekt irgendeine dritte Person, es sei daher unvernünftig, ihn gesetzlich zu bestrafen.

Anonym, Plötzensee. Bilder aus dem Berliner Zentralgefängnis. (Berlin, Ullstein u. Cie.)

Das kleine Buch bildet eine im Plauderton abgefaßte leichte Unterhaltungslektüre ohne tieferen Inhalt, aber mit guten Einblicken in das Gefängnisleben.

Unter den Insassen des Gefängnisses befindet sich auch ein schon oft wegen des gleichen Delikts bestrafter Aristokrat mit klangvollem Namen. Der Anstaltsgeistliche sieht ihn mit Wehmut im Gefängnis wieder.

„Es krampft mir das Herz zusammen, einen so hochstehenden, so feingebildeten Mann wieder und wieder in so schwere Schuld verstrickt zu sehen.“ Doch der Aristokrat unterbricht den Pastor: „Nicht Schuld! Wohl strafen uns die Normalen mit grenzenloser Verachtung, der Staat mit Gefängnis, die eigene Verzweiflung so oft mit der Kugel des Selbstmörders — aber dennoch — Sie, der Sie Hunderte von uns kennen gelernt — Sie sollten anders sprechen.“

Fliehen wollte der Aristokrat nicht, als er verraten wurde.

„Ich hätte ins Ausland gehen können, wo man uns nicht verfolgt — aber es ist zu spät. Ich kann nicht noch einmal Wurzel fassen. Und dann will ich auch nicht feige sein. Ich stehe ja nicht allein mit diesem Fluch, und das Leiden jedes einzelnen von uns wird ein Baustein sein für die endliche Freiheit, die doch einmal kommen muß.“

Anonym, Todbringende Liebe. Liebes- und Leidensgeschichte eines Uraniers, in der Zeitschrift: „Die Geissel der Wahrheit“. 1905, Bd 1—2, XV. II.

Dieser gutgemeinte, im salbungsvollen Traktätleinton abgefaßte, aber für die Kreise, an die sich die Zeitschrift wendet, wirkungsvolle Aufsatz schildert zunächst das schöne Familienglück des verheirateten Heterosexuellen im Gegensatz zu der Vereinsamung und traurigen Lage des überdies vom Gesetz verfolgten Uraniers. Verfasser wirbt um Liebe und Mitleid für die Uranier, „damit die herrliche Frucht der Gerechtigkeit dem Leiden dieser Verfolgten ein Ende bereite."

Zur Illustrierung bringt er die Erzählung eines Homosexuellen, der einen Selbstmordversuch verübte, als sein nichts ahnender, innig geliebter Freund die Homosexuellen mit scharfen Worten geißelte. Der Freund bringt nunmehr dem verwundeten Homosexuellen inniges Verständnis und aufopfernde Liebe entgegen. Aber der Homosexuelle stirbt an seinen Wunden, — Verzweiflung und Selbstvorwürfen des Freundes.

Verfasser schließt den Aufsatz mit den Worten:

„Lieber Leser, bist Du ergriffen von dem Drama, so laß Dich von Deinem erwachten Mitgefühl zur tatkräftigen Hilfe für die Uranier treiben. Lies und verbreite aufklärende Schriften und suche in Deiner Umgebung Verständnis und Gerechtigkeit für die Leiden dieser Verfolgten zu schaffen."

Anonymus, Zum Kampf um § 175 in der Zeitschrift: „Die Geissel". Jahrg. 1904/5, Bd. XV/XVII.

Ein für die Homosexuellen wohlwollender Artikel.

Verfasser bedauert den Urning; er, Verfasser, habe Manchem durch die Macht des Geistes und idealer Freundschaft geholfen.

Der gleichgeschlechtliche Verkehr sei an und für sich straflos zu lassen, dagegen sei jeder Mensch zu bestrafen, der eine Person gleichen Geschlechtes vor der Geschlechtsreife verführe, gleichgültig ob mit oder ohne Zwang. Ein geschlechtsreifer, natürlich veranlagter Mann sei schwerlich zum gleichgeschlechtlichen Verkehr zu bringen, der Urning würde daher auf seine Kreise beschränkt bleiben, das dritte Geschlecht wäre somit ausgeschaltet und auf sich verwiesen.

Durch Erweckung des Verständnisses für die Geistesliebe in Verbindung mit sinnlichem, aber nicht geschlechtlichem Verkehr müßten die Seelenkräfte des Urnings so gehoben werden, daß er im Verkehr, durch die Aussprache mit gleichen Naturen dahin

komme, lieben zu können, ohne unsittlich zu sein. Dies sei für den Urning der einzige Weg aus dem zerrissenen Zustand seines Seelenlebens.

Diese Ansicht, als ob es möglich wäre bei den meisten Urningen ihren Geschlechtstrieb in eine völlige platonische Liebe umzuwandeln, ist eine utopistische; nur bei den wenigsten mag der Versuch Erfolg haben, ebenso wie nur bei den wenigsten Heterosexuellen eine solche Umwandlung zu verwirklichen wäre.

Brand, Adolf, Wochenberichte der Gemeinschaft der Eigenen.

Nachdem das Weitererscheinen des „Eigenen" in der bisherigen Form durch die gerichtliche Verurteilung Brands unmöglich geworden ist, hat Brand eine Vereinigung, die „Gemeinschaft der Eigenen" gegründet, welche bezweckt „den Kampf um die gesellschaftliche Achtung und die gesetzliche Freiheit der Freundesliebe mit aller Entschiedenheit und Tatkraft fortzusetzen".

Im Namen der Gesellschaft hat Brand im Jahre 1904 Wochenberichte in unregelmäßigen Zeiträumen herausgegeben. Einige enthalten selbständige Aufsätze Brands.

In den Berichten 3 u. 4 (30. Januar), sowie 5 u. 6 (13. Februar) polemisierte Brand gegen die, wie er behauptet, bevorstehende Abänderung des § 175 dahin, daß das Wort „gewerbsmäßig" eingefügt und lediglich der gewerbsmäßige gleichgeschlechtliche Verkehr bestraft werde.

Brand kämpft insofern gegen Windmühlen, als weder das Komitee einen derartigen Vorschlag der Regierung unterbreitet hat, noch irgendwelche Anzeichen vorhanden sind, daß eine derartige alsbaldige Abänderung seitens Regierung und Reichstag geplant wäre. Die Erörterungen Brands haben jedoch an und für sich Bedeutung, weil die Frage, ob und in welchem Sinne die männliche Prostitution zu regeln oder zu bestrafen sei, im Falle der Aufhebung des § 175 nicht zu umgehen ist und von den gesetzgebenden Faktoren auch zweifellos erwogen werden wird.

Die Gründe Brands gegen die Bestrafung der männlichen Prostitution sind zum Teil durchaus beherzigenswert. Allerdings würde die Gefahr bestehen, daß ein armer Junge, möge er homo- oder heterosexuell sein, der einmal oder auch einige Male Geld annähme für die Hingabe zu gleichgeschlechtlichen Handlungen,

ohne deshalb ein gewerbsmäßig Prostituierter zu sein, ohne weiteres mit Gefängnis bestraft würde.

Ferner wäre die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß der zahlende Teil auf Grund des § 48 als Anstifter bestraft und auf diese Weise die homosexuelle Handlung an und für sich wieder indirekt verhindert würde.

Dagegen sind andere Gründe Brands kaum stichhaltig. Leider gibt es auch reiche Lumpen, aber sicherlich würden die Fälle zu den größten Seltenheiten gehören, wo der zahlende Teil den Prostituierten gleichsam um seinen Sold bringen und im Falle des Verlangens einer Bezahlung wegen gewerbsmäßiger Unzucht anzeigen würde; ebenso läßt sich doch kaum behaupten, daß junge Burschen einer Art Nötigung zur Hingabe seitens reicher Herren ausgesetzt würden, die im Weigerungsfalle mit Anzeige wegen gewerbsmäßiger Prostitution drohen würden. Umgekehrt würde immer noch der Zahlende der Erpressung ausgesetzt sein und schon die Furcht, als Homosexueller öffentlich bekannt zu werden, wird bei den heute herrschenden Anschauungen die homosexuellen Herren hindern, den Prostituierten anzuzeigen. Auch die Behauptung, durch Bestrafung der Prostitution würde die natürliche Berechtigung der homosexuellen Liebe bekämpft und zur Unzucht gestempelt, hat keinen Sinn. Die Beurteilung der homosexuellen Liebe an und für sich wird dadurch ebensowenig berührt wie die heterosexuelle Liebe durch Bestrafung der weiblichen Prostituierten und die Bezeichnung des prostitutiven Verkehrs als Unzucht.

Lassen sich Gründe gegen die Bestrafung der männlichen Prostitution anführen, so sprechen aber andererseits gewichtige Gründe dafür, und zwar hauptsächlich die Erwägung, daß, solange die weibliche Prostitution nicht freigegeben ist, dies der männlichen nicht gestattet werden kann.

Ähnliche Gründe, die ein staatliches Einschreiten gegen die weibliche Prostitution rechtfertigen, sind auch bei der männlichen vorhanden; möge auch dieses Einschreiten gegenüber der weiblichen Prostitution mit Rücksicht auf ihre größere Verbreitung und allgemeinere Inanspruchnahme, sowie die weit größere Ansteckungsgefahr, die dringendere Notwendigkeit derselben zu rechtfertigen seien, so wäre immerhin die völlige Freigabe der männlichen ein der Gerechtigkeit widersprechendes Privilegium des männlichen Geschlechts. Damit ist aber nicht gesagt, daß man die männliche Prostitution einfach mit Gefängnis bestrafen soll; in diesem Falle würde die Behandlung des Mannes, namentlich des homosexuellen Prostituierten, eine ungerechtere sein als die dem Weibe zukommende.

Vielmehr wäre auch die männliche Prostitution — mindestens an den Orten — also den Großstädten — wo sie sich als eine Art Bedürfnis entwickelt hat, unter polizeiliche Kontrolle zu stellen und nur die nicht kontrollierten Prostituierten und diejenigen, welche die polizeilichen Vorschriften übertreten, zu bestrafen. Ferner wäre auch ähnlich wie beim Weibe die gleiche gerichtliche und besonders polizeiliche Praxis zu befolgen, daß nicht diejenigen Jünglinge bestraft würden, welche nur gelegentlich für den homosexuellen Akt Geld annehmen, insbesondere wenn sie einen festen — nicht bloß scheinbaren — Beruf ausüben, oder von einem ständigen Geliebten unterhalten werden.

Auf dem gleichen Standpunkt wie Brand in der Frage der Bestrafung der Prostitution steht Bab, der in Nr. 8 des „Geschlechts" von Gerling eine Bestrafung des gewerbsmäßigen homosexuellen Verkehrs für unannehmbar erklärt und nach den Grundsätzen der abolitionistischen Tendenz Straflosigkeit jeglicher Prostitution und Aufhebung der polizeilichen Reglementierung verlangt. Gerling dagegen (in Nr. 2 der Zeitschrift) hat keine Bedenken gegen eine solche Bestrafung, da die käufliche Hingabe verrohe und erniedrige und sie allein unsittlich sei.

Den sittlichen Gesichtspunkt, wie ihn Gerling betont, darf man allerdings bei der Bestrafung der Prostituierten nicht in den Vordergrund stellen, weil man sonst mit Recht die Straflosigkeit der diese Unsittlichkeit begünstigenden Zahlenden als ungerecht bezeichnen muß und gerade von dieser Erwägung aus zu dem Verlangen der Straflosigkeit des Prostituierten gelangt.

Bericht 9 u. 10 (12. März 1904) **„Das geänderte Scham- und Sittlichkeitsgefühl"** bringt Mitteilungen über das Urteil gegen Brand in Sachen des „Eigenen". In ergötzlicher Weise kommentiert Brand die Urteilsgründe, welche sich auf die Freisprechung Brands wegen Veröffentlichung des Schillerscher Gedichts: „Die Freundschaft" beziehen.

Der Inhalt des als „unzüchtig" unter Anklage gestellten, von glühendster Sehnsucht und Liebe überschäumenden Gedichtes, solle nach den Urteilsgründen plötzlich nirgends eine über die Grenzen idealer Männerfreundschaft hinausgehende homosexuelle Liebe erkennen lassen. Ferner solle ein Mißverstehen des Gedichts seitens des Lesers von vornherein ausgeschlossen sein, weil das Gedicht von Schiller sei und dies auch sofort aus dem Namen des Verfassers hervorgehe. Und doch hatten (wie Brand mit Recht bemerkt)

bis zur Hauptverhandlung Staatsanwalt und Richter sich dieses Mißverstehens schuldig gemacht, an der Autorschaft Schillers gezweifelt und das Gedicht einem hergelaufenen Skribenten mit Namen Schiller zugeschrieben. Jetzt war plötzlich das Sittlichkeits- und Schamgefühl nicht mehr verletzt, obgleich, wie Brand richtig betont, einem Schiller nichts zugute kommen durfte, was nicht auch jedem andern Dichter zugebilligt wurde.

In dem gleichen Wochenbericht gibt Brand einen Beschluß der Staatsanwaltschaft Leipzig wieder, der die strafrechtliche Verfolgung der Übersetzungen von Platons Gastmahl und Lucians Göttergesprächen, sowie Brands Anzeige gegen den Reclam'schen Verlag, die er erstattet hatte, um die Inkonsequenz und Unhaltbarkeit seiner Verurteilung nachzuweisen, ablehnt. Mit Bezug auf diesen Beschluß sagt Brand: Jedenfalls kann jetzt Platons „Gastmahl" als die beste, staatlich approbierte Volks- und Propagandaschrift über gleichgeschlechtliche Liebe gelten, die hiermit jedem dringend empfohlen ist!

Diesen guten Rat möchte ich nicht nur ironisch aufgefaßt wissen, sondern im Ernst befolgt sehen, da Platons „Gastmahl" wirklich eine vorzügliche Aufklärungsschrift darstellt.

In dem Wochenbericht 11 u. 12 **Pastor Philipps und die Sittlichkeit**

erhebt Brand schwere Beschuldigungen gegen den bekannten Sittlichkeitsapostel und Feind der Bestrebungen des Komitees. Pastor Philipps habe einen Zögling des von ihm geleiteten St. Johannisstift, der unter dem Druck eines unnatürlichen Lebens und verkehrter Anschauungen infolge natürlicher Veranlagung und verfehlter Erziehungsmethode physische Vertrautheiten mit einem geliebten Mitschüler sich erlaubt, durch seine Härte in den Tod getrieben.

Ferner habe er einen best empfohlenen, kenntnisreichen, mit einem Buckel behafteten Mann, der sich um die Stelle eines Sekretärs beworben, mit den Worten abgewiesen: „Sie sind ja bucklig! Bucklige können wir im Reiche Gottes nicht gebrauchen".

Wochenbericht 21—24 (Juni) und 37—40 (25. Okt.)

Kaplan Dasbach und die Freundesliebe.

Den Inhalt der den Kaplan Dasbach betreffenden Wochenberichte hat Brand in einer selbständigen Broschüre veröffentlicht.

Wegen der darin gegen Dasbach erhobenen Beschuldigungen hat Dasbach gegen Brand Privatklage erhoben, die zurzeit noch schwebt. Solange dieser Prozeß nicht entschieden ist und insbesondere nicht feststeht, inwieweit die Behauptungen Brands auf Wahrheit beruhen, wird man sich einer Besprechung des Falles sowie einer Beurteilung der Handlungsweise Dasbachs und des Vorgehens von Brand am besen enthalten.

Burchard, Dr., Erpresser-Prostitution. Berlin, Kampf-Verlag, Zimmerstraße. 1905.

Verfasser erörtert die Frage nach der Eindämmung der männlichen Prostitution, ausgehend von der kurz zuvor im Landtage gefallenen Äußerung des Ministers von Hammerstein, er wäre Demjenigen dankbar, der ihm ein Mittel gegen die männliche Prostitution anzugeben wüßte.

Zunächst sei nach der Ursache dieses Übels zu forschen. Diese Ursache liege bei der männlichen Prostitution in der Verfehmung der homosexuellen Liebe. Diese Liebe entspringe einem Naturtrieb, wie die normale; ferner sei auch erwiesen, daß das Verhältnis der Homosexuellen zu den Normalen ein konstantes sei.

Kein Gesetz könne gegen die Natur etwas ausrichten, und so sei auch jede Bekämpfung des gleichgeschlechtlichen Triebes bis jetzt unnütz gewesen.

Menschliche Kurzsichtigkeit habe die gleichgeschlechtliche Liebe jedoch in die Verborgenheit gedrängt und in den Schmutz gestoßen. Die Prostitution sei ein Kind der Heimlichkeit und der Lüge, daher gedeihe sie so vortrefflich auf dem Boden der Homosexualität, die nur im Verborgenen sich äußern dürfe.

Der Homosexuelle müsse eine Betätigung seines Triebes, die seelischer Neigung entspringe, unterdrücken, um nicht allgemeiner Verachtung anheimzufallen. Den nicht zu unterdrückenden physischen Trieb sei er dann gezwungen bei der Prostitution zu befriedigen, wo seiner der Erpresser harre, dem das Gesetz im § 175 noch die Handhabe zur Erpressung gäbe. Der eigentliche Verbrecher sei aber nicht der Erpresser, sondern die Gesellschaft, die ihn dazu mache, ihn durch ihre Vorurteile redlich unterstütze.

Lieblosigkeit und Vorurteil seien die Ammen jeder Prostitution, der § 175 und die Unkenntnis des wahren Wesens der homosexuellen Liebe die der männlichen Erpresserprostitution.

Der homosexuelle Verkehr entspringe zwar oft, sogar häufiger als der heterosexuelle, nicht der Liebe, sondern der bloßen Sinnlichkeit. Dies sei aber wieder durch die Verhältnisse bedingt.

Der Homosexuelle, der die Liebe unterdrücken müsse, dem die Selbsterhaltung gebiete, seine wahren Gefühle ängstlich zu verbergen, der suche eben Ersatz in bloßer Sinnlichkeit.

Der heterosexuelle Trieb habe eine veredelte Form für seine Betätigung erhalten. Für den Liebestrieb des Homosexuellen kenne die Gesellschaft keinerlei Formen; sie leugne ja überhaupt seine Existenzberechtigung. Und da dieser Trieb nun doch einmal vorhanden, da die Natur stärker als Menschenwille sei, suche er sich selbst eine Form und, wie die Verhältnisse lägen, nicht die schönste und edelste, sondern die heimlichste.

Und doch gäbe es auch für diesen Trieb eine schöne und edle Form. So lange aber die Welt das idealste Liebesverhältnis zweier Männer nur von dem Gesichtspunkt des Schmutzigen beurteile, so lange verbanne sie das Ideale aus dieser Liebe und dürfe sich nicht wundern, daß diese sich in Heimlichkeit und Schmutz verberge.

Man soll doch zunächst mit dem Vorhandensein dieses nicht wegzuleugnenden Triebes rechnen, man solle nicht verneinen, was die Natur bejahe, dann werde aus dem Erkennen das Verstehen, aus dem Verstehen die richtige Beurteilung, und aus dieser die geläuterte Form erwachsen. Auch dann werde die männliche Prostitution natürlich ebensowenig beseitigt sein, wie heute die weibliche. Aber sie werde eingeschränkt sein, weil ihr die wesentlichste Quelle des Erwerbs, die verbrecherische Erpressung, unterbunden sei.

Die Verhältnisse würden bereits anders und besser werden, wenn der § 175 gefallen und noch viel besser, wenn die Unkenntnis und das Vorurteil über das Wesen der gleichgeschlechtlichen Liebe beseitigt sei.

Das anregende Schriftchen hat sehr treffend als die Hauptursache der Häufigkeit männlicher Prostitution die durch Gesellschaft und Vorurteile geschaffene Zwangslage der Homosexuellen, die sie so oft auf die käufliche Liebe anweist, hervorgehoben.

David, Eduard Dr. (Mitglied des Reichstags), **Der § 175** in „Europa“, Wochenschrift für Kultur und Politik, Nr. 3 vom 2. Februar 1905.

David erkennt an, daß der homosexuelle Trieb sehr oft angeboren sei und in der zwitterhaften Uranlage des Embryo seine Ursache habe.

In vielen Fällen aber, meint er, würde das homosexuelle Empfinden erst während des Lebens zur Entwicklung kommen. Der Kampf der männlichen und weiblichen Anlage im Menschen werde normalerweise schon im Embryo entschieden. So vollkommen sei dieser Sieg aber niemals, daß die Entwicklungstendenz des unterliegenden Geschlechts radikal abgetötet würde. Sie erhebe sich bei Männern erfahrungsgemäß in zwei kritischen Perioden wieder zu stärkerem Leben.

Die erste Periode falle in die zwei bis drei Jahre vor Beginn der Pubertätsentwicklung. In dieser Zeit würden die im Knaben schlummernden weiblichen Beanlagungsrudimente einen stärkeren Lebens- und Entwicklungsdrang entfalten und noch einmal heftiger gegen ihre Niederhaltung ankämpfen. Daher die zärtlichen Freundschaften der Knaben von 11—13 Jahren mit ihrem mädchenhaften Liebesempfinden. Normalerweise pflege mit der ausbrechenden Pubertätsentwicklung die „Flamme" den Freund auszustechen. Nur wo die Gelegenheit zum Anschmachten liebreizender Backfische fehle, in klösterlichen Internaten oder sonstiger Abgeschlossenheit, entwickelten sich sinnlich-homosexuelle Liebschaften, die für die sexuell zu starker Differenzierung veranlagten Knabenjünglinge gewiß nur eine vorübergehende Bedeutung hätten, bei weniger entschieden Veranlagten aber sehr wahrscheinlich auch dauernde homosexuelle Neigungen, oder zum mindesten eine starke Abschwächung des normalen Horrors gegen solche bewirkten. Das relativ häufige Hervortreten homosexueller Neigungen bei katholischen Geistlichen scheine doch für die dauernde Nachwirkung solcher Internatsgewohnheiten zu sprechen. Jedenfalls sei eine solche Biegung schwankender Geschlechtstypen nach der anormalen Seite hin eine zu bekämpfende Erscheinung, der durch eine körperlich und geistig rationelle Erziehung vorzubeugen sei.

Eine zweite kritische Periode für die sexuelle Inversion sei die Zeit der nachlassenden männlichen Potenz. Es sei kein Zufall, daß es meist „ältere Herren" seien, denen der § 175 zum Verhängnis werde. Solange die geschlechtliche Kraft auf der Höhe stehe, sei das andersgeschlechtliche Leben im normalen Manne bis auf wenige kümmerliche Rudimente herabgedrückt. Mit dem Ermatten der Mannesherrschaft im Mann scheine das in ihm unterdrückte Weib die Zeit für gekommen zu halten, sich

einen Rest von Liebestätigkeit zu erringen. Der Hunger der Testikel lasse nach; den geschonten weiblichen Organrudimenten gelinge es, mehr Nahrungssaft für sich zu erhaschen.

Den Durchbruch der homosexuellen Natur im Pubertätsalter darf man nicht als „Erwerb" der Homosexualität bezeichnen. Er bedeutet vielmehr nur, daß die angeborene Natur zur Erscheinung und Fixierung gelangt. In der Regel zeigt sich ja vor der Pubertät gar kein bestimmter Geschlechtstrieb, auch der heterosexuelle Trieb macht sich ja regelmäßig erst nach der Pubertätszeit geltend, man kann deshalb doch auch nicht von ihm sagen, er sei erworben.

Was den angeblichen Erwerb der Homosexualität im Alter anbelangt, so kenne ich zwar einige wenige Fälle von tardiver Homosexualität, aber keine, wo im späteren Mannesalter der heterosexuelle Trieb sich in den homosexuellen umgewandelt habe. Dieser angeblichen zweiten kritischen Periode ist daher — möge auch David einen solchen Fall kennen gelernt haben — die praktische Bedeutung wegen der Seltenheit des Vorkommens abzusprechen.

In vielen Fällen gelangen Homosexuelle, nachdem sie sich ihr halbes Leben in Qualen und Seelenkämpfen gegen ihren Trieb aufgezehrt haben, erst gegen das Alter zu der homosexuellen Betätigung, aber nicht weil sie vorher etwa heterosexuell fühlten, sondern weil sie schließlich im Kampf gegen die Unterdrückung des Triebes erlahmen oder weil sie spät die homosexuelle Welt und ihre Befriedigungsmöglichkeiten kennen lernen.

Die homosexuelle Liebesbetätigung alternder Männer, meint David weiter, dürfe nicht die gleiche soziale Duldung oder gar Achtung beanspruchen, die für die Liebe geborener Urninge verlangt würde. Zwar solle nicht der Aufrechterhaltung des § 175 für einen Teil der Fälle das Wort geredet werden. Aber die starken, in der sozialen Verurteilung und Verachtung begründeten Hemmungen dürften durch die Propaganda zugunsten der Homo-

sexuellen nicht geschwächt werden. Das gesunde Empfinden protestiere gegen die Paarung des Alters mit der Jugend.

Am mildesten liege der Fall noch da, wo der Partner des homosexuell gewordenen „älteren Herrn" ein geborener Urning sei. Da bleibe das Interesse der Gattung wenigstens aus dem Spiel. Meist werde es sich wohl um Hingabe des Jungen gegen Geld handeln.

Dieses Verhältnis sei zwar nicht ganz so verwerflich, wie der Verkauf eines jungen, zeugungskräftigen Frauenleibs zum ehelichen Gebrauch eines zahlungskräftigen Alten — wozu die Kirche bekanntlich ihren Segen gäbe — häßlich genug bleibe es aber doch.

In den meisten Fällen homosexueller Betätigung alternder Männer handele es sich gar nicht um homosexuelle Partner, sondern um Normale, die sich zuweilen aus wirklicher Not, häufig aus Hang zu müßiggängerischem Wohlleben, prostituierten.

Verächtlich blieben beide Teile. Während man zwar der Aufhebung des § 175 zustimmen könne, dürfe man nicht die soziale Achtung für alle Fälle homosexueller Betätigung verlangen.

Diese ganze Argumentation Davids über die Verurteilung der homosexuellen Liebesverhältnisse zwischen Alten und Jungen ist völlig schief.

Einmal ist es völlig falsch, als ob stets bei derartigen Verhältnissen der Alte ein „gewordener" Urning wäre.

Dieser angeblich im Alter „gewordene", d. h. aus einem Heterosexuellen zum Homosexuellen umgewandelter alter Herr erscheint mir als eine mehr oder weniger mythische Persönlichkeit. Sodann aber wird doch David selbst nicht leugnen, daß der, welcher zweifellos von Geburt Urning ist, auch im Alter noch oft Liebesverhältnisse unterhalten wird. Alles, was David von dem Verkehr zwischen Alten und Jungen sagt, wird daher auch auf das Verhältnis zwischen geborenen homosexuellen Alten und Jungen Anwendung finden.

In vielen Fällen wird ein solches Verhältnis tatsächlich auf gegenseitiger Zuneigung beruhen, da eine Klasse Homosexueller gerade das Alter liebt (die sog. Gerontophilen); derartige Verhältnisse verdienen dann durchaus nicht soziale Mißachtung.

Umgekehrt müßte man für Verhältnisse, wo auf der einen Seite Hingabe des Geldes wegen vorliegt, die soziale Achtung versagen, einerlei ob der zahlende Partner alt oder jung ist.

Ich wüßte auch nicht, wer für die homosexuelle Prostitution jemals soziale Achtung verlangt hätte; insofern kämpft David gegen Windmühlen. Was man begehren kann, ist nur das, daß prostitutive Verhältnisse im homosexuellen Verkehr nicht verächtlicher behandelt werden, als im heterosexuellen.

David ist übrigens selbst anscheinend dieser Ansicht, da er ja sogar die Kaufehe zwischen reichen Alten und armen Mädchen für schimpflicher hält, als die Verbindung zwischen altem Herrn und bezahltem homosexuellen Liebling.

Capellanus, B. C., Die Homosexualität im katholischen Klerus, in der Zeitschrift: „Kampf". Herausgegeben von Senna Hoy. Nr. 19 vom 24. Februar 1905.

Verfasser, der, wie er in einer Fußnote bemerkt, katholischer Priester und selbst homogen veranlagt ist, wendet sich gegen eine Behauptung Davids in seinem in der Zeitschrift „Europa" veröffentlichten Aufsatz (vgl. oben S. 687). Durchaus richtig sei es allerdings, daß bei katholischen Geistlichen häufig homosexuelle Neigungen sich zeigten. Ja es gäbe wohl keinen akademischen Stand, in dem die Homosexualität eine so starke Verbreitung aufweise; nur wenige dürften ahnen, wie viele von den „Dienern des Altars" durch den §175 als Verbrechernaturen gebrandmarkt seien.[1])

Die Erklärung von David, der diesen höheren prozentualen Anteil von Konträren bei den katholischen Priestern auf die Seminar- und Internatsgewohnheiten zurückführe, sei jedoch unzulänglich. Man müsse die Erklärung nicht von außen, sondern von innen holen, und eine ganze Reihe feiner und feinster psychologischer Zusammenhänge, insbesondere die homosexuelle Individualität in ihrer gesamten spezifischen Wesenheit berücksichtigen.

[1]) *Dies bestätigt auch Forel: „Die sexuelle Frage" (siehe weiter unten) S. 139: „Viele katholische Geistliche sind .... nicht selten mit Abnormitäten, besonders mit konträrer Sexualempfindung behaftet."*

Der Homosexuelle unterscheide sich schon als Knabe von seinen Altersgenossen, er sei in der Regel zurückgezogener, schamhafter, im Durchschnitt stiller, ruhiger, bescheidener, weicher, empfänglicher, biegsamer. Er stehe mit seinem saufteren, milderen, mehr mädchenhaften Sinn zum richtigen Buben in einem gewissen Gegensatz.

So erscheine er meist viel „braver" und „artiger" als sein normaler Altersgenosse. Er werde der Liebling von Verwandten, Lehrern, Geistlichen. Dieser ziehe ihn zum Kirchendienst herbei, mache ihn zum Chorjungen usw.

Das Interesse des Knaben, namentlich bei stärkerer religiöser Anlage, für die priesterlichen Funktionen werde geweckt. Meist läge nichts näher, als daß bald Verwandte und Geistliche an den Beruf des Knaben, der nie „wie die andern" gewesen sei, glaubten. Der Knabe selbst halte sich unter dem Einfluß dieser Suggestion für berufen.

Ein weiteres Moment erleichtere später dem Homosexuellen die Ablegung des Priestergelübdes. Die Kämpfe, die der Normalsexuelle oft durchzukämpfen habe, bevor er den das Opfer der Ehelosigkeit erheischenden Beruf ergreife, seien ihm erspart.

Zur Enthaltsamkeit gegenüber seinem Triebe fühle sich der in kirchlich gebundener Sitte herangewachsene Urning im Gewissen für alle Fälle verpflichtet, auch im Fall der Wahl eines weltlichen Berufes.

Die Ehelosigkeit bedeute für ihn aber gerade das Gegenteil eines Opfers. Er entgehe dem Drängen der Verwandten sich zu verheiraten, dem den Junggesellen oft treffenden Spott. Dazu komme, daß der homosexuelle Jüngling verhältnismäßig oft zu mystischer Empfindungsweise neige, die durch seine Gefühlsvereinsamung gefördert werde. Verkannt von den Menschen, gequält von drängender Sehnsucht, die gebieterisch Befriedigung verlangend sie nie finden dürfe, flüchte er um so eher in eine transzendentale Welt, die ihn locke mit den Verheißungen des Friedens für sein sturmgepeitschtes Herz.

Auch die im Durchschnitt unverkennbar größere Empfänglichkeit des Urnings für die Poesie des katholischen Kultus mit seinen farbenbunten Gewändern, seinen Klängen ergreife den Urning ganz anders als den Normalsexuellen. Überdies vermöchte das Anlegen der priesterlichen unmännlichen Gewänder, der weite faltige Talar, das Rochet mit den spitzenumsäumten Ärmeln, die in Falten geschürzte Albe, das reichbestickte Pluviale, ganz besonderen Reiz auf den feminin gearteten Urning auszuüben.

Endlich ziehe den Homosexuellen die pädagogische Seite des

Priesteramtes an: die Möglichkeit, in liebevoller Erziehungsarbeit auf junge Menschen seines Geschlechts Einfluß zu gewinnen in Schule, in Lehrlings- und Gesellenvereinen usw. fortgesetzt in Verbindung mit Jünglingen zu kommen, die Gelegenheit, fast Wange an Wange das Sündenbekenntnis der männlichen Jugend entgegenzunehmen und in warmem, herzlichen Ton Mahnungen und Warnungen zu geben.

Hier glaube der Urning leicht ein Feld zu finden für die seelische Glut, die ihn nicht selten um so stärker erfülle, als er den physischen Teil seines sexuellen Triebes unterdrücke.

So sei der Urning, wenn er über die nötige Willenskraft verfüge, um sich selbst in der Gewalt behalten zu können, meist im Sinne der Kirche ein vorzüglicher Seelsorger. Er spräche zum Manne und zum Jüngling in einem Tone, der ihre Herzen ganz eigenartig ergreife und die edelsten Seiten ihres Seelenlebens in Schwingung versetzen könne. Bei gewissen, nicht zu vollständiger Einheit differenzierten Naturen könnten wohl immer Momente wie die von David hervorhobenen, für die homosexuelle Neigung von Bedeutung sein. Aber gegenüber den inneren Momenten spielen alle äußeren Momente nur eine ganz geringfügige Rolle. Den Ausschlag gäben immer und überall die ersteren.

Elberskirchen, Johanna, Die Liebe des dritten Geschlechts. Homosexualität, eine bisexuelle Varietät, keine Entartung — keine Schuld. Spohr, Leipzig 1904, 1 Mk.

Verfasserin erkennt in der Homosexualität eine normale physiologische Erscheinung an und widerspricht der Anschauung, als sei sie ein Entartungszeichen. Sie beruft sich auf die zeitliche und örtliche Verbreitung der Homosexualität und auf biologische Tatsachen, nämlich auf die Zwischenstufentheorie. Die ursprüngliche Anlage der weiblichen und männlichen Keimdrüse gehe aus gleicher Grundlage hervor, daher sei auch kein prinzipieller Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Keimzellen anzunehmen, sondern nur ein Form- und Massenunterschied. Die weibliche Keimzelle zeichne sich aus durch das bei der männlichen fehlende Deuteroplasma oder Nährmaterial. Das Vermögen der männlichen und weiblichen Keimzellen sei das Selbe, das Gleiche — je nach einsetzendem Reiz würden nur gewisse bestimmte Teile, Eigenschaften oder Kräfte dieser Vermögen kräftiger zur Entwicklung kommen und überwiegen. In dieser Präponderanz gewisser bestimmter Vermögen der Zelle läge dann das Weibliche

oder Männliche der Zelle bezw. der Keimdrüse. Die weniger oder wenig entwickelten Vermögen der Zelle bezw. der Keimdrüse repräsentierten ihren konträr oder andersgeschlechtlichen Teil. Der Schluß auf die Bisexualität der Keimzelle sei daher gerechtfertigt.

Jedenfalls sei es Tatsache, daß jeder Mensch, in dem auch die Geschlechtsorgane des andern Geschlechts rudimentär vorhanden seien, neben seinem Hauptgeschlecht ein konträres Nebengeschlecht habe. Es gäbe keinen absoluten Mann und keine absolute Frau, sondern nur bisexuelle Varietäten.

Es gäbe so viele bisexuelle Varietäten, wie Entwicklungsgrade der bisexuellen Anlage möglich seien und daher auch unzählige Verschiebungen und Komplizierungen der Geschlechtsneigungen.

Alle Menschen seien mehr oder weniger homosexuell, richtiger bisexuell und je nach Entwicklung fähig, zweigeschlechtlich zu empfinden und zu leben, der eine mehr, der andere weniger — der eine in Form platonischer Freundschaft, der andere in Form mehr oder weniger platonischer Liebe.

Mit Recht betont Verfasserin, es sei eine perverse Auffassung die Homosexualität eine „Schuld" zu nennen. Beizustimmen ist ihr auch darin, daß im Vergleich zu dem durch die heterosexuelle Liebe und ihre Ausschweifungen angestifteten Unheil die etwa seitens der Homosexuellen zu befürchtenden Schäden in Nichts verschwänden.

Sehr richtig warnt sie auch davor, die Homosexuellen als „Mißratene" zu schelten, weil sie keine Kinder zeugten, und bezweifelt mit Recht, daß alle Menschen zur Fortpflanzung bestimmt seien.

Dagegen muß entschieden Verwahrung eingelegt werden gegen die Extravaganz, die Verfasserin begeht, indem sie der „Natürlichkeit, Freiheit und Schönheit" der homosexuellen Liebe das „Brutale, Freche, Cynische" der heterosexuellen gegenüberstellt, ebenso verdient Zurückweisung ihre Lobhudelei mit der sie die Homosexuellen als die Menschen durchgeistigster Zärtlichkeit, geistigster, edelster Liebe preist.

Ich habe es schon öfters betont und werde es, solange nicht derartige exaltierte Stimmen verstummen, wiederholen. Die Liebe des Durchschnittshomosexuellen — womit durchaus nicht ein Tadel ausgesprochen ist, wie manche anzunehmen scheinen — hat nichts vor derjenigen der Heterosexuellen voraus und erheischt wie sie sinnliche Befriedigung — und zwar oft recht gebieterisch. Nur bei der Minorität der Homosexuellen, wie bei der Minorität der Heterosexuellen findet eine Vergeistigung der Geschlechtsliebe statt.

Damit entfällt natürlich auch die Berechtigung zu der weiteren phantasievollen Vermutung der Verfasserin, bei den Homosexuellen funktioniere die Sekretion der Keimdrüse vornehmlich in der Richtung nach „innen" und diene der geistigen Fortpflanzung, die der Normalen nach außen zwecks der Fortpflanzung!

Parallel mit der Beschönigung der Homosexualität geht andererseits in der Schrift eine falsche Charakterisierung der sexuell excedierenden Homosexuellen als angeblich heterosexuelle Wüstlinge. Beide Extreme zeigen, wie wenig Verfasserin den Homosexuellen aus der Wirklichkeit kennt.

Die Broschüre, welche in anerkennenswerter Weise, aber wissenschaftlich nicht genügend begründet, der neueren Richtung über Entstehung und Wesen der Homosexualität sich anzuschließen sucht, gehört im übrigen zu jener Gruppe von Schriften, welche in pathetischer Sprache und wohlgemeinter, aber oft in taktlose Form gekleideter Entrüstung über die unglückliche Lage der Homosexuellen und ihre ungerechte Beurteilung in den gegenteiligen, gleichfalls schlimmen Fehler einer unangebrachten, im Kampf für die homosexuell nur schädlich wirkende Verhimmelung der Homosexualität verfallen. Nicht mit Unrecht bemerkt Gross in Bd. 18, Heft 1, S. 102 bei Besprechung dieses Schriftchens: „Die berechtigten Ansprüche der Homosexuellen müßten leiden, wenn ihnen noch mehr solcher Helfer erstünden."

Forel, August, Dr. med., phil. et jur., ehemaliger Prof. der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt in Zürich, **Die sexuelle Frage,** Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete. München, Ernst Reinhardt, 1905.

Wenige waren gerade wie Forel, der Mediziner, der praktische Psychiater, der Jurist, der Philosoph in gleicher Weise berufen, die umfangreiche sexuelle Frage zu behandeln. Sein Buch gehört zum Besten, was für gebildete Laien — und auch in vielen Teilen für Fachleute — über das Thema geschrieben worden ist.

Auf wissenschaftlichen Studien und reicher Erfahrung basierend, erörtert Forel mit einem seltenen vorurteilslosen Blick, der vor den kühnsten Folgerungen nicht zurückschreckt, das vielseitige Problem und zugleich mit einem sittlichen Ernst, einer Aufrichtigkeit und einem von echt moderner Empfindung getragenen Geist, daß selbst diejenigen, die ihm nicht in allen

Punkten zustimmen werden, ihm den Dank, die hohe Achtung und Anerkennung nicht versagen werden. Auch in der Beurteilung der sexuellen Anomalien zeigt sich Forel als der verständnisvolle, einsichtige Arzt, der insbesondere nicht den Standpunkt seines deutschen Kollegen, von dem er berichtet, einnimmt, der einen ihn konsultierenden sexuell anormalen Herrn mit den Worten abgefertigt habe: „Das sind Schweinereien, Sie sind ein Schwein, hören Sie auf und gehen Sie weiter.“ (S. 214.)

An zahlreichen Stellen finden sich Ausführungen über die Homosexuellen.

In der homosexuellen Frage nimmt Forel, wie dies bei ihm nicht anders zu erwarten war, einen für die Homosexuellen und ihre Forderungen durchaus wohlwollenden Standpunkt ein und geißelt insbesondere den Unsinn der Strafe. Er hebt hervor, daß die Homosexualität eine sehr häufige Erscheinung sei, die bis vor kurzem nach ihrer psychologischen und ethischen Seite, sowohl vom Publikum, als von den Rechtsgelehrten vollständig mißverstanden worden sei.

Die Charakteristik, die Forel vom Urning gibt, ist für den weiblichen Homosexuellen durchaus richtig, dagegen nicht in allen Punkten für den — gleichfalls existierenden virilen. Nur auf ersteren paßt die Schilderung:

Die Urninge liebten es, weibliche Handarbeiten zu verrichten und sich weiblich zu kleiden, sie verkehrten gerne mit Frauen als mit Freundinnen und Geistern, die sie verständen. Seien gewöhnlich kleinlich sentimental, gerne frömmelnd, putzsüchtig und kokett, freuten sich an allem, was glänze, an Prunk, an Luxus. Nur bedingt richtig ist auch die Behauptung, die Homosexuellen erkennten sich wunderbar untereinander.

Richtig ist sodann, daß die Homosexuellen meist mit gegenseitiger Onanie sich begnügen; zu weit geht aber die Behauptung: die meisten Homosexuellen empfänden die höchste Wollust in passiver Päderastie. Dies trifft nur für die Effeminierten und nur für einen Teil derselben zu.

Nicht abzustreiten ist die Richtigkeit der Angabe Forels, die Urninge zeigten eine starke Neigung zu Polygamie, diese Tatsache ist aber wohl in erster Linie auf die für den Homosexuellen maßgebenden Verhältnisse zurückzuführen, die ihn auf die Prostitution hinweisen und die Wahl eines dauernden Geliebten nach seinem Herzen erschweren, ja meist unmöglich machen, als auf eine beim Homosexuellen in höherem Maße als beim Heterosexuellen vorhandenen Sucht nach Wechsel.

Weit über das Ziel schießt Forel mit seiner Behauptung, die Urninge, mit denen man es am meisten zu tun habe, seien Zyniker und Wollüstlinge, so sehr sie auch ihre Ideale im Munde führten.

Das Gros der Homosexuellen geht sicherlich ebenso wie dasjenige der Heterosexuellen nicht in idealer Liebe auf und strebt nach sinnlicher Befriedigung, auch an Zynikern und Wollüstlingen fehlt es nicht, aber sicherlich ist ihre Anzahl keine verhältnismäßig größere, als unter den Heterosexuellen Jedenfalls begegnet man bei den Homosexuellen verhältnismäßig nicht häufiger Niedertracht und Gemeinheit in geschlechtlicher Beziehung, als bei den Heterosexuellen.

Eines nimmt nur wunder, daß bei dem Hohn und der Verachtung, mit denen die Homosexuellen überschüttet werden, ihr Zynismus nicht häufiger, ihr Charakter durchschnittlich nicht verdorbener ist.

Forel gibt übrigens zu, daß er auch viele anständige Urninge kennen gelernt habe, die Scham und Kummer über ihre Perversion und Psychopathie zu Pessimisten mache. Sie endigten nicht selten mit Selbstmord, weil sie in aller Stille einen verzweifelten Heldenkampf gegen ihren krankhaften Trieb führten und lieber in den Tod gingen, als zu unterliegen. Derartige Fälle gehörten in das Gebiet der Tragik und müßten unser ganzes Mitleid hervorrufen.

Und an anderer Stelle (S. 279—280) sagt er:

Es sei zu betonen, daß unter denjenigen von allen Perversitäten, die rein ererbt und angeboren seien, sehr viele Fälle bei durchaus anständigen, sogar bei hochbegabten und ethisch feinfühlenden Menschen vorkämen.

Sie schämten und entsetzten sich aber in so hohem Grade über ihr sexuelles Gebrechen, daß sie oft vorzögen, es als ihr tiefes und schmerzliches Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Andere eröffneten sich gelegentlich dem Arzt allein und da enthülle sich nicht selten das Leben eines wahren Märtyrers und Dulders, der sich nach dem Tod sehne und beständig an Selbstmord denke.

Nach Forel hat es fast den Anschein, als ob er nur die verzweifelten, trübseligen Homosexuellen zu den „anständigen“ rechnet.

Zwischen dieser Gruppe und derjenigen der „Wollüst-

linge“ gibt es aber noch eine andere Kategorie nicht minder anständiger.

Ein Homosexueller braucht nicht Scham über sein Triebleben zu empfinden, seinen Trieb völlig zu unterdrücken und durch Selbstmord zu enden, um anständig zu sein; es gibt eine Kategorie Homosexueller, die allerdings die Ärzte wenig kennen, die ihren Trieb nicht anders beurteilen, als die Normalen den ihrigen, die sich mit ihrer Natur völlig abgefunden haben und zu relativer innerer Harmonie gelangt sind, ihren Trieb maßvoll befriedigen, und die als tüchtige und anständige Menschen ihren Platz in der Gesellschaft ausfüllen.

Sehr eindringlich warnt Forel vor dem Eheabschluß Homosexueller. Er hält die Ehe Homosexueller für derart sozial schädlich, daß er sogar dem Arzt, den der Homosexuelle vor der Ehe konsultiere, zur Pflicht macht, „dem Urning mit Anzeige an seine Braut zu drohen, falls er die Missetat wirklich vollbringen will.“ (S. 431.) Die Verheiratung sei der größte Unsinn und zugleich die schlimmste Tat, die die Homosexuellen begehen könnten, denn ihre Frauen führten ein Marterleben, indem sie sich sehr bald betrogen, verachtet und verlassen fühlten. Der Urning behandele seine Frau wie eine Magd oder eine Haushälterin, lasse sich gar nicht oder nur sehr selten zum Beischlaf herbei, höchstens um etwa kleine Urninge zu erzeugen, was ja sein Ideal sei (dies trifft tatsächlich nur selten zu, meist wünscht der verheiratete Urning nicht, daß seine Kinder gleichgeschlechtlich fühlen). Solche Ehen endigten mit tiefster Zerrüttung oder Ehescheidung und sie wissentlich zu fördern, sei geradezu verbrecherisch.

Und an früherer Stelle, S. 236, gelegentlich der Besprechung der Onanie sagt Forel:

Die Unkenntnis der homosexuellen Liebe habe die verhängnisvollsten Folgen, denn man treibe und zwinge Leute zur Heirat, für welche das andere Geschlecht sexuell ein Greuel sei. Solche Ehen seien widersinnige Abscheulichkeiten und machten aus dem Weibe eine Märtyrerin.

Forel fordert geradezu, daß das Gesetz gegen derartige Ehen Vorkehrungen treffe, während er umgekehrt eine Bestrafung urnischer Liebesverhältnisse zwischen erwachsenen Männern abgeschafft wissen will und entschieden für eine Abänderung des § 175 eintritt.

Die homosexuelle Betätigung zwischen Erwachsenen sei entschieden weniger schlimm, als die gesetzlich geschützte Prostitution. Werde ein normaler Mann von einem Urning belästigt, so falle es ihm nicht schwer, denselben zurechtzuweisen, es sei ihm dies sogar viel leichter, als einem von einem unzüchtigen Mann verfolgten Mädchen (S. 252).

Er geißelt scharf die Lächerlichkeit des § 175 und der Rechtsprechung auf Grund dieses Paragraphen.

Man habe weise darüber gestritten, ob die Strafe erst dann zu geschehen habe, wenn introductio penis in anum vorliege, oder ob mutuelle Onanie bereits Strafgrund abgeben sollte! Also solle das Strafrecht strafen oder nicht strafen, je nachdem diese oder jene Schleimhaut oder diese oder jene Hautregion zur Befriedigung des Triebes benutzt werde. Dies seien sonderbare Erwägungen für den Gesetzgeber, der hier zum inkompetenten Physiologen, Anatomen und Psychologen werde! Der Gipfel der Inkonsequenz werde aber durch die Tatsache gekennzeichnet, daß in Deutschland der sexuelle Umgang zwischen zwei Männern bestraft, zwischen zwei Frauen aber nicht bestraft werde. Diese Beispiele zeigten deutlich, auf welche Irrwege ein Strafrecht gerate, das sich auf solcher Basis bewege und sich von mystischen Überlieferungen leiten lasse (S. 390).

Forel betont dann, daß nur da zu strafen sei, vo die Schädigung eines Dritten vorliege. Ein Schaden entstehe aber nicht durch den sexuellen Verkehr Erwachsener. Es sei umgekehrt ein wahres Glück, wenn die Urninge untereinander sexuell verkehrten und auf diese Weise keine Nachkommen erzeugten. Das wahre Verbrechen sei umgekehrt die heutige durch das Gesetz sanktionierte Ehe eines Homosexuellen mit einem Individuum des anderen Geschlechts (S. 393).

Als das Richtige erachtet Forel geradezu die Verbindung eines Homosexuellen mit einem Gleichfühlenden.

Vor Kindererzeugung müsse sich der Urning hüten wie vor dem Feuer. Leider hinderten es noch unsere heutigen Gesetze und Anschauungen, daß man den Urningen ruhig empfehlen dürfe, sich mit ihresgleichen zu verheiraten, wie sie es so leidenschaftlich gern täten. Das wäre doch eigentlich sozial sehr harmlos (S. 435).

Von einer gesetzlichen Regelung solcher pathologischer „Ehen“ könne zwar keine Rede sein. Wenn sie aber niemand schädigten, sollten sie als Privatangelegenheiten vom Gesetz ignoriert werden (S. 369).

Forel hält die Homosexualität für ein krankhaftes Symptom.

Wie man auch über Natürlichkeit oder Krankhaftigkeit der Homosexualität denken mag, so scheint mir jedenfalls das von Forel zitierte Argument kein Beweis für Krankhaftigkeit.

Er sagt: Geisteskranke Urninge, wie König Ludwig II. von Bayern, eine große Zahl von an Pseudologia phantastica leidenden Kranken, die gleichzeitig homosexuell seien, bewiesen die nahe Verwandtschaft des Uranismus mit den Psychosen. Dies wäre, wie mir scheint, nur richtig, wenn die Mehrzahl der Homosexuellen auch geisteskrank wären, was nicht zutrifft, oder wenn sie einen verhältnismäßig größeren Prozentsatz zu den Geisteskranken lieferten, als die Heterosexuellen, was gleichfalls nicht der Wirklichkeit entspricht (vgl. Näcke, Aufsatz im Jahrbuch V). Was die Frage der Entstehung der Homosexualität anbelangt, so erachtet sie Forel meist für angeboren.

Auch bei den sog. erworbenen Fällen handele es sich meist um eine latente oder larvierte erbliche Urningsanlage, die dann bei der ersten Gelegenheit geweckt werde und mächtig auftrete. Es lasse sich unschwer nachweisen, daß sowohl normal angelegte Männer, selbst dann, wenn sie durch Verführung, Beispiel und Gewohnheit zur mutuellen Onanie oder Päderastie verleitet würden, sofort davon ließen, wenn ihnen der normale sexuelle Verkehr mit Frauen ermöglicht würde. Es sei somit falsch, die urnische Empfindung auf Verkommenheit und Lasterhaftigkeit zurückführen zu wollen. Sie sei und bleibe, wenigstens in der weitaus überwiegenden Regel, ein pathologisches Produkt abnormer, sexueller, psychopathischer Anlagen (S. 253).

Sodann erachtet Forel, daß die Grenze zwischen angeborener und erworbener sexueller Anomalie überhaupt keine scharf gezogene sei.

Zwischen dem reinen und vollständigen Angeborensein eines Triebes und dessen rein künstlicher Züchtung oder Erwerbung gäbe es eine ununterbrochene Stufenleiter von mehr oder weniger starken erblichen Anlagen zu jener Abnormität oder auch zu anderen Abnormitäten, die jene erst herausbeförderten.

Sei eine abnorme erbliche Anlage sehr stark, so genüge die geringste Veranlassung im Leben, um sie zur mächtigen Äußerung zu bringen. Sei sie mäßiger, so müßten schon verschiedene Umstände mitwirken, um sie zu züchten. Fehle sie ganz, so könnten selbst die stärksten Verführungen und die schlimmsten Einflüsse

sie nicht entwickeln. Hieraus ergäbe sich, daß mit dem Wort „erworben" ein großer Unfug getrieben werde, indem man damit eine bedeutende Zahl von Qualitäten bezeichne, deren Wurzel zu drei Vierteln, zur Hälfte oder zum Drittel in der erblichen Anlage schon enthalten seien (S. 223).

Als eigentlich erworben betrachtet Forel im Grunde nur die durch „Suggestion" entstandenen Fälle. Nach Forel sind viele Fälle, die selbst Krafft-Ebing noch unter den Folgen sexueller Exzesse oder Verkommenheit oder auch gewöhnlicher Psychopathie eingereiht habe, nichts anderes als die direkte Wirkung einer mächtigen Suggestion oder Autosuggestion. Hierzu seien z. B. die Fälle zu rechnen, wo ein bis dahin sexuell normaler Mensch durch gleichgeschlechtliche Handlungen oder auch durch irgend eine einfältige, aber intensiv suggestiv wirkende Vorstellung psychisch mächtig aufgeregt, auf einmal seine libido für Weiber verliere und nur noch Männern gegenüber libidinös werde.

Forel betont, daß in diesem Falle es sich weder um angeborene erbliche Anlagen, noch um moralische Verkommenheit handle, sondern lediglich um eine gewöhnliche einmal plötzlich, oder auch wiederholt eintretende suggestive Wirkung.

Ob in diesen Fällen aber nicht doch eine latente, angeborene, durch bestimmte Eindrücke geweckte homosexuelle Anlage vorhanden sein muß, damit die sog. „Suggestion" eintreten und wirken könne?

Lediglich in diesen Fällen der durch Suggestion erzeugten Anomalie hält Forel die suggestive Therapie für wirksam und den anormalen Trieb für heilbar. Auch die psychische Hermaphrodisie erkennt Forel durchaus an, er berichtet von einem Mann, dessen Ideal ein Mann mit einer Scheide gewesen sei. (Auch mir ist ein ganz ähnlich fühlender psychischer Hermaphrodit bekannt.)

Ein besonderes Augenmerk sei in der Pädagogik auf die sexuellen Anomalien zu richten. Sei bei dem Kind eine sexuelle Perversion entdeckt, so müsse das betreffende nicht als Verbrecher oder lasterhafter schlechter Mensch, sondern als abnormer Nervenkranker behandelt werden. Speziell die Homosexualen müsse man vor allem sorgfältig bis zum erwachsenen Alter behandeln und beaufsichtigen. Alsdann mögen sie eigene Städte bauen, untereinander Ringe tauschen und heiraten, wie sie es so gerne täten; das wäre ziemlich harmlos und man solle sie gewähren lassen.

Erwachsene normale Menschen könnten sich im ganzen leicht vor ihnen schützen, wenn sie in sexuellen Dingen gewitzigt und

aufgeklärt seien. Das Kind dagegen habe das Recht, vor allen sexuellen Perversionen, wie auch vor sexuellen Attentaten jeder Art geschützt zu werden und die Gesellschaft habe die Pflicht, diesen Schutz zu organisieren. Das könne sie aber nicht, wenn sie nicht selbst aufgeklärt sei und die Jugend rationell belehre (S. 477).

Unter den zahlreichen sonst noch erörterten Fragen seien hervorgehoben die Kapitel: Fortpflanzung der Lebewesen (insbesondere Ausführungen über Blastophorie, d. h. der schädliche Einfluß erworbener Eigenschaften auf die Keimzelle und die Vererbung der schädlichen Eigenschaft infolge Schädigung der Keimzelle).

Kap. IV: Der Geschlechtstrieb mit der Charakteristik des männlichen und weiblichen Geschlechtstriebes. Viel seltener als beim Manne stelle sich der Trieb bei der Frau als solcher spontan ein, und wenn er es tue, eher später. Die Wollustempfindungen pflegten erst durch den Beischlaf geweckt zu werden. Bei einer sehr großen Anzahl Weiber fehle die libido sexualis überhaupt ganz.

Bei der sexuellen Pathologie möchte ich hervorheben, die anscheinend von Forel öfters constatierte sexuelle Anästhesie, die auch nach den zitierten Beispielen zu urteilen, häufiger zu sein pflegt, als man gewöhnlich glaubt und manche sexuelle Tugendhaftigkeit erklären dürfte.

Forel bekämpft aufs energischste den Alkoholgenuß, dem er eine Hauptschuld an der Degeneration und an schlechten sexuellen Verhältnissen zuschreibt.

Sehr bemerkenswert sind Forels Ausführungen über Prostitution, Ehe und Kinderzahl.

Er ist Abolitionist, dagegen Verfechter einer freieren, sozial würdigeren und ethisch höheren Gestaltung der Ehe, zugleich Verteidiger der Anwendung antikonzeptioneller Mittel überall da, wo Kindererzeugung sozial nicht erwünscht ist, sei es, weil die Eltern eine größere Kinderzahl nicht ernähren können, sei es, weil die Erzeugung kranker oder minderwertiger Nachkommen zu befürchten.

Überhaupt erstrebt er größere Zuchtwahl, Eheverbindungen zwischen tüchtigen, sozial wertvollen Elementen, Eheverbote gegenüber gewissen Kranken, Hebung der Stellung der Frau, eine sexuelle Ethik, die frei von alten religiösen oder mystischen Vorstellungen die sexuellen Handlungen nur nach sozialen Gesichtspunkten werte. Daher seien alle diejenigen den sexuellen Verkehr regelnden Gesetze zu bekämpfen, die überall ihren Ursprung

mehr oder weniger aus dem Recht des stärkeren, oder nach alten, nicht mehr gerechtfertigten mystischen und barbarischen Gebräuchen verrieten.

Möge das Buch Forels dazu beitragen, Aufklärung und gesunde Gedanken in der Sexualfrage zu verbreiten, möge es insbesondere auch den Erfolg haben, die Anhänger des § 175 von der Unsinnigkeit der Strafe zu überzeugen.

Gerling, Reinhold, Das Geschlecht. (Beilage zur Zeitschrift „Neue Heilkunst".) Aufklärung über alle Fragen des Geschlechtslebens. 1904.

Auch in dem Jahrgang 1904 ist die Homosexualität besonders berücksichtigt und in zwar populärer, aber ernster und gut aufklärender Weise behandelt.

Nr. 1. **Borel, Jules.** Das Urteil eines Unbefangenen. Ein Heterosexueller, der lange Zeit nur Widerwillen den Homosexuellen entgegengebracht und sie als lasterhafte Menschen betrachtet hatte, berichtet, daß er durch das überraschende Bekenntnis eines ihm von früher Jugend an als durchaus ehrenwerter ernster Mann bekannten Freundes, und durch den in dessen intimste Gefühle und schwere Kämpfe gewonnenen Einblick erst das eigentliche Wesen der Homosexualität habe verstehen lernen und die Homosexuellen nicht als Verbrecher, sondern als psychisch eigenartig organisierte Menschen erkannt habe.

Jetzt sei er von der Gerechtigkeit der Forderungen der Homosexuellen überzeugt.

Bei der Beseitigung des § 175 handele es sich um die Rehabilitation vieler tausend ehrenhafter, nützlicher Mitbürger.

Der § 175 sei für die Homosexuellen genau dasselbe, was für den Normalen ein Gesetz bedeuten würde, das die Eheschließung als Ehrlosigkeit brandmarke.

Für eines der besten Aufklärungsmittel halte ich die offenen Bekenntnisse ihrer Geschlechtsnatur seitens Homosexueller gegenüber ihren heterosexuellen Freunden. Bei vielen im Vorurteile befangenen Heterosexuellen wird auf eine Änderung ihres Verdammungsurteils am wirksamsten zu hoffen sein, wenn sich ein von ihnen geschätzter und ehrenwerter Freund als Homosexueller entpuppt.

Dieser Weg gegenüber den Reichstagsabgeordneten eingeschlagen, würde auch wohl am sichersten und schnellsten zum Ziele führen. Ich kann daher nur dringend empfehlen, daß die Homosexuellen den ihnen bekannten Parlamentariern gegenüber sich als Uranier offenbaren. Da jeder Reichstagsabgeordnete sicherlich mindestens einen Homosexuellen unter seinen näheren Bekannten zählt, so wäre ohne allzu große Schwierigkeiten, wie mir scheint, eine für die Beseitigung des § 175 günstige Majorität zu erlangen.

Rau, Hans, Algolagnie und Homosexualität. Entgegen den bisherigen Ansichten bestreitet Rau, daß für die mit der Grausamkeit zusammenhängenden, von Schrenk-Notzing mit dem Sammelnamen „Algolagnie" vereinigten Anomalien des Sadismus-Masochismus eine einheitliche Erklärung möglich sei. Da eine gewisse, wenn auch oft unbewußte Schmerzempfindung jedem geschlechtlichen Genuß beigemischt sei, so läge da Masochismus vor, wo diese Schmerzempfindung die Hauptrolle spiele oder überhaupt allein nur den Orgasmus auszulösen vermöge.

Der Sadismus bedeute dagegen nicht eine Zersetzung, sondern eine krankhafte Steigerung des Geschlechtstriebes, die Lust, die Individualität einem andern Wesen gegenüber auf das energischste durchzusetzen.

Wenn nun Masochismus und Homosexualität zusammenträfen, so käme es zur Päderastie und zwar entspränge sowohl die aktive als auch die passive Päderastie aus dem Masochismus, da beide mit heftigen Schmerzen verbunden seien.

Diese Behauptung eines Zusammenhangs zwischen Päderastie und Masochismus ist unrichtig. Die päderastische Handlung wird doch nicht der Schmerzempfindung halber unternommen, letztere ist es auch nicht, die den Orgasmus auslöst, der Schmerz mag höchstens notwendige, aber nicht gesuchte Begleiterscheinung der Handlung sein; ebensogut könnte man die aktive Päderastie als Sadismus bezeichnen, weil er manchmal Schmerz zufügt oder den Koitus, der die Entjungferung eines Mädchens herbeiführt, als einen für den Mann sadistischen, für das Weib masochistischen Akt auffassen.

Dagegen hat Rau Recht, wenn er zum Schluß davor warnt, Päderastie und Homosexualität miteinander zu verquicken, denn homosexuelle Handlungen sind nicht gleichbedeutend mit päderastischen, und Päderastie bildet ja auch nicht die regelmäßige Befriedigungsart der Homosexuellen und wird sogar von vielen verabscheut, obgleich höchstens in ästhetischer und für den Passiven in gesundheitlicher Beziehung, nicht aber moralisch und strafrechtlich ein Unterschied zwischen Päderastie und sonstiger homosexueller Handlung gemacht werden darf.

Nr. 1, 2 u. 3. **Mimosa, Die weib-weibliche Liebe.** Von der weib-weiblichen Liebe wisse man sehr wenig. Das Zart- und Schamgefühl des Weibes schließe ihr den Mund, und nicht minder die allgemeine Verständnislosigkeit. Alle Abstufungen der homogenen Liebe kämen vor, von der einfachen Schwärmerei und Verehrung bis zur zügellosen Leidenschaft und niedrigsten Trivialität. Diese Liebe fände sich am meisten in den mittleren und besonders in den besseren Kreisen. Auf dem Lande, meint Verfasserin, habe sie noch niemals eine Homosexuelle gefunden. Dem gegenüber bemerkt Gerling: Er besitze schriftliche Mitteilungen über mündliche Geständnisse polnischer, russischer und deutscher Frauen aus dem Arbeiter- und Bauernstande, die ihm bewiesen, daß der Stand keinerlei Einfluß ausübe.

Die homosexuellen Damen seien im allgemeinen hochgebildete, geistvolle, mit scharfem Verstand begabte Frauen. Besonders das musikalische Talent sei gut entwickelt. Bei manchem Mädchen werde die homosexuelle Veranlagung durch eine zufällige Begegnung mit einem Schlage geweckt. So sei ihr ein Fall bekannt, wo ein, seiner homosexuellen Natur völlig unbewußtes junges Mädchen bei dem Anblick einer ihr auf der Straße begegnenden unbekannten Dame eine tiefe Zuneigung zu der Unbekannten gefaßt habe, die zu einer fast wahnsinnigen Liebe geworden sei. Sie habe es fertig gebracht, die Dame kennen zu lernen, und habe später, überwältigt von ihren Gefühlen, ihre Leidenschaft der Geliebten gestanden.

Drei Kategorien seien bei den homosexuellen Frauen zu unterscheiden.

Die eine umfasse diejenigen, die sich vollständig als Weib fühlten, fast hypersensitiv, zart und hingebend veranlagt seien. Ihre Liebe sei fast immer platonisch, mehr geistig homosexuell ohne Verlangen nach sexueller Vereinigung.

Die zweite beträfe diejenigen, die auch vollständig als Weib fühlten, aber ein heißes und leidenschaftliches Naturell besäßen und mit furchtbarer Glut und Leidenschaft um den Gegenstand ihrer Liebe würben.

Diese liebten Gestalten, die etwas Männliches, etwas Imponierendes an sich hätten.

Zu der dritten Kategorie gehörten diejenigen, die nur erobern wollten und nur männlich dem Weib gegenüber empfänden. Sie besäßen meist scharfen Verstand und selbständige Stellungen; ihr Liebeswerben ähnele genau demjenigen des Mannes, sie verstünden meisterhaft die Verführung.

Während die Frauen der beiden ersten Kategorien in ihrer Liebe meist dauernd und treu seien, währe die Liebe derjenigen der dritten Kategorie selten lange.

Die Frauen der zweiten Kategorie kämpften oft lange mit sich selbst, bis sie zu einer sexuellen Betätigung ihres Triebes gelangten, diejenigen der dritten Kategorie kennten einen solchen Kampf kaum, sie liebten aktiv wie der Mann.

Auch bei der weib-weiblichen Liebe käme Sadismus, Fetischismus, Masochismus vor, besonders häufig seien Ansätze von Fetischismus (Austausch von Ringen, Tüchern u. dergl.), sowie von Masochismus hauptsächlich bei der zweiten Kategorie (Wunsch bis zum Schmerz geküßt, gedrückt zu werden) usw.

Bei vielen unglücklichen Ehen sei die Ursache die homosexuelle Veranlagung des einen Teiles.

Nr. 2. **Bab, Edwin, Der unwiderstehliche Zwang und der § 175.** Bab hebt das Bedenkliche einiger auf Grund der Annahme unwiderstehlichen Zwanges erfolgten Freisprechung Homosexueller hervor. Ein solcher Zwang liege nicht vor, sonst müßte man auch Heterosexuelle, die sich an Kindern vergriffen, freisprechen. Unzurechnungsfähig sei der Homosexuelle aber auch nicht, da die Homosexualität keine Krankheit sei. Würde man die Homosexuellen für unzurechnungsfähig erklären, so würde ihnen noch eine größere Gefahr als das Gefängnis, nämlich das Irrenhaus drohen. Auch die Auslegung Brands, § 175 sei nicht anwendbar, weil der Verkehr der Homosexuellen hier nicht widernatürlich, sondern natürlich sei, könne gegenüber dem Willen des Gesetzgebers einen derartigen Verkehr zu bestrafen, nicht Platz greifen.

So betrübend es demnach auch sein möge: Der Versuch, schon während des Bestehens des § 175 ihn unwirksam zu machen, könne nicht gebilligt werden. Teils nicht, weil durch solche Ver-

suche für die Freigesprochenen noch schwerere Gefahren entstünden, teils wegen der dadurch bedingten Gefährdung der Rechtssicherheit überhaupt durch richterliche Willkür. Höchstens könne der Verteidiger die Ungerechtigkeit des § 175 als wichtigen Milderungsgrund betonen und Verurteilung zum gesetzlichen Minimum von einem Tag beantragen. Jeder der traurigen Verurteilungsfälle müsse aber um so energischer zum Kampfe gegen § 175 anspornen. Den heute noch Verurteilten bliebe der Trost, als Märtyrer für eine gute Sache gefallen zu sein. Die Nachwelt werde sie wegen ihrer unvermeidlichen Strafe nicht geringer, sondern desto höher schätzen.

Die Gedanken, die Bab hier streift, habe ich des näheren in meiner Widerlegung Wachenfelds (Jahrb. IV, S. 729—736) ausgeführt und eingehend begründet. Auch ich glaube nicht, daß eine Freisprechung der Homosexuellen möglich ist; die Freisprechung einzelner Homosexueller kann sogar als schädlich betrachtet werden, insofern als sie den Gegnern der Aufhebung des § 175 den Vorwand gibt, das Bedürfnis der Beseitigung der Strafandrohung zu leugnen und trotzdem aber die Verurteilung der großen Masse aus § 175 nicht hindert.

Nur dann, wenn jeder deutsche Richter und Staatsanwalt Handlungen gegen § 175 seitens eines Homosexuellen für nicht strafbar halten und anderseits allgemein den Grundsatz anerkennen würde, daß jede gleichgeschlechtliche Handlung bis zum Beweis des Gegenteiles als Ausfluß des homosexuellen Triebes anzusehen sei, und, wenn bei derartigen Anschauungen eine strafrechtliche Verfolgung lediglich beim Nachweis des Mangels des homosexuellen Triebes einträte, nur dann könnte man eine die Anwendung des § 175 auf die Homosexuellen verneinende Interpretation freudig begrüßen.

Aber selbst in diesem Falle wäre der erstrebenswerte Zustand die B e s e i t i g u n g des § 175.

Dieses Ziel und keine anderen halben Maßnahmen gilt es zu erreichen und mit aller Energie schnurstracks

— ohne zuerst Seitenwege einzuschlagen — zu erkämpfen.

Nr. 3. **Gedanken eines Homosexuellen.** Ein ziemlich verworrenes Gerede über Geschlechtsbestimmung infolge Wunsches der Eltern, sowie über eine asexuelle Frau nebst einigen Fragestellungen über Homosexualität.

Nr. 4. **Notschrei eines Homosexuellen.** Gefühlsergüsse, Beschreibung der Kämpfe und der Zwangslage der Homosexuellen. Unglückliche Liebe zu einem heterosexuellen Freund usw.

Gumplowitz, Ladislaus, Polemisches zur Frauenfrage in den Sozialistischen Monatsheften 11. Heft, November 1904.

Verfasser bekämpft Möbius' Ansicht von der geistigen Minderwertigkeit der Frau und insbesondere die überspannte weiberfeindliche Anschauung von Weininger in seinem „Geschlecht und Charakter". Er widerlegt die Behauptung Weiningers, daß alle geistig bedeutenden Frauen eine Annäherung an den männlichen Geschlechtstypus aufwiesen und meist homosexuell seien.

Hiergegen spräche die Tatsache, daß es z. B. große Schauspielerinnen gäbe, die mit hervorragender Begabung echt weiblichen Liebreiz vereinigten.

Hätte Weininger Recht, dann müßten alle bedeutenden Dichterinnen, Malerinnen usw. monströse zwitterhafte Geschöpfe sein mit eckigen Formen und homosexuellen Neigungen. Die Erfahrung lehre aber, daß dies nicht zuträfe.

Wäre übrigens alle geistige Schöpferkraft, wie Weininger sage, den männlichen Elementen zuzuschreiben, dann müßte ja gerade der homosexuelle Mann, als der mit mehr Weiblichkeit behaftete im Vergleich zum Durchschnittsmann ein unternormaler Dummkopf sein. Die homosexuellen Geistesheroen Michelangelo, Phidias, Alkibiades, Plato, Platen, Hafis, Benvenuto Cellini, Oskar Wilde bewiesen aber das Gegenteil.

Wolle man aber einwenden, das seien keine geborene, sondern nur durch Verführung böser Beispiele usw. gewordene Homosexuelle — was mindestens für einen Teil, wie z. B. Platen, Michelangelo, Hadrian nicht stimmen dürfte, — Gumplowitz hätte ruhig sagen können, und was für alle nicht stimmt, — dann läge die Antwort nahe, wer bürge dafür, daß es sich mit der Homosexualität berühmter Frauen nicht ebenso verhalte.

Um geniale Frauen als homosexuell oder homosexuell ähnlich hinzustellen, spräche Weininger ihren Liebhabern die Männlichkeit

ab und zähle darum Musset, Chopin, Schumann, Liszt, Wagner zu den weibischen Männern. Wenn nun, bemerkt Gumplowitz mit Recht, weibische Halbmänner so geniale Menschen wie Musset, Chopin, Wagner usw. hätten sein können, wo bliebe dann der behauptete Parallelismus zwischen Genie und Männlichkeit.

Ja ebensogut — wenn auch gleich willkürlich wie Weininger — könnte ein Frauenverteidiger gerade an diesem Beispiel bedeutender Männer behaupten, das Genie sei nicht ein Extrakt der Männlichkeit, sondern der Weiblichkeit.

In der Tat eine Willkür bedeutet es, das Prinzip allen Fortschrittes, die geistige Superiorität, nur in dem Männlichen zu sehen, ebenso wie man es Willkür nennen müßte, Ähnliches von der Weiblichkeit zu behaupten. Das Richtige dürfte man dagegen wohl treffen, wenn man eine harmonische Vermengung von Männlichkeit und Weiblichkeit für das Höhere, Fruchtbringendere erklärt und gerade das Geniale der Geistesheroen auf eine Vereinigung von männlichen und weiblichen Eigenschaften zurückführt.

Diese Mischung der Vorzüge beider Geschlechter in ausgeprägtem, eigenartigem Maße, ist vielleicht auch die Ursache, warum man gerade unter den Homosexuellen so häufig so bedeutenden Menschen begegnet, womit ich durchaus nicht sagen will, daß die Vereinigung von männlichen und weiblichen Eigenschaften, denen das Genie entspringt, stets mit gleichgeschlechtlichem Liebesempfinden einhergehe, oder daß geniale Männer fast immer homosexuell seien.

Halban, Dr. Josef, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. Eine Studie über den formativen Einfluß der Keimdrüse im Archiv für Gynäkologie. 70. Bd. 2. Heft.

In diesem streng wissenschaftlichen Aufsatz untersucht Halban an der Hand zahlreicher Beispiele von Mißbildungen und Abnormitäten und unter Berücksichtigung und teilweiser Bekämpfung gegnerischer Ansichten den Einfluß der Keimdrüse auf die Entstehung der Geschlechtscharaktere.

Halban kommt zu dem Resultat, daß die Keimdrüse zwar eine protektive, aber keine formative Wirkung für die Entstehung weder der Geschlechtsorgane, noch der sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale, noch der psychischen Sexualcharaktere, insbesondere der Richtung der libido sexualis habe.

Aus der Tatsache, daß sich innere und äußere männliche Geschlechtsorgane bei Individuen fänden, welche nur Ovarien und keine Hoden besäßen und umgekehrt, erhelle ohne weiteres, daß die Entstehung der Geschlechtsorgane nicht von der entsprechenden Keimdrüse abhängen könne, sondern vollständig unabhängig von dieser erfolge.

Ebenso sei die Entstehung der sogenannten sekundären und der psychischen Geschlechtsmerkmale nicht von der Keimdrüse abhängig, das beweise die Tatsache, daß bei Männern, d. h. bei Individuen mit Hoden, z. B. Mammaebildungen, bei Frauen, d. h. Individuen mit Ovarien, manchmal Bärte sich entwickelten, oder daß konträre Sexualempfindung sich vorfände.

Des weiteren erklärt Halban die Ansicht für unrichtig, als ob die Keimdrüse eine hemmende Wirkung für die Entwicklung der Geschlechtsmerkmale des andern Geschlechts besäße.

Obgleich Halban einen Einfluß der Keimdrüse auf die Entstehung der Sexualcharaktere leugnet, nimmt er jedoch an, daß die Keimdrüse einen wesentlichen Einfluß auf die volle Entwicklung und Ausgestaltung des übrigen Genitales und der Geschlechtsmerkmale überhaupt besitze, eine von Halban als protektiv bezeichnete Wirkung, die auf eine innere Sekretion chemischer Substanzen zurückzuführen sei.

Es läge zwar kein formativer, organneubildender Reiz, aber eine quantitative Beeinflussung vor, dabei sei noch zu berücksichtigen, daß den Geschlechtsmerkmalen eine primäre Wachstumsenergie zukomme, von welcher ihre Entwicklung abhänge. Diese Wachstumsenergie könne sehr verschiedene Stärke haben. Sei sie groß, so könnten sich die Geschlechtsmerkmale sogar ohne protektiven Einfluß der Keimdrüse z. B. im Fall der Kastration entwickeln, sei sie gering, so kämen sie manchmal trotz der Keimdrüse nicht oder nur wenig zur Entwicklung, z. B. Männer mit geringem Bartwuchs. Aus der Unabhängigkeit der Entstehung der Genitalien und überhaupt aller Geschlechtsmerkmale von der Keimdrüse folgert Halban, daß die Anlage aller Geschlechtscharaktere von Haus aus eine differente, als männlich oder weiblich bestimmt sei und daß das gleiche von der Keimdrüse gelte. In diesem Sinne seien alle Geschlechtscharaktere primär.

Es sei anzunehmen, daß der Geschlechtstypus des Fötus mindestens in den ersten Tagen nach der Befruchtung des Ovulums bestimmt sei, wenn nicht die Ansicht mancher Autoren zuträfe, daß sogar schon das unbefruchtete Ovulum ein bestimmtes Geschlecht besitze.

Für den Juristen ist es schwer zu diesen rein medizinischen Fragen Stellung zu nehmen. Mir scheint allerdings, als ob manches für den formativen Einfluß der Keimdrüse auf die Geschlechtsmerkmale spräche, z. B. die von Halban kaum berücksichtigte Tatsache, daß Kastraten lebenslänglich eine Frauenstimme behalten; der Mangel der männlichen Stimme kann doch kaum lediglich der Unmöglichkeit der protektiven Wirkung der Keimdrüse zugeschrieben werden, da sonst bei manchen Kastraten doch sicherlich auch eine größere Wachstumsenergie der männlichen Geschlechtsmerkmale hinsichtlich der Stimme vorhanden sein müßte und nicht durchgängig der Mangel der Männerstimme bestehen würde.

Könnten sodann die Fälle der Inkonsequenz zwischen Keimdrüse und Geschlechtsmerkmalen nicht ihre Ursache in Abweichungen oder sogar in hermaphroditischer chemischer Zusammensetzung der infolgedessen anormal formativ wirkenden Keimdrüse haben, wie das in ähnlicher Weise der allerdings von Halban bekämpfte Ellis annimmt? Des weiteren scheint es mir, als ob der Schluß von der Unabhängigkeit der Entstehung der Sexualcharaktere von der Keimdrüse auf die Verneinung der Hermaphrodisie der Uranlage nicht genügend begründet sei.

Andererseits, wenn man auch annehmen will, daß ein Wechselverhältnis zwischen der Selbständigkeit der Entstehung der Sexualcharaktere und der Differenzierung der Uranlage bestehe, so scheint es mir, als ob Halban zum großen Teil den Beweis der Selbständigkeit der Entstehung der Sexualcharaktere unter der stillschweigenden Voraussetzung der Differenzierung der Uranlage geführt hat, ohne letztere selbst zu beweisen.

Trotz seiner Ansicht von der Unabhängigkeit der Keimdrüse von der Entstehung der Geschlechtsmerkmale gibt Halban selbstverständlich zu, daß letztere sich regelmäßig zu dem der Keimdrüse entsprechenden Geschlecht entwickelten.

Alle Fälle nun, wo — infolge eines noch unbekannten Spieles der Natur — die Genitalien oder überhaupt einige Geschlechtsmerkmale oder mehrere einem anderen Geschlecht angehörten als die Keimdrüse, faßt Halban als Hermaphrodisien auf; hierzu müsse man auch die Fälle rechnen, wo die psychischen Geschlechtscharaktere nicht kongruent der Keimdrüse seien, z. B. die Fälle konträrer Sexualempfindung. Bisher sei der Begriff des Hermaphrodismus zu eng aufgefaßt worden.

Für diese Mißbildungen sei ein doppelter Geschlechtsimpuls anzunehmen. Während normalerweise sich in dem (befruchteten) Ei nur ein Geschlechtsimpuls geltend mache, so daß sich nur die Sexualcharaktere des einen Geschlechts entwickelten, finde man in Ausnahmefällen neben dem Impuls für das eine Geschlecht auch den Impuls für die Entwicklung der Charaktere des andern Geschlechts. Die Resultate ergäben dann hermaphroditische Individuen.

Die Ursache für diese Abnormitäten seien häufig in der Degeneration zu sehen. Ihre Entstehung sei zu erklären durch die Annahme nicht bloß eines männlichen und weiblichen, sondern eines hermaphroditischen Eies.

Nähme man an, daß schon das unbefruchtete Ovulum ein bestimmtes Geschlecht besitze, so müsse man für die Entstehung hermaphroditischer Individuen supponieren, daß in dem betreffenden Ovulum schon von Haus aus ein doppelter Geschlechtsimpuls bestanden habe. Nähme man an, daß das Geschlecht erst durch das das Ei befruchtende Spermatozoon bestimmt werde, so entstehe die Hermaphrodisie entweder dadurch, daß das Ei mit zwei Spermatozoen einem männlichen und einem weiblichen zu gleicher Zeit imprägniert werde, falls es männliche und weibliche Spermatozoen gäbe.

Oder wenn man annähme, daß das Ovulum a priori die Tendenz hätte, sich weiblich zu entwickeln, dann würde durch eine Befruchtung mit einem indifferenten Spermatozoon ein weibliches, mit einem männlichen ein männliches Individuum entstehen. Damit nun ein hermaphroditisches Individuum zustande käme, müsse man sich vorstellen, daß das von Haus aus zur weiblichen Entwicklung neigende Ovulum von einem Spermatozoon befruchtet würde, welches eine Mittelstellung zwischen indifferent und männ-

lich einnähme, also ein männliches Spermatozoon mit sehr geringer Energie oder vielleicht nur relativ zu geringer Energie (bei einem Ovulum nämlich, welches eine bedeutende Tendenz habe, sich weiblich zu entwickeln, so daß diese Tendenz durch das Spermatozoon nicht völlig unterdrückt würde).

Der praktische Unterschied der Halbanschen Theorie von der von Krafft-Ebing und Hirschfeld bezieht sich nur auf nebensächliche Punkte und erscheint de facto nur sehr gering. Jedenfalls ist die Theorie des Angeborenseins der konträren Sexualempfindung und ihres Zusammenhangs mit einem ursprünglichen physischen Substrat durch Halban noch mehr bestärkt und vertieft worden.

Darin ist Halban mit jenen Forschern einverstanden, daß die Entstehung der konträren Sexualempfindung schon in die Zeit der Embryonalanlage zurückreicht und mit dieser zusammenhängt. Während aber Krafft-Ebing eine stets indifferente oder vielmehr gleichsam hermaphroditische Uranlage annimmt und die Entstehung der konträren Sexualempfindung auf eine Störung in der Entwicklung der normalerweise sich ausbildenden Kongruenz zwischen Sexualorganen und psychischen Charakteren, zwischen Organen und sexuellem Centrum zurückführt, ist nach Halban die konträre Sexualempfindung schon primär bedingt. Dabei weist Halban eine nicht zu billigende Behauptung Krafft-Ebings, daß ein Zusammenhang zwischen körperlicher Hermaphrodisie und konträrer Sexualempfindung niemals bestehe, wie mir allerdings auch scheint, mit Recht zurück. Hirschfeld fußt gleichfalls auf der Theorie von der bisexuellen Uranlage jedes Fötus. Er kommt Halban durch seine Zwischenstufentheorie sehr nahe, indem er alle vom Typus Mann oder Weib abweichenden Merkmale zum Gebiet der Zwischenstufen rechnet und die konträre Sexualempfindung lediglich als Glied in diese Kette einreiht, ohne sich allerdings über die erste Entstehung dieser Zwischenstufen auszulassen. Halban ist weiter gegangen, indem er zwar

ebenfalls alle Typusabweichungen in ein und dieselbe Kette einreiht, aber zugleich alle als schon durch primäre hermaphroditische Uranlage bedingt auffaßt.

In Halban hat also die Theorie des Angeborenseins der konträren Sexualempfindung seinen konsequentesten Darsteller gefunden; das Angeborensein liegt bei ihm gleichsam noch weiter zurück als bei Krafft-Ebing; denn bei letzterem besteht ja ursprünglich die Möglichkeit einer normalen Entwicklung, da die Uranlage indifferent ist und erst eine Störung der normalen Entwicklung zum vollen Mann, zur vollen Frau konträre Sexualempfindung hervorbringt. Bei Halban dagegen besteht von vornherein eine die spätere Hermaphrodisie bedingende hermaphroditische Anlage, aus der eben eine Hermaphrodisie z. B. konträre Sexualempfindung, nicht aber Vollman oder Vollfrau sich entwickeln kann.

Am drastischsten hat Halban dies dadurch ausgedrückt, daß er sagt, es gäbe ein männliches, ein weibliches und ein hermaphroditisches Ei. Damit hat das sogenannte „dritte Geschlecht" erst recht seinen festen Heimatschein erhalten.

Hammer, Dr. med. Wilhelm, Berlin, **Über einen Fall von typischem Uranismus eines jungen Mädchens,** in der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene (herausg. von Dr. Ries, 1. Jahrg., Heft 8, 1904).

Es handelt sich um eine 24 jährige Schriftstellerin aus guter Familie. Schon in der frühen Kindheit habe sie gewünscht, ein Junge zu werden.

Seit dem 14. Lebensjahre schwärmt sie nur für Frauen. Im 19. Jahre durch eine Dame entjungfert. Gegenseitige kräftige Umarmungen und starkes Aneinanderdrücken lösten den Liebesreiz aus. Seither hat sie mit verschiedenen Weibern verkehrt, aber unter Tausenden gefallen ihr nur wenige. Der Körper des Mannes interessiert sie nur vom künstlerischen Standpunkte aus. Mit einem Manne hat sie niemals geschlechtlich verkehrt, dagegen steht sie in freundschaftlichen Beziehungen zu gewissen Männern

und besonders zu manchen Homosexuellen, mit denen sie sympathisiert.

Hammer stellt bei ihr fest: Erhebliche Unterschiede der rechten und linken Hälfte ihres Körpers, sowie der Augenmaße und der Längenmaße der Arme und Finger. Bartwuchs unterhalb des Kinnes, so daß sie sich rasieren lassen müsse. Ein von Jugend an vom Gewöhnlichen abweichendes Benehmen, eine knappe oft burschikose Ausdrucksweise, Sucht Männerkleider anzulegen. Ungeniertheit im Verkehr mit homosexuellen Frauen, andererseits Schamgefühl dem männlichen Arzt gegenüber. Männliches Auftreten und Benehmen. Die erheblichen Abweichungen vom durchschnittlichen Vorstellen und Wollen erschienen im wesentlichen als angeboren. Eine Einwirkung auf das Geschlechtsempfinden durch bewußte oder unbewußte Erziehung scheine ausgeschlossen. Übersättigung im Geschlechtsverkehr oder Reizhunger spielten wohl ebensowenig eine Rolle bei der Homosexualität der Dame, wie Verführung, Nachahmung oder mangelnde Möglichkeit der Auslösung geschlechtlicher Reize durch einen Mann oder auch einsame Onanie, da die Dame ihrer Angabe nach, diese niemals betrieben.

Das ganze Auftreten der Dame und ihre ungenierten Antworten hätten durchaus nicht den Eindruck von Lügereien gemacht.

Eine ärztliche Behandlung habe die mit ihrem Zustand zufriedene Dame nicht gewünscht, eine solche wäre aber wohl auch nicht sehr aussichtsvoll gewesen. Allerdings meint Hammer, könne man vielleicht auch eine Uranierin an den männlichen Verkehr gewöhnen bei Ausschluß des weiblichen, da z. B. umgekehrt öfters manche in Fürsorgestationen lange Zeit vom männlichen Verkehr ausgeschlossene Prostituierte dort sich derart an sapphische Freundschaften gewöhnten, daß sie, wieder in Freiheit, die lesbische Freundin dem männlichen Geliebten vorzögen.

Schließlich aber sagt doch auch Hammer, — daß der homosexuelle Trieb wohl nur selten zu ändern sei.

Zur Unterdrückung der homosexuellen Handlung schlägt Hammer für die Fälle, wo die ärztliche Hilfe von Uraniern in Anspruch genommen wird, vor:

Enthaltsamkeit von jedem geschlechtlichen Verkehr, Bekämpfung übermäßiger Sinnlichkeit durch Antiaphrodisiaca, Arbeit, Suggestion usw.

Hirschfeld, Dr. Magnus, Berlins drittes Geschlecht, in „Großstadt-Dokumente“, Bd. 3. Herausgegeben

von Hans Ostwald. Berlin und Leipzig, Verlag Hermann Seemann Nachf., G. m. b. H., 1904. 1 Mk.

Mit gewohnter Sachkenntnis und der ihm eigenen Gabe, die wissenschaftliche Seite der Homosexualität klar und faßlich, die heiklen sexuellen Punkte in denkbar dezentester Weise darzustellen, hat Hirschfeld ein anschauliches, stellenweise mit Humor gewürztes und wiederum mit warmem Herzen empfundenes, stets aber fesselnd geschriebenes Dokument geschaffen über die Berliner Homosexualität, hauptsächlich in ihrer sozialen Ausgestaltung gesehen.

Die Broschüre, von der bereits die VII. Auflage vorliegt, ist populär im besten Sinne des Wortes und steht auf einem solchem Niveau, daß jeder Gebildete sie mit Vorteil lesen wird.

Die naheliegende Vermutung, daß in Berlin verhältnismäßig mehr Homosexuelle existierten als auf dem Lande oder in der Kleinstadt, erklärt Hirschfeld mit Recht nicht etwa dadurch, daß in Berlin mehr Homosexuelle als anderswo geboren würden, sondern, daß so viele nach der Hauptstadt strebten, wo sie unauffälliger und daher unbehelligter leben könnten.

Die Möglichkeit in einer Millionenstadt unsichtbar zu versinken, unterstütze sehr jene auf sexuellem Gebiet so häufig vorkommende Spaltung der Persönlichkeit, der man insbesondere und viel bei Homosexuellen begegne (z. B. der urnische Rechtsanwalt, der nach Verlassen seines Bureaus oder einer Gesellschaft halbe Nächte mit Berliner Apachen in ihren Kneipen zubringe oder der Offizier, der abends Uniform oder Frack mit einer Schifferkleidung vertauschend etliche Stunden in den Destillen des Scheunenviertels sich aufhalte, deren Insassen ihn für ihresgleichen hielten).

Besonders merkwürdig sei diese Halbierung, oder richtiger Verdoppelung der Persönlichkeit in denjenigen Fällen, wo sie zugleich mit einer Spaltung in zwei Geschlechter vorhanden sei (z. B. das Mädchen, das zu Hause Männerkleidung trage und als Mann lebe).

Eine große Anzahl Uranier lebten in Berlin enthaltsam, weniger aus Angst, als infolge Charakterveranlagung. Viele lebten als Junggesellen völlig einsam, manche brächten durch intensive geistige Beschäftigung ihren Sexualtrieb zum Schweigen, andere

entwickelten einen oft mit ihrer Neigung in Zusammenhang stehenden Sammeleifer, z. B. jener Prinz in Berlin, der mit einer wahren Leidenschaft Soldatendarstellungen aller Zeiten und Länder sammle. Wieder andere suchten Ablenkung und Befriedigung ihres Triebes durch den Besuch von Schwimmbädern, Turnhallen, Sportplätzen, um sich dort an dem Anblick sympathischer Gestalten zu erfreuen, oder aber sie schlössen sich aus demselben Grunde Vereinen an. Namentlich in gewissen Vereinen, wie den Turnvereinen und Vereinen christlicher junger Männer, seien urnische Mitglieder nichts Seltenes, oft sei sogar das urnische Element die treibende Kraft der Vereine.

Vielfach widme sich der homosexuelle Platoniker nicht sowohl einer Vereinigung, als vielmehr einer einzigen geliebten Person. Viele dieser Männer ließen ihre Schützlinge studieren, adoptierten sie, hinterließen ihnen ihr Vermögen, ohne daß es je zu einem Kusse komme, ja, ohne daß sich die Betreffenden der sexuellen Grundlage ihrer Neigung bewußt würden, wiewohl sie die Briefe ihrer Freunde nicht weniger sehnsüchtig erwarteten, nicht minder begierig lasen, wie ein Bräutigam die seiner Braut. Noch seltener sei sich der Empfangende in solchen Verhältnissen über die wahre Natur seines „väterlichen" Freundes klar.

„Feste Verhältnisse" homosexueller Männer und Frauen, oft von sehr langer Dauer, seien in Berlin etwas ganz außerordentlich Häufiges. Man müsse an vielen Beispielen (von denen H. eine Anzahl berichtet) gesehen haben, mit welcher Innigkeit in solchen Bündnissen häufig der eine an dem anderen hänge, wie sie füreinander sorgten und sich nacheinander sehnten, wie ihre Liebe alles überdauere und überwinde, um allmählich inne zu werden, daß kein „Fall widernatürlicher Unzucht" vorliege, sondern ein Teil jener großen Empfindung, die nach der Ansicht vieler dem Menschendasein erst Wert und Weihe gäbe.

In Berlin sei es nichts Seltenes, daß sich Eltern mit der urnischen Natur, ja sogar mit dem homosexuellen Leben ihrer Kinder abfänden. Es gäbe Mütter, selbst wissende, die oft in überschwenglicher Weise das Glück priesen, daß ihr Sohn einen so großartigen Freund, ihre Tochter eine so ausgezeichnete Freundin gefunden, diese Freundschaft sei ihnen viel lieber, als wenn ihr Sohn sich mit Mädchen herumtriebe.

Manchmal liebe der Freund den Sohn des Hauses und werde von der Tochter geliebt, wie überhaupt zwischen den verschiedenen normalsexuellen und homosexuellen Personen desselben Kreises hier und da wunderbare Verwickelungen vorkämen.

Über eine Anzahl von ihm beobachteter Selbstmorde infolge Homosexualität berichtend, bemerkt Hirschfeld, er habe im Laufe der letzten acht Jahre mehr als zwanzig Homosexuelle vor dem Selbstmord bewahrt, so z. B. vor kurzem einen homosexuellen Lehrer, der, obgleich er niemals etwas Unrechtes begangen, seiner homosexuellen Natur wegen auf ein anonymes Schreiben hin seiner Stellung enthoben worden sei.

Nicht minder groß als die Zahl der einsam lebenden oder der einer einzigen Person sich widmenden Uranier sei diejenige, welche mit anderen homosexuellen Kreisen und Personen Fühlung suchten. Manche Uranier, die durch ihr Wesen und Wissen jedem Kreise zur Ehre gereichen würden, fühlten sich schließlich in normaler Gesellschaft überhaupt nicht mehr wohl. Die erheuchelten Komplimente und Interessen würden ihnen immer peinlicher, und wenn sie einmal die Geselligkeit kennen gelernt hätten, in der sie sich frei geben könnten, zögen sie sich aus anderen Kreisen mehr und mehr zurück.

Das gesellige Leben der Uranier pulsiere in Berlin in mannigfacher Gestaltung und ungemein lebhaft. Vielfach beschränkten sich die Gesellschaften der Homosexuellen auf eine bestimmte soziale Schicht, auf gewisse Stände und Klassen, doch würden die Grenzen nicht so streng inne gehalten, wie dies bei den Normalsexuellen üblich.

Hirschfeld berichtet über verschiedene gesellschaftliche Veranstaltungen. Die eine, der er beigewohnt, habe aus lauter homosexuellen Prinzen, Grafen und Baronen bestanden. Eine andere habe in den Sälen eines der vornehmsten Berliner Hotels stattgefunden, es seien fast nur seit Jahren zusammenlebende Freunde zugegen gewesen, von denen jeder sein „Verhältnis“ zu Tisch geführt habe. Auch in minder bemittelten Urningskreisen seien Gesellschaften sehr beliebt und verbreitet, wovon Hirschfeld Beispiele anführt.

Es gäbe auch urnische Gesellschaften ernsteren Charakters. So habe ein alter Berliner Privatgelehrter, der noch Humboldt, Iffland, Hendrichs und Ulrichs gekannt, jeden Winter mehrere Male eine Anzahl Homosexueller aus akademischen Ständen in seinem künstlerisch ausgestatteten Heim versammelt. Einen katholischen Geistlichen, einen evangelischen Pfarrer, Philologen, Juristen, Mediziner habe er dort getroffen. Den ernstesten Charakter unter den Gesellschaften der Berliner Uranier trügen die am Heiligen Abend veranstalteten Zusammenkünfte, von denen H. ein anschauliches Bild entwirft.

Neben den Privatgesellschaften, Diners, Soupers, Kaffees usw. seien die „jours fixes" der Homosexuellen zu erwähnen, so z. B. der sehr bekannte jahrelang stattfindende Sonntag-Nachmittagsempfang bei einem urnischen Kammerherrn, auf dem viele Personen von Rang und Stand erschienen.

Ferner gäbe es regelmäßige Zusammenkünfte an bestimmten Abenden, in bestimmten Lokalen, mit musikalischen und deklamatorischen Beiträgen, während andere Vereinigungen, wie die „Gemeinschaft der Eigenen", die „Platen-Gemeinschaft" einen mehr literarischen Charakter trügen. Auf allen diesen Veranstaltungen träte die eigentliche Sexualität gerade so zurück wie in den entsprechenden normalsexuellen Kreisen. Das Bindemittel sei lediglich das aus der Gemeinsamkeit der Lebensschicksale sich ergebende Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Bedeutend sei die Zahl der allgemein zugänglichen Gesellschaften. Gewisse Lokalitäten, Restaurationen, Hôtels, Pensionate, Badeanstalten, Vergnügungslokale seien von Urningen bevorzugt, so z. B. ein großes Münchener Bierrestaurant der Friedrichstraße, in dem zu bestimmten Stunden stets an hundert Homosexuelle und mehr zu finden seien. Die urnischen Damen träfen sich vielfach in Konditoreien. Eine Anzahl von Lokalen werde ausschließlich von Uraniern besucht, Wirte, Kellner, Klavierspieler, Konzertsänger seien dort fast ausnahmslos selbst homosexuell. In allen diesen Kneipen gehe es durchaus anständig zu, hier und da würden sie von der Kriminalpolizei kontrolliert, doch habe sich fast nie eine Veranlassung zum polizeilichen Einschreiten ergeben.

Besonders eigenartig seien die in diesen Lokalen nicht selten stattfindenden Kaffeegesellschaften, wo manche Urninge häkelten, strickten usw. Auffällig sei die in diesen Lokalen oft gehörte Benennung der Uranier mit weiblichen Namen, deren verschiedene Kategorien und Bildungen H. anführt.

H. verbreitet sich sodann über die „Soldatenkneipen" in denen in den Abendstunden meist gegen 50 Soldaten, darunter auch Unteroffiziere, zu treffen seien, die einen sie freihaltenden Homosexuellen suchten.

Er bespricht die Soldatenliebe und Freundschaften zwischen Soldaten und Homosexuellen, die oft über die Militärzeit hinaus andauerten.

Als Gründe, welche den Soldaten zum Verkehr mit Homosexuellen veranlaßten, erwähnt H. den Wunsch, das Leben sich angenehmer zu gestalten (durch besseres Essen, Getränk usw.), ferner geistig zu profitieren durch Besuch von Museen, Theatern

mit dem Homosexuellen, Erheiterung durch den oft drolligen Homosexuellen, Furcht vor Geschlechtskrankheiten, die Absicht der Geliebten in der Heimat treu zu bleiben usw.

H. macht auf die Mitteilungen eines weitgereisten Homosexuellen aufmerksam, wonach die Soldatenprostitution in den Ländern am üppigsten gedeihe, wo der homosexuelle Verkehr strafbar sei, so in London, Deutschland, Stockholm, während man in Ländern ohne Urningsparagraphen fast nichts von dieser Erscheinung bemerke.

Daß in den angeführten Orten die Soldatenprostitution sehr üppig gedeihe, gebe ich zu, doch ist es entschieden zu weit gegangen, zu behaupten, in Ländern ohne Urningsparagraphen sei fast nichts von dieser Erscheinung vorhanden: der „Soldatenstrich“ in Nizza z. B. kann sich mit demjenigen in Kopenhagen, wo die „Soldatenliebe“ besonders verbreitet ist, messen, ebenso ist die Zahl der den Homosexuellen zugänglichen Soldaten in Rom und Florenz keine kleine.

Mit Recht betont Hirschfeld, daß die Bezeichnung „Soldatenprostitution“ dem sonstigen Begriff der Prostitution nicht entspricht, da es sich keineswegs um eine berufs- oder gewerbsmäßige Hingabe des Körpers handele. Gewöhnlich kämen auch an und für sich strafbare Akte nicht vor, sondern meist nur Umarmungen und Berührungen.

Ein zweiter Stand, der in Berlin schon lange mit den Urningen vielfache Beziehungen unterhalte, sei derjenige der Athleten, an deren Kraft und Schönheit die Homosexuellen sich ergötzen. Präsident eines Athletenvereins sei ein homosexueller Damenschneider, auf den das Wort Martials zuträfe „daß er mit einer kleinen Ausnahme alles von seiner Mutter habe“.

Beschreibung der bekannten urnischen Bälle. Fast jede Woche im Winter fände auch ein Ballabend für Uranierinnen statt, von denen ein großer Teil im Herrenkostüm erscheine.

Außer den Restaurants gäbe es in Berlin auch Hotels, Pensionate und Badeanstalten, letztere allerdings bei weitem nicht so verbreitet, wie in anderen Großstädten, namentlich St. Petersburg und Wien, die fast ausschließlich von Homosexuellen besucht würden; dagegen habe er, H., ein von Pastor Philipps neuerdings, wie bereits früher erwähntes Berliner Gemeinschaftshaus der Homosexuellen bisher nicht ermitteln können.

Auch eine Anzahl Absteigequartiere und Hotels für die Prostituierten mit ihren Herren solle es geben. Diese Quartiere seien eine unmittelbare Folge der durch den § 175 geschaffenen Verhältnisse. Sie würden besonders von Uraniern vornehmer Gesellschaftskreise, auch viel von uranischen Offizieren auswärtiger Garnisonen benutzt, die aus wohlbegründeter Furcht, Erpressern oder Verbrechern in die Hände zu fallen, sich an diese Wirte wendeten. Es solle auch Vermittler für Homosexuelle geben, die alle möglichen fetischistischen Wünsche befriedigten, z. B. Kürassiere mit weißen Hosen und hohen Stiefeln, Bierkutscher, ja Schornsteinfeger „besorgten".

Schilderung der männlichen Prostitution und eines ihrer Arbeitsfelder — des Tiergartens —, sowie ihrer Verbindung mit dem Verbrechertum und mit der weiblichen Prostitution.

Ein großer Prozentsatz der weiblichen Prostitution sei homosexuell, man schätze ihn auf 20 %. Vielfach wähne man, es läge Übersättigung vor; das sei aber in Wirklichkeit nicht der Fall, denn es ließe sich nachweisen, daß diese Mädchen gewöhnlich schon homosexuell empfänden, ehe sie sich der Prostitution ergeben und es beweise die Tatsache ihrer Homosexualität nur, daß sie den Verkauf ihres Körpers lediglich als ein Geschäft betrachteten, dem sie mit kühler Berechnung gegenüberständen.

Die weibliche Straßenprostitution Berlins unterhalte auch vielfach Beziehungen mit urnischen Frauen besserer Gesellschaftskreise, ja sie schäme sich nicht, Frauen, die ihr homosexuell erschienen, auf der Straße Anerbietungen zu machen.

Die weibliche wie die männliche Prostitution bedrohten nicht nur die öffentliche Sittlichkeit und Gesundheit, sondern auch die öffentliche Sicherheit.

Die gefährliche Menschenklasse der männlichen Prostituierten hätte einen guten Blick dafür, wer homosexuell veranlagt sei, doch komme es auch sehr häufig vor, daß sie völlig normalsexuelle Personen bedrohten und beschuldigten; einen typischen Fall der letzteren Art führt H. an.

Ein Hauptgrund, weshalb diese gefährlichen Erpresser so selten angezeigt würden, sei der § 175 und die Furcht der Geprellten sich einer Beschuldigung im Sinne des § 175 ausgesetzt zu sehen. Die Berliner Kriminalpolizei gäbe allerdings wenig auf die Aussagen der Erpresser und Prostituierten, aber Staatsanwälte und Richter zeigten sich oft weniger orientiert. Er, H., habe sogar Fälle erlebt, wo die Staatsanwaltschaft auf die Aussage derartiger Individuen die Anklage erhoben habe.

Die Verurteilungen der Homosexuellen bildeten allerdings Ausnahmefälle, „nicht die Tat, sondern das Pech" werde bestraft. Würden die Kriminalbehörden — auf der von Meerscheidt-Hüllessen eingerichteten „Berliner Päderastenliste" stünden mehrere tausend Namen — gegen die Homosexuellen so vorgehen, wie gegen wirkliche Verbrecher, so würde sich in sehr kurzer Zeit die völlige Undurchführbarkeit der Strafbestimmung ergeben, dasselbe würde der Fall sein, wenn entsprechend der Kölner Resolution der evangelischen Sittlichkeitsvereine, die „wirklich krankhaft Geborenen" unter den Homosexuellen in Heilanstalten untergebracht würden.

Hirschfeld schließt mit einem durchaus zutreffenden Vergleich zwischen dem Fürstbischof Philipp zu Würzburg a. M., der, wie die Chroniken rühmend berichten, in acht Jahren (1623—1631) 900 Hexen habe verbrennen lassen, und den zwei Geistlichen, Pastor Philipps und Runze, die in den Homosexuellen Verbrecher sähen und den Kampf für die Homosexuellen als „ruchlose Schamlosigkeit" bezeichneten.

Ebenso wie Fürstbischof Philipp im Namen des Christentums, der Sittlichkeit und des Gesetzes seine Scheiterhaufen habe auflodern lassen und im Wahne, ein gutes Werk vollbracht zu haben, gestorben sei, ebenso wähnten Philipps und Runze ein gutes Werk zu tun, wenn sie schwere Freiheitsstrafen für die Homosexuellen forderten.

Und doch würde zweifellos einst die Menschheit an die Verkennungen und Verfolgungen der Homosexuellen mit ebenso tiefer Beschämung zurückdenken, wie an die Hexenprozesse Philipps, des streitbaren Bischofs von Franken.

Möge namentlich die zuletzt von Hirschfeld gezogene Parallele jedem zu denken geben, der in der homosexuellen Frage von den herkömmlichen Anschauungen noch nicht frei ist!

Hirschfeld, Dr. Magnus, Übergänge zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht. Vortrag auf der 76. Naturforscherversammlung in Breslau, mit Demonstrationen, in „Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene" von Dr. Ries, Heft 10/11, I. Jahrgang, 1904.

Hirschfeld skizziert seine bekannte Zwischenstufentheorie.

Alle Geschlechtsunterschiede seien quantitative. Alle Geschlechtscharaktere machten in ihrer Entwicklung drei Stadien

durch: ein ungeschlechtliches (latentes), ein zweigeschlechtliches (indifferentes) und ein eingeschlechtliches (differenziertes). Das indifferente Stadium dauere bei den primären Geschlechtscharakteren nur einige Fötalwochen, bei den sekundären Geschlechtsunterschieden dagegen viele Jahre an. Bei der Differenzierung seien stets noch Reste des andern Geschlechts vorhanden. Häufig fände sich ein den Keimstöcken dem Geschlecht nach entgegengesetzter Durchschnittscharakter vor. Dabei lasse sich feststellen, daß die graduelle Entfernung vom sexuellen Durchschnittstypus, das Hinübergreifen eines Geschlechtscharakters auf das andere Geschlecht um so häufiger vorkommen, je später sich der betreffende Geschlechtscharakter differenziere. Sehr viel häufiger, wie bei den primären, zeigten sich bei den sekundären Geschlechtscharakteren besonders in der Beschaffenheit des Kehlkopfes, der Brüste und der Behaarung Zwischenformen und Bildungen, welche mit den primordialen Keimstöcken in Widerspruch zu stehen schienen. Mit den gemeiniglich als „sekundär" bezeichneten Geschlechtscharakteren seien die Geschlechtsunterschiede nicht erschöpft, vielmehr böten die sämtlichen inneren und äußeren Organe eine männliche und weibliche Durchschnittsform dar.

Der vom alten dänischen Zoologen Steenstrup aufgestellte Satz: „Das Geschlecht stecke überall im Körper", gewinne immer mehr an Wahrscheinlichkeit, und man werde schwerlich fehlgehen, sowohl der betreffenden Eizelle, als jeder einzelnen Körperzelle einen männlichen oder weiblichen Index zuzuerkennen. Zu den Geschlechtsunterschieden sei auch der Geschlechtstrieb zu rechnen, und dieser sei oft ein dem Geschlecht der Keimdrüse entgegengesetzter. Jeder Geschlechtscharakter könne für sich allein von dem Geschlecht der Keimdrüse abweichen. Doch ließe sich eine Relation in den Abweichungen der Geschlechtscharaktere nachweisen, die sich in derselben Zeitperiode entwickelten, z. B. Bartlosigkeit des Mannes gehe meist mit stärkerer Mammaebildung Hand in Hand; ein analoger Parallelismus fände sich zwischen psychischen Geschlechtscharakteren und dem Geschlechtstrieb meist unter Einbeziehung sekundär somatischer Abweichungen, wenngleich man nicht so weit gehen dürfe, wie z. B. Weininger („Geschlecht und Charakter", vgl. meine Besprechung Jahrbuch VI, S. 520 flgd.), der behaupte, daß beim sexuell Invertierten eine anatomische Annäherung an das Geschlecht fehle.

Die Variabilität der Individuen in somatischer und psychischer Hinsicht hänge zum großen Teil von dem sehr variablen Mischungsverhältnis männlicher und weiblicher Attribute ab. Die

Differenzierung des Geschlechtes sei bei weitem nicht so scharf, wie man früher angenommen habe: auch bei der Trennung der Geschlechter gelte der Satz: „natura non facit saltum.“

Der Vortrag erfolgte unter Vorlage zahlreicher Photographien und Vorstellung zweier körperlicher Zwitter.

Homberg, Octave et Jousselin, Fernand: Le chevalier d'Eon (1728—1810). Paris: Librairie Plon, 1904.

Das Buch legt unter Verwendung unveröffentlichter Briefe den ganzen Lebenslauf des bekannten Chevalier dar, der die zweite Hälfte seines Lebens in Weiberkleidung verbrachte. Das Werk wirft in keiner Beziehung neues Licht auf die psychische Geschlechtsnatur des Chevalier.

Es wird nur berichtet, daß während des Aufenthaltes d'Eons in England seine Feinde das Gerücht verbreiteten, die Dragoneruniform des Chevalier berge eine Frau oder einen Hermaphroditen. Schuld an diesem Gerücht sollen sein: D'Eons kleine, schlanke Gestalt und die zarten Züge eines fast bartlosen Gesichts. Ferner soll d'Eon öfters ganz offen von der „seltsamen Kälte seiner Natur“ gesprochen haben. Alle Heiratsangebote habe er rundweg ausgeschlagen. In einem Brief an den Herzog von Broglie vom 7. Mai 1771 führt d'Eon das Gerücht seines weiblichen Geschlechts darauf zurück, daß er „infolge der Ruhe eines natürlichen Temperaments niemals sinnlichen Freuden zugeneigt habe.“

Anhaltspunkte dafür, daß d'Eon homosexuell gewesen sei, sind keine vorhanden. Es scheint sich bei ihm um eine asexuelle Persönlichkeit gehandelt zu haben.

Wie die ärztliche Feststellung nach seinem Tode ergab, war d'Eon tatsächlich männlichen Geschlechts. Der Umstand, daß er 35 Jahre lang (von 1775—1810) als Weib lebte und diese Rolle täuschend durchführte, zwingt zu dem Schluß, daß d'Eon zahlreiche psychische weibliche Eigenschaften, so z. B. eine ganz ausgeprägte

Intriguensucht neben seiner männlichen Energie und seiner seltenen Regsamkeit besaß und zweifellos eine eigenartige Zwischenstufe bildete, mögen auch äußere Umstände: — das Gebot des selbst über das Geschlecht d'Eons getäuschten Königs, die Sehnsucht d'Eons, nach Frankreich zurückzukehren und besonders die Sucht, von sich reden zu machen — den Chevalier zur weiblichen Metamorphose veranlaßt haben.

Mayer, Eduard von, Die Lebensgesetze der Kultur.[1]) Ein Beitrag zur dynamischen Weltanschauung. Halle, Max Niemeyer, 1904.

Der bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden Werke eine groß angelegte und durchgeführte Darstellung der Lebensgesetze der Kultur, deren geschichtliche Entwicklung er auf zwei Grundkräfte, die Persönlichkeit und die Rasse, zurückführt. Aus dem Zusammenwirken beider Faktoren quillt alles Geschehen, das in seinem tiefsten Urgrunde freilich geheimnisvoll bleibt, aber doch durch die Reduktion auf wenige, große Gesichtspunkte im höchsten Sinne geklärt wird. „Tat" ist dem Verfasser das Wesen der Welt, und auf dieser seiner dynamischen Weltanschauung — der einzigen, die im Gegensatze zu einer einseitig atomistichen, tieferen Geistern genügen kann – baut sich ein großes Weltbild in organischer Schönheit auf. Die allmähliche Entwicklung des kulturellen Lebens von der Urzeit bis zur Reifezeit rollt sich vor uns auf. Wir begleiten den Menschen in seinem religiösen, künstlerischen, sozialen und politischen Werdegang. Die Darstellung, auf deren Einzelheiten hier leider nicht näher eingegangen werden kann, beruht durchweg auf solidester, wissenschaftlicher Basis, die indessen nirgends aufdringlich hervortritt, sondern stets nur zum Aufbau eigener, teilweise genialer Anschauungen des Verfassers dient. Kurz, ein Werk, in welchem wissenschaftliche Gründlichkeit mit künstlerischer Intuition die glücklichste Verbindung eingegangen ist.

Daß im Rahmen eines so groß gedachten Weltbildes das tiefe Problem des Eros, als der im tiefsten Grunde weltbildenden Kraft, nicht fehlen konnte, bedarf kaum der Erwähnung. Schon auf den tiefsten Stufen biologischer Entwicklung gewahrt man eine gegenseitige Attraktion, eine physikalische (oder chemotak-

[1]) *Diese Besprechung hat Dr. H. Stegemann geliefert.*

tische) Attraktion der Lebewesen, die der Verfasser zutreffend als „universelle Erotik“ und als Wurzel und Wesen der Liebe bezeichnet. Es ist demnach klar, daß sich der metaphysische Sinn des Liebeslebens nicht in der biblischen Tendenz „Seid fruchtbar und mehret euch“ erschöpft, und daß Liebe und Fortpflanzung zwei durchaus zu trennende Begriffe sind. Die Liebe erscheint als eine Verschmelzung und Anziehung jenseits der Geschlechter.

Wir sind bei der, hier vor allem zu erörternden Frage der gleichgeschlechtlichen Liebe angelangt. Freilich — eine Frage im Sinne der modernen Psychiatrie liegt im Sinne des Verfassers nicht vor. Bei Zugrundelegung der eben erwähnten Theorie vom Wesen der Liebe ist die gleichgeschlechtliche Neigung nicht mehr und nicht minder ein Problem als die Liebe überhaupt, die sich eben ihrem innersten Wesen nach mit Notwendigkeit auf beide Geschlechter richtet. Die Homosexualität tritt somit als eine der notwendigen und normalen Äußerungen des menschlichen Liebestriebes auf, ohne jedoch bei dem einzelnen Individuum die anderen Formen des erotischen Lebens zu verdrängen. Aus diesem Grunde hält der Verfasser die Auffassung der Jahrbücher von einem dritten urnischen Geschlechte nur für „einen vorbereitenden Übergang‘ von der plumpen älteren Kurzsichtigkeit zur unbefangenen Einsicht der Zukunft“.

Es ist nicht zu verkennen, daß bei einer großzügigen historischen Betrachtung, die alle Züge menschlichen Seelenlebens in den Rahmen eines einheitlichen Weltbildes einzufügen sucht, die vom Verfasser hervorgehobene Seite gleichgeschlechtlicher Liebesneigung besonders in den Vordergrund treten muß. Als Kulturmacht hat die „Lieblingminne“ — um mich der auch von Mayer übernommenen Kupfferschen Bezeichnung zu bedienen — vor allem da gewirkt, wo sie als Neigung des reifen Mannes zum emporblühenden Jüngling auftrat und so diejenigen Früchte höherer pädagogischer Kultur zeitigen konnte, die uns aus Griechenlands Blütentagen wie ein Märchen anmuten und von unseren Pädagogen trotz Ablegung mehrerer Staatsprüfungen im allgemeinen nicht recht zu erzielen sind. Damit mag der höchste Kulturwert der gleichgeschlechtigen Liebe erschöpft sein. Aber das darf uns nicht verleiten, andere, nicht weniger wichtige Äußerungsformen der Homosexualität zu übersehen. Ist diese etwa identisch mit der vom Verfasser allein betonten Neigung des Mannes zum Jünglinge? Es bedarf nur des Hinweises, daß die Formen der Homosexualität unendlich verschieden sind, daß manche dieser Formen Einflüsse weittragender Art auf die Psyche im allgemeinen und

das geschlechtliche Empfinden im besonderen ausüben. Fälle einer völligen Umkehrung des letzteren sind nicht minder häufig wie körperliche Zwitterbildungen beobachtet werden. Daß sich der Typus eines im weitesten Sinne des Wortes effeminierten Mannes nicht in den Rahmen der von Mayer behandelten Lieblingminne hineinfügen läßt, ist ohne weiteres klar. So wird man den Begriff der Zwischenstufen nicht mit dem Verfasser für einen Übergang zur Annahme einer allgemeinen Bisexualität halten dürfen, sondern wird ihm eine absolute Berechtigung zuerkennen müssen.

Im Grunde liegt eine Divergenz zwischen unserer und der Mayerschen Auffassung nicht vor. Nur daß die Tatsache gleichgeschlechtlicher Neigung von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet worden ist. Mayer sieht als Kunst- und Geschichtsforscher die kulturellen Seiten. Wir legen das Hauptgewicht auf die in biologischer und psychiatrischer Hinsicht auftauchenden Fragen. Hierbei ist zu erwägen, daß die Homosexualität je nach ihrer verschiedenen Ausgestaltung und Richtung eine verschiedene Beurteilung erfahren muß. Selbst bei Ausscheidung aller pathologischen Gesichtspunkte liegt es auf der Hand, daß ein weibliches Liebesverlangen eines vollreifen Mannes nach einem anderen, insbesondere wenn der passive Teil auch somatische Eigentümlichkeiten weiblicher Bildung an sich trägt, als eine von der Lieblingminne im Mayerschen Sinne durchaus verschiedene psychische Erscheinung anzusehen ist. Hier setzt die Aufgabe der medizinischen Forschung ein. Das dritte Geschlecht ist kein Wahn. Es existiert in weitester Ausdehnung. Auch bei den Lieblingminnenden im Sinne Mayers finden sich trotz vielfacher Supervirilität (vgl. den Aufsatz Jägers, Jahrbuch Bd. II) entschiedene Spuren weiblichen Empfindens, durch dessen Verschmelzung mit starker Männlichkeit jene wunderbare Harmonie und Ausgeglichenheit des Wesens erzielt wird, die uns an manchen homosexuellen Helden der Weltgeschichte, wie Cäsar, Alexander oder Friedrich dem Großen mit ehrfürchtigem Staunen erfüllt.

In der Betonung dieser Seite gleichgeschlechtlichen Liebesempfindens kann das Mayersche Buch als eine wertvolle Ergänzung der Jahrbücher gelten. Daß eine so bedeutsame und reichverästelte Erscheinung wie die Homosexualität einen Januskopf trägt, ist nur natürlich. Immer neu und wechselnd, gibt sie dem Künstler wie dem Gelehrten reichen Stoff zur Erforschung menschlichen Seelenlebens. Es muß mit Freude gerade von medizinischer Seite begrüßt werden, daß auch der Dichter, der Kulturhistoriker die Ergebnisse psychiatrischer Beobachtung und abstrakter Natur-

forschung durch künstlerische Intuition zu ergänzen und zu erweitern sucht. Ein Überwuchern einer einseitig medizinischen Auffassung vom Wesen der Homosexualität könnte nur den alten Irrtum einer geistigen Anomalie der Homosexuellen wieder beleben. Dem gegenüber kann die Betonung der kulturellen und künstlerischen Wirksamkeit der Homosexualität nur gutgeheißen werden. Denn es tut wohl, sich nach einer Revue der Effeminierten von der Friedrichstraße das Bild des Sokrates in seiner ruhigen Männlichkeit und stolzen Lebensbeherrschung vor die Augen zu stellen.

Merzbach, Dr. Georg, Die Lehre von der Homosexualität als Gemeingut wissenschaftlicher Erkenntnis, in Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene, Heft 1, I. Jahrg., 1904.

Merzbach bedauert es, daß die Lehre von der Homosexualität in den Kreisen der Ärzte nur eine so geringe Verbreitung gefunden habe. Dies erkläre sich trotz der nicht eben kleinen Zahl der Homosexuellen aus ihrer Scheu, selbst dem Arzte einen Zustand anzuvertrauen, den die Gesellschaft mit Ächtung und das Gesetz mit harter Strafe bedrohe, anderseits aus dem Bewußtsein, daß sie der Arzt nicht verstehe.

Leider herrsche bei vielen Ärzten noch völlige Verständnislosigkeit gegenüber der Homosexualität. Dies erweise z. B. jener Rat, den ein Berliner Arzt einem sich ihm offenbarenden Homosexuellen erteilt habe, „er solle sich die Schweinerei abgewöhnen“, ein ebenso törichter wie inhumaner Rat, nur geeignet, die psychische Depression des Homosexuellen zu steigern, seine Lebenslust nur tiefer zu untergraben, kurzum der Therapie alleroberstes Gesetz des „Nil nocere“ aufs gröblichste zu verletzen.

In der schlimmsten Lage seien die Uranier in der kleinen Stadt; denn während in Berlin der Homosexuelle schon vor Polizei und Gesellschaft seine Daseinsberechtigung erkämpft habe, müßten die Homosexuellen in der Provinz ängstlich ihren „verruchten“ Zustand bei Gefahr, Ehre und Amt zu verlieren, verbergen, da sie auch kaum einen verständnisvollen Arzt finden könnten.

Deshalb sei es ein Gebot der Pflicht für jeden Arzt sich mit der Lehre der Homosexualität vertraut zu machen, um dem in den ernstesten Fragen sich an ihn wendenden Homosexuellen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Merzbach erörtert dann das Wesen der Homosexualität: zwei Kardinalpunkte seien stets vor Augen zu halten: daß die Homo-

sexualität eine angeborene Veranlagung sei und jeder Therapie Trotz biete.

Der Arzt müsse den Homosexuellen wie den Bisexuellen mit vorwiegendem homosexuellen Trieb strengstens die Ehe verbieten. Er habe nämlich verschiedentlich beobachtet, daß Ärzte vertrauensvolle Homosexuelle in eine Ehe gehetzt hätten, in der, wie sie ihnen suggerierten, die Liebe schon kommen würde. Die Liebe sei natürlich ausgeblieben, nicht aber das Leid, in dessen Abgrund sie dann auch ihre bedauernswerten, nichtsahnenden Weiber mit hinabgerissen hätten.

Aus Ehen Homosexueller würden homosexuelle oder degenerierte Nachkommen entspriessen.

Der Arzt als Kenner der Homosexualität müsse stets dafür eintreten, daß letztere keineswegs einen moralischen Defekt bedeute. Er kenne sogar Homosexuelle, die ein keusches, sexuell unbetätigtes Leben führten, wie man es nur vom ethischen Standpunkt aus wünschen könne.

Der Arzt müsse wissen, daß Homosexuelle psychisch feiner organisierte Menschen seien als Heterosexuelle, ja daß sie zum Teil auf höherer geistiger Stufe ständen als diese, woraus sich manche ihrer Eigentümlichkeiten erklärten.

Das Märchen von der Päderastie sei zu zerstören; Coitus per os oder immissio penis in anum seien selten, jedenfalls seltener als der Cunnilingus der Normalsexuellen.

Der Arzt müsse aufklärend dahin wirken, daß kein Vollmann durch Verführung homosexuell werde und daß nur das bei den Geschlechtsakten Homosexueller strafbar sein dürfe, was bei denen der Normalen unter Strafe gestellt sei; nämlich Anwendung von Gewalt und Akte mit Minderjährigen.

Der Arzt suche dem Patienten liebevoll zu der Quelle seiner psychischen Aktion zu folgen; denn die Homosexuellen vertrauten sich, was ihren Trieb angehe, sehr schwer an; täten sie es aber, dann hofften sie beim Arzt liebevollstes Eingehen auf ihren Zustand zu finden, durch Rat und Trost und auch durch therapeutische Maßnahmen, soweit solche möglich.

Der Arzt müsse auch die werdenden Homosexuellen durch Beobachtung herauszufinden wissen, mit Hilfe der Merkmale, die ihnen die Natur oft deutlich mit auf den Lebensweg gäbe, oder mit Hilfe des Gebarens solcher Kinder, unter denen die Knaben oft Mädchenkleider anlegten oder deren Handfertigkeiten übten, während die Mädchen nach Knabenart wild sich austobten.

Ein Hinweis in dieser Richtung seitens des Arztes sei für

Eltern und Erzieher von eminenter Wichtigkeit und nicht minder für den Homosexuellen, dem durch liebevolle Aufklärung harte und entmutigende Kämpfe erspart blieben.

Auch bei der Berufswahl könne der Arzt verhindern, daß Homosexuelle nicht in Berufe, die für ihre Veranlagung nicht paßten und ihnen ein Greuel seien, hineingedrängt würden.

Möge der mit warmem Gefühl und guter Sachkenntnis, vielleicht in einigen Punkten in allzu kategorischen Behauptungen auslaufende Aufsatz (z. B. hinsichtlich der höheren Wertung der Homosexuellen) bei denjenigen, für welche er bestimmt ist, den Ärzten, allgemeine Beachtung und Beherzigung finden, damit ihre Aufklärung über die Homosexualität, derer tatsächlich noch viele Ärzte bedürfen, die Wirkungen zur Folge habe, die Märzbach mit folgenden Schlußworten kennzeichnet:

„Wieviel edle und wertvolle Menschen vermögen sie als gerichtliche Sachverständige dem Elend und der Ehrlosigkeit zu entreißen, ja mehr noch, welch' einer Großtat bieten sie ihre Hand, wenn sie als Kenner der Homosexualität in ihrer Gesamtheit ruhig mit der gebildeten Welt eintreten in den Kampf gegen das heutige Gesetz."

Möbius, Dr. P. J., Geschlecht und Kinderliebe. Halle 1904, Marhold.

Möbius meint, beim Weib bestände größere Kinderliebe als beim Mann. Er weist der Kinderliebe einen besonderen Sitz, ein Organ im Gehirn zu, das schon in dem äußeren Charakter des Schädels zum Ausdruck komme und bei der Frau regelmäßig stärker entwickelt sei als beim Mann.

Er meint nun, indem er sich der Ansicht von Fuchs von der mangelnden Kinderliebe der Homosexuellen nähert, bei den Entarteten, die sich als Weib fühlten, den sogenannten Urningen, scheine weibliche Kinderliebe nicht oft vorzukommen. Viel häufiger sähe man Kinderliebe, die einen unmännlichen Eindruck mache, bei nervösen Männern, die nur einzelne weibliche Charakterzüge trügen. (S. 27.)

Seiner Ansicht entsprechend, die Kinderliebe sei eine spezifisch weibliche Eigenschaft, findet Möbius in der angeblichen Tatsache bestätigt, daß die Dirnen in der Regel die Kinder verabscheuten.

Falls dies richtig sei, so erkläre sich das sehr einfach. Denn ein Teil dieser Weiber gehöre zu den sexuellen Zwischenstufen.

Diese verkümmerten Wesen büßten ihre weiblichen Vorzüge ein, ohne daß doch ihre Männlichkeit zu etwas nützlich wäre.

Mir scheint die angebliche Abscheu der Dirnen vor Kindern ebensowenig bewiesen, wie die mangelnde Kinderliebe der Homosexuellen. Schon verschiedentlich habe ich bei ernsten Autoren gerade von der Sympathie der Dirnen für Kinder und überhaupt für hilflose Wesen gelesen und auch die Wirklichkeit scheint mir dies zu bestätigen. Dieser Mangel der Kinderliebe bei den Homosexuellen würde übrigens nach der Theorie Möbius' als ein Zeichen aufzufassen sein, das den Homosexuellen dem Normalmann näher bringt und vom Entarteten scheidet.

Meiner Meinung nach fehlt die Kinderliebe in der Regel beim Homosexuellen nicht. Ihr Vorhandensein mag wohl eher ein weibliches als männliches Merkmal bedeuten, jedoch ist ihm bei den sexuellen, männlichen Zwischenstufen nicht der Charakter einer Entartungserscheinung beizulegen.

Moll, Dr. Albert, Sexuelle Perversionen, Geisteskrankheit und Zurechnungsfähigkeit. Berlin, Verlag von Leonhard Simion Nachf., 1905, in „Moderne ärztliche Bibliothek", herausgegeben von Dr. Ferdinand Karewski. Heft 15. 1 Mk.

Moll untersucht die Beziehungen zwischen sexueller Perversion und Geisteskrankheit.

Auszuscheiden von der gewöhnlichen Perversion seien zunächst die Fälle, wo die perverse Handlung lediglich Symptom einer typischen Geisteskrankheit sei.

Allerdings sei nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden, ob sich die Perversion unter dem Einflusse der Geisteskrankheit entwickelt, oder schon vorher bestanden habe.

Manche Geisteskrankheiten bewirkten direkt eine Steigerung des Geschlechtstriebes und führten dadurch, nicht aber durch eine Perversion zur perversen Handlung.

Für die strafrechtliche Beurteilung werde allerdings die Frage, wie der perverse Akt bei wahren Geisteskrankheiten zu-

stande komme, meistens keine große Rolle spielen, meist werde Ausschluß der freien Willensbestimmung anzunehmen sein, möge es sich um eine Hyperästhesie oder um eine Perversion handeln. Anders läge die Sache bei Fällen, in denen eine typische Geisteskrankheit nicht bestehe. Ein isoliertes psychisches Symptom genüge nicht zur Annahme einer Geisteskrankheit, so z. B. gäbe es keinen isolierten krankhaften Stehltrieb. Hinsichtlich des Geschlechtstriebes verhielte es sich jedoch anders; der perverse Geschlechtstrieb unterscheide sich ganz wesentlich von dem hypothetischen Stehltrieb, es handle sich bei ihm nicht um einen neuen Trieb, sondern nur um einen bestehenden und anerkannten, lediglich in anderer Richtung sich bewegenden. Auch unterschieden sich Stehl- und Geschlechtstrieb durch die Art der Entstehung, ersterer gehe aus der Reflexion, letzterer, sowohl normaler als anormaler, aus einem organischen, von der Reflexion unabhängigen Drang hervor.

Der anormale Geschlechtstrieb sei nun nicht nur theoretisch als isolierte Erscheinung möglich, sondern es gäbe auch Fälle, wo irgendwelche sonstigen krankhaften Symptome nicht nachweisbar seien. Meist allerdings fänden sich bei den Perversen noch andere pathologische Erscheinungen, diese seien aber gewöhnlich nicht Symptome einer typischen anerkannten Geisteskrankheit, sondern gehörten mehr in das Gebiet der Neuropathologie, es handle sich nur um Neurasthenie, Hysterie, leichte Erregbarkeit usw., sehr oft weise auf das Pathologische des Zustandes lediglich die erbliche Belastung hin.

Der körperliche Befund sei genau zu erforschen, beim Homosexuellen namentlich die äußeren Annäherungszeichen an das andere Geschlecht, ferner die Genitalien. Denn wenn diese auch bei den Homosexuellen regelmäßig normal gebildet seien, so fänden sich doch eine Klasse von Mißbildungen, nämlich die körperlichen Pseudohermaphroditen (d. h. solche, die z. B. Hoden besitzen, aber an den inneren Genitalien dem Weibe ähneln), welche oft homosexuelle Neigungen zeigten.

Zur richtigen Würdigung der Beziehung zwischen sexueller Anomalie und Geisteskrankheit sei auch die Anamnese der Perversen genau zu erforschen.

Hier weicht Moll in einem Hauptpunkt von anderen Forschern, z. B. von Hirschfeld ab, indem er es als Fehler bezeichnet, den in der Kindheit schon vorhandenen dem entgegengesetzten Geschlechte zukommenden Neigungen eine besondere Bedeutung beizulegen. Nur für einige Fälle könne diese Bedeutung zuge-

geben werden; im allgemeinen lasse sich jedoch feststellen, daß sich auch heterosexuelle Männer und Frauen in der Kindheit vielfach an den Spielen und Neigungen des entgegengesetzten Geschlechts beteiligt hätten.

In der Kindheit seien die Geschlechtscharaktere überhaupt nicht so scharf ausgeprägt, wie bei Erwachsenen. In der Kindheit auftretende konträre Neigungen verlören sich in der Zeit der Pubertät außerordentlich häufig. Nicht der Umstand, daß konträre Neigungen in der Kindheit sich gezeigt, sondern höchstens, daß die Pubertät nicht imstande gewesen, sie zu unterdrücken, beweise die pathologische Veranlagung.

Mir scheint die Frage, ob aus konträren Neigungen von Kindern auf homosexuelle Anlage zu schließen sei oder nicht, noch nicht definitiv geklärt.

Soviel dürfte insbesondere nach Hirschfelds Untersuchungen feststehen, und das will Moll auch anscheinend nicht bestreiten, daß sehr oft bei den Homosexuellen schon in der Kindheit konträre Neigungen sich zeigen.

Nur dann würde diese Feststellung wenig Bedeutung haben, wenn bewiesen wäre, daß ebenso oft bei Normalen derartige konträre Merkmale in der Kindheit zutage treten; ob in dieser Beziehung aber schon Erhebungen stattgefunden haben, erscheint mir zweifelhaft.

Obgleich Moll die sexuelle Perversion als isolierte Erscheinung oder im Gefolge anderer neuro- und psychopathischer Symptome auftretend nicht als Geisteskrankheit auffaßt, behandelt er sie jedoch als krankhafte Störung der Geistestätigkeit im Sinne des § 51 St.G.B., insbesondere gelte dies auch für die Homosexualität. Eine Periode gäbe es, in der ausgesprochene perverse Neigungen nicht krankhaft seien, nämlich diejenige des indifferenzierten Geschlechtstriebes im Beginn der Pubertät, wo der Geschlechtstrieb gleichsam tastend umherirre und dabei meist auf das nächstliegende Objekt sich richte. Die Periode erlösche später und gehe in die differenzierte Periode über.

Von etwas Krankhaftem könnte man schon eher reden, wenn, was manchmal der Fall sei, die indifferenzierte Periode noch bis in die zwanziger Jahre hinein bestehen bleibe.

Molls Auffassung von der Krankhaftigkeit der Homosexualität kommt der entgegengesetzten von Hirschfeld,

Näke, Sommer, Gross vertretenen Ansicht näher, als dies auf den ersten Blick scheint. Dies zeigt die Begründung, mit der Moll seine Auffassung rechtfertigt:

Ebenso wie man eine ausgesprochene Zwitterbildung des Körpers als krankhaft bezeichne, müsse man auch — mögen auch die Homosexuellen noch so sehr dagegen protestieren — die Homosexualität als eine krankhafte Erscheinung ansehen, da sie ein Mißverhältnis zwischen der Körperbildung und dem Geschlechtstrieb, der jener Körperbildung nicht entspräche, darstelle.

Moll verwendet hiernach den Begriff der Krankheit in einem viel weiteren Sinne, als dies gewöhnlich geschieht, und seine Begründung widerspricht nicht der Ansicht der oben zitierten Forscher, welche die Homosexualität lediglich als Anomalie, als anthropologische Abart, als Zwischenbildung zwischen den Geschlechtern betrachten.

Was die sog. Periode des undifferenzierten Geschlechtstriebes anbelangt, so frage ich mich, ob es sich nicht meist, namentlich bei homosexuellem Verkehr bis in die zwanziger Jahre hinein und späterem heterosexuellen Verkehr lediglich um psychische Hermaphrodisie handelt.

Mir sind einige Fälle bekannt, die Moll wohl zum indifferenzierten Geschlechtstrieb rechnen würde, die aber tatsächlich nur psychische Hermaphrodisie darstellen.

In diesen Fällen haben junge Leute zwischen dem 16. und 25. Lebensalter mit beiden Geschlechtern verkehrt, die einen mehr mit dem Mann, die anderen mehr mit der Frau. Später haben sie geheiratet und dann nicht mehr oder nur ganz gelegentlich homosexuell verkehrt. Es sind dies passive Naturen, die keinen starken intensiven Trieb zum Manne haben, aber trotzdem ein homosexuelles Gefühl verspüren und nicht ungern mit gewissen Männern verkehren. Nach der Heirat ist scheinbar der homosexuelle Trieb verschwunden, weil ihnen die früheren Gelegenheiten (Auflösung der Verbindungen mit Homosexuellen) zu homosexuellem Verkehr fehlt, weil ihr homosexuales Empfinden nicht stark genug ist, selbst auf homosexuelle Eroberungen auszugehen und weil die Befriedigung des überwiegenden heterosexuellen Triebes in der Heirat ihnen genügt.

Im Grunde aber ist ihr homosexuelles Gefühl dasselbe geblieben, und falls sich bequeme Gelegenheit zur Befriedigung bietet oder frühere homosexuelle Genossen darauf dringen, sind

sie imstande wie früher zu empfinden und gelegentlich zu verkehren.

Wenn auch Moll die Homosexualität zu den krankhaften Erscheinungen rechnet, so nimmt er deshalb aber nicht ohne weiteres bei einer homosexuellen und überhaupt bei einer perversen Handlung das Vorhandensein der zweiten Voraussetzung des § 51, den Ausschluß der freien Willensmeinung an. Die Krankhaftigkeit des Triebes gewähre kein beliebiges Betätigungsrecht.

Da ich die Homosexualität nicht als an und für sich krankhaft betrachte, so schließt sie auch für mich regelmäßig die Zurechnungsfähigkeit nicht aus. Ebenso stimme ich grundsätzlich Moll bei, daß vom Gesichtspunkt der Unwiderstehlichkeit des Triebes ein Strafausschluß nicht gerechtfertigt sei.

Moll gibt hierfür folgende Begründung. Er meint, die zeitweise Herabsetzung des Triebes könne auch der Perverse immer durch andere Handlungen als durch eine strafbare erreichen; so z. B. brauche auch der Homosexuelle keine nach § 175 strafbare Handlung zu begehen, da die gegenseitige Masturbation straflos sei, im Notfall stünde ihm ja die eigene Masturbation zu Gebote. Wenn die Homosexuellen strafbare Akte, wie z. B. Coitus in os oder eigentliche Päderastie ausführten, sei dies oft keine direkte Folge der Homosexualität. Es variierten die Homosexuellen die Handlungen oft nur, um sie auszuprobieren, nachdem ihnen andere davon erzählt.

Diesen Ausführungen gegenüber möchte ich bemerken, daß, wenn auch eine das Strafgesetz ausschließende Unwiderstehlichkeit des Triebes nicht anzunehmen ist, doch auf alle Fälle die Zwangs- und Notlage des Uraniers in keiner Weise durch einsame Onanie beseitigt wird. Denn diese bildet niemals für den Homosexuellen die eigentliche geschlechtliche Befriedigung, sondern nur eine Surrogathandlung; ebenso stellt für viele Homosexuelle bloße gegenseitige Onanie nicht die ihrer Natur entsprechende Befriedigungsmodalität dar.

Eine Surrogathandlung, namentlich einsame Onanie, wird aber, möge sie auch eine vorübergehende Herab-

setzung des Triebes zur Folge haben, den Trieb nur krankhaft steigern und den Drang nach der adäquaten, der individuellen Natur des Homosexuellen angepaßten Befriedigung nur mächtiger anschwellen lassen.

In vielen Fällen hat der Geschlechtstrieb (insbesondere auch der homosexuelle) etwas Zwangartiges, in vielen Fällen kann man gerade auch bei den Homosexuellen sagen, was Moll bei der Zwangshandlung der Exhibionisten anführt, daß der Homosexuelle keine Ruhe hat, bis er die seiner Natur entsprechende Handlung ausgeführt hat und das er nur dann von seinem Drang befreit wird.

Für die Frage der Beschränkung oder den Ausschluß der freien Willensbestimmung macht Moll auf verschiedene Momente aufmerksam. Vielfach bestehe bei Perversen Hyperästhesie des Triebes, in vielen Fällen zeige anderseits der Trieb eine auffallend geringe Stärke.

Zu beachten sei, ob der Perverse schon Klarheit über die Natur seines Triebes habe oder nicht; letzteren Falles z. B. bei Jugendlichen sei eher Unzurechnungsfähigkeit für die Handlung anzunehmen.

Manchmal sei die Feststellung nicht leicht, ob die Handlung auf Perversion zurückzuführen sei oder nicht. Das Vorhandensein normalen Verkehrs und sexuell normaler Gefühle hindere nicht das Vorkommen perverser Gefühle bei ein und derselben Person. Normaler und perverser Trieb kämen überaus häufig bei demselben Individuum vor, häufiger als man glaube.

Es gäbe Männer, die heute zu Männern, morgen zu Frauen sexuelle Neigung hätten, ebenso Frauen, die Wochen hindurch ihren Ehemann leidenschaftlich liebten, dann aber ein homosexuelles Verhältnis eingingen.

Bei der Beurteilung der Perversion käme es für den Psychiater nicht darauf an, ob die Homosexualität als angeborene oder erworbene Eigenschaft sich darstelle.

In Betracht komme lediglich der Geisteszustand, wie er im Augenblick der Handlung bestehe.

Eine sexuelle Perversion müsse als krankhafte Störung der Geistestätigkeit insbesondere auch dann angesehen werden, wenn sie, was für manche Fälle angenommen werden könne, durch äußere Momente herbeigeführt würde.

Allerdings sei es oft schwer, die durch ungünstige äußere Verhältnisse erworbene Perversion von der sexuellen Handlung ohne Perversion zu unterscheiden, so z. B. bei den infolge dauernden Beisammenseins von Personen gleichen Geschlechtes in Kasernen, Gefängnissen usw. vorkommenden homosexuellen Akten. In vielen Fällen sei bei derartigen Handlungen zweifellos ein homosexuelles Empfinden vorhanden, obgleich die homosexuellen Akte unterblieben, wenn die betreffenden Personen mit Personen des anderen Geschlechtes wieder zusammenkämen; in vielen Fällen handle es sich allerdings um bloße homosexuelle onanistische unter Vorstellung einer Person des anderen Geschlechtes ausgeführte Akte. Bei der Erörterung des Begriffs der Bewußtlosigkeit des § 51 St.G.B. und seiner Beziehungen zu den sexuellen Perversionen wird die Homosexualität speziell nicht erwähnt.

Der Drang, die dem entgegengesetzten Geschlecht zukommende Kleidung anzulegen, der auch ohne andere konträre sexuelle Neigungen vorkomme, sei oft als eine wahre, die Anwendung des § 51 rechtfertigende Zwangshandlung zu betrachten. Mit einigen kurzen Bemerkungen über die Beziehungen der Homosexualität zu den §§ 1565 und 1568 B.G.B. schließt der gediegene, die gewöhnlichen Moll'schen Vorzüge aufweisende Aufsatz.

Moll, Albert, Perverse Sexualempfindung, psychische Impotenz und Ehe, in „Krankheiten und Ehe". Herausgegeben von Senator und Kaminer (Verlag J. F. Lehmann, München).

Die Ausführungen Molls zeichnen sich durch die gewohnte Schärfe und Klarheit des Gedankens aus und durch die Fähigkeit, die Fragen von ihren verschiedensten Seiten zu beleuchten.

Moll hat die Fragen nach den Beziehungen zwischen Ehe und sexueller Anomalie so gut wie erschöpfend behandelt.

I. Allgemeines über den Geschlechtstrieb.

Nach Erörterungen über Kontrektations- und Detumeszenztrieb — letzterer fehle oft beim Weib, jedenfalls bestehe beim Weib oft Frigidität — berührt Moll die wichtige Frage des indifferenzierten Geschlechtstriebs.

Die Entwicklung des Geschlechtstriebs weise meist die Periode der Undifferenziertheit zur Zeit der Pubertät auf. In dieser Periode werfe es sich oft auf das erste beste Objekt; die konträren Ge-

fühle, die in dieser Periode entständen, verschwänden unter normalen Verhältnissen, wenn sich der Trieb differenziert und definitiv sich dem anderen Geschlecht zugewendet hätte. Der undifferenzierte Geschlechtstrieb könne bereits vor Beginn der körperlichen Pubertät eintreten, andererseits noch jahrelang nach ihr bestehen bleiben. Diese Undifferenziertheit könne bei Personen, die als normal und gesund zu betrachten seien, lange andauern, es gäbe Fälle, wo sie zwischen den zwanziger und dreißiger Jahren verschwände.

Moll geht dann zur Frage des Eheabschlusses der Perversen über. Er macht auf die große Verantwortung des Arztes aufmerksam, den Eheabschluß des sexuell Perversen anzuraten.

Ein solcher Fall dürfe wegen der zu befürchtenden schweren Folgen und des möglichen Unglücks nur nach eingehender Untersuchung des Perversen und Prüfung aller Verhältnisse erteilt werden. Die verschiedenartigsten Motive veranlaßten Perverse und insbesondere Homosexuelle zur Ehe, z. B. Geldrücksichten oder besonders in adligen oder dynastischen Geschlechtern die Absicht, das Erlöschen des Stammes zu verhüten, homosexuelle Frauen z. B. um nicht alte Jungfer zu werden, oder Männer, die in den Verdacht der Homosexualität geraten, um sich gewissermaßen vor der Welt zu rehabilitieren. Die Aufgabe des Arztes sei oft auch deshalb eine schwierige, weil der konsultierende Ehekandidat zwar Impotenz angäbe, aber die sexuelle Anomalie verschweige; die Erforschung der erotischen Träume sei ein geeignetes Mittel, die Richtung des Triebes zu ermitteln. Im Gegensatz zu anderen Krankheiten werde die sexuelle Anomalie meist lediglich durch die Mitteilungen des Patienten offenbar. Denn die Fälle, wo bei der Homosexualität auch konträr dem Geschlechte entwickelte körperliche Eigenschaften vorlägen, z. B. weibliche Brustentwicklung beim Manne, seien verhältnismäßig selten und noch kein Beweis für homosexuelles Empfinden. Manche aufgestellten Behauptungen, die Homosexuellen erkennten sich an dem magischen Blicke und an anderen Merkmalen, seien zu den Märchen zu rechnen. Ein Umstand dürfe von den Angehörigen junger Mädchen nicht allzusehr zugunsten des zukünftigen Schwiegersohns gedeutet werden, das „tugendhafte" Leben, denn hinter diesem verstecke sich oft ein perverser Verkehr. Eine vorherige ernste Aussprache des Schwiegervaters mit dem zukünftigen Schwiegersohn über den Geschlechtstrieb sei nicht als anstößig zu betrachten.

II. Homosexualität.

Moll stellt in den Vordergrund seine Anschauung, daß das homosexuelle Gefühl mitunter durch die Ehe zum Schwinden ge-

bracht werden könne; es spräche dies nicht gegen das Angeborensein der Homosexualität, da künstliche Abänderungen, z. B. sogar angeborener körperlicher Anlagen, möglich seien, daher auch eingeborene psychische Dispositionen durch Einflüsse im Leben modifiziert werden könnten. Moll hebt diese Beeinflussungsmöglichkeit scharf hervor und zwar deshalb, weil, wie er betont, sie besonders von denjenigen bestritten würde, welche für die Straflosigkeit und soziale Gleichberechtigung des homosexuellen Verkehrs agitierten.

Bei näherer Betrachtung gehen aber tatsächlich die Meinungen dieser letzteren und Molls wohl kaum weit auseinander. Denn es zeigt sich bei genauer Prüfung, daß die grundsätzliche Annahme Molls von dem Schwinden der Homosexualität unter bestimmten Umständen sich gar nicht auf die Fälle ausgesprochener, Homosexualität bezieht.

Auch Moll stellt den Satz auf, daß die Gewöhnung an heterosexuelle Reize es nicht vermöge, die ausgesprochene Inversion des Geschlechtstriebes eines 30jährigen Mannes durch dauerndes Zusammenleben mit einer Frau in den heterosexuellen Trieb umzuwandeln. Hauptsächlich zwei Kategorien der zu beeinflussenden Fälle hat Moll im Auge.

1. Beeinflussung in jungen Jahren, er hebt hervor die zahlreichen Fälle von leidenschaftlichen Mädchenfreundschaften mit sexuellem und natürlich homosexuellem Charakter.

So groß auch die Leidenschaft sein möge, so übermächtige Eifersuchtsszenen dabei aufträten, so könne das Zusammensein mit einem Mann das ganze Verhältnis lösen und bei den Mädchen eine heterosexuelle Neigung annehmen.

Diese Fälle sind nicht beweiskräftig. Sie würden sich durch das, für die Beeinflussung der Homosexualität gerade von Moll behauptete sogenannte Stadium des indifferenzierten Geschlechtstriebes erklären. Trotz starkem Hervortreten homosexueller Neigungen in der Pubertätszeit und bis in die zwanziger Jahre hinein, könnte es sich um eine erst nach dem Stadium der Indifferenziertheit zum Durchbruch gelangenden heterosexuellen Natur handeln. Das Schwinden der Homo-

sexualität würde in diesen Fällen dann nicht Änderung der homosexuellen Natur, sondern Durchbruch der vorhandenen heterosexuellen sein. Bei ausgesprochenem Vorhandensein homosexueller Neigungen Jugendlicher wird man aber mit dem Anraten der Ehe als Heilmittel recht vorsichtig sein müssen.

Denn gerade wenn man dieses angeblich oft vorkommende sogenannte Stadium der Undifferenziertheit annimmt, ist es regelmäßig schwer zu entscheiden, ob es sich um angeborene ausgesprochene Homosexualität handelt oder ob die Heterosexualität später durchbrechen wird. Ersterenfalls ist es aber sehr fraglich, ob noch so frühe Heirat eine Abänderung bewirken kann. Man wird deshalb am besten mit der Ehe warten, bis es sicher ist, daß keine ausgesprochene Homosexualität vorliegt.

Übrigens rät auch Moll gegen Schluß seines Aufsatzes (S. 49), wo er die lediglich als Ausfluß des indifferenzierten Geschlechtstriebs auftretenden homosexuellen Neigungen nicht als einen Grund gegen den Eheabschluß gelten läßt, in zweifelhaften Fällen mit der Erlaubniserteilung zur Ehe zu warten, bis die Selbstbeobachtung des Patienten ein langsames Schwinden der homosexuellen Empfindungen und ein kontinuierliches Hervorbrechen der normalen Triebe ergäbe, da die Unterscheidung einer psycho-sexuellen Hermaphrodisie und einer Homosexualität von der verlängerten Indifferenziertheit des Geschlechtstriebes große Schwierigkeiten machen könnte.

2. Die zweite Kategorie von Fällen sind diejenigen der psychischen Hermaphrodisie, von der übrigens der sogenannte undifferenzierte Geschlechtstrieb, wie ich glauben möchte, nur eine Unterart bildet. Mag es zutreffen, daß die Ehe mit einer zusagenden Frau die homosexuelle Seite zum Schwinden oder wohl richtiger gesagt, zum Einschlummern bringe, nämlich insbesondere dann, wenn der heterosexuelle Trieb an und für sich überwiegt, wie in den oben von mir erwähnten Fällen. In vielen Fällen wird ein Schwinden nicht zu konstatieren sein. Moll erwähnt selber den Fall eines

Mannes, der seine Frau in jeder Beziehung schätzt und mit ihr geschlechtlich verkehrt, aber durch den Anblick sympathischer Männer sexuell erregt wird.

Ob und inwieweit die homosexuelle Seite des Trieblebens beeinflußt werden kann, wird von der Stärke beider Triebe abhängen.

Mit Recht verlangt daher Moll, daß bei Erörterung der Heiratsfrage vor der Ehe der Einfluß weiblicher Reize auf das Schwinden homosexueller Neigungen möglichst zu erforschen sei. Die von manchen übermäßig empfohlene Bordelltherapie sei dagegen nicht notwendig. Die Selbstbeobachtung des Mannes im platonischen Verkehre mit dem weiblichen Geschlechte werde meistens wertvoller sein als Koitusversuche bei Prostituierten.

Am ehesten wird wohl ein Einfluß der Ehe in denjenigen Fällen zu erwarten sein, wo, wie Moll ausführt, homosexuelle Neigungen nur aufträten, wenn längere Zeit kein heterosexueller Verkehr stattgefunden habe.

Offenbar sei die Samenhäufung in diesen Fällen eine Vorbedingung für das homosexuelle Empfinden. In solchen Fällen könnten die Periode, die Schwangerschaft, das Wochenbett und Krankheit der Frau infolge Verhinderung des Geschlechtsverkehrs dem Manne gefährlich werden und das Auftauchen homosexueller Triebe begünstigen.

Die dauernde günstige Wirkung der Gewöhnung an heterosexuelle Reize werde sich da am mächtigsten zeigen, wo weder sonstige Krankheitserscheinungen, noch erbliche Belastung vorliege. Bei Männern sei auch die Frage wichtig, ob der homosexuelle Reiz durch jüngere oder ältere Individuen bewirkt werde. Von einer völligen Inversion könne man nur sprechen bei denjenigen Homosexuellen, die durch vollerwachsene Männer, also mindestens von solchen anfangs der Zwanziger ab erregt würden.

In diesen Fällen sei eine Beeinflussung weit schwieriger als da, wo Halberwachsene von 15—20 Jahren oder gar unreife Knaben sexuelle Gefühle erregten. Denn der Knabe sei den Gesichtszügen, der Zartheit, Weichheit der Haut und dem ganzen Wesen nach dem Weib ähnlicher als der erwachsene Mann. Die Erfahrung lehre, daß es eine ganze Reihe von Männern gäbe, die zwar im allgemeinen durch das erwachsene Weib sexuelle Erregung fänden, aber gelegentlich einmal, fast periodisch, auch durch unreife Knaben erregt würden. Derartige Männer würden

eher durch ein Weib geheilt, als diejenigen, die zu erwachsenen Männern sexuelle Neigung hätten.

Diese Deduktion von Moll scheint allerdings plausibel und mag auch zutreffen. Der Ehe eines Mannes, der zu Knaben unter 14 Jahren sexuelle Triebe verspürt, würden jedoch noch größere Bedenken als derjenigen eines völlig Invertierten entgegenstehen, wegen der auch von Moll betonten enormen sozialen und forensischen Gefahr und der der Frau drohenden Zerrüttung der Ehe, falls der Mann seinem Trieb nachgibt; denn die bloße sexuelle Berührung eines Knaben ist strafbar, die Strafe ist Zuchthaus — bei mildernden Umständen Gefängnis nicht unter sechs Monaten —, die Entdeckung der Tat und Anzeige weit häufiger, als bei Vergehen gegen § 175. Auch die soziale Ächtung ist heute größer bei einem Verbrechen gegen § 176[3] als bei einem Verstoß gegen § 175.

Moll hebt diese Bedenken mit Recht hervor, er betrachtet aber andererseits den Trieb zu unreifen Knaben — zwar forensisch für wichtiger, aber in medizinischer und psychologischer Hinsicht für weniger schwer. Er faßt, wenn man so sagen kann, den Trieb für unreife, mädchenhafte Knaben als weniger krankhaft, als denjenigen zu Erwachsenen auf.

Dem möchte ich nicht beistimmen.

Krankhaftigkeit des Triebes liegt meiner Ansicht nach schon vor bei Anziehung durch das Unreife, möge das gleiche oder das andere Geschlecht diese Anziehung hervorrufen.

Alle Gründe, die eine Liebe — abgesehen vom Geschlechtsakt — in sentimentaler und psychologischer Hinsicht zwischen Erwachsenen des gleichen Geschlechts ebenso begreiflich machen und rechtfertigen, wie zwischen Mann und Weib, fehlen bei den Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern, wo ein gegenseitiges Ineinanderaufgehen und eine gegenseitige geistige und sentimentale Befruchtung ausgeschlossen ist.

Auch die größere Seltenheit der Pädophilie im Ver-

gleich zur Häufigkeit der gewöhnlichen Homosexualität spricht eher mindestens für größere Krankhaftigkeit.

Wie man auch über die Beeinflussung der homosexuellen Neigungen durch die Ehe denken mag, so viel wird man wohl zugeben müssen, daß eine größere Wahrscheinlichkeit in der Regel vorhanden ist, für das Fortbestehen dieser Neigungen als für ihr Schwinden, und daß die Gefahr einer unglücklichen Ehe vorliegt, wenn ein homosexuell fühlender Teil in die Ehe tritt.

Die zahlreichen Ehen Homosexueller, die ich kenne und von denen ich gehört habe, haben allerdings in keinem einzigen Fall ein Schwinden oder nur eine Abnahme der Homosexualität zur Folge gehabt. In allen Fällen wird die homosexuelle Betätigung während der Ehe fortgesetzt.

Die großen Gefahren für das eheliche Glück, die die Homosexualität eines Gatten birgt, verschweigt auch Moll nicht.

Er erkennt an, daß die Anomalie nicht selten auf beide Teile ungünstig wirke.

Die Ehe bessere zwar in wenigen Fällen die sexuelle Perversion, nicht selten wirke sie jedoch auf beide Teile ungünstig. Die ausgesprochene Homosexualität eines Teiles schaffe unnatürliche und ungesunde Verhältnisse.

Erörterung der häufigen Fälle von Impotenz des homosexuellen Mannes infolge Horror vor der Berührung mit dem Weib und des durch künstliche Mittel — Vorstellung eines sympathischen Mannes, manuelle Friktionen, Erregung durch Alkohol — ermöglichten Beischlafs. Ein derartiger Koitus bedeute meist für den Homosexuellen nur eine Art Onanie per vaginam; er könne nicht nur ein vorübergehendes Gefühl der Schwäche zur Folge haben, sondern derartige fortgesetzten künstlichen Reizungen könnten eine schwere funktionelle Erkrankung des Nervensystems herbeiführen. Auch für das Nervensystem der Frau könnten die Anstrengungen des Mannes bei einem solchen erzwungenen Koitus, indem sie eine Reizung ohne Befriedigung der Frau bewirkten, sehr schädlich werden. Besonders groß sei die Gefahr der Impotenz gegenüber einer Virgo wegen des für die Defloration erforderlichen hohen Grades der Erection. Die Furcht vor der Brautnacht versetze deshalb auch manche Homosexuelle in die größte

Seelenangst; mancher für die nächste Umgebung rätselhafte Selbstmord sei zweifellos, wie ihm selbst in einigen Fällen bekannt, auf dieses Angstgefühl zurückzuführen.

In einigen Fällen sei die Begattungsmöglichkeit des Homosexuellen erst eingetreten, nachdem eine künstliche Durchtrennung des Hymens durch den Arzt stattgefunden habe.

Nicht nur die Potenz, sondern ihre Stärke sei zu berücksichtigen. Wenn anzunehmen sei, daß der Homosexuelle nur mit größter Mühe alle paar Wochen zu einem Beischlafe fähig sei, müsse von der Ehe abgeraten werden.

Obgleich die Gewöhnung in jüngeren Jahren und bei leichten Fällen eine große Rolle spiele, so gehe das doch nicht so weit, daß die ausgesprochene Inversion eines 30jährigen Mannes durch dauerndes Zusammenleben mit einer Frau in den heterosexuellen Trieb umgewandelt werde. Die Homosexualität des Weibes spiele zwar eine geringere Rolle als die des Mannes, bei der Frage nach dem Geschlechtsverkehr zwischen beiden, wegen ihres passiven Verhalten beim Koitus. Der Widerwille der Frau vor dem normalen Verkehr könne aber so groß sein, daß er zur Verweigerung des Koitus führe.

Er wisse von einer homosexuellen Frau, die sich monatelang in Behandlung eines Frauenarztes begeben und ihm allerlei Beschwerden an den Genitalien vorgelogen habe, nur um einen plausiblen Grund für die Verweigerung des Beischlafs zu erhalten. Die Homosexualität bewirke nicht nur infolge Ekelgefühls bei dem Beischlaf, sondern auch infolge Mangels seelischer Neigung eine allerlei Konflikte erzeugende Disharmonie.

Dazu komme, daß die Homosexualität die meisten Menschen abstoße, auf den andern Ehegatten vielleicht ebenso ekelhaft und abstoßend wirke, wie ein widerlicher Hautausschlag.

Vom Standpunkt der Ethik sei die Frage zu erwägen, ob man dem andern Teil die Ehe mit einem solchen Individuum zumuten dürfe, dessen Leib- und Seelen-Zwittertum schon wegen der Disharmonie ästhetisch abstoße, namentlich da die Homosexualität für Frau und Kinder verhängnisvoll werden könne.

Es bestehe weiter die Gefahr eines ehebrecherischen homosexuellen Verkehrs; besondere Störungen der Ehe hätte es meist zur Folge, wenn der homosexuelle Teil eine wahre Liebe zu einem dritten Individuum fasse. Er kenne eine ganze Reihe von Ehescheidungen, die lediglich im homosexuellen Verkehr des Mannes oder der Frau ihre Ursache gehabt hätten. Es könnten auch Störungen der Ehe eintreten, ohne daß es zum geschlechtlichen homosexuellen Verkehr komme, so namentlich bei anästhetischen

Frauen, denen der Detumeszenztrieb fehle, die aber ihrem Drang, mit der geliebten Frau beisammen zu sein, alles, Mann, Kind, Häuslichkeit opferten.

Besonders ungeeignet zur Ehe seien der effeminierte Homosexuelle und die Virago, bei denen aus ihren, dem entgegengesetzten Geschlecht zukommenden Eigenschaften und ihrem ganzen Benehmen fortgesetzte Konflikte entständen. Auch die Individuen, die zwar heterosexuell seien, aber abgesehen von dem Geschlechtsempfinden sich dem andern Geschlecht zugehörig fühlten, seien im allgemeinen zur Ehe ungeeignet, weil sie Eigenschaften vermissen ließen, die für ihre Stellung als Ehemann oder Ehefrau notwendig seien.

Endlich bestünden in den Fällen des (körperlichen) Pseudohermaphroditismus gewichtige Bedenken gegen die Ehe.

Nach der Homosexualität erörtert Moll die verschiedenen Perversionen und ihre Wichtigkeit für die Ehe, die psychische Impotenz und die Bedeutung der Prognose und Therapie.

Als therapeutisches Mittel empfiehlt er — insbesondere auch bei der Homosexualität — psychische Selbstdisziplin und Ablenkung der Gedanken vom sexuellen Gebiet.

Er erkennt jedoch an, daß zwar eine Abschwächung der homosexuellen Empfindungen auch in späterem Alter durch absolute Vermeidung der willkürlichen Erzeugung sexueller Vorstellungen herbeizuführen sei, daß aber eine vollständige Umwandlung der ausgesprochenen Perversion unter dem Einflusse der Selbstdisziplin nur in jüngeren Jahren möglich sei.

Endlich widmet er einen Abschnitt der Frage nach der Berücksichtigung der Nachkommenschaft bei dem Eheabschluß.

Er gibt zu, daß manche Homosexuelle nicht zu den Degenerierten zu zählen seien (wobei er auf die Homosexualität gewisser Geisteshelden bei den Griechen und bei den Naturvölkern hinweist). Deshalb stemple auch nicht die sexuelle Anomalie allein den Betreffenden zum erblich Belasteten, der seine Nachkommenschaft gefährde. Eine Vererbung der Anomalie vom Vater auf den Sohn sei nicht erwiesen und nach dem bisherigen Material wenig wahrscheinlich.

Auch theoretische Erwägungen sprächen nicht für die Vererbung. Es könnte ebensogut der Trieb des Vaters zum Manne auf die Tochter sich vererben.

Moll sieht zwar die sexuelle Anomalie nicht bedingungslos als etwas erblich Belastendes an, aber nach ihm gäbe sie doch

Anlaß zu dem Verdacht anderer krankhafter Symptome und erblicher Belastung, die tatsächlich oft vorhanden seien.

Je mehr Zeichen erblicher Belastung beständen, um so mehr sei die Ehe zu verbieten.

Zum Schluß weist Moll auf die Schwierigkeiten des ärztlichen Rates beim Eheabschluß sexuell Perverser hin und auf die verschiedenen, gegeneinander abzuwägenden Momente. Er ist der Ansicht, daß es gar nicht Aufgabe des Arztes sei, in allen Fällen einen positiven Rat zu geben, daß der Arzt vielmehr die Entscheidung oft den Beteiligten überlassen könnte und nur seine eigenen, ihm auf Grund seiner Erfahrungen gekommenen Bedenken äußern müsse.

Möge man in dem letzteren Punkt im allgemeinen auch Moll beistimmen, so wird man anderseits gerade bei Ehen Homosexueller sehr oft ein positives Verbot verlangen müssen, nämlich jedenfalls dann, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der Homosexuelle auch nach der Ehe homosexuell verkehren wird und namentlich, wenn der Arzt von vornherein eine solche Absicht beim Homosexuellen vermutet.

Eine Frage hat Moll in seinem sonst so vollständigen Aufsatz nicht berührt, die ich unbedingt bejahen würde, nämlich die, ob nicht in dem Falle der Wahrscheinlichkeit von dem Fortbestehen der Anomalie, der Arzt Aufklärung der zukünftigen Ehefrau oder wenigstens deren Angehörigen über die Sachlage verlangen und im Falle der Weigerung seitens des Anormalen die Ehe unbedingt verbieten müsse.

(Zu vergl. auch **Forel**, Die sexuelle Frage, der dem Homosexuellen die Ehe strengstens verbieten und sogar im Fall der Nichtbeachtung des Verbots dem Arzt die Pflicht auferlegen will, Anzeige an die Braut zu erstatten — Forel S. 431.)

Moll, Albert, Sexuelle Zwischenstufen. In der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung Nr. 24 vom 15. Dezember 1904.

Nach Erörterungen über die Unterschiede der physischen und psychischen Geschlechtsmerkmale zwischen Mann und Frau und über die verschiedenen Mischungen dieser Geschlechtscharaktere, die sexuellen Zwischenstufen, bespricht Moll das Jahrbuch V

allgemeinen durchaus günstig.

An dem „Urnischen Menschen" von Dr. Hirschfeld hat er einiges auszusetzen; so bestreitet er, daß aus konträren Geschlechtscharaktern bei Kindern Schlüsse auf Homosexualität zu ziehen seien, ferner wirft er Dr. Hirschfeld ungerechtfertigte Lobeshymnen auf den Homosexuellen vor.

Ich kann nicht finden, daß Dr. Hirschfeld einen Panegyrikus dem Homosexuellen gewidmet hat. Er hat zwar eine Anzahl guter und angeblich charakteristischer Eigenschaften der Homosexuellen neben Schwächen und Fehlern, die er nicht verschweigt, behauptet.

Man kann hinsichtlich der einen oder andern dieser Eigenschaften geteilter Meinung sein, wozu gerade Moll bei seiner großen Erfahrung durchaus berechtigt ist, aber man kann nicht sagen, daß Hirschfeld, dem gleichfalls eine unbestrittene Erfahrung und Sachkunde zur Seite steht, einseitig den Homosexuellen beschönigt hat.

Übrigens erkennt auch Moll an, daß Hirschfelds Arbeit von keinem, der sich mit der homosexuellen Frage beschäftigt, ignoriert werden darf.

Näcke, Dr. P., Ein Besuch bei den Homosexuellen in Berlin. Mit Bemerkungen über Homosexualität. Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. XV. Heft 1 u. 2.

Näcke berichtet über seine Beobachtungen, die er im Oktober 1903 unter Führung von Dr. Hirschfeld in den Berliner homosexuellen Kreisen gemacht.

Er habe der Monatsversammlung des Komitees beigewohnt, auf der ein früherer katholischer Geistlicher einen gelehrten und geistreichen Vortrag: „Über das Verhältnis von Christentum zum Urningtum" gehalten.

Nach diesem Geistlichen seien gerade unter den Priestern viele Homosexuelle, weil ihr Wesen und Charakter, sowie das wegen des Horror feminae willkommene Cölibat sie zu dem Priesterberuf hinzöge.

Aus diesen Gründen, sagt Näcke, sei auch das häufige Vorkommen der Inversion in Klöstern wahrscheinlich.

In der Versammlung seien auch homosexuelle Frauen gewesen, sowie ein homosexuelles Ehepaar, das versichert habe, in glücklicher und kameradschaftlicher Ehe zu leben.

Unter Führung Dr. Hirschfelds habe er den homosexuellen Privatzirkel eines Adeligen, dann verschiedene homosexuelle Wirtschaften besucht. Die eine sei zur Hälfte mit Soldaten überfüllt gewesen, von denen die meisten gern Nebenverdienste suchten. In den drei anderen gleichfalls überfüllten Wirtschaften habe er nur Homosexuelle aus dem Arbeiter- und niederen Kaufmannsstande gesehen. In zwei Lokalen hätten sich verschiedene Paare leidenschaftlich dem Tanzvergnügen hingegeben.

In wenigen Stunden habe er an zwei Abenden mehrere Hunderte von Homosexuellen gesehen, sich mit vielen näher unterhalten und seine Erfahrungen bereichert. Er habe durchaus nicht das Gefühl des Ekels empfunden, denn bis auf eine Kußszene in der einen Wirtschaft zwischen zwei Männern, die sich minutenlang geküßt und umhalst, habe er nichts Ekelerregendes gesehen, er müsse vielmehr betonen, daß in allen Lokalen, auch den niedrigsten, die Anwesenden sich durchaus ruhig und anständig verhalten hätten. Er habe keine Zoten oder Anzüglichkeiten gehört, keine Betrunkenen gesehen. Die Arbeiter und Soldaten hätten sich durchaus gemessen verhalten. Wie anders sei dagegen das gemeine Gebaren, welches in niederen Wirtschaften mit weiblicher Bedienung alltäglich zu sehen sei. Selbst dort, wo ihm einige männliche Prostituierte in Zivil gezeigt worden seien — blasse Jünglinge mit bemalten Wangen, die ruhig dem Tanze zugesehen — habe er nichts Obskönes bemerkt. Die Homosexuellen seien hier sicher besser aufgehoben, als in den gemeinen heterosexuellen Kellnerinnenwirtschaften.

Sodann sei ihm die geringe Zahl alter Männer aufgefallen, ein Beweis, daß die Ansicht, Wüstlinge hausten da, eine Mär sei. Bei dem Gespräch und dem Ausfragen habe man bald gemerkt, daß es lauter echte, eingeborene Homosexuelle gewesen, keine Verführten. Durch Verführung dürfte wohl auch kaum je ein Hetero- zum Homosexuellen werden, Mitleid habe ihn ergriffen bei der Erzählung ihrer Lebens- und Leidensgeschichten. Sei man einmal zur Überzeugung gelangt, daß es von Natur neben der gewöhnlichen Liebe noch eine andere, die gleichgeschlechtliche gäbe, ja daß diese sogar anscheinend eine normale Varietät darstelle, so müsse man auch die Konsequenz ziehen, den Invertierten ihre Art von geschlechtlicher Befriedigung zu gestatten, und dürfe nur fordern, daß sie auch die den Heterosexuellen gezogenen ge-

setzlichen Schranken respektierten. Von ihnen aber Abstinenz zu verlangen, die man den Heterosexuellen nicht zumute, sei einfach Ungerechtigeit.

Staunen hätte ihn ergriffen beim Anblick dieser Hunderte von Invertierten! Und diese habe er doch nur an fünf Orten gesehen, von denen vier nicht weit voneinander in einer sehr fashionablen Gegend gelegen seien.

Die besseren und hochgestellten Homosexuellen, wie er sie zum Teil in der Versammlung des Komitees gesehen, besuchten die niederen Lokale so gut wie nie. Sie hätten Privatzirkel und für geschlechtliche Befriedigung gebe es, wenn man keinen festen Freund habe, einige diskrete Bordelle mit jungen Männern. Was die Zahl der Homosexuellen anlange, so würden, gehe man von der auf Grund reichhaltigen Materials von Dr. Hirschfeld erhaltenen Schätzung von mindestens 1—2 % aus, in Berlin allein 20—40000 Homosexuelle existieren. Man sehe demnach, daß diese Zahlen keine Quantités négligeables seien, und man könne es den Urningen nicht verdenken, wenn sie nach Anerkennung und Beseitigung des total überflüssigen und sogar schädlichen § 175 rängen. Folgen Mitteilungen über Angaben betreffend die Häufigkeit der Homosexualität in den einzelnen Berufen. Merkwürdig sei das öftere Vorkommen der tardiven Fälle oder solcher wenigstens, die spät ihres eigentlichen sexuellen Fühlens sich bewußt würden. Es sei für Homosexuelle nur wünschenswert, daß sie baldmöglichst über ihre wahre Natur aufgeklärt würden, damit sie ihr Leben darnach einrichteten und vor allem nicht heirateten, was meist unglücklich ablaufe. Deshalb seien wissenschaftliche Schriften über Inversion nur willkommen zu heißen. Dr. Hirschfeld, an den sich täglich mehrere Homosexuelle um Rat und Aufklärung wendeten, habe gewiß viele vor Selbstmord, Schande und Ruin gerettet. Viele merkten früh ihre Inversion, hielten sie aber für sündhaft, kämpften lange mit sich, dächten wohl gar an Selbstmord, bis der Zufall ihnen einen Menschenfreund wie Dr. Hirschfeld zuführe und sie förmlich erlöse.

Bei der Frage nach Entstehung der Inversion sei wohl vom indifferenzierten Geschlechtsgefühl auszugehen, das bei jedem Menschen einmal kürzere oder längere Zeit hindurch bestanden habe. Jedenfalls ein angeborener Fehler lasse dann die Wagschale nach der homosexuellen Seite hin sinken. Der Unterschied zwischen Homo- und Heterosexualität sei übrigens kein so großer, wie er anfangs erscheine. Die Homosexualität könne sogar als eine Art rudimentäre Heterosexualität aufgefaßt werden, sie bilde

in diesem Falle eine Entwicklungsstörung, eine — allerdings nicht ohne weiteres — anderen Mißbildungen an die Seite zu stellende Mißbildung.

Nach Dr. Hirschfeld bestehe sehr selten Homosexualität in der Aszendenz, dagegen relativ häufig bei Geschwistern und Vettern. Dies habe er — Näcke — bei verschiedenen ihm vorvorgestellten Homosexuellen bestätigt gefunden. Der Grund dafür müsse also im Vater, in der Mutter oder in beiden bei der Zeugung liegen. Es wäre daher künftig genau darnach zu forschen, wie der Zustand der Eltern zur Zeit der Zeugung des Kindes gewesen.

Der jeweilige Zustand des einen oder des andern der Eltern könnte den Keimstoff so beeinflußt haben, daß Homosexualität entstehe.

Das Aussehen der Homosexuellen sei eigentlich — bei flüchtiger Betrachtung — absolut nicht anders gewesen, als das von Normalen. Er habe den Eindruck gewonnen, daß deutlich Effeminierte nur in sehr großer Minderzahl unter den Homosexuellen seien. Bei der Charakterisierung gewisser Eigenschaften als männlich oder weiblich spiele überhaupt die Subjektivität eine große Rolle. Er habe nur 2—3 weibliche Gesichter gefunden, so das des Adeligen, sowie eines jungen Friseurs (dessen Bildnis Näcke wiedergibt). Bei beiden seien es aber im Grunde mehr die weiblichen Allüren gewesen, die den weiblichen Typus ausgemacht. Ähnliches gelte bei einer 25jähr. homosexuellen Journalistin (deren Photographie Näcke beilegt). Trotz ihrer markanten Züge sei die Ähnlichkeit mit einem Manne nur scheinbar. Auch hier würden mehr die männlichen Allüren, das kurze Haar, die Bartstippen, die männlichen Bewegungen des Augapfels usw. bestechen.

Äußere Entartungszeichen habe er, soweit dies ohne ärztliche Untersuchung festzustellen sei, nicht mehr als bei den Normalen gefunden, ebensowenig neurotische Symptome am Gesicht oder dem übrigen Körper oder Auffallendes im Gespräch. Es lasse sich wohl soviel sagen, daß unter den Hunderten, die er gesehen, auch wahrscheinlich ein ziemlicher Teil völlig normal im gewöhnlichen Sinne gewesen, so daß er sehr geneigt sei, die Homosexualität als eine normale, seltenere Variation des Geschlechtstriebes anzusehen, höchstens als Anomalie, leichte Mißbildung, nicht aber als Krankheit, auch nicht als hinreichendes Stigma, höchstens als leichtes. Nur bei Vorhandensein weiterer Stigmen könne von wirklicher Entartung, meist aber nur einer leichteren, gesprochen werden.

Deutliche Effemination, auch beim Fehlen weiterer Entartungszeichen, sei allerdings für eine größere Störung zu halten

als die gewöhnlichen Fälle von Inversion, wo jene fehle. Ein eigentlich deutlich degeneriertes Gesicht habe er nicht gesehen.

Dagegen sei ihm bei jungen Leuten einige Male aufgefallen, ein relativ langes oder nach vorn schräges Kinn, oder Prognathie, d. h. eine Kieferstellung, bei der die untere Zahnreihe statt hinter der oberen zu stehen, davor oder gerade darauf stehe.

Dies könne man auch in dem Bild eines urnischen Fürsten sehen. Anlangend die Therapeutik der Homosexualität, insbesondere durch Suggestion, so verhält sich auch Näcke, ebenso wie die meisten Homosexuellen, dagegen skeptisch.

Alles in allem genommen, betont Näcke, habe er die Überzeugung gewonnen, daß es sich bei den Homosexuellen um keine die Gesellschaft schädigende Elemente handle, im Gegenteil, daß, wenn diese vielen, infolge ihrer unrichtigen Beurteilung niedergetretenen und gescheiterten Existenzen der Gesellschaft erhalten blieben, dies nicht nur für die Urninge selbst, sondern auch für die Gesamtheit ein entschiedener Vorteil wäre.

In einem Nachtrag teilt Näcke noch die Schätzung der oben erwähnten urnischen Journalistin über die Häufigkeit des Vorkommens der weiblichen Homosexualität in den verschiedensten Kreisen mit, darnach wären homosexuell von den Frauen in künstlerischen und wissenschaftlichen Berufen 40 %, Feldarbeiterinnen 10 %, Fabrikarbeiterinnen 5 %, Lehrerinnen 1 %, Dienstboten 10 %, Prostituierte 5 %.

Zum Schluß bemerkt Näcke gegen Rüdin, daß dieser (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie: „zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozesse der Rasse“[1]) mit ziemlichem Applomb die alte Behauptung wieder aufgewärmt habe, daß die meisten Homosexuellen „stets krankhafte Symptome und Defekte“ darböten, und zwar weil die meisten Psychiater dies sagten. Von den letzteren seien es aber nur sehr wenige, die von Inversion etwas wüßten. Was dem Psychiater, Neurologen, Gerichtsarzt von Homosexuellen unter die Hände komme, sei freilich meist abnorm, doch sei dies nicht ohne weiteres zu verallgemeinern. Jene seien daher in Sachen der Homosexualität mehr oder weniger inkompetent, da sie die Tausende von freilebenden Urningen nicht kennten. Zu wünschen wäre allerdings, daß an großem Material hier, und zwar immer im Vergleich mit Heterosexuellen gleicher Volksschicht und Rasse, genaue Untersuchungen, körperliche und psychische vorgenommen würden, um die Frage der

[1] Vgl. unten S. 768.

Normalität oder Krankhaftigkeit der Mehrzahl der Urninge zu lösen. Bloße Redensarten oder sittliche Entrüstung helfe hier nichts. Bis jetzt hätten eigentlich nur Hirschfeld und Moll den Homosexuellen innerhalb seines speziellen Milieus und so, wie er in der Wirklichkeit liebe und lebe, beobachtet.

Ein sehr großes Verdienst Näckes bedeutet es, daß er als erster Psychiater von dem Angebot Hirschfelds, in die ihm bekannten homosexuellen Kreise eingeführt zu werden, Gebrauch gemacht und die Gelegenheit ergriffen hat, zahlreiches lebendiges Material kennen zu lernen. Diese Bekanntschaft hat, wie die Bemerkungen Näckes beweisen, ihm die Unrichtigkeit der landläufigen Vorurteile gegen die Homosexuellen bestätigt. Als besonders erfreulich muß die Feststellung Näckes hervorgehoben werden, daß die sittliche Atmosphäre auch in den niedrigsten Urningskneipen bedeutend besser sei als in den gemeinen heterosexuellen Wirtschaften mit weiblicher Bedienung.

Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel Näckes noch zahlreiche Nachahmer finde, damit die auf Grund der grauen Theorien ausgeheckten falschen Ansichten durch das Studium der Wirklichkeit eine heilsame Umwandlung erfahren. Wenn die Gegner der Bestrebungen des Komitees diesem Beispiele nicht folgen, so müßte man fast glauben, sie fürchteten, durch die Kenntnis der lebenden Homosexuellen von ihren Vorurteilen befreit zu werden.

Fast allen Bemerkungen Näckes kann ich beistimmen, nur möchte ich das Vorkommen von weibischem Wesen bei Homosexuellen in Sprache, Bewegungen, Neigungen usw. doch als verbreiteter bezeichnen.

Die relative Häufigkeit der Homosexualität bei Geschwistern kann auch ich bestätigen. Ich habe hierauf schon in Jahrbuch IV gelegentlich meiner Widerlegung des Wachenfeldschen Buches hingewiesen. Ich kenne einige homosexuelle Brüderpaare, ferner einen homosexuellen Onkel und homosexuellen Neffen. Als zweifellos homo-

sexuell sind auch zwei dem allerhöchsten Adel eines kleinen Bundesstaates angehörigen Brüder bekannt.

Näcke, Dr. P., Die Homosexualität im Orient, im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Gross. 16. Bd. 3. u. 4. Heft. S. 353 flgd.

Der Orient sei seit alter Zeit der üppigste Boden für alle möglichen verschiedenartigen sexuellen Perversitäten gewesen. Die Ursache seien Rasse, größere libido als in kälteren Gegenden; Polygamie, Gewohnheit, Tradition, andersartige Moralsätze wirkten mit. In letzter Instanz sei es wohl der geschlechtliche „Reizhunger" gewesen, der fast die gesamte Menschheit trotz Verschiedenheiten der Rasse, des Klimas, der sozialen Zustände, zu sexuellen Extravaganzen geführt habe. Erst mit der Festigung der Einzelehe verschwänden sie mehr und mehr.

Mit den homosexuellen Handlungen, insofern keine angeborene Homosexualität, sondern Perversität vorliege, verhalte es sich wohl ähnlich.

Bei den Griechen habe es sich sicher meist um Perversität, nicht um echte angeborene Inversion gehandelt; durch Tradition, soziale Verhältnisse, Verachtung der Frau, gymnastische Spiele sei die Homosexualität bei den alten Griechen geheiligt worden.

Wieweit angeborene Inversion bei Griechen und Römern vorhanden gewesen, sei schwer zu sagen, ebenso wie es sich hiermit im Orient und überhaupt in Asien verhalte. Nur soviel sei sicher, daß homosexuelle Praktiken dort ungemein häufig seien. Näcke teilt hierauf den Bericht eines geborenen Homosexuellen mit, der mehrere Monate in Konstantinopel zugebracht und die diesbezüglichen Verhältnisse dort untersucht habe.

Bei der Homosexualität im Orient müsse man scharf zwischen Homosexualität unter Orientalen und den von dem Europäer im Orient begangenen homosexuellen Akten unterscheiden.

Der homosexuelle Durchschnittsreisende werde nur sehr selten zu sexuellem Verkehr mit einem echten Türken kommen, denn alles von den Zuhältern angebotene Männermaterial setze sich aus Armeniern, Griechen, Tscherkessen zusammen. Bei diesen Zuhältern ständen unter den Fremden besonders Deutsche und Österreicher im Ruf der Männerliebe.

Unter den Orientalen sei die Homosexualität sehr verbreitet, eigentlich sei jeder Mann bisexuell. Es schiene, als nähme wenigstens bei gebildeten Türken die Homosexualität ungefähr eine ähnliche Stellung ein, wie im alten Griechenland. Die Beziehung

zu der Frau diene der Fortpflanzung und dem sexuellen Raffinement; der Liebe zum Jüngling läge auch etwas seeliches zugrunde, da der Mann gebildeter sei als die Frau. Erwachsene männliche Personen verkehrten kaum miteinander. Stets sei der eine jünger und 12 bis 18 Jahre scheine das beliebteste Alter zu sein. In den unteren Ständen scheine man die Prostitution der Knaben sehr zu verachten. Die tanzenden Derwische stünden nach Angabe mancher zu ihrem Prior in sexuellen Verhältnissen.

Männer, die sich sexuell nur für Personen gleichen Geschlechtes interessierten, habe er unter Orientalen im Orient nicht gefunden, dagegen später in Deutschland einmal einen ausschließlich homosexuellen Türken gekannt.

Im Anschluß an diesen Bericht bemerkt Näcke: Es scheine demnach, daß im Orient alleinige Homosexualität kaum vorkomme, dagegen überall Bisexualität, diese sei aber recht oft keine angeborene, sondern zum großen Teil eine künstliche, durch Tradition, Nachahmung usw. erzeugte. Es wäre ja sonst wunderbar, daß im alten Europa echte Invertierte relativ häufig und Bisexuelle etwa doppelt so oft vorkämen, während im Orient alles anders wäre.

Vielmehr sei wohl nur ein Teil der Bisexuellen dort als echt homosexuell zu betrachten und der allein Homosexuelle würde seltener zutage treten (wahrscheinlich aber ebenso häufig sein, als anderswo) und so fälschlicherweise als Bisexueller gelten, weil der Orientale meist spät heirate, Ledige dort jedenfalls seltener seien als bei uns, da außerdem durch den Islam selbst der Koitus direkt vorgeschrieben sei und sich auch die gläubigen Homosexuellen dem fügen müßten.

Die Vermutung Näckes, daß ein Teil der in der Türkei mit beiden Geschlechtern verkehrenden Männer echte Homosexuelle seien, wird wohl sicherlich zutreffen.

Die Angabe von Näckes Gewährsmann, jeder Orientale sei eigentlich bisexuell, beweist nicht mehr als die Behauptungen von Friedländer und Bab: jeder Mensch sei bisexuell. Soviel wird richtig sein, daß das wollüstigere, sexuell leichter erregbare Temperament der Orientalen diese leichter als die Mittel- und Nordeuropäer auch zu homosexuellen Surrogathandlungen führt. Trotzdem bin ich nicht davon überzeugt, daß im Orient, wie Näcke und sein Gewährsmann meinen, der gleich-

geschlechtliche Verkehr bei weitem mehr verbreitet sei, als im Occident.

Ich frage mich, ob es sich nicht um eine jener allgemein wiederholten, immer wieder ohne genaue Prüfung von Mund zu Mund, von Schrift zu Schrift gehende Behauptungen handelt, die sich aber bei näherer Untersuchung nicht bewahrheiten.

Stutzig macht mich insbesondere die nicht nur aus den Mitteilungen von Näckes Gewährsmann sich ergebende, sondern auch von verschiedenen mir bekannten Homosexuellen, die den Orient bereist haben, bestätigte Tatsache, daß der Homosexuelle z. B. in Konstantinopel viel schwerer Gelegenheit zu gleichgeschlechtlichem Verkehr findet, als in Deutschland, Italien oder Rußland.

Sollte nicht lediglich der Anschein einer größeren Verbreitung bestehen, weil infolge des Umstandes, daß im Orient der gleichgeschlechtliche Verkehr nicht als etwas Fluchwürdiges und Ungewöhnliches gilt, homosexuelle Gefühle und Handlungen offener hervortreten und weniger geheim gehalten werden.

Obgleich z. B. in Deutschland nur eine im Verhältnis zu den Heterosexuellen kleine Minderzahl Homosexueller existiert, würde doch diese Zahl als eine sehr große erscheinen, wenn alle die immerhin nach Tausenden zählenden Homosexuellen, die sich betätigen, bekannt würden.

Tatsächlich staunen auch jetzt schon die Heterosexuellen, welche die Homosexualität in Wirklichkeit kennen lernen, über die große Verbreitung der Homosexualität, ja manche lassen sich durch den ungewohnten Einblick in eine ihnen bisher verschlossene Welt zu dem Glauben verleiten (wie z. B. ein mir bekannter Strafrechtslehrer), daß die Homosexualität in Deutschland in den letzten Jahren immer mehr um sich gegriffen habe, und verwechseln das in den letzten Jahren größere Hervortreten und Bekanntwerden der seit jeher

bestehenden, aber früher mehr verborgenen homosexuellen Verhältnisse mit einem Umsichgreifen der Homosexualität, während es sich tatsächlich nur um ein Umsichgreifen der Kenntnis und Erkenntnis handelt.

Ähnlich wie im Orient wird es auch wohl im alten Griechenland gewesen sein. Jedenfalls scheint es mir undenkbar, daß bei den Griechen der gleichgeschlechtliche Verkehr, wie Näcke meint, meist Perversität bedeutet habe. Da heute doch meist angeborene Inversion vorliegt, begreife ich nicht, weshalb es bei den Griechen anders gewesen sein soll.

Näcke, Dr. Paul, Der Kuß Homosexueller, im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Gross. Bd. 17, Heft 1 u. 2. Ausgegeben am 3. Nov. 1904, Kleine Mitteilungen, S. 177, Nr. 10.

Näcke teilt das Schreiben eines, wie er betont, sehr vertrauenswürdigen Homosexuellen mit, der angibt, der Zungenkuß sei speziell bei den Homosexuellen bevorzugt. Er habe innerhalb seiner zahlreichen homosexuellen Bekannten aus allen möglichen Völkern nur zwei gefunden, die den Zungenkuß perhorresziert hätten.

Für ihn, den Briefschreiber, gehöre der Zungenkuß zum Sexualakt sowohl als präparatorische Handlung wie als Begleiterscheinung. Als Erklärung für die Häufigkeit des Vorkommens des Zungenkusses bei den Homosexuellen gibt Briefschreiber folgende Erklärung: Da beim homosexuellen Geschlechtsakte nicht die Möglichkeit für die intensive Vereinigung vorhanden sei, wie bei Mann und Weib, wohl aber der Wunsch darnach, so fände dieser Wunsch in einem Kuß seinen Ausdruck, der nicht bloß in einer flüchtigen Berührung des Körpers bestehe. Aus demselben Grunde sei wohl die Häufigkeit des Cunilingus resp. der Fellatio bei Homosexuellen zu erklären.

Beim Zungenkuß spielten oft sadistische Momente mit (z. B. träten die Zähne oft in Aktion). Näckes Gewährsmann erwähnt dann noch den Fall eines homosexuellen Holländers, der nur dann in sexuelle Erregung gerate, wenn der Partner seine Fußsohlen mit unzähligen brennenden kleinen Küssen oder Bissen bedecke. Näcke neigt dazu, die angegebene Erklärung für die Häufigkeit des Zungenkusses bei den Homosexuellen für psychologisch richtig

zu halten. Die Vereinigung der Liebenden sei dadurch eine innigere als beim gewöhnlichen Kusse und sicher mehr dem Koitus ähnlich. Auch übten gewiss die Papillen der Zunge, die Wärme, Glätte, Feuchtigkeit einen Reiz aus, besonders auf dazu Disponierte. Auch Ansätze von Sadismus beim Zungenkuß seien begreiflich.

Nach den mir gewordenen Mitteilungen scheint tatsächlich bei vielen Homosexuellen der Zungenkuß bevorzugt zu werden. Ob aber nicht auch Heterosexuelle ihn besonders lieben?

Der interessante Fall einer Leidenschaft für den Lippen- und Zungenkuß ist mir bekannt geworden.

Er betrifft einen akademisch gebildeten, den höheren Gesellschaftsklassen angehörigen, auch schriftstellerisch bekannten, durchaus vertrauenswürdigen Mann.

Der Betreffende ist psychischer Hermaphrodit mit stark überwiegenden homosexuellen Trieben. Seine Vorliebe für den Zungen- und Lippenkuß ist derart ausgeprägt, daß sie einer fetischistischen Neigung ähnlich ist. Krafft-Ebing hat auch diesen Fall als Mundfetischismus bezeichnet. Tatsächlich handelt es sich aber nicht um einen solchen, denn der Anblick des Mundes wirkt nicht an und für sich erregend, sondern wie bei den meisten übrigen Menschen sind es neben der Gesamtgestalt hauptsächlich die Gesichtszüge einer Person, welche bei X. die geschlechtliche Anziehung bedingen.

Als Hauptmittel der sexuellen Befriedigung dient der Lippen- und Zungenkuß.

Derselbe ist conditio sine qua non für die sexuelle Befriedigung. Unter Umständen kann ejaculatio erfolgen bei inniger Umarmung und fortgesetztem Zungenkuß auch ohne Berührung und Entblößung sei es der Geschlechtsteile von X., sei es derjenigen des Partners.

Zur vollständigen dem X. adäquaten Befriedigungsart gehört allerdings neben dem Hauptmittel des Kusses introductio penis inter femora (auch bei der Frau ist

diese introductio oder die in vaginam ziemlich gleichwertig), wobei Koitusbewegungen nicht oder kaum stattfinden.

Aktive oder passive Onanie ist für X. unmöglich, weil Zungenkuß dabei ausgeschlossen, coitus inter femora oder mutuelle Onanie ist ohne gleichzeitig fortgesetzten Lippen- und Zungenkuß völlig reizlos und würde nicht zur ejaculatio oder wenigstens zu einer solchen ohne Genuß führen.

Den Reiz beim Kuß erhöht der Geschmack des Kusses und der spezifische jeweilige Geruch des Mundes des Partners; Zigarren-, Zigaretten-, Bier-, Wein- und Branntweingeruch wirken besonders sexuell aufregend.

Bei X. ist also der fortgesetzte Zungenkuß das Mittel für die sexuelle Befriedigung, wie der Koitus für den Normalen. Alle Reize, welche der Normale in dem Koitus sucht, findet X. in dem Kuß, die lokalen Reize an dem Geschlechtsteil sind für ihn selbst gleich null, wenn er auch ein möglichst enges Anschmiegen und Einklemmen seines Geschlechtsteiles in oder an denjenigen des Partners wünscht; der Zweck geht dabei aber nicht auf Erzeugung lokaler Reize an den Genitalien, sondern auf möglichst inniges Umarmen und enge Verschmelzung mit dem Partner. Den eigentlichen sexuellen Genuß liefert der Kuß.

Wie X. berichtet, hat er unter den Weibern — von denen er allerdings nur mit käuflichen Dirnen verkehrt hat — im Vergleich zu den Männern eine weit größere Anzahl getroffen, die den Zungenkuß verweigerten, trotz Bezahlung. Man könnte ungefähr sagen, von zehn weiblichen Prostituierten wollen fünf nicht küssen, von z. B. zehn Soldaten einer nicht.

Bei den Männern und insbesondere bei heterosexuellen Soldaten ist er nur selten Abneigung gegen den Zungenkuß begegnet.

Was die Nationalität anbelangt, so erstrecken sich außer Deutschland seine Erfahrungen nur auf Männer, da er auf Reisen nie mit Weibern verkehrt, weil stets Männer zur Verfügung stehen.

Am leidenschaftlichsten soll der Kuß des Franzosen sein. Sehr anschmiegend und gern küßt der Däne, der Schwede, der Russe und der deutsche Soldat.

Während X. in Deutschland und überhaupt in Mittel- und Nordeuropa sehr selten Männer getroffen, die den Zungenkuß verweigerten, kam dies in Italien manchmal vor. Dabei schienen aber bei gewissen Leuten irrtümliche Vorstellungen mitzuspielen, so z. B. weigerte ein Sizilianer den Kuß, weil er glaubte X. sei geschlechtskrank und dürfe nur auf diese Weise sich befriedigen. Aufgeklärt küßte der Sizilianer mit Inbrunst. Im allgemeinen besteht jedoch bei den Italienern eine größere Abneigung gegen den Zungenkuß als in Mittel- und Nordeuropa. Im Orient gar soll der Lippenkuß fast stets verweigert werden.

Ein junger Tunesier, der sich in der Pariser Weltausstellung X. anbot, und ihn ganz unverblümt gegen 10 Franken zur onanie per os aufforderte, verzichtete jedoch lieber auf das Goldstück, als daß er sich zu der von X. verlangten Befriedigungsart, dem Zungenkuß bereit erklärte.

Raffalovich, André, Les groupes uranistes à Paris et à Berlin, in den Archives d'anthropologie criminelle, de criminologie et de psychologie normale et pathologique. No. 132 vom 15. Dezember 1904.

Raffalovich bringt ein soziales Bild gewisser urnischer Kreise in Paris nach dem Bericht eines ihm bekannten französischen Schriftstellers und gibt dann einen Auszug aus dem Aufsatz von Näcke: „Ein Besuch bei den Homosexuellen in Berlin".

Der französische Schriftsteller erzählt, wie er durch einen Freund — einen talentvollen, allgemein als Homosexuellen bekannten jungen Mann — in die Welt der „Sodomiter" Einblick erlangt habe.

Er habe den Eindruck erhalten, als steige er in eine Hölle hinab.

Der von diesem „Laster" besessene Mann lebe in einer Welt für sich und verkehre nur noch mit seinesgleichen. Man meine fast, der Homosexuelle sei von einer anderen Rasse als der Normale. Der Franzose hebt dann die nivellierende Wirkung der Homosexualität, „dieses Lasters", wie er sie fortgesetzt nennt, hervor. Was die Wohltätigkeit nicht vermöge, die Gleichheit der Leute zu verwirklichen, bringe dieses „Laster" zustande.

Er findet dies eigentümlich und beängstigend und scheint einen Tadel aussprechen zu wollen, ohne zu ahnen, daß er der Homosexualität doch nur ein schönes Zeugnis ausstellt, wenn es ihr am besten gelingt, die Klassengegensätze zu überbrücken.

Raffalovichs Gewährsmann schildert dann eine homosexuelle Kneipe in den „Hallen" als eine wahre Lasterhöhle.

Am meisten hat den Franzosen verwundert, daß die Homosexualität gerade bei den Metzgern der Vororte, den Herkules der Jahrmärkte, den Kraftmenschen der „Halles" sehr verbreitet sei, und daß diese Männer den Mann liebten, nicht etwa den Effeminierten, den verweichlichten „petit Jésus". Er erkennt daher an, daß diese Leidenschaft nicht einer Nervenschwäche oder einer Armut des Organismus zuzuschreiben sei.

Als Grund ihrer Passion hätten ihm diese Homosexuellen ihre Abneigung gegen das Weib wegen ihres Geruches, ihres kranken Fleisches, ihrer häßlichen Gestalt angegeben. Der Franzose meint, die Stimme spiele eine große Rolle bei den Homosexuellen; gerade unter den Sängerinnen seien viele „für Frauen", bei allen Homosexuellen sei die Stimme fast gleich, sie erkennten sich an dem singenden affektierten Ton, den sie alle besäßen. Auch er habe nach wenigen Tagen die Homosexuellen an der Stimme herausgefunden.

Diese angebliche Art der Erkennung ist Unsinn, ebenso die Behauptung, daß alle Uranier die gleiche Art Stimme hätten.

Den Aufsatz von Näcke führt Raffalovich in seinen Hauptzügen an, jedoch in einem spöttelnden sarkastischen Ton, der Näckes Ausführungen in eine Art Karrikatur verrückt.

Auch Dr. Hirschfeld verfällt der ironischen Ader des Verfassers. Er nennt ihn: „Die Vorsehung der deutschen Invertierten,

Direktor ihrer Revue, Beschwichtiger ihres Gewissens, weltlicher Beichtvater".

Die Schlußfolgerungen Näckes, daß die Homosexualität eine normale Varietät, höchstens eine Anomalie, aber keine Degeneration darstelle; billigt Raffalovich, und bemerkt, daß er schon im Jahre 1896 ähnliches gesagt habe (was allerdings der Wahrheit entspricht).

Im Gegensatz zu Näcke und Hirschfeld erkennt Raffalovich den Homosexuellen nicht das Recht auf sexuelle Befriedigung zu und verlangt von ihnen völlige Enthaltsamkeit.

Er fordert, daß jeder Bürger, sei er Vater oder Gatte, Lehrer oder Schüler, Vorgesetzter oder Untergebener das Recht und die Pflicht habe, die Homosexualität zu kennen und zu bekämpfen, die soziale Rolle der Inversion, die unisexuelle Moral und die Pflichten der Homosexuellen gegen ihre Mitmenschen zu begreifen und zu lehren.

Wenn Raffalovich im Anschluß an diesen Satz betont, daß die Pubertät vor Verführung zu schützen sei, und niemand das Recht habe, die schlummernden Begierden frühzeitig zu wecken, so wird ihm jedermann beistimmen und eine Enthaltsamkeit der Homosexuellen von derartigen Verführungen der Jugend als eine ihrer ersten Pflichten verlangen. Dagegen wird man Einspruch erheben gegen die allgemeine Verdammung der homosexuellen Befriedigung, wie sie Raffalovich predigt.

Von dem streng religiösen Standpunkt Raffalovichs, der eine geschlechtliche Befriedigung nur innerhalb der Ehe gestattet, entspricht es allerdings nur der Konsequenz, wenn Raffalovich jede sexuelle Handlung den Homosexuellen verbietet; er ist übrigens auch nicht nachsichtig gegen die Heterosexuellen, hält jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau für ein Laster und schiebt dem zügellosen Verhalten der Heterosexuellen die Schuld für das Benehmen der Homosexuellen zu.

Aber auch beim Standpunkt Raffalovichs ist das völlige Verbot geschlechtlicher Befriedigung der Homosexuellen eine Ungerechtigkeit im Vergleich zu der Lage

der Heterosexuellen, da diesen die eheliche Verbindung zur Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse offensteht, während sie den Homosexuellen versagt bleibt, oder wenigstens ihrer Natur nicht adäquat ist.

Mag man nun auch von den Homosexuellen Keuschheit verlangen, so darf man doch nicht gegen denjenigen, der dieser Forderung nicht nachkommt, die Anwendung einer Gefängnisstrafe gutheißen, wie dies anscheinend Raffalovich tut.

Es ist unfaßbar, daß ein Mann, der, wie Raffalovich, das Angeborensein der Homosexualität anerkennt und die homosexuelle Handlung nicht anders beurteilt als den außerehelichen Geschlechtsverkehr der Normalen und moralisch beide Arten von Handlungen gleich wertet, nicht für die Aufhebung des § 175 eintritt und die naive Frage stellt, was die Homosexuellen nach Beseitigung des Strafgesetzes erhofften?

Darauf ist zu antworten, daß sie erhoffen, wegen der ihrer Natur entsprechenden Befriedigung nicht mehr in das Gefängnis geworfen, nicht mehr zum Selbstmord getrieben zu werden, nicht mehr Stellung und Ehre durch die gerichtliche Verfolgung zu verlieren.

Um dieses Ziel zu erreichen, werden die Homosexuellen fortfahren sich zusammenzuscharen, ihren Kampf fortsetzen und mit ihren Manifestationen nicht aufhören, möge auch Herr Raffalovich sehnsüchtig wünschen, daß die Homosexuellen „auf ihre Gruppierung verzichten“. Raffalovich könnte auch „die Traurigkeit, die ihn bei dem Gedanken an all die jungen Leute ergreift, die das Komitee einander näherbringt und zusammenschließt, und die dadurch, wie er meint, verführt und verdorben werden, besser aufsparen für die Betrachtung der vielen zerstörten Existenzen und des namenlosen Unheils, das der § 175 schon über tausende junger und alter Männer verhängt hat und fortgesetzt verhängt.

Näcke, Dr. Paul, Le Monde homosexuel de Paris hat in denselben Archives d'anthropologie criminelle de criminalogie usw. T. IV, 1905 eine Widerlegung des Aufsatzes von Raffalovich in französischer Sprache veröffentlicht und ebenso im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Gross, Bd. 18, Heft 4, S. 360 **„Höhen und Tiefen in der homosexuellen Welt“**, Raffalovich äußerst treffend widerlegt.

Näcke widerspricht der Anschauung des Gewährsmannes von Raffalovich, der mit Unrecht die als eine Höhle des Lasters und des Verbrechens geschilderte urnische Wirtschaft der „Halles“ gleichsam als typisch für die homosexuelle Pariser Welt habe hinstellen wollen.

Näcke betont, daß Ärzte und Juristen meist nur die lasterhaften oder krankhaften Elemente der Homosexuellen kennten, nicht die große Anzahl der gesunden und ehrbaren.

Er vergleicht diese Pariser Wirtschaft mit denjenigen Berlins, wo er, Näcke, stets ein durchaus dezentes Benehmen und hunderte gesitteter wohlanständiger Homosexueller aller Stände getroffen habe.

Ähnlich werde es sich wohl auch mit den Pariser Homosexuellen verhalten und die geschilderte Wirtschaft sei wohl eine Ausnahme. Näcke macht auch darauf aufmerksam, daß man nicht, wie Raffalovich und sein Gewährsmann es täten, einfach die sexuelle Betätigung der Homosexuellen als Laster brandmarken dürfe.

Lasterhaft seien nicht diejenigen Menschen, die durch ihre leidenschaftliche Natur zu mehr oder weniger häufigen homo- oder heterosexuellen Akten veranlaßt würden, sondern diejenigen, die Minderjährige verführten, öffentliche Skandale verursachten usw.

Wenn man den Heterosexuellen die geschlechtliche Befriedigung gestatte, sei es nur gerecht, das Gleiche hinsichtlich der Homosexuellen zu tun, sobald man überzeugt sei, daß es sich weder um ein Laster als solches, noch um Krankheit oder Degeneration, sondern nur um eine Variation des normalen Geschlechtstriebes, höchstens um eine — übrigens leichte, nicht notwendigerweise mit Degenierung zusammenhängende — Anomalie handle. Näcke widerlegt dann noch verschiedene Irrtümer des Gewährsmannes von Raffalovich: die falsche Ansicht als ob die Päderastie die übliche Betätigungsart der Homosexuellen bilde, als ob „die

Sodomie“ den Klang der Stimme ändere, als ob die Homosexuellen einander ohne weiteres erkennten.

Auch gegen die seitens Raffalovichs wider das Komitee gerichtete Äußerungen wendet sich Näcke.

Durch Verführung oder Suggestion könne kein Heterosexueller jemals zum Homosexuellen umgewandelt werden, selbst nicht durch die — sicherlich zu mißbilligenden — unzüchtigen Schriften.

Bei Bisexuellen oder Latentinvertierten sei aber Aufklärung geradezu nützlich, namentlich wenn sie durch wissenschaftliche oder ernste Schriften herbeigeführt werde. Der Betreffende erfahre seine wahre, ihm bisher vielleicht noch unbekannte Natur. Wie viele geängstigte Seelen, die sich auf dem Weg des Lasters und der Hölle wähnten, würden beruhigt, wenn sie sähen, daß es noch eine andere Seite der Sexualität gäbe.

Gerade das sei der Zweck des Komitees, richtigere Anschauungen über die Inversion zu verbreiten, sie wissenschaftlich zu studieren, die gequälten Seelen zu trösten und besonders gute Ratschläge im Fall der Chantage zu geben. Hirschfeld habe niemals Propaganda für die Homosexualität gemacht, sondern in seinem „Urnischen Menschen“ ausdrücklich vor Verherrlichung der Homosexualität gewarnt. Die bisherigen Erfolge des Komitees seien: zahlreiche Selbstmorde, Familienunglück, Verlust an Vermögen und Ehre verhütet zu haben.

Anstatt dieser Institution ihre Existenzberechtigung zu bestreiten, wie es Raffalovich tue, solle man vielmehr wünschen, daß ein ähnliches Komitee auch in Paris existiere.

Raffalovich irre auch, wenn er glaube, „das Komitee bringe diese jungen Leute zusammen, die verdorben würden“.

Näcke schließt dann wörtlich wie folgt:

> „Es scheint mir, daß es für die jungen Leute viel besser ist, wenn sie zusammenkommen in anständiger Gesellschaft, als wenn sie der Mehrzahl der heterosexuellen Jünglinge der Großstädte folgen. Letztere verderben sich in den gemeinen Kneipen mit Weibern, sie sind unanständig in Worten und Handlungen, was in den homosexuellen Wirtschaften nicht oder nur selten vorkommt.
>
> Die Invertierten sind in der Regel gute und fleißige Bürger, es gibt vielleicht in ihrer Reihe mehr Talente und Genies als bei den Normalen. Wir haben deshalb kein Recht, sie zu verachten, im Gegenteil, wir müssen uns bemühen, gegen sie gerecht zu sein, und versuchen, dieses seltsame Naturspiel zu ver-

stehen oder wenigstens die Homosexualität wie jedes andere soziale Phänomen zu betrachten und zu studieren, sine ira et studio. Das ist hauptsächlich der wissenschaftliche Zweck des Komitees. Zollen wir ihm die wohlverdiente Anerkennung und wünschen wir ihm Nachahmer."

Die Vermutung Näckes, daß es in Paris, wie überall, anständige und unanständige Homosexuelle gäbe, trifft durchaus zu.

Die Qualität der Homosexuellen ist in Paris durchschnittlich die gleiche wie überall.

Die weitere Vermutung, die von dem Gewährsmann Raffalovichs erwähnte, als Lasterhöhle geschilderte Kneipe sei nur eine Ausnahme, ist gleichfalls richtig. Eine derartige Wirtschaft ist mir nicht bekannt, ich habe auch niemals davon gehört. Sicher ist jedenfalls, möge auch diese Wirtschaft existieren, daß homosexuelle dauernde Wirtschaften, wie in Berlin, in Paris völlig fehlen.

Einen Zusammenschluß der Pariser Homosexuellen in dem in Berlin vorhandenen Umfang gibt es nicht.

Raymond, Dr. H. C., Physiologie et évolution de l'amour sexuel à travers les âges et les races humaines. Paris, Société parisienne d'édition 1904.

Der pompöse Titel und der Umfang des fast 400 Seiten starken Buches entsprechen nicht seinem inneren Gehalt.

Es fehlt nicht nur jede selbständige Forschung, sondern auch eine Verarbeitung des Stoffes, die den Namen einer wissenschaftlichen Entwicklungsgeschichte der Liebe rechtfertigen würde.

Erörterungen über Abstinenz und Cölibat, dann hauptsächlich über Art und Weise des Koitus, über die Anschauungen der indischen, mohammedanischen und katholischen Religion betreffend den Geschlechtsverkehr unter Anführung der verschiedenen Modalitäten des Koitus usw. füllen das Werk. Gegen Schluß sind zwei Kapitel dem gleichgeschlechtlichen Verkehr gewidmet. Verfasser führt eine Anzahl von Bruchstücken homosexuellen Inhaltes aus bekannten Werken antiker Dichter zur Charakterisierung der

homosexuellen Liebe im Altertum an, ferner eine Reihe von Notizen über die Homosexualität in Neapel, China, Madagaskar, sowie über die bekannten homosexuellen Größen, alles andern Autoren, wie Casper, Moll, Krafft-Ebing, Tarnowsky entnommen.

Die homosexuelle Neigung faßt Raymond zwar als Anomalie des Geschlechtstriebes auf, nichtsdestoweniger spricht er dann wieder von „vice honteux".

Und zum Schlusse sagt er: Diese Männer (die Homosexuellen) seien in der Mehrzahl anormale Intelligenzen, wahre Geisteskrankheitskandidaten und erblich Belastete.

Dies Kapitel endigt er dann mit den Worten:

„Aber laßt uns einen Schleier auf einen für die Ehre der Menschheit so traurigen Gegenstand werfen."

Dieser Schleier, mit dem er das homosexuelle Problem bedeckt, entbindet ihn dann auch, ernster und tiefer der Frage nachzugehen.

Das einzige Selbständige in der Erörterung der sexuellen Anomalie ist die Bezeichnung, die Raymond für sie einführen will. Er glaubt, sie seien am richtigsten als „déviations sexuelles", „Sexuelle Abweichungen" benannt.

Die Bezeichnung ist jedoch nicht besser und nicht schlechter als andere, z. B. Perversionen oder Anomalien.

Roux, Dr. Joanny, L'instinct d'amour. Paris, Baillière et fils.

Bei weitem bedeutender als das Buch von Raymond ist das Werk von Roux, wenn es auch eher für gebildete Laien als für den Fachmann geschrieben ist.

Den Homosexuellen sind nur drei Seiten (302—304) gewidmet. Verfasser nimmt als Ursache der Inversion ein dem Geschlechtsleben nicht entsprechendes, dem andern Geschlecht angehöriges sexuelles Zentrum im Gehirn an.

Ohne diesen kongenitalen Faktor könne die Anomalie wohl kaum existieren, es sei nicht wahrscheinlich, daß Gelegenheitsursachen sie allein erzeugen könnten. Die Rolle dieser Ursachen, z. B. die Verführung, könne jedoch unter Umständen Bedeutung gewinnen, nämlich bei demjenigen mit fast neutralen Anlagen, demjenigen mit schwankender Tendenz. Der auf Grund kongenitaler Anlage absolut Invertierte sei unheilbar.

Mit Recht verurteilt Roux das Bestreben mancher Ärzte, den Homosexuellen durch Heirat oder sexuellen Verkehr mit dem andern Geschlecht heilen zu wollen. Das Unglück der Invertierten würde meist nur vergrößert und Dritte in Mitleidenschaft gezogen.

Dagegen geht Roux zu weit, wenn er als unabweisbare Pflicht der Homosexuellen völlige Keuschheit verlangt. Er meint, der Invertierte, der sich seinen Neigungen hingäbe, würde nicht nur gegen die natürliche Moral verstoßen, sondern auch gegen das Wohl seiner Mitmenschen, indem er die halb Invertierten, die Disponierten, zu verführen drohe.

Dieser strenge Standpunkt verwundert gerade beim Verfasser, der sonst, soweit der Verkehr zwischen Mann und Frau in Betracht kommt, durchaus keine Anschauungen von asketischer Moral vertritt und denjenigen, denen er wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen die Zeugung von Kindern untersagt, trotzdem das Recht auf die sterile Liebe zuerkennt.

Wird man, frägt Roux, dem Neuropathen, der wehrlos seiner Leidenschaft preisgegeben ist, dem Tuberkulosen, dessen Krankheit oft die Begierde steigert, wird man allen denjenigen die Liebe verbieten wollen, die in der edlen Absicht, keine Leiden zu schaffen den Vorsatz gefaßt haben, unfruchtbar zu bleiben, aber nicht den schmerzhaften Stachel des Naturtriebes ablegen können?

Was Roux diesen wirklich Kranken nicht verwehren zu können glaubt, darf man doch auch den Homosexuellen nicht verbieten.

Übrigens sieht Roux auch beim Halbinvertierten, den er an und für sich für heilbar hält, das Ideal in der Beobachtung völliger Keuschheit wegen der Gefahr der Vererbung seiner Neigung.

Wenn dem Halbinvertierten (der wohl nichts anderes ist als entweder geborener sogenannter tardiv Homosexueller oder psychischer Hermaphrodit) der Geschlechtsverkehr mit dem Weib und die Zeugung untersagt wird, warum soll dann nicht ihm und den Vollhomosexuellen der Verkehr untereinander gestattet sein? Dadurch wird ja gerade der Halbinvertierte an der in den Augen Roux' für die Gesellschaft gefährlichen Zeugung verhindert.

Hinsichtlich der Natur des Geschlechtstriebes unterscheidet Roux in einer — wie mir scheint — nicht ganz glücklichen und etwas unklaren Weise, zwischen „faim sexuelle“ und „appetit sexuel“. Die „faim sexuelle“, der sexuelle Hunger, habe seinen Ursprung im ganzen Körper, der „appetit sexuel“, die sexuelle Begierde dagegen sei lediglich der Trieb nach sexueller Befriedigung, lediglich das Streben eines Organs nach Funktionierung und habe seinen Ursprung in den von den Genitalorganen ausgehenden Empfindungen. Der sexuelle Hunger werde nur durch die Vereinigung zweier Wesen, die sich infolge gewisser Affinitäten anzögen, befriedigt, die sexuelle Begierde dagegen durch jeden beliebigen sexuellen Verkehr.

Die Einteilung nähert sich der Unterscheidung zwischen Kontrektions- und Detumeszenztrieb, ohne sich jedoch mit ihr zu decken; die Mollschen Definitionen sind an Genauigkeit und wissenschaftlicher Verwertbarkeit bei weitem vorzuziehen.

Roux erörtert in seinem Buch die zahlreichen mit dem Geschlechtstrieb zusammenhängenden Fragen über seine Entstehung, seinen Zweck (Theorie von Schopenhauer) über das Schamgefühl, die Keuschheit, die verschiedenen Anomalien usw. Verfasser bringt meist klare, interessante und elegante Ausführungen; insbesondere verdienen die Kapitel über die psychologischen Grundlagen der Liebe und ihre Verbindung mit den verschiedensten Gefühlen Beachtung.

Viel neues wird allerdings der Fachgelehrte in dem Werk nicht finden.

Rüdin, Dr. med. E. (Berlin). **Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozeß der Rasse.** Im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, herausgegeben von Dr. Plötz. 1. Jahrg., 1. Heft, Januar 1904.

Rüdin will die Homosexualität und ihre Bedeutung im Lichte der Rassenwohlfahrt beleuchten. Er gibt die hauptsächlichsten Anschauungen Hirschfelds aus seiner Arbeit „Ursachen und Wesen des Uranismus“ wieder und sucht sie zu widerlegen.

Er behauptet, daß der Prozentsatz der mit nervösen und anderen Mängeln Behafteten, der „Enterbten“, unter den Homo-

sexuellen bedeutend größer sei, als Hirschfeld annähme. H. habe das entartete Beobachtungsmaterial eines Moll, Krafft-Ebing, sowie die in Gefängnissen befindlichen Homosexuellen nicht benützt. Die von H. gebrauchte, bloß auf persönlichen Angaben der Homosexuellen beruhende Methode genüge nicht; zuverlässiger sei die auf Angaben zahlreicher anderer Personen, auf aktenmäßige Erhebungen und längere persönliche Beobachtung gestützte Untersuchungsmethode, wie sie der Psychiater als Gutachter vor Gericht zu üben habe. Auf diese Weise erst kämen ethische Defekte, Intelligenzschwäche usw. zum Vorschein.

Die meisten Psychiater seien nun aber, wenn auch mehr auf Grund der Intensität als der Extensität ihrer Beobachtungen zu der Überzeugung gekommen, daß in der überaus großen Mehrzahl der Fälle mit Homosexualität stets krankhafte Symptome und Defekte verknüpft seien, die es rechtfertigten, bei ihnen von ausgesprochener konstitutioneller Minderwertigkeit dieser oder jener Art zu sprechen.

Die meisten Homosexuellen, die die Irren- und Nervenärzte kennen lernen, mögen allerdings degeneriert oder sonst krank sein. Dies ist aber ziemlich natürlich; denn nur kranke Homosexuelle suchen bei den Ärzten Rat, wegen anderer Symptome als wegen des bloßen konträren Triebes. Weil nun kranke Homosexuelle sich an die Ärzte wenden, kann man doch nicht sagen, daß fast alle Homosexuelle Kranke sind; man müsste doch dann zuerst alle andern Homosexuellen, die keinen Nervenarzt konsultieren und frei von sonstigen krankhaften Symptomen sind, in Vergleich ziehen, ehe man alle Homosexuellen „Entartete“ nennt, oder aber man müßte beweisen, daß die von den Nervenärzten untersuchten Homosexuellen die Mehrzahl aller existierenden Homosexuellen ausmachen, was natürlich nicht zutrifft, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß. Die Sache ist ähnlich, als wenn man alle Heterosexuellen als „Kranke“ bezeichnen wollte, weil fast alle Heterosexuellen, welche den Nervenarzt aufsuchen, nervenkrank sind.

Übrigens hat gerade der viel erfahrene Krafft-Ebing gegen Ende seiner Laufbahn, als er immer mehr Homo-

sexuelle kennen lernte, seine frühere Ansicht von der durchgängigen Krankhaftigkeit der Homosexuellen eingeschränkt und betont, daß Homosexualität sehr wohl mit geistiger Gesundheit vereinbar sein kann. (Vergl. Jahrbuch III, Kap. 7.)

Noch weniger beweiskräftig für die Frage der Krankhaftigkeit der Homosexuellen sind die Beobachtungen in den Gefängnissen; denn die Homosexuellen werden meist gar nicht auf ihren Geisteszustand untersucht; in dieser Richtung existiert überhaupt sehr wenig Beobachtungsmaterial.

Das beste und umfassendste Beobachtungsmaterial hat eben Hirschfeld kennen gelernt, da nicht bloß einige Homosexuelle wegen Nervenkrankheiten sich an ihn gewandt haben, sondern Hunderte Homosexueller wegen ihrer Anomalie.

Wenn er nun feststellt, daß unter diesen Hunderten kein besonders auffälliger Prozentsatz sonst krank ist, so wiegt diese Fesstellung diejenige der Forscher auf, die nur wenige Homosexuelle kennen lernten und nach Lage der Umstände nur Kranke kennen lernen konnten.

Die Definition Hirschfelds von „gesund“ und „krankhaft“ verwerfend, will Rüdin überhaupt den Homosexuellen nur nach dem Wert beurteilen, der ihm für Erhaltung und Höherführung der Rasse zukomme.

Auch die durch erbliche Belastung oder krankhafte degenerative Eigenschaften nicht komplizierte homosexuelle Anlage sei als solche biologisch minderwertig, weil sie in der so wichtigen Anforderung der Rassenerhaltung versage, ohne dafür durch besondere Vorzüge der Rasse einen Ersatz zu bieten. Denn die Homosexualität sei nicht mit besonderen, etwa der Heterosexualität fremden Eigenschaften verknüpft, welche der Rasse unentbehrlich oder förderlich wären.

Die behauptete Homosexualität großer Geister wie Plato, Michelangelo, Shakespeare, Friedrich des Grossen sei zum mindesten gänzlich unerwiesen, und die gesamte Beweislast in diesem Punkte falle den Homosexuellen zu. Talente wie Platen und Sappho böten kein allgemeines Interesse.

Wo besonders hervorragende Eigenschaften Homosexueller vorhanden seien, stünden sie übrigens mit anderen Ursachen als der Homosexualität in Beziehung.

Das fortgesetzte Leugnen der Homosexualität eines Friedrich des Großen, eines Michelangelo usw. um jeden Preis zeigt einmal die Befürchtungen des Gegners, ihre Ansichten über Wesen und Bedeutung der Homosexualität ändern zu müssen, wenn die Homosexualität vieler Geisteshelden an den Tag kommt, zum andern aber beweisen dieses Leugnen und diese Befürchtungen die Wichtigkeit und Notwendigkeit, immer mehr das homosexuelle Liebesleben großer Männer klarzulegen.

Die Annahme Hirschfelds, daß auf eine bestimmte Menge Knaben und Mädchen ein bestimmter Prozentsatz echt urnischer Personen geboren werde und die darauf basierende Vermutung, daß die urnische Geburt eine naturnotwendige Begleiterscheinung der normalgeschlechtlichen Bevölkerungsbewegung sei, erklärt Rüdin als bis jetzt jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrend, da die entsprechenden Zahlenbelege auf gänzlich unzuverlässigen Eindrücken beruhten.

Auch ohne genauere Zahlenbelege und sogar abgesehen von dem überraschenden Ergebnis der Hirschfeldschen statistischen Enquete dürfte das zu allen Zeiten und an allen Orten festgestellte Vorkommen der Homosexualität die Vermutung einer als naturnotwendige Begleiterscheinung der normalgeschlechtlichen Bevölkerungsbewegung zu betrachtenden Konstanz in dem Auftreten der Homosexualität sich rechtfertigen.

Friedländer, Benedict, Bemerkungen zu dem Artikel des Dr. Rüdin über die Rolle der Homosexuellen im Lebensprozeß der Rasse, im Archiv für Rassen- u. Gesellschafts-Biologie von Dr. Ploetz. 1. Jahrgang, 2. Heft, März 1904.

Friedländer will die reinen extremen Homosexuellen von den Bisexuellen trennen. Letztere seien in der Mehrzahl, nach der Enquete Hirschfelds $4\frac{1}{2}\%$, erstere nur $1\frac{1}{2}\%$. Für die Bisexuellen träfe der Haupteinwand Rüdins gegen die Homosexualität,

die Fortpflanzungsunfähigkeit oder die Fortpflanzungsunlust überhaupt nicht zu.

Wegen letzteren Umstandes scheine allerdings die Homosexualität im allgemeinen einen schweren und besonders für die Rasseerhaltung ins Gewicht fallenden Defekt darzustellen. Ein abschließendes Urteil sei jedoch noch nicht möglich.

Sollte es sich herausstellen, daß es einen einigermaßen konstanten Prozentsatz von Männern gäbe, welche also beschaffen seien, ohne daß sie im übrigen als minderwertig gelten könnten, so würde dadurch die Auffassung der Homosexualität als einer Abnormität erheblich erschüttert werden. Ja, es könnte sich geradezu fragen, ob nicht der Prozentsatz von Homosexuellen eine Art drittes Geschlecht darstellen würden, und ähnlich wie die Arbeitsbienen zu beurteilen wären. Es könne doch ein Homosexueller, der werktüchtig wäre, genau so wie die Arbeitsbiene für ihren Stock — für seine Rasse oder sein Volk, und sogar für die Volksvermehrung indirekt mehr durch seine Arbeit und die Verbesssserung der Lebensbedingungen seiner Mitmenschen leisten als durch Erzeugung einer großen Anzahl von Kindern.

Die von Dr. Rüdin angezweifelte Homosexualität der größten Geister wie Platon, Michelangelo, Shakespeare und Friedrichs des Großen sei mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, sie sei nicht unsicherer als die Platens und Sapphos. Von einer „Beweislast“ der Homosexualität dieser Männer, die den Homosexuellen „zufalle“, könne nicht die Rede sein. Die Einsichtigen unter den Homo- und Heterosexuellen sollten an die Untersuchung der Frage in jedem Falle mit völliger Vorurteilslosigkeit herantreten.

Eine völlig unparteiische Prüfung des Platonischen Gastmahles, der Sonette Shakespeares und Michelangelos, oder der charakteristischen Ode Friedrichs des Großen an Caesarion, sowie ein Vergleich dieser Bekenntnisse mit anderen sicher überlieferten Zügen aus dem Leben einiger dieser Männer könne kaum einen Zweifel übrig lassen, möge man nun persönlich angenehm oder unangenehm von der Sache berührt werden.

Für die Rassenbiologie weit wichtiger als die reine Homosexualität sei die Bisexualität wegen ihrer weitaus größeren Verbreitung und Fortpflanzungsfähigkeit der Bisexuellen; sie bilde auch ein weit schwierigeres Problem wegen des inneren Zusammenhanges mit moralischen Fragen. So frage es sich: Welches Verhalten sei für die vielen Bisexuellen vom rassenbiologischen Standpunkte das wünschenswertere: Einschränkung des Geschlechtsverkehrs mit dem Weibe, oder mit dem Manne? Reize man sie

zu dem Verkehr mit dem Weibe, so begünstige man die Vererbung einer als Minderwertigkeit oder Degenerationsstigma angesehenen Eigenschaft. Schließe man sie aber vom weiblichen Geschlechtsverkehr aus, so würde das einen nicht erwünschten, bei der Verbreitung der bisexuellen Neigung merklichen Ausfall in der Volksvermehrung bedeuten.

Die Betrachtung der verheirateten Bisexuellen lasse vollends interessante und rassenbiologisch wichtige Fragen aufkommen, so z. B. die Frage, welches Verhalten einem bisexuell veranlagten Ehemann während der Schwangerschaft seiner Ehefrau (vom rein rassenbiologischen Standpunkte aus) anzuempfehlen sei. Unter dem Gesichtspunkte der Volksvermehrung sei es während der Schwangerschaft der Ehefrau offenbar völlig gleichgültig, ob der Mann weiter mit der Frau verkehre, oder aber er sein Sperma anderweitig auf dem Wege der Pollutionen, der Automasturbation oder des homosexuellen Verkehrs verschwende.

Aus der Tatsache, daß der Mensch keine bestimmte Brunstperiode habe, in Verbindung mit der neunmonatlichen Schwangerschaftsdauer des Weibes, sowie unter Berücksichtigung des Zahlenverhältnisses der Geschlechter ergäbe sich allerdings die unumgängliche Notwendigkeit der von Rüdin so lebhaft beklagten Verschwendung männlicher Fortpflanzungszellen.

Wolle man daher von einem „Plane der Natur“ überhaupt reden, so müsse man zugeben, daß jene Verschwendung allerdings im Plane der Natur liege; denn sie sei unvermeidlich.

Die Frage über die Art dieser Verschwendung während der Schwangerschaft der Frau, die vom Standpunkte der Volksvermehrung ganz gleichgültig sei, könne nur von moralischen Gesichtspunkten aus beantwortet werden. Die bisherige Wertung des homosexuellen Verkehrs habe bisher auch gar nicht auf naturwissenschaftlichen Gründen beruht, vielmehr lediglich auf den dem asketischen Geist des älteren Christentums entsprungenen Ideen. Diese Gründe des asketischen Geistes gegen den homosexuellen Verkehr, seien allerdings unhaltbar, vielmehr nur andere, moderner Ökonomie entsprechende, maßgebend, — § 175 sei zwar auch mit Rücksicht auf die rein Homosexuellen aufzuheben, hauptsächlich aber auf Grund naturrechtlicher und ziemlich verwickelter kultureller Erwägungen.

Das von Rüdin empfohlene Schutzalter von 18 Jahren sei zu hoch. Das 16. sei das für die mitteleuropäischen Rassen am meisten angemessene.

Rüdin, Ernst, Erwiderung auf den vorstehenden Artikel Friedländers, im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie von Dr. Ploetz. 1. Jahrg., 2. Heft, März 1904.

Rüdin betont, er habe die Frage nach der Bedeutung der Bisexuellen für das Leben der Rasse gar nicht in Angriff nehmen, sondern sich unter den vielen Problemen auf das die Rolle des Homosexuellen im Rassenprozeß betreffende beschränken wollen.

Die Frage der Bisexualität sei noch gar nicht entscheidungsreif. Über ihr Wesen und die Häufigkeit ihres Vorkommens herrsche Streit. Reine Fälle von Bisexualität seien wohl selten und könnten außer Betracht bleiben. Zahlreicher seien wohl die Fälle der Homosexuellen „die auch heterosexuell verkehren könnten und der Heterosexuellen, die auch homosexuell verkehren könnten". Je mehr die Zwischenglieder den einzelnen Polen ihrem Wesen nach sich näherten, desto mehr müßten sie auch wie diese Pole selbst rassenhygienisch behandelt werden. Um Ausscheidung aller Anlagen, die besser verschwinden würden, könne es sich nicht handeln.

Eine Gefahr der Entvölkerung drohe also von dieser Seite nicht im geringsten. Diese bestehe bekanntlich nur in der heimlich so häufig geübten präventiven Praxis.

Was die reine Homosexualität anbelange, so könnten wohl manche Homosexuelle der Rasse durch besondere Eigenschaften mehr nützen als durch Kinderzeugung; daß sie es aber in einem Maße täten, das sie vor den Heterosexuellen vorteilhaft auszeichnete, sei unerwiesen. Täten sie es aber sogar in gleichem Maße, so bleibe immer noch der Fortpflanzungsausfall bestehen.

Die Beweise für die Homosexualität großer Männer hält Rüdin mindestens immer noch für schwach; die Beweise lägen meist so, daß es lediglich „Geschmackssache" sei, diese oder jene Ansicht zu teilen.

Bei den von Friedländer zitierten Geistesheroen ist die Annahme ihrer Homosexualität sicherlich keine Geschmackssache, sondern durchaus gerechtfertigt und z w i n g e n d.

Die Ausführungen Friedländers über die „Verschwendung" der Zeugungsstoffe seien mißverständlich. Eine Verschwendung der Natur im Sinne einer Überproduktion zwecks Erhaltung der Rasse sei verständig und weise.

Die Tatsache, daß die Natur eine Unmenge von Zeugungsstoffen geschaffen habe und daß sehr viel davon verloren gehe, beweise nicht, wie Friedländer annähme, daß die Natur zwecklos verfahre, sondern im Gegenteil, wie lieb ihr der Endzweck der Arterhaltung sei, da die Rasse so große Opfer an Zeugungsstoff bringe, um sich zu behaupten. Im Plane der Natur liege es daher nicht, die auf die „Verschwendung“ der Zeugungsstoffe und Fortpflanzungsunfähigkeit gerichteter Tendenzen unbekämpft zu lassen.

Für die Rassenhygiene ergäbe sich als praktische Forderungen die Unzulässigkeit der Kindererzeugung und der Heirat seitens Homosexueller wegen der Gefahr der Übertragung ihrer Anlage auf die Nachkommen und eventuell der Entziehung eines Zeugungsvollwertigen in der Person des anderen Ehegatten. Gesetzliche Maßnahmen zur Durchführung dieser Forderungen seien unnötig, bei der Abneigung der Homosexuellen gegen das andere Geschlecht. Die Ärzte sollten diese Tendenzen bestärken, niemals aber die Homosexuellen zur Heirat veranlassen. Die Abschaffung des § 175 verlangt auch Rüdin. Er sei nutzlos, grausam, das Erpressertum züchtend. Wer als Erwachsener seinen Körper einem Uranier hingeben könne und wolle, sei selbst Uranier oder sonst so beschaffen, daß an seiner Beschützung durch einen besonderen Gesetzesparagraphen die Gesellschaft kein Interesse habe. Jugendliche dagegen seien zu schützen, und zwar solle das Schutzalter des § 176³ St.G.B. von 14 Jahren mindestens auf 18 Jahre erhöht werden, so daß also unzüchtige Handlungen mit Personen unter 18 Jahren mit Zuchthaus zu bestrafen seien. —

Mit dem Schutze der Jugendlichen ist sicherlich jedermann einverstanden, deshalb braucht man aber das Schutzalter nicht so hoch festzustellen, wie Rüdin verlangt. Allermindestens müßte man einen verschiedenen Strafrahmen festsetzen je nachdem der Jugendliche 14 Jahre erreicht hat oder nicht; bei Handlungen mit Jugendlichen über 14 Jahren wäre jedenfalls von Zuchthaus abzusehen. In vielen Fällen führt sogar die Anwendung des jetzigen § 176³ zu Härten, da z. B. eine Betastung der Brüste eines Kindes, welche das Reichsgericht unter den § 176³ subsummiert, mit 1 Jahr Zuchthaus, bei mildernden Umständen mit 6 Monaten Gefängnis als Minimum geahndet

werden muß. Würde Rüdins Vorschlag Gesetz, so wären am schwersten nicht die Homosexuellen, sondern die heterosexuellen Besucher der Kneipen mit weiblicher Bedienung getroffen. — Zwar wäre es kein Unglück, wenn die schamlosen Zärtlichkeiten, die sich tagtäglich jung und alt, hoch und niedrig gegenüber den Heben dieser Freudenlokale — mögen sie 18 Jahre alt sein oder nicht — vor aller Augen und mit einer Art von selbstverständlichem Recht erlauben, verschwänden — aber 1 Jahr Zuchthaus (bzw. 6 Monate Gefängnis bei mildernden Umständen) als Ahndung einer einem 17 jährigen Mädchen gegenüber vorgenommenen unzüchtigen Geste wäre denn doch des Guten zu viel.

Sommer, Robert, Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1904. Kapitel 13: Sexuelle Delikte: speziell Perversitäten.

In diesem Kapitel aus dem bedeutsamen Werk des namhaften Psychiaters erkennt Sommer an, daß, abgesehen von den Fällen der lediglich als Ersatzmittel vorgenommenen homosexuellen Handlungen bei der Zusammendrängung vieler Personen in gemeinsamen Schlafräumen (Kasernen, Internaten usw.) eine Menschenklasse mit angeborenem homosexuellen Trieb vorhanden sei und wohl stets vorhanden gewesen sei. Hier läge eine ausgeprägte angeborene Anlage vor, die sich meist schon in der Kindheit in bestimmten Zügen äußere.

Er unterscheidet zwei Arten: passive und aktive Homosexualität.

Der passive Päderast weise einen deutlichen Typus auf. Häufig bestehe schon in der Jugend Neigung zum Anlegen weiblichen Schmuckes und Kleidung. Dazu komme eine weibisch süßliche für normale Männer widerwärtige Art der Bewegung, welche diese Individuen als dirnenhaft erscheinen lasse. Bei dem aktiven Typus fehle dieses Wesen vollständig. Er sei aus seinen Symptomen kaum erkennbar. Manchmal sei gerade ein völliges Fehlen der sogenannten femininen Eigenschaften vorhanden.

Diese Einteilung ist im allgemeinen durchaus richtig, nur kommen beide Typen nicht immer in reiner Form

vor, vielmehr begegnet man vielen Mischungen beider Typen.

Bei den weiblichen Homosexuellen unterscheidet Sommer gleichfalls zwei Typen. Der aktive, gleichsam das Gegenbild der femininen Form des männlichen Homosexuellen, zeige sich in einem maskulinen Wesen, während die passive Form anscheinend in keiner Weise äußerlich charakterisiert sei.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Sommer das Vorhandensein der bisexuellen Menschen anerkennt. Sommer huldigt der Zwischenstufentheorie: Es gäbe eine Anzahl Abarten von der Norm, bei denen entweder die psychischen Vorzüge der Bildung der Geschlechtsteile überhaupt nicht entsprächen oder in bezug auf die Geschlechtscharaktere neben dem Grundtypus gewisse Zeichen des andern Geschlechts vorhanden seien. Vollständige Zwitterbildungen an den Genitalien seien selten. Relativ häufiger sei bei homosexuellen Männern die Kleinheit des Gliedes mit Verkümmerung der Hoden und starker Entwicklung der weiblichen Sekundärmerkmale speziell der Brüste. Dem dürfe bei homosexuellen Frauen öfters eine starke Ausbildung der Clitoris und Vorhandensein männlichen Habitus entsprechen.

Mag auch relativ häufiger im Vergleich zu wahrer Zwitterbildung bei homosexuellen Männern Kleinheit des Gliedes und Hodenverkümmerung vorkommen, so bilden derartige Fälle im Verhältnis zu der großen Masse der Homosexuellen doch zweifellos nur einen verschwindend kleinen Teil.

Mit Recht warnt übrigens Sommer davor, aus dem Mangel von morphologischen Veränderungen der Genitalsphäre auf das Nichtvorhandensein angeborener sexueller Anomalie zu schließen.

Wenn Sommer aber sagt, sexuelle Perversitäten seien sicher auch ohne anatomische Merkmale vorhanden, so fragt es sich, ob nicht mindestens bei der Homosexualität stets solche bestehen — wenn auch nicht deutlich sichtbare. — Hirschfeld bestätigt wenigstens, niemals einen Homosexuellen gesehen zu haben, der nicht körperlich oder geistig sich vom Vollmanne unterschieden habe. („Der urnische Mensch“, S. 86.) Immerhin wird in vielen Fällen, und insoweit hat Sommer vollkommen

Recht, die Beurteilung so gut wie eine rein psychologisch-analytische sein müssen.

Für Sommer hat diese rein psychologische Beurteilung besondere Bedeutung, weil er auch eine Homosexualität ohne ausgeprägte Anlage annimmt, die sich durch psychische Veranlassungen besonders nach Eindrücken in der Kinderzeit auf pathologischer Basis entwickeln könne. Ferner sei die psychologische Methode wichtig in Fällen, wo bei vorher heterosexuellen Personen krankhafte Instinkte z. B. Epilepsie, psychogene Neurose und Alkoholismus anfallsartig homosexuelle Antriebe auslösten.

Anlangend die Frage der Anwendung des § 51 St.G.B. auf die Homosexuellen, bestreitet Sommer, daß die angeborene Homosexualität unter den Begriff der Geisteskrankheit zu bringen sei. Die angeborenerweise Homosexuellen seien lediglich als Abart in der menschlichen Typenentwicklung aufzufassen; nur diejenige Abnormität, d. i. Abweichung vom Typus der Art, könne als Krankheit betrachtet werden, welche eine Schädigung der Individuen darstelle oder bedinge.

Die Homosexualität könne zwar Teilerscheinung einer geistigen Krankheit sein, an und für sich bedeute sie jedoch lediglich eine Spielart im Gebiet der psychologischen Organisationen.

Sommer drückt sich dann über die sog. Krankhaftigkeit der Homosexuellen und ihre Ursachen ähnlich aus wie Friedländer.

Das Leiden der Homosexuellen entstehe lediglich durch eine Gesetzgebung, welche die Äußerung des angeborenen Triebes verbiete und diese Abart des Menschengeschlechts ächte. Nicht durch generelle Erklärung dieser Zustände als Geisteskrankheit, sondern nur durch Aufhebung der Strafbestimmungen mit den auch den Heterosexuellen auferlegten Beschränkungen könne man den anthropologischen Tatsachen gerecht werden.

Bei der Frage der Abänderung des § 175, die Sommer entschieden fordert, behauptet er, die seit längerem gegen die Beibehaltung des Paragraphen gerichteten Bestrebungen gingen zu weit, insofern sie die völlige Beseitigung einer Bestimmung über homosexuelle Handlungen verlangten.

Es sei kein Grund einzusehen, weshalb Bestimmungen über Schamverletzungen, Verführung speziell von Minderjährigen, Verkehr mit Angehörigen im homosexuellen Gebiet fehlen sollten, während sie für das allosexuelle Gebiet beständen.

Demgegenüber bemerke ich, daß doch die Petition gerade ausdrücklich am Schlusse betont, daß homosexuelle

Handlungen mit Jünglingen unter 16 Jahren oder unter Anwendung von Gewalt ausgeführt, strafbar sein sollen. Außerdem ist sogar überflüssigerweise die öffentliche Ärgerniserregung durch eine homosexuelle Handlung von der Straflosigkeit ausdrücklich ausgenommen, obgleich durch die Beseitigung des § 175 die Bestimmung des § 183 die auf alle, ob homo- oder heterosexuelle Handlungen Anwendung findet, gar nicht geändert wird.

Die Strafbarkeit des homosexuellen Inzestes ist allerdings am Schluß der Petition nicht verlangt, man hat aber an diese Handlungen wegen der Seltenheit ihres Vorkommens anscheinend gar nicht gedacht — eine Seltenheit, die jeder Strafrechtspraktiker wohl bestätigen kann. — Tatsächlich ist der Inzest zurzeit nur strafbar im Falle eines Beischlafs und letzterer setzt Personen verschiedenen Geschlechts voraus. Man mag daher im Falle der Beseitigung der Strafbarkeit des homosexuellen Verkehrs den § 173 dahin erweitern, daß die beischlafähnliche Handlung zwischen Verwandten bezw. Verschwägerten auf- und absteigender Linie gleichfalls strafbar sein sollen.

Alle diese von Sommer als strafwürdig bezeichneten Fälle haben mit der Aufhebung des § 175 nichts zu tun, gegen ihre Strafbarkeit hat auch, so viel ich sehe, noch niemand etwas eingewendet.

Den Abschnitt über die Homosexualität beschließt Sommer mit der Anführung von 5 Beispielen aus eigener Praxis: darunter 4 Männer, die infolge Vergehens gegen § 175 zu gerichtsärztlicher Untersuchung gelangten.

Beim ersten Falle ist sexuelles Motiv zweifelhaft und Geistesstörung nicht ausgeschlossen.

Fall 2: 22jähriger Student, anfallsweise auftretende homosexuelle Triebe bei Alkoholexzessen.

Fall 3: 27jähriger Schriftsetzer. Plötzliches Auftauchen homosexueller Antriebe auf Grund erblicher Belastung und nervöser Störungen. Fehlen einer Geistesstörung, aber Möglichkeit eines

pathologisch veränderten Bewußtseinszustandes im Sinne des § 51 zur Zeit der Tat, wahrscheinlich Folgezustand larvierter Epilepsie.

Fall 4: 40jähriger Kaufmann: angeborene Homosexualität.

Fall 5: 43jähriger verheirateter Beamter: angeborene Bisexualität. Voraussetzungen des § 51 nicht gegeben, aber mildernd erbliche Belastung und psychisch-nervöse Symptome. Völlige geistige und körperliche Depression. Tod während des Strafvollzugs. Später Aufhebung des Urteils auf Grund neuen, die Möglichkeit von Geisteskrankheit zur Zeit der Tat bejahenden Gutachtens.

Schrickert, Dr. W., Homosexualität und Strafrecht, in der Politisch-Anthropologischen Revue. Dezember 1894. Nr. 9.

Verfasser wendet sich gegen die Anschauung, daß die Homosexualität zur Volksabnahme führe und das Beispiel Frankreichs dies zeige.

Diese Ansicht lasse nicht auf eine tiefe Kenntnis des Bevölkerungsproblems schließen; an der geringen Vermehrung des französischen Volkes sei schwerlich die Homosexualität schuld, da in Italien, wo noch viel lauere Strafbestimmungen bestünden, die Volkszunahme eine so beträchtliche sei, daß jährlich Tausende und Abertausende das Vaterland verlassen müßten.

Schrickert billigt die Zwischenstufentheorie und hält die Homosexualität für eine natürliche Varietät des Geschlechtstriebes, also nicht für eine Entartung, sondern für eine Abart. In den künstlerischen Produkten des Geistes spiegele sich das psychische und physische Verhältnis des Geschlechtslebens wieder, hier begegne man neben ausgeprägt männlichen und weiblichen Empfindungen und Gestaltungen seltsamen Mischungen, die oft den Ausdruck höchster Schönheit darstellten. Auch den oft gegen die Homosexualität ins Feld geführten Satz „das höchste Ziel des Menschen sei seine Fortpflanzung" bezeichnet Schrickert als eine Übertreibung. Dieser Satz möge für fast alle, aber nicht für alle Menschen gelten. Im Gegenteil wäre es für die Rasse sehr nützlich, wenn eine ganze Anzahl von erblich belasteten Menschen aus den Fortpflanzungsprozessen ausgeschaltet würde. Und wenn eine nicht der Fortpflanzung dienende Sexualkraft in Willens- und Geistesenergie umgesetzt werden könne, so sei höhere geistige Kultur nur dadurch möglich, daß eine Anzahl von Menschen sich nicht der Erzeugung und Aufzucht einer Nachkommenschaft widmeten. Dafür könnte die Ehe- und Familiengeschichte der

großen Genies und Talente, von denen viele homosexuell veranlagt gewesen seien, als Beweis dienen.

Die strafrechtliche Bestimmung verwirft Schrickert hauptsächlich mit Rücksicht auf die durch den § 175 großgezogene Prostitution und das Erpressertum; die Strafbestimmung treibe die einen auf die Bahn des Verbrechens, die anderen in soziales Unglück und die edelsten unter ihnen selbst in den Tod. Diese Gesichtspunkte würden bei der praktisch-juristischen Beurteilung der Sache viel zu wenig berücksichtigt. Sie seien aber für eine nicht von Vorurteilen, sondern von praktischen Zweckmäßigkeitsgründen geleitete Stellungnahme ausschlaggebend. Die Nichtbeachtung dieser Gesichtspunkte wirft Verfasser der Schrift von Peters: „Die Wahrheit über das dritte Geschlecht" vor; insbesondere mißbilligt er den Vorschlag Peters, das Schutzalter auf 21 Jahre hinaufzurücken. In letzterem Falle würde die neue Strafbestimmung auch fernerhin die bisherigen unheilvollen Wirkungen mit sich führen. Wenn man strafrechtlich in diesen sexuellen Dingen einschreiten wolle, müßte man auch Masturbation und sogar Widernatürlichkeiten im Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern bestrafen. Besserung in diesen Dingen zu erzielen sei nur Sache des Erziehers, des Arztes, des praktischen Ethikers, nicht des Strafrichters. Treffend hebt Verfasser hervor, daß das bestehende Strafrecht schuld sei, daß die Homosexuellen sich organisiert hätten und „Monatsberichte" herausgäben. Er hält dies allerdings für eine höchst unerfreuliche Erscheinung.

Warum, sehe ich nicht ein, da die Organisation niemand schädigt (höchstens die Erpresser und die Vorurteile), den Homosexuellen Hilfe und Stütze bietet und von Propaganda für die Homosexualität sich fern hält.

Übrigens schränkt Schrickert seinen Tadel sofort ein mit der Bemerkung, man könne es diesen Leuten nicht übel nehmen, wenn sie sich zur Wehr setzten, selbst der Wurm krümme sich, der getreten werde. Mit Recht äußert er sich abfällig über „die Übertreibungen gewisser Homosexueller, ihre lächerliche Wichtigtuerei und ihr agitatorisches Gebahren".

Dagegen geht Schrickert zu weit mit den Sätzen:

„Diese Leute mögen es sich gesagt sein lassen, daß sie auf viele Anerkennung nie rechnen könnten. Im übrigen sollten sie froh sein, wenn sie geduldet würden, und dann hätten sie hübsch still zu sein."

Es kommt doch darauf an, was man mit gesellschaftlicher Anerkennung meint. Man braucht damit nicht die Anerkennung offener Liebesbündnisse oder Propaganda von Homosexuellen gegenüber Heterosexuellen zu verstehen. Soziale Anerkennung liegt schon in der Anerkennung, daß die Homosexuellen eine Abart des Menschengeschlechtes, keine Verbrecher und keine Irren bilden, daß Gefängnis und Irrenhaus auf sie nicht Anwendung zu finden hat, daß keine Verachtung ihnen gegenüber am Platz ist, daß ihnen sexuelle Betätigung mit Erwachsenen in gegenseitiger Einwilligung nicht verwehrt werden darf. In diesem Sinne erkennt auch schon Schrickert selbst die Homosexuellen gesellschaftlich an.

Auch nach Beseitigung der Strafbestimmungen wird man es den Homosexuellen nicht verübeln können, wenn sie nicht nur an der wissenschaftlichen Erkenntnis des Wesens der Homosexualität weiter arbeiten und soweit ihnen noch Verachtung und Verhöhnung entgegengebracht wird, ihre Stirne erheben, um die gesellschaftliche Anerkennung im eben gekennzeichneten Sinne zu erringen.

Weygandt, Dr. phil. et med., Privatdozent in Würzburg, **Psychiatrische Begutachtung bei Vergehen und Verbrechen im Amt eines degenerativ-homosexuellen Alkoholisten.** Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Gross, Bd. 17, Heft 3 u. 4, S. 222—262.

Die Begutachtung betrifft den wegen Unterschlagungen in Pflegschafts- und Nachlaßsachen im Betrag von 18000 M. verhafteten Oberamtsrichter Dr. K., der sich bei näherer Untersuchung durch den Gerichtsarzt als geborener Homosexueller entpuppt.

Der 1863 geborene Dr. K. will im 19. Lebensjahre nach dem Abiturientenexamen seiner homosexuellen Anlage sich bewußt geworden sein. Damals Selbstmordgedanken. Einige Male Besuche

des Bordells, das er jedoch stets unverrichteter Sache und voll Ekel verlassen habe.

Im Jahre 1889 Heirat auf Drängen der Verwandten hauptsächlich zur Erleichterung der schon vorhandenen finanziellen Schwierigkeiten. Die nur kleine Mitgift der Frau anstatt der erhofften großen habe zur Deckung der bestehenden, auch teilweise noch vom Vater herrührenden Schulden nicht genügt. Er sei allmählich immer tiefer in Schulden geraten; die schon von Jugend auf und besonders durch schlechte Erziehung angewöhnte Trunksucht habe immer mehr zugenommen.

Als die Aushilfe durch Darlehen versagt habe, habe er schließlich zur Deckung der Schulden zu dem fremden Gelde gegriffen.

Mit seiner Frau habe Dr. K. niemals geschlechtlichen Verkehr gepflogen, nach eigener Angabe der Frau habe ihr Mann auch niemals den Versuch hierzu gemacht; auf den Spaziergängen während der Hochzeitsreise sei er stets in weiter Entfernung von ihr in großen Bogen herumgegangen. Dr. K. gibt zu, durch die Heirat die größte Lüge seines Lebens begangen zu haben.

In den ersten Jahren der Heirat, bemerkt das Gutachten, habe Dr. K. sich gänzlich vom homosexuellen Verkehr zurückgehalten, später habe er sich jedoch gehen lassen. Dr. K. gesteht nämlich zu, einige Male gewisse Handlungen sexueller Art, jedoch nicht strafbarer Natur, mit jungen Leuten vorgenommen zu haben. In Wiesbaden habe er auch einmal einen professionellen Urning getroffen.

Weygandt nimmt an, daß Dr. K. keine weiteren homosexuellen Akte als die zugegebenen begangen habe, es läge auch kein Anhaltspunkt vor, daß Dr. K. etwa gelegentliche Reisen im Interesse homosexueller Beziehungen gemacht oder die veruntreuten Gelder zur Befreiung aus Erpressungen verwandt habe.

Verfasser stellt an der Hand einer Anzahl von Symptomen Degeneration des K. fest, als schwerstes Entartungszeichen nennt er die Homosexualität des K. Er bejaht jedoch die Zurechnungsfähigkeit, denn gerade der Umstand, daß K. hinsichtlich des schwersten Anteils dieser krankhaften Veranlagung der Homosexualität augenscheinlich genug Kraft besessen habe, sich von jeder strafbaren Handlung frei zu halten, spräche nicht für Ausschluß der Willensfreiheit.

Verurteilung des K. zu 4 Jahren Gefängnis.

Der größte Fehler in dem Charakter des Amtsrichters K. war seine Trunksucht, mag man sie als Laster oder

Entartungszeichen oder beides auffassen; jedenfalls bildet sie ein für den ganzen sittlichen Verfall des Mannes weit wichtigeres Symptom als die Homosexualität. Ging er doch so weit, daß er manchmal betrunken in den Dienst kam und betrunken auf der Straße sich zeigte!

Daß die homosexuelle Neigung K.s als das schwerste Entartungszeichen zu betrachten sei, halte ich für unrichtig.

K. ist immer tiefer gesunken, weil seine Trunksucht überhand nahm, weil seine pekuniären Verhältnisse zerrüttet waren, weil seine Heirat nur eine Scheinehe darstellte und wahrscheinlich hauptsächlich deshalb, weil ihm nicht nur die sexuelle Befriedigung, sondern die seelisch-geistige Ergänzung des Liebesverkehrs fehlte. Wäre K. ohne Schulden gewesen, hätte er nicht das Verbrechen begangen zu heiraten, würde er in geordneten Verhältnissen mit seinem Gehalt gelebt haben und hätte er den sexuellen, seelisch und körperlich ihn befriedigenden Verkehr mit einem zuverlässigen gleichfühlenden Jüngling gefunden und in einer der Welt verborgen bleibenden Weise diskret gepflogen, so wäre er wahrscheinlich auch nicht immer mehr dem Alkoholismus verfallen, in dem er anscheinend Vergessenheit für sein verfehltes wirtschaftliches und für sein Gefühlsleben suchte, sondern er würde ein — zwar den Gefahren der Entdeckung seiner Homosexualität ausgesetztes — aber doch mit seiner Natur harmonierendes Leben geführt haben; er würde befähigt gewesen sein, in Pflichterfüllung seinem Amt nachzugehen, er hätte allgemein als ehrbarer Beamter gegolten. Wäre dann auch seine homosexuelle Neigung an den Tag gekommen, so hätte man in ihm wohl auch nicht den schwer Entarteten erblicken können.

Kapitel II.

Die neueste Richtung.

(Friedländer und seine Gegner.)

Friedländer, Benedict, Die Renaissance des Eros Uranios. Die physiologische Freundschaft, ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Gesellungsfreiheit, in naturwissenschaftlicher, naturrechtlicher, kulturgeschichtlicher und sittenkritischer Beleuchtung. Verlag: „Renaissance", Schmargendorf-Berlin, 1904.

Das Werk von Friedländer bedeutet eine neue Phase in dem Studium und der Auffassung der Homosexualität und zugleich einen Gegensatz zu den Anschauungen, welche zwischen Homo- und Heterosexuellen scharf unterscheiden. Schon in anderen Aufsätzen waren zwar ähnliche Gedanken, wie sie Friedländer vertritt, anzutreffen; so in den Schriften, die ich im vorigen Jahr unter der Rubrik „Die neueste Richtung" besprochen und bekämpft habe.

Friedländer hat aber diese Gedanken in einem groß angelegten Werke entwickelt, bei dem auch derjenige, der die hauptsächlichsten für unrichtig hält, doch die eingehende systematische Begründung und das Interessante der Einzelausführungen anerkennen und jedenfalls rückhaltslos diejenigen Teile bewundern wird, in denen die bisherigen Vorurteile und die Verteidiger der Strafe meisterhaft widerlegt werden.

I. Gleich in dem ersten Abschnitt: „Des Eros Untergang und seine Ursachen" weiß Friedländer einen eigenartigen, die Stellung des Gegners gefährdenden und schwer zu widerlegenden Standpunkt einzunehmen, indem er nicht nur aus der allgemeinen Anerkennung der mannmännlichen Liebe in Griechenland, sondern ihrer allgemeinen Verbreitung und ihrer Duldung fast in der ganzen Welt außer bei den europäischen Nationen und ihren Kulturablegern, wie Nordamerika, den bisher völlig übersehenen

Schluß zieht, daß nicht die Freigabe dieser Liebe, sondern umgekehrt ihre Verpönung ein Kuriosum sei und durch „Zurechtrücken der Frage die Beweislast auf die Schultern der Gegner abwälzt“.

Es frage sich, warum gerade wir Europäer, und nur wir, diese Neigung vervehmten, deren Befriedigung im allgemeinen niemandem schade, einen Dritten nichts angehe und obendrein so alt, wie die Welt, und so verbreitet wie die Menschheit sei. — Die Vertreter jener ausnahmsweisen Anschauung hätten offenbar weit eher die Obliegenheit, die Gründe ihrer Verurteilung oder gar ihres Abscheus vorzuweisen, als die Vertreter des freien Menschentums wegen ihres weniger strengen Urteils oder ihrer Anerkennung.

Auch in der Aufdeckung der Ursachen der heutigen Verpönung des Eros Uranios entwickelt Friedländer interessante Gedanken, indem er diese Ursachen auf den asketischen Geist des Christentums und der damit verbundenen Priesterherrschaft, sowie der bei uns herrschenden Weibermacht und Weibervergötterung zurückführt.

Diese letzteren Gedanken hat Friedländer schon vor der Veröffentlichung seines Buches in einem speziellen Aufsatz in Brands „Eigenem“ ausgeführt, den ich in die vorjährige Bibliographie (vgl. S. 468) aufgenommen hatte, weshalb eine ausführliche Wiederholung dieser Anschauungen überflüssig erscheint.

An den verschiedensten Stellen des Buches betont Friedländer diese für die richtige Würdigung des Eros Uranios schädlichen, die heutigen falschen Anschauungen erzeugenden Einflüsse des asketischen Geistes, der Priester- und Weiberherrschaft. Ich finde zwar, daß er insbesondere dem Weibereinfluß eine allzugroße Bedeutung für die Verpönung der homosexuellen Liebe beimißt; immerhin aber ist es das Verdienst Friedländers, in stark motivierter Weise diese in ähnlicher Klarheit und Schärfe bisher nicht formulierten kulturpsychologischen Zusammenhänge in das Licht gerückt zu haben.

Trotz seiner Bekämpfung des übertriebenen Askeseprinzips und der priesterlichen Unduldsamkeit ist Fr. weit davon entfernt, hierfür und für die Verpönung des Eros Uranios den Geist der

erhabenen Lehren Jesu verantwortlich zu machen; denn dieser verlange nicht die übertriebene Verdammung der erotischen Liebe (vgl. „Aphorismen, Zusätze, Exkurse“ am Schluß des Buches Nr. 4: Priester und Priesterlaster). — Im Gegenteil, da die Lehre Jesu die sympathischen Affekte, die Liebe ganz besonders betone, die Wollust an sich nirgends ausdrücklich vervehme, so lasse sich in der Tat schwer sagen, warum eigentlich alles an Päderastie auch nur entfernt Erinnernde für spezifisch unchristlich gelte. Der asketische Zug habe sich weit später, in der Kirche und dem Mönchswesen des frühen Mittelalters, entwickelt und habe mit Jesus und seinen Lehren kaum mehr Berührungspunkte, als Hexenverbrennung und Inquisition. — Das Christentum werde die Ausscheidung der ohnehin sehr abgeblaßten Reste des asketischen Wahns überleben, ebenso wie es die Beseitigung der Inquisition und das Verschwinden der Ketzer- und Hexenprozesse überlebt hat.

In glänzender Begründung und mit festgefügter überzeugender Argumentation widerlegt Fr. im Abschnitt IV des Buches die bisherigen, gegen die Päderastie geltend gemachten Gründe.

Die Verwerflichkeit der homosexuellen Akte aus dem Grunde, weil sie Lust erregten, stehe und falle mit dem asketischen Geist; diese Ansicht sei eine der vielen Priesterschlingen. Im allgemeinen sei ein Sinnengenuß an und für sich nichts Verwerfliches, sondern ein positives Gut. Die Anschauung von dem angeblichen Verstoß gegen die Sittlichkeit gebe sich meist keine Rechenschaft über die Begriffe Sittlichkeit, Norm, Ethik. Diese Worte bedeuteten eigentlich das, was üblich, gebräuchlich und allgemein anerkannt sei, den Sitten entspreche. Das, was gegen die Sitten sei, brauche deshalb nicht schlecht zu sein.

Unter Sittlichkeit verstehe man jedoch meist einen Begriff, der sich auf Gut und Schlecht, Recht und Unrecht bezöge. Unmoralisch in diesem Sinne handele aber ein Mensch nur dann, wenn er die Interessensphäre eines andern oder einer Mehrzahl anderer ungerecht verletze.

Auch das Gröbere in der erotischen Liebe verstoße aber im allgemeinen nicht gegen das Naturrecht und sie sei somit in moralischer Beziehung ein Adiaphoron. Man könne dieses Sexuelle auch nicht als eine Art Unrecht betrachten, weil es das Interesse der Nation an einer gesunden Volksvermehrung hindere. — Diejenigen, die mit dem Weibe nicht verkehren könnten, bildeten nur

eine kleine Minderheit, überhaupt sei aber mit dieser Logik der homosexuelle Verkehr nicht verwerflicher, als jede andere, eine Zeugung annullierende Befriedigungsart zwischen Mann und Weib. — Die Verurteilung wegen Un- oder Widernatürlichkeit sei lächerlich. Da die Natur alles umfasse, seien auch alle wesentlichen Triebe Stücke der Natur und daher natürlich. Damit sei allerdings noch nicht gesagt, ob es sich um etwas Gutes oder Schlechtes handle, denn viele natürliche Dinge seien deshalb keine guten Dinge.

Die von der Zweckmäßigkeit ausgehenden Einwände wären gleichfalls nicht stichhaltig. Es frage sich, ob es denn in der Naturordnung Zwecke gäbe, sodann wisse man ja gar nichts über den Zweck der Menschheit oder der Welt. Wenn aber auch der sinnenfälligste Enderfolg der sinnlichen Liebe die Fortpflanzung sei, so frage es sich, ob denn nicht ein und derselbe Trieb mehrere Zwecke zu erfüllen hätte. Sei denn Wohlbefinden und Glück der gegenwärtigen Generation — ganz abgesehen von ihrer Fortpflanzung — nicht auch ein „Zweck"?

Die Beurteilung der gröberen Formen der Homosexualität als einer Abnormität oder einer Krankhaftigkeit sei eigentlich nur die Übersetzung vom Moralischen ins Medizinische.

Abnorm nenne man gewöhnlich solche Abweichungen vom Durchschnitt, welche einen erheblichen Grad erreichten und in der Richtung auf das Unerwünschte, das Schlechte, Schwache oder sonstwie Mißliebige lägen. — Die Abnormität der hellenischen Liebe stehe und falle daher mit dem historisch und geographisch beschränkten sozialen Urteil.

Ähnlich stehe es mit den Wörtern Krankheit und Gesundheit. Als „krankhaft" könne man nach gesunder Logik und natürlicher Ausdrucksweise nur solche Abweichungen bezeichnen, welche entweder für ihren Träger selbst oder für seine Mitmenschen unheilvoll und unerwünscht seien, d. h. körperliche oder seelische Schmerzen verursachten oder das Leben des Individuums oder eines Stammes verkürzten. Und zwar müsse diese Eigenschaft der Krankheit als solcher innewohnen, d. h. unabhängig sein von etwa irgend wo und irgend wann bestehenden Tabus.

Ob man die Neigung zur Lieblingminne als „krankhaft" bezeichnen wolle oder nicht, hänge vollkommen von der Definition und von dem Standpunkt ab, auf den sich der Beurteiler stelle. Wer das Gröbere als eine fürchterliche Eventualität ansehe, der müsse auch das Feinere sozusagen als eine Wanderung am Rande des Verderbens bemängeln und werde daher, wenn er die Sache medizinisch fassen wolle, auch schon die ausgeprägte Neigung

zum intimen, wenn auch keuschen Verkehr mit Jünglingen als krankhaft oder abnorm bezeichnen.

Den § 175 hält Fr. für derart unsinnig, daß jeder nur halbwegs Zurechnungsfähige seine Unhaltbarkeit einsehen müsse.

In Nr. 1 der „Aphorismen, Zusätze und Exkurse: Naturrechtliche Betrachtungen über die Geschlechtlichkeits- und Glaubensdelikte“ zieht er interessante Vergleiche zwischen den §§ 175, 166 und 184 des St.G.B. Alle diese drei Paragraphen seien sich durch die verräterische Verwendung der Kautschukwörter „beschimpfend“, „widernatürlich“ und „unzüchtig“ ähnlich. Alle drei bezweckten einen nur scheinbaren Schutz: nämlich § 166 Gott vor Lästerung, § 175 die allumfassende Natur vor Entgleisung, § 184 das Scham- und Sittlichkeitsgefühl solcher zu „schützen“, welche entweder ihr zartes Scham- und Sittlichkeitsgefühl durch das Radikalmittel des Nichtlesens sehr wohl selbst zu schützen imstande seien, oder solcher, die nachgerade anfingen, nach Mitteln und Wegen auszuspähen, wie wirklicher Schutz vor dem angeblichen Schutz des § 184 zu erreichen sei.

Während der § 184 ein ganz klein wenig nicht ohne Berechtigung sei, sei der § 175 ganz zu beseitigen. Lediglich die Strafbarkeit der Anwendung von Gewalt oder Hinterlist, sowie der Schutz der Jugend sei anzustreben. In letzterer Beziehung dürfe man aber die Päderastie nicht ungünstiger behandeln, als die Gynäkerastie, das Gegenteil ließe sich eher verteidigen. Denn der Jüngling sei offenbar in jeder Hinsicht widerstandsfähiger, als das Mädchen und werde durch erotische Verführung auch nicht annähernd in dem Grade psychisch und materiell geschädigt wie jenes. Er sei daher weniger, nicht aber in höherem Grade schutzbedürftig.

Der Vorschlag, die männliche Prostitution zu bestrafen, sei gleichfalls nicht zu billigen, weil der Paragraph dann auch auf die anständigsten Freundschaften einen Schatten werfen könne, und es ungerecht sei, die männliche Prostitution anders zu behandeln, als die weibliche; durch jegliche Ungleichheit in dieser Beziehung würde aber direkt oder indirekt die männliche Gesellungsfreiheit angezehrt werden. Endlich würde die Prostitution nur etwas mehr ins Versteck gedrängt und in einigen Richtungen gefährlicher werden.

II. Obgleich Friedländer die bisher üblichen Gründe gegen die Päderastie durchaus verwirft, billigt deshalb auch er nicht die homosexuellen geschlechtlichen Akte. Gegen sie führt er folgende Gründe an:

1. Durch die gleichgeschlechtliche Befriedigung werde die edlere, feinere Seite des Eros geschädigt. Wenn die gröbere und bald befriedigte Sinnlichkeit erst einmal Raum gewonnen habe, so werde sie nur allzu leicht zur Hauptsache, und alles Feinere werde gleichsam von der rohen Gewalt des Gröberen verdrängt.

Diese Ansicht ist nicht richtig; ich kann ihr nur insoweit eine gewisse Berechtigung zuerkennen, als gröbere Naturen in Betracht kommen, die in der niederen Sinnlichkeit völlig aufgehen. Der Normalmensch — ob homo- oder heterosexuell — der zu seiner harmonischen, gesunden Entwickelung der seiner Natur entsprechenden Befriedigung bedarf, schädigt in der Regel seine edlere Gefühlssphäre nicht durch maßvolle Befriedigung, im Gegenteil, wenn er das geistig und sinnlich passende Objekt gefunden, kann sich die edlere Seite der Geschlechtsliebe erst bei völliger körperlicher Gemeinschaft zu schöner geistiger Gemeinschaft entwickeln, während die völlige Unterdrückung der Geschlechtlichkeit in vielen Fällen auch die geistige Seite zu einem ungesunden und überspannten Zerrbild auswachsen lassen wird.

2. Päderastie (d. h. nach Friedländer jegliche gleichgeschlechtliche Handlung), im Übermaß getrieben, diskreditiere die Freundschaft.

Die Freundschaft kann durch die gleichgeschlechtliche Liebe nicht diskreditiert werden, denn sie hat mit ihr nichts zu tun. Wer nur Freundschaft empfindet, wird mit dem Freund auch nicht sexuell verkehren.

3. Der sich hingebende Teil sei einer Art Entwürdigung ausgesetzt, indem er sich zum Werkzeug der animalen Leidenschaften eines andern mache.

Dies gilt höchstens nur für die Hingabe seitens eines Prostituierten. Wo soll eine Entwürdigung liegen, wenn gegenseitige Zuneigung die Hingabe beider bestimmt?!

4. Die gleichgeschlechtliche Handlung sei, wenn auch nicht immer verwerflich, so doch meist bedenklich, wegen der inhärenten

Neigung zum Übermaß. Das Übermaß an Geschlechtsgenuß schwäche aber die Energie, die erste Tugend des Mannes.

Die Gründe Friedländers sind recht schwach und alle ohne Ausnahme auf jeden geschlechtlichen Verkehr — auch denjenigen zwischen Mann und Frau — anwendbar. Fr. erkennt dies übrigens mehr oder weniger selbst an. Die Mißbilligung der gleichgeschlechtlichen Handlung seitens Fr. ist nicht zu verwechseln mit der bisherigen Verpönung, welche in der homosexuellen Betätigung — um mit Fr. zu reden — einen nächtlichen Popanz und ein Schreckgespenst fürchterlichster Art erblickt.

Fr. weicht in dem Grad der Verwerfung von der bisherigen Ansicht der Gegner völlig ab, er spricht nicht mehr von einem Unrecht, sondern höchstens von einer Untugend und beurteilt die Päderastie jedenfalls nicht strenger, als die Unzucht mit Weibern, ja er hält erstere sogar für weniger gemeingefährlich. Nicht nur Ehebruch und Verführung anständiger Mädchen, sondern auch die einsame Onanie sei verwerflicher, als Päderastie. — In den Zusätzen Nr. 11 („Das Überhandnehmen der einsamen Masturbation als praktisches Resultat des übertriebenen Askeseprinzips. Ein Beitrag zur sexuellen Pädagogik") verbreitet er sich insbesondere sehr anschaulich über den letzteren Punkt.

Die Verpönung der Geschlechtlichkeit, insbesondere des Eros Uranios habe die Befriedigung in das äußerste Versteck und somit in die Einsamkeit getrieben. Die verbreitetste „Volkskrankheit" sei nach den Sachverständigen heute die Onanie; im hellenischen Altertum sei die einsame Onanie bei weitem nicht so häufig gewesen, wie heute — infolge der unbefangenen Anerkennung sexueller Dinge. — Bei der Schädlichkeit der Onanie für Körper und Geist und ihrer heutigen großen Verbreitung sei der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß der überraschend hohe Prozentsatz hervorragender Männer im alten Hellas zum Teil, neben anderen Ursachen, auch von der relativen Seltenheit der einsamen Onanie abgehangen haben möge. — Friedländer verlangt mit Recht Aufklärung der Jugend über das Geschlechtsleben und damit Beseitigung des ungesunden Doppelreizes des Geheimnisvollen und des Verbotenen. — Die Keuschheit solle man der Jugend in der Form einer Art Sport und in Verbindung

mit dem wirklichen Sport am ehesten und am wirksamsten schmackhaft machen. Aus Keuschheit und sexueller Mäßigkeit mache man einen Gegenstand des Ehrgeizes und des Wetteifers, andererseits sehe man nicht etwas besonders Schlimmes in der sexuellen Befriedigung. Man müsse offen und ehrlich mit der Mehrzahl solcher rechnen, welche zur völligen Zügelung ihrer sexuellen Triebe unfähig seien, oder denen die Abstinenz gesundheitlich nicht zuträglich sei.

Der Kultus einer echten Freundschaft führe oftmals in der Jugend zur Enthaltsamkeit, und meistens zur Mäßigkeit; eine derartige innige Jugendfreundschaft sei selbst im Fall des gelegentlichen Vorkommens sexueller Entgleisungen immer noch im Durchschnitt eine bessere Gewähr der Keuschheit oder wenigstens Mäßigkeit, als die sittenerzwungene Enthaltsamkeit.

III. Bei der Stellungnahme Friedländers gegenüber den gleichgeschlechtlichen sexuellen Handlungen und ihrer grundsätzlichen Mißbilligung ist ein Hauptpunkt zu beachten, nämlich die Grundanschauung Friedländers von dem Wesen des Eros Uranios.

Nach ihm ist nämlich die Anzahl der, wie er sie nennt, extremen Homosexuellen, d. h. derjenigen, deren Trieb ausschließlich oder fast ausschließlich auf den Mann gerichtet ist, eine sehr kleine. Dieser Minorität erkennt auch Fr. das Recht auf sexuelle Befriedigung zu. Dagegen sei bei der Mehrzahl nur eine zwar sinnliche Zuneigung zum gleichen Geschlecht, aber keine sexuelle vorhanden. Die Mißbilligung des sexuellen Verkehrs seitens Fr. bezieht sich eigentlich nur auf diese Gruppe.

Dies ist die eigenartige Auffassung Fr's. von der Natur der gleichgeschlechtlichen Empfindung, mit der er in Gegensatz tritt zu der in den Jahrbüchern ver tretenen Anschauung, und aus der sich eine Anzahl von Divergenzen zwischen ihm und der sog. Urningstheorie ergeben.

Unter Eros Uranios versteht Fr. eine auf sinnlich-physiologischer Grundlage beruhende Empfindung (die sog. physiologische Freundschaft), die unter Umständen, aber nur selten, eine sexuelle Färbung annähme, regelmäßig aber nichtgeschlechtlicher Natur sei. — Die Renaissance dieses Eros dürfe nicht mit der Sanktionierung des Gröberen, d. h. der Geschlechtslust, nicht mit dem ausschweifenden Zerrbild verwechselt werden.

Eine Verwechselung und Identifizierung der homosexuellen Liebe mit der Sanktionierung der Geschlechtslust in dem Sinne, als ob sie nur in dieser Geschlechtslust bestände, und als ob diese die Hauptsache wäre, mißbillige auch ich entschieden; einer solchen Verwechselung hat sich z. B. auch das Komitee niemals schuldig gemacht, deswegen darf man aber nicht den Eros Uranios von der Geschlechtlichkeit loslösen wollen, sonst handelt es sich eben um die von der homosexuellen Liebe verschiedene Freundschaft.

Die Behauptung Fr's., es ließen sich zwischen Liebe und Freundschaft keine scharfen Trennungslinien ziehen, halte ich für unrichtig. Mag man auch dem Satz zustimmen, daß in der Liebe sich Sinnlichkeit und Geistigkeit nicht trennen ließen, so folgt daraus nicht, daß zwischen gleichgeschlechtlicher Liebe und zwischen Freundschaft unter Geschlechtsgleichen höchstens nur ein Unterschied des Grades und der Nuancierung, nicht ein solcher fundamentaler Art bestehe. Ich kann nur wiederholen, was ich schon früher gelegentlich der Besprechung von Kupffers „Lieblingminne und Freundesliebe" gesagt habe (Jahrbuch III, S. 416).

> „Auch die Homosexuellen haben innige und intime Freunde, zu denen sie aber nur Freundschaft ohne jegliche Sinnlichkeit empfinden, während das Gefühl, das sie zu den Lieblingen hinzieht, von Grund aus von jenem Freundschaftsgefühl verschieden ist und damit nichts zu tun hat."

Die Gleichstellung beider Gefühle kann nicht genug gerügt werden, denn sie rechtfertigt den von den Gegnern erhobenen Vorwurf, die Verteidiger des Eros Uranios suchten in jedes Freundschaftsbündnis ein homosexuelles Moment hineinzulegen. Mag man auch ein sinnliches (im Gegensatz zum geschlechtlichen) Moment in der Freundschaft anerkennen, in dem Sinne z. B., daß eine engere Freundschaft mit einem physisch unsympathischen Menschen nicht möglich ist, so darf man doch dieses Freundschaftsgefühl — ebenso, wie z. B. die gleichfalls einen Grad von Sinnlichkeit aufweisende Mutterliebe — nicht mit Gefühlen, denen die Geschlechtlichkeit zugrunde

liegt, in einem Atem nennen. Damit die Freundschaft Liebe genannt werden kann, muß eine geschlechtliche Beziehung vorliegen.

Was bedeutet es, wenn Fr. mit Beziehung auf den Eros Uranios sagt: Bei den meisten intimen Freundschaften werde es niemals zu sinnlichen Ausschreitungen, nicht einmal zur Neigung dazu kommen?

Damit hat er selbst den fundamentalen Unterschied zwischen Freundschaft und homosexueller Liebe angegeben. Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, daß es auch zwischen den Gefühlen der Freundschaft und der Liebe Übergänge — Gefühlszwischenstufen — geben mag, aber diese Übergänge sind nicht die Regel, sondern die Ausnahme, wie der regelmäßige asexuelle Charakter der Freundschaften zwischen heterosexuellen Männern einerseits, der sexuelle Charakter der Liebschaften zwischen Homosexuellen und ihren Lieblingen andererseits lehrt.

Diese Vermengung der Begriffe: Liebe, Freundschaft, Sinnlichkeit, Geschlechtlichkeit hängt damit zusammen, daß Friedländer meint, innerhalb der Sympathiegefühle zwischen Mensch und Mensch sei die Grenze, wo die Sexualität beginne, kaum festzustellen.

Dem gegenüber frage ich nun alle Hetero- und Homosexuellen, ob nicht die große Mehrzahl der erwachsenen Menschen (im Pubertätsalter mag es anders sein, sowie bei einer Minderheit von nahezu asexuellen oder schwankenden Naturen) weiß, wann ein anderer Mensch eine geschlechtliche Anziehung größeren oder geringeren Grades auf ihn ausübt und wann nicht. Gerade bei den Homosexuellen ist dieses Bewußtsein meist sehr scharf ausgeprägt, sie wissen meist ganz genau beim ersten Anblick, ob ein Mann eine sexuelle Anziehung auf sie ausübt oder nicht. — Die zuversichtlich ausgesprochene, einer gewissen Überhebung nicht entbehrende Hoffnung Friedländers, er habe ein für alle Male die Ansicht des fundamentalen Unterschiedes zwischen Liebe und Freund-

schaft widerlegt, ist eine trügerische. Eine Widerlegung dieser Ansicht gibt es nicht, weil sie den Tatsachen der Wirklichkeit nicht entspricht.

Seine Auffassung von dem Wesen des Eros Uranios sucht Fr. dadurch zu stützen, daß er die Theorie der Zwischenstufen mehr oder weniger verwirft und den Zusammenhang der Richtung des Geschlechtstriebes mit dem männlich oder weiblich gearteten psychischen Organismus leugnet. Er bezeichnet überhaupt die scharfe Trennung der Menschen in hetero- und homosexuelle als einen Grundfehler, indem er die Annahme, die Liebe zu Männern im allgemeinen sei eine Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes, für irrig und für eine Annahme der Konvention erklärt. — Auch der Nachweis eines regelmäßigen oder vorwiegenden Zusammentreffens von urnischer Liebe mit anderweitigen weiblichen Eigenschaften könne kaum zwingend geführt werden. Geistig-weibliche Eigenschaften seien eine sehr fragwürdige Vorstellung, weder meßbar noch sonst nachweisbar.

Ähnliche Gedanken, wie sie auch Bab im vorigen Jahr in seiner Schrift ausgesprochen, habe ich schon im Jahrbuch IV, S. 534 flgd. widerlegt.

Der Hauptangriff Friedländers gegen die Einteilung in Homo- und Heterosexuelle besteht in der Behauptung, die Bisexualität sei eine weit verbreitete, ja eine ganz allgemein fast bei jedem Menschen mehr oder weniger vorhandene Erscheinung, und das geringere oder größere Hervortreten der Jünglingsliebe beruhe auf kulturellen Verhältnissen. Für diese Behauptung ist er jedoch den Beweis schuldig geblieben.

Nun glaube ich allerdings, daß es mindestens ebenso viele Bisexuelle, als ausschließlich Homosexuelle und wahrscheinlich sogar etwas mehr der ersteren als der letzteren gibt, und daß lediglich ihre in gesellschaftlicher Beziehung vorteilhaftere Stellung schuld daran ist, daß sie weniger häufig an die Mediziner heran- und seltener in der Öffentlichkeit hervortreten als die rein Homosexuellen. Bisher die besten Anhaltspunkte über die Häufigkeit der Bisexuellen gewährt die statistische Enquete. Auch diese hat ergeben, daß es sich nur um eine kleine Minderheit handelt und nicht um die große Masse

der Menschen. — Überhaupt fragt es sich, was man unter bisexuell versteht. Als bisexuell kann man nur diejenigen bezeichnen, welche geschlechtliche Anziehung zu beiden Geschlechtern verspüren, man darf nicht, wie es Friedländer tut, bloße Gefühle der Freundschaft, bloße Sympathie des Mannes zum Mannne usw. mit geschlechtlicher Zuneigung verwechseln, ebensowenig macht die bloße Möglichkeit des Homosexuellen, mit einem Weib geschlechtlich zu verkehren, noch nicht zum Bisexuellen, wenn die geschlechtliche Anziehung, der Kontrektationstrieb zum Weib fehlt. Den Kontrektationstrieb selber aber darf man nicht vom geschlechtlichen Trieb trennen, man darf nicht gleichsam nur den Detumeszenztrieb als den Geschlechtstrieb ansehen. Der Kontrektationstrieb ist ein Teil des Geschlechtstriebes, er enthält das geschlechtliche zur Detumeszenz führende Sehnen, das mit den von Geschlechtlichkeit freien Sympathiegefühlen nicht zu vermengen ist. — Am Schlusse des Buches hat übrigens Friedländer in seinen „Aphorismen“ usw. das Zweifelhafte seiner Anschauungen teilweise selbst zugeben müssen.

So erklärt er in Nr. 15: „Die Enqueten des Komitees“, daß die Enquete dafür spräche, daß es sich bei der Homosexualität und Bisexualität um angeborene, konstitutionelle und somit von Sitte und Gewohnheit, wenn überhaupt, so doch nur wenig beeinflußbare Eigentümlichkeiten handele.

Ferner erkennt er in Nr. 21: „Zoologische Beiträge zur Zwischenstufentheorie“ an, daß neuere biologische Beobachtungen sehr zugunsten der Zwischenstufentheorie sprächen. Versuche mit Insekten hätten ergeben, daß unter Umständen die Hybridisierung verschiedener Arten und zweitens die fortgesetzte Inzucht nicht nur, wie man längst gewußt, die Fruchtbarkeit in verschiedenen Stufen zu vermindern pflege, sondern auch zu sogenanntem Gynandromorphismus führten, d. h. einem dem klassischen Typus des Urnings ähnlichen Typus, also zu Individuen, die ein Nebeneinander von Eigenschaften aufwiesen, welche sich regulärerweise entweder nur an dem männlichen oder nur an dem weiblichen Geschlecht des in Frage kommenden Typus fänden. Vielleicht sei in diesen Experimenten der Schlüssel zu einer wirk-

lichen Ätiologie der Homosexualität zu finden. — Nicht jede Rassenkreuzung, wohl aber bestimmte Rassenkreuzungen, nicht die Inzucht an sich, wohl aber die Inzucht unter besonderen, noch nicht näher bekannten Umständen scheine zum Gynandromorphismus führen zu können. — Hiermit würde auch die Behauptung stimmen, daß die Zahl der Homosexuellen unter dem höheren und besonders höchsten Adel besonders groß sei, da unter dem höheren Adel jedenfalls mehr Inzucht stattfände als im Durchschnitt der Bevölkerung.

IV. Die Anschauungen Friedländers über Wesen und Entstehung des Eros Uranios sind ihrerseits schuld daran, daß er der Agitation des Komitees nicht völlig gerecht wird. — Sehr richtig und scharfsinnig hat Friedländer allerdings eingesehen, daß die Krankheitstheorie hinsichtlich der Homosexualität seitens der Mediziner geradezu ein notwendiges Übergangsstadium gebildet habe; es sei notwendig gewesen, daß der erste Vorstoß gegen die mittelalterlichen Vorurteile von einer Seite ausgegangen sei, die beim Publikum und bei der Polizei als Autorität gelte. — Ich stimme auch Fr. bei, wenn er weiter sagt, die homosexuelle Frage sei nicht speziell eine medizinische, oder sogar nerven- und irrenärztliche. Ich bin ferner mit ihm über die große Bedeutung der historisch-biographischen Forschung einverstanden, obgleich ich nicht mit Fr. sagen möchte, daß diese Forschung eine richtigere Auffassung der Sache fördere, als die naturwissenschaftlich-biologische. — Diese naturwissenschaftlich-biologische Forschung, d. h. die Theorie der sexuellen Zwischenstufen wirft Friedländer einfach mit der Theorie der Krankhaftigkeit zusammen und macht ihr zum Vorwurf, daß sie die gleichgeschlechtliche Liebe als krankhafte Neigung auffasse.

Dieser Vorwurf ist nicht berechtigt, denn die Zwischenstufentheorie betrachtet die Homosexualität zwar als eine in der zwittrigen Uranlage begründete, aber keineswegs als eine krankhafte Neigung. Ebenso ungerechtfertigt ist der Vorwurf, das Komitee begehe den Fehler, den Kampf einseitig auf die Beseitigung des § 175 zu konzentrieren. — Tatsächlich dreht sich der Kampf nicht bloß um Beseitigung des § 175, sondern auch um Beseitigung der Vorurteile und um Aufklärung über das Wesen der Homosexualität, wie das z. B. auch deutlich die Volksschrift betont. Die Aufhebung der Strafandrohung ist

allerdings das erste und hauptsächlichste Ziel, weil der Paragraph für eine ganze Menschenklasse eine Lebensfrage bedeutet, der gegenüber die wichtige Frage der moralischen Wertung der Homosexualität doch nur eine Rolle zweiter Ordnung spielt.

Die gegnerische Stellungnahme Fr's. zur Zwischenstufentheorie bringt ihn des weiteren dazu, die Entstehung und Verbreitung der Homosexualität hauptsächlich in psychologischen und sozialen Momenten zu sehen. Zwar ist es richtig, wie Fr. betont, daß das homosexuelle Problem im Grunde kein anderes Problem ist, als dasjenige der Liebe überhaupt und daß nach Beseitigung der landläufigen Irrtümer die einzige der Erklärung bedürftige Frage die sei, von welchen Umständen und von welchen individuellen Eigenschaften die vorwiegend homo- oder vorwiegend heterosexuelle Neigung abhänge.

Die beste Antwort auf diese Frage gibt aber die Zwischenstufentheorie.

Fr. erkennt selbstverständlich auch an, daß eine physiologische Seite bei der Richtung des Geschlechtstriebes mitspiele. Er erblickt diese physiologische Seite hauptsächlich in der sogenannten Chemotaxis, in der Anziehung der verschiedenen Stoffe und hält Jägers Dufttheorie für wertvoller, als jene von Hirschfeld. — Diese physiologische Liebe sei aber sehr dunkel; für weit klarer als die physiologische Liebe hält er die psychologische.

Der Vorzug, den manche dem vertrauten Umgang mit Jünglingen statt mit Weibern gäben, habe seinen Grund in der durchschnittlichen geistigen Superiorität des Mannes im Vergleich zum Weibe. — Das Weib sei durchschnittlich geistig minderwertig. Diese Erkenntnis werde lediglich durch die übertriebene Weiberverehrung und gesellschaftliche Stellung der Frau erschwert. Zur ernstlichen intellektuellen Ergänzung seien die Weiber wenig geeignet. Auch gewisse Saiten im männlichen Gemüt, die sich nach dem Mitklingen ähnlich gestimmter Saiten sehnten, könnten solche beim Weib nicht finden. Der Jüngling befriedige das gesellige, ästhetische, sentimentale und intellektuelle Expansionsbedürfnis des intelligenten Mannes besser und weit fruchtbringender als das Weib. — Der Liebhaber erfreue sich der Schönheit und Jugendfrische seines Lieblings. Er habe ein greifbares, individuelles Objekt seines sozialen Triebes, ein im Gegensatz zum Weib ihm ebenbürtiges Wesen. — Der Jüngling sei doch nun einmal, so

meint Fr., trotz alles Widerspruchs, in allen Beziehungen, zwar nicht ein Edleres und Besseres, wohl aber ein Mehr, ein Höheres, Größeres. Dabei sei das Verhältnis ein vollkommen freies, durch keine Rücksicht auf Nachwuchs und Familie beengtes. Alles, was man zugunsten der freien Liebe und der Liebschaft überhaupt im Vergleich zur Ehe anführen könne und was doch aus naheliegenden materiellen Erwägungen immer auf ernste Bedenken stoße: Alles das gelte tatsächlich für das Liebesverhältnis auf Grund der Venus Urania, denn diese erzeuge keine fleischlichen, sondern nur geistige Früchte. Am besten fasse das Ganze zusammen das kurze Zitat Platos: „Daher denn wenden sich zu dem männlichen die von diesem Eros angewehten, indem sie das von Natur stärkere und mehr Vernunft in sich Habende lieben.“ Nach dem Urteil der Sachverständigen, insbesondere Platos, seien es die Trefflichsten und besonders die Männer der Öffentlichkeit, die über das Niveau des bloßen Familien- und Alltäglichkeitsinteresses hinausragten, welche gleichgeschlechtlich liebten. Dies Urteil werde bestätigt durch die große Anzahl bedeutender historischer Größen unter den gleichgeschlechtlich Liebenden.

Schöne Worte sind es, welche Fr. zur Charakterisierung der edlen Lieblingminne gebraucht. An keiner Stelle des Buches tritt wohl ein Einfluß, der das ganze Werk beherrscht, so deutlich hervor, wie an den eben zitierten Ausführungen, nämlich der Einfluß Platos und seines „Gastmahls“. Manche Seiten Fr's. kann man als modernisierten Plato bezeichnen. — Nur zeigt sich Fr. noch idealistischer als sein Vorbild, und weicht bedeutend von seiner Auffassung des Eros Uranios ab. In Platos „Gastmahl“ findet sich nämlich nirgends eine Mißbilligung der homosexuellen Handlungen an und für sich. Es ist durchaus falsch, wie das manchmal behauptet wird, daß Plato in seinem „Gastmahl“ einen gemeinen, tadelnswerten Eros unterscheide, der gleichbedeutend sei mit der zu Handlungen führenden gleichgeschlechtlichen Liebe und dem bloß an idealer Freundschaft sich begnügenden Eros. — Vielmehr wird getadelt einmal der Eros, der sich auf unmündige Knaben, auf Kinder, bezieht, im Gegensatz zur Liebe zu Jünglingen,

d. h. zu „solchen, die schon anfangen, Vernunft zu zeigen; dies trifft aber mehr zusammen mit dem ersten Bartwuchs“ (Platos „Gastmahl“, übers. von Schleiermacher, Verlag Reclam, S. 20). Zweitens wird der Liebhaber mißbilligt, der nur den Leib, nur das Geschlechtliche liebt, nicht auch die Seele, d. h. es wird eine edlere Liebe verlangt; aber auch bei dieser innigen, schönen Zuneigung wird als selbstverständlich ihr geschlechtlicher Charakter und eine sexuelle Befriedigung angenommen: ganz deutlich gebraucht Plato fortgesetzt das Wort „dem Liebhaber willfahren, ihm gefällig sein“ (vgl. insbesondere Kap. 11, Abs. 1). — Ich verstehe nicht, wie man dies hat verkennen können, jede unbefangene Lektüre des Gastmahls läßt andere Deutungen nicht aufkommen. — Wenn gegen Ende des Gastmahls Plato den Sokrates als Ziel der echten Jünglingsliebe das Aufsteigen zur höchsten Schönheit, zur Idee der Schönheit und Jugend preisen läßt, so verdammt er damit nicht das sinnlich-geschlechtliche Element, sondern will nur das Liebesverhältnis als Mittel zum Zweck der Veredelung von Geist und Charakter des Liebhabers und Lieblings preisen. Auch die Schlußerzählung von der seitens Alkibiades vergeblich versuchten Verführung des Sokrates beweist, daß regelmäßig in dem Liebesverhältnis das sexuelle Moment als durchaus statthaft angesehen wurde, sonst würde nicht der Widerstand des Sokrates gegen die Reize des Alkibiades als etwas ganz Außergewöhnliches, ja als eine bewunderungswürdige Heldentat dargestellt worden sein.

Ich erkenne mit Fr. durchaus an, daß die homosexuelle Liebe auch heute noch edlerer Ausgestaltung fähig ist und habe es wiederholt betont, daß auch sie eine geistige Seite aufweist und in dem grobsinnlichen Trieb sich nicht erschöpft. — Ich erkenne auch an, daß gewisse, geschlechtlich wenig bedürftige Homosexuelle den Geschlechtstrieb unterdrücken und nur mit platonischer

Lieblingminne sich begnügen mögen. Aber trotzdem darf man nicht vergessen, daß alle psychologischen und intellektuellen Erwägungen, die nach Fr. eine Bevorzugung des Jünglings vor dem Weib rechtfertigen, niemals zur Homosexualität führen, wenn nicht der physiologische Untergrund der geschlechtlichen Neigung zum Jüngling besteht.

Fr. hat es ja kurz vorher selbst ausgesprochen; „daß die nur auf gegenseitiger Freude an den Verstandesvorzügen beruhende Zuneigung die kälteste sei, und daß die Liebe in dem dunklen physiologischen Untergrund unserer Natur wurzele."

Der Jüngling wird das ästhetische und sentimentale Bedürfnis nur desjenigen Mannes befriedigen, der infolge seiner homosexuellen Geschlechtsnatur zum Jüngling sich hingezogen fühlt.

Objektiv läßt sich jedenfalls darüber streiten, ob die Eigenschaften der Schönheit, des Gemüts und des Charakters beim Manne oder beim Weibe die besseren sind. Der Homosexuelle wird die durch die Brille der Geschlechtlichkeit vergoldeten Eigenschaften des Jünglings meist vorziehen, in denen seine Natur ihre Ergänzung findet, ebenso wie der Heterosexuelle die durch den Lichtstrahl der Sexualität erleuchteten Vorzüge des Weibes am Höchsten preisen wird.

V. Aus Fr's. Auffassung von dem Wesen des Eros Uranios folgen endlich auch das von ihm erstrebte Ziel und die zu dessen Erreichung vorgeschlagenen Mittel.

Das positive Ziel sei die Wiederbelebung der hellenischen Lieblingminne und deren soziale Anerkennung, jedoch mit möglichster Vermeidung aller sexueller Ausschreitungen. — Die Gestaltung der Ehe sei umzuändern: Mann und Frau seien nicht gleich zu beurteilen, und daher auch z. B. der Ehebruch des Mannes anders zu bewerten, als derjenige der Frau. Ehebruch könne der Mann nur mit einer verheirateten Frau begehen, anderenfalls handele es sich nur um die zwar zu mißbilligende, aber nicht dem Ehebruch gleichzuachtende Eheverletzung. Eine solche bloße Eheverletzung bilde auch die Verfehlung des Mannes mit Jünglingen.

Auch die Stellung der Frau in der Gesellschaft müsse eine andere werden. Die Allgegenwart des Weibes bei fast allen unseren der Erholung und dem Vergnügen dienenden Veranstaltungen und Zusammenkünften sei einer der Krebsschäden unserer Geselligkeitsformen und Haupthindernisse für die Wiederbelebung der Lieblingminne.

Mit dem Augenblicke der Beseitigung der Vorurteile würden viele Männer wieder mehr untereinander verkehren und auch anfangen, an der Intimität mit Jünglingen, mit Rücksicht auf deren geistige Frische, psychische Begeisterungsfähigkeit und körperliche Schönheit Gefallen zu finden. Sie würden sich nicht mehr von ihren Frauen ausschließlich mit Beschlag belegen lassen und durch die ausschließliche oder vorwiegende psychische Weiberdiät an Charakter und Intelligenz verkümmern. — Zu begünstigen seien die verschiedensten Männervereinigungen, Vereine zur Bekämpfung der Heuchelei, des asketischen Geistes usw., ferner jede Art Sport und der Sinn für Jünglingsschönheit. — Auch jede ehrliche, nicht feigenblättlerisch beschönigende und verdeckende Keuschheitspropaganda arbeite indirekt der Renaissance des Eros, nämlich der systematischen Pflege echter Freundschaft in die Hände, da für den Eros die Enthaltsamkeit vom Gröberen, also die Keuschheit, nicht nur das Ideal, sondern auch die faktisch vorwiegende Regel sei. — Bei allen existierenden oder noch ins Leben zu rufenden Formen der Propaganda müsse der bloße Verdacht einer bewußten und gewollten, direkten oder indirekten Förderung der Unkeuschheit unbedingt vermieden und betont werden, daß auch von den Trägern der Renaissance verbesserter Geselligkeitsformen der gleichgeschlechtliche Verkehr getadelt werde.

Die Mittel, welche Fr. zur Begünstigung edler Männerbündnisse und zur Zurückdrängung des Weibereinflusses vorschlägt, kann man billigen. Trotzdem aber bleibt das Ziel Fr's., welches eine völlige Änderung in den heutigen Kulturverhältnissen und ein allgemeines Umsichgreifen des Eros Uranios im Auge hat, ein utopistisches, weil es die unrichtige Annahme einer bei der Mehrzahl der Männer angeblich vorhandenen sinnlichen Zuneigung zum Jüngling zur Voraussetzung hat. Ich frage mich und frage alle Männer, wo die vielen, sehr vielen normalen Männer zu finden sind, die „einer innigen,

auch mehr oder weniger mit physiologischen oder doch ästhetischen Elementen versetzten Liebe zu Jünglingen fähig seien und dieser zu ihrer vollen Lebensfreude und damit zu ihrer vollen Leistungsfähigkeit mehr oder minder bedürften und daher durch einen aufgezwungenen Verzicht, sei es nun in ihrem Lebensglück, sei es in ihrer Schaffenskraft oder sogar in ihrem physiologischen Wohlbefinden geschädigt würden!" — Ich gebe gern zu, daß es sich nicht bloß um Aufhebung des § 175 handelt, sondern insbesondere um die Beseitigung der Anschauungen, als sei die Homosexualität Krankheit oder Laster. — Ich gebe des weiteren zu, das mit der Beseitigung der Vorurteile die edle Lieblingminne sich offener und besser, als bisher wird entfalten können. Ich bezweifele aber, daß eine Kulturumwälzung möglich ist, und eine allgemeinere Verbreitung der Lieblingminne die Folge sein kann, da immer nur eine Minderzahl von Homosexuellen und Bisexuellen, keinesfalls aber normale Männer eine Neigung und Fähigkeit zur Jünglingsliebe haben.

VI. Von den dem Hauptinhalte des Buches beigegebenen „Aphorismen, Zusätzen und Exkursen" möchte ich, außer den schon erwähnten, Nr. 5: „Schopenhauers und Dührings Stellung zum Eros" hervorheben.

In dem kleinen Aufsatz ist es Friedländer gelungen, in interessanter, überzeugender Weise Schopenhauers versteckte, homosexuelle Anlage glaubhaft zu machen.

Schopenhauer habe zwar die gleichgeschlechtliche Liebe, von welcher er überhaupt nur die gröbere Form gekannt zu haben scheine, als widernatürliche, im höchsten Grade widerwärtige und Abscheu erregende Monstrosität gebrandmarkt. Seine Beweise für die Verwerflichkeit seien jedoch im Vergleich zu seiner sonstigen logischen Schärfe ausgesucht schwach. Anderseits aber erkenne Schopenhauer ausdrücklich an, daß der scheinbar paradoxe Hang mit der menschlichen Natur zusammenhängen müsse und spreche indirekt und etwas versteckt die Vermutung aus, daß der Hang, d. h. die gleichgeschlechtliche Liebe, ungeheuer verbreitet sei. — Des weiteren ziehe Sch. nicht nur in intellek-

tueller, sondern auch in psychischer und vor allem in ästhetischer Hinsicht den Jüngling dem Weibe entschieden vor. Ferner sei Sch's. Hochschätzung der antiken Geselligkeitszustände im Vergleich zu den unserigen, in denen die „Weiber den Vorsitz führten", von ausschlaggebender Bedeutung. Endlich sei in den neu herausgegebenen Paralipomenis eine auffällige Stelle:

„Seltsame Naturen, Sonderlinge können nur durch seltsame Verhältnisse glücklich werden, die gerade zu ihrer Natur passen, wie die gewöhnlichen zu den gewöhnlichen Menschen; und diese Verhältnisse können nur entstehen durch ein ganz eigentümliches Zusammentreffen mit seltsamen Naturen ganz anderer Art, die aber gerade zu jenen passen. Darum sind seltene und seltsame Menschen selten glücklich."

Diese Stelle erscheine vollkommen dunkel, wenn man sie nicht auf die Venus Urania bezöge, sie sei aber sehr klar, wenn man sie in dieser Weise deute. Die seltsame Natur, deren Glück Schopenhauer im Auge habe, sei natürlich er selbst. Zu seinem Glück wäre das Zusammentreffen mit einer seltsamen Natur ganz anderer Art, also mit einem anderen seltsamen Menschen erfordert. Sch. sei sich über seine homosexuelle Natur nicht ganz klar geworden oder aber er sei nicht vollkommen offen; vielleicht beides. Die Unklarheit oder der Irrtum dürfe vor allem darin bestehen, daß er sich die Päderastie nach dem Vorbilde des landläufigen Mißverständnisses nicht anders, denn in der gröbsten Form habe denken können. Hiergegen sei sein ehrlicher Abscheu, besonders ästhetischer Art, begreiflich. Der Mangel an völliger Offenheit sei aber darin zu vermuten, daß er seine eigene sinnliche Zuneigung zum Jünglinge verhehle und uns die intellektuelle, psychische und ästhetische zugäbe, ja sogar, vielleicht gewissermaßen zur Kompensation des Verschwiegenen, übertreibe.

Dühring, obgleich er den naturrechtlichen Standpunkt vertrete, daß nur dann eine Tat zu strafen sei, wenn sie einen Dritten ungerecht verletze, sei trotzdem Gegner der Beseitigung des naturrechtlichen Monstrums der Bestrafung der gleichgeschlechtlichen Akte gewesen. Das bleibende Interesse der Stellungnahme Dührings gegen den Eros und sogar gegen den keuschen Eros beruhe darauf, daß diese extreme Stellungnahme erst möglich geworden sei durch das Judentum, den Buddhismus und dessen asketischen Geist, der durch die Vermittelung des älteren Kirchenchristentums unsere Sittenbeschränkung erst geschaffen habe. Es sei ein erstaunlicher Widerspruch, wenn Dühring nicht nur die Sittenbeschränkung, sondern auch deren naturrechtswidrige Kodi-

fizierung mit äußerster Heftigkeit verteidige, obwohl gerade er die mittelalterlichen Grundlagen eben dieser Beschränkungen und Gesetze so vollständig überwunden habe, wie nur ganz wenige Zeitgenossen. Sodann aber sei Dührings Stellungnahme das bisher hervorragendste Beweisstück dafür, daß eine Verunglimpfung des Eros Uranios meist empirisch und kausal mit einer — bei Dühring fast grotesken — Überschätzung des Weibes zusammenhänge.

In den „Aphorismen usw.“ begegnet man noch einem, bei Friedländer häufig vorkommenden Zug, einem gewissen Humor und Witz, womit er das ernste Thema zu würzen versteht. So z. B. wenn er in Nr. 7, „Fortschritte der Psychiatrie und Tableaux einiger neuer Formen von Psychopathia“, „eine der gefährlichsten Psychopathien, die Psychopathia tutelaris oder den Bevormundungswahnsinn“ bespricht, d. h. „den unseligen und schändlichen Hang, der Laster größtes und verderblichstes, sich pfaffenhaft in die Privatangelegenheiten seiner Mitmenschen einzudrängen, den krankhaften Drang, aufdringlich und womöglich schauspielerisch und großsprecherisch die Privatangelegenheiten seiner Mitmenschen zu bevormunden“. — Aus diesem krankhaften Drang sei der § 175 entsprungen, der somit selbst kodifiziertes Laster oder kodifizierte Psychopathia — je nach der Auffassung — darstelle.

Jeder, der sich mit der homosexuellen Frage beschäftigt, wird an dem Buche nicht vorübergehen dürfen; dabei ist die Lektüre fesselnd. Abgesehen von einer oft allzugroßen Breite und allzuhäufigen Wiederholungen gewisser Hauptgedanken zeichnet sich das Werk durch geistreiche, packende Darstellung aus. — Das von philosophischem Geist und Ernst der Gesinnung getragene Buch beleuchtet das homosexuelle Problem — und besonders die ideale, psychische Seite der mannmännlichen Liebe — von so vielen neuen Seiten und gewinnt ihm so viele eigenartige Gesichtspunkte ab, daß es einen Merkstein in der homosexuellen Literatur bedeutet, mag man auch die Hauptgedanken unrichtig finden und bekämpfen.

Rüdin, Dr. E., hat in dem **Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie.** (6. Hft. November—Dezember

1904) dem Buch von Friedländer eine Besprechung gewidmet, in der er hauptsächlich den im vorjährigen Jahrbuch veröffentlichten 5. Abschnitt ins Auge faßt.

Rüdin, trotzdem er die Homosexualität für regelmäßig krankhaft hält, hat Worte hoher Anerkennung für Friedländers Werk im allgemeinen und für eine Anzahl seiner Anschauungen. Er erkennt mit Friedländer die hohe Bedeutung der idealen Männerbünde an und billigt seine Bekämpfung des übertriebenen Weiberkults und -Einflusses; den Kernpunkt dieses Buches, die „physiologische Freundschaft" bezeichnet aber auch Rüdin als einen auf einem Wortstreit aufgebauten Grundirrtum. In diesem fünften Abschnitt des Buches, dessen Inhalt ich oben, weil im Jahrbuch veröffentlicht, nicht des Näheren angegeben habe, hat Friedländer bekanntlich die sog. physiologische Freundschaft, die gleichgeschlechtliche Liebe, wie er sie versteht, aus dem sozialen Triebe hergeleitet und mit dem sozialen Instinkt geradezu identifiziert.

Er sieht in ihr nur eine individuelle Zuspitzung derselben allgemeinmenschlichen physiologischen Reizbarkeit, welche die Grundlage der menschlichen Soziabilität und somit der Kultur und auch der Moral ist.

Rüdin widerspricht mit Recht dieser — nach meiner Meinung auch falschen und unheilvollen — Vermengung der Triebe und Gefühle. Die „individuellen Zuspitzungen" Friedländers seien gleichgeschlechtliche Gefühle. Ebenso gut könnte man auch z. B. einen blutschänderischen Verkehr zwischen Mutter und Sohn als „individuelle Zuspitzungen" der Mutterliebe nennen. Der Soziabilitätstrieb habe mit Sexualität, mit der homosexuellen Frage insbesondere, nichts zu tun.

Kiefer, Dr. O., dagegen zollt in einem kleinen Aufsatz: **Zwei Platoniker,** in der Zeitschrift: Der Mensch, Nr. 14, 15. Juli 1904

dem Buch Friedländers, das er in Gegensatz stellt zu dem von ihm abgelehnten Werk Weiningers „Geschlecht und Charakter"[1]) uneingeschränktes Lob und nennt es eine bedeutende Tat.

---

[1]) *Über den Inhalt des Buches von Weininger orientiert sehr gut die Schrift seines Freundes, Emil Lucka:* ***Otto Weininger, Sein Werk und seine Persönlichkeit*** *(Wien und Leipzig,*

Friedländers Eros lebe unter Tausenden, das Buch werbe für eine vorurteilslosere, rein menschliche Betrachtung dieses an sich weder moralischen, noch unmoralischen Triebes, der, richtig gepflegt, die schönsten Blüten treibe und veredle, aber unterdrückt, die schlimmsten Giftgewächse zeitige.

Eine scharfe Widerlegung des Friedländerschen Buches hat Professor Karsch veröffentlicht:

F. Karsch-Haack, Beruht gleichgeschlechtliche Liebe auf Soziabilität? Eine begründete Zurückweisung. Seitz & Schauer, München.

Karsch wendet sich fast ausschließlich gegen zwei Grundgedanken Friedländers: Einmal gegen die von Friedländer behaupteten Beziehungen zwischen gleichgeschlechtlicher Liebe und Soziabilität. Karsch bestreitet entschieden, daß die gleichgeschlechtliche Liebe auf Soziabilität beruhe.[1]) Er weist auf die

---

Braumüller 1905), in welcher die Hauptgedanken des Buches klar und anschaulich dargestellt, und zwar meist unter warmer Verteidigung des Philosophen gegen seine Kritiker, namentlich gegen Möbius.

[1]) *Übrigens läßt sich behaupten, daß nicht nur die sog. physiologische Freundschaft Friedländers, sondern die Freundschaft überhaupt nicht auf Soziabilität beruhen. Vgl. Palante (Amitié et socialité in der Revue de Philosophie, Mars 1905), der die Freundschaft als ein das Individuum verbindendes, herzliches, warmes Gefühl in Gegensatz stellt zur Socialité, die nur eine kühle, gleichgültige, antiindividualistische Tendenz bedeute.*

Ähnlich drückt sich auch Möbius in einer Besprechung des Friedländerschen Buches (Schmidts Jahrbücher der Medizin, Oktober 1904, S. 100) aus: „Es leuchtet ein, daß Freundschaft und Herdentrieb ganz verschiedene Triebe sind, weil jene gerade auf Absonderung vom Haufen zielt; je mehr einer Freund ist, um so weniger ist er Sozius, und je mehr er zum Ganzen hält, um so weniger Zärtlichkeit hat er für den Einzelnen übrig."

Dagegen glaubt in gewisser Beziehung Möbius, daß den Jugendfreundschaften der Heterosexuellen ein geschlechtliches Wesen zugrunde läge, man könne sie vielleicht geradezu als Phantomübungen ansehen; später bliebe allerdings nur Kameradschaft übrig.

tatsächlich vorhandenen Geschlechtsunterschiede zwischen Mann und Frau und die zwischen diesen beiden Geschlechtern bestehenden Zwischenstufen.

Nur dadurch, daß Friedländer das Gebiet der Zwischenstufen auf das engste einschränke, bleibe ihm einige Aussicht, die Vorstellung zu erwecken, als ob bei dem gleichgeschlechtlichen Liebesdrang nicht das Geschlechtliche, sondern etwas anderes, nicht Geschlechtliches den Ausschlag geben könne.

Deshalb verschweige er auch nicht nur die tribadische Neigung, sondern auch diejenige der für die richtige Beurteilung des gleichgeschlechtlichen Eros als einer rein geschlechtlichen Liebe so überaus wichtige Liebe der Weiblinge, bei denen der Feminismus in der Regel sinnenfälliger als bei den Männlingen sich geltend zu machen pflege. Des weiteren deckt Karsch die Unklarheiten auf, die Friedländer bei den Ausführungen über die Beziehungen des Kontrektationstriebes zu der Soziabilität begeht. Man wisse nicht, ob beide Triebe als identisch aufzufassen seien, dann sei auch der Soziabilitätstrieb nur ein Bestandteil des Geschlechtstriebes und hätte keiner besonderen Benennung bedurft. Oder aber beide Teile seien zwar einerlei Art und Friedländer habe im Gegensatz zu Moll leugnen wollen, daß der Kontrektationstrieb ein Bestandteil des Geschlechtstriebes sei, dann habe er aber den Nachweis führen müssen, daß Moll im Irrtum sei.

Fasse man nun aber den Kontrektationstrieb als einen dem Geschlechtstrieb nicht subordinierten auf, so gäbe es zwei Möglichkeiten: entweder er könne einen dem Geschlechtstrieb koordinierten, selbständigen Trieb darstellen und auch dieser Auffassung scheine Friedländer zu huldigen; oder aber der Geschlechtstrieb sei der Soziabilität subordiniert und diese Auffassung werde von Friedländer sogar als die wahrscheinlich richtige hingestellt: in einem wie im andern Falle schwebe dann aber die „Soziabilität" als ein naturwissenschaftlich von keiner Seite faßbares, der Ent-

---

Dem Gedanken Friedländers kommt auch ein Ausspruch Forels „Die sexuelle Frage", siehe S. 698, sehr nahe: Die altruistischen Gefühle des Menschen seien direkte oder indirekte phylogenetische Abkömmlinge des Sexualtriebes und speziell der sexuellen Liebe (S. 447) und in der Anmerkung daselbst: „Die Sympathiengefühle, auf deren Grundlage allein sich freundschaftliche Vergesellschaftungen entwickeln können, sind selbst immer nur Abkömmlinge des auf sexueller Anziehung beruhenden primitivsten Sympathiegefühls eines Individuums zum andern."

wicklung entzogenes und allen irdischen Beziehungen enthobenes Phantasiegebäude wesen- und gegenstandslos in der Luft. Der Geschlechtstrieb — welche Richtung er auch einschlagen möge — sei ein Heiligtum der schöpferischen Natur, er führe zum Wachsen über das Individuum hinaus, d. h. zur Fortpflanzung. Wie aber die Ernährung nicht bloß das Wachstum befördere, sondern auch zur Erhaltung, und zum Wohlbefinden des Individuums diene, so trage auch der Geschlechtstrieb seinen Zweck in sich selbst und bleibe auch gänzlich ohne Fortpflanzung genau so berechtigt, wie der Ernährungstrieb nach bereits vollendetem Wachstum; seine Befriedigung befördere in hohem Grade durch Erzeugung wollüstigen Gefühls und dessen Begleiterscheinungen das Wohlbefinden des Individuums. Eine vom Geschlechtstrieb unabhängige und doch gleichwohl leicht zu ihm führende „Soziabilität" sei Ergebnis müßigster Spekulation. Es läge der dringende Verdacht nahe, diese „Soziabilität" sei lediglich ein Notbehelf, um die verpönte und daher so unbequeme Sexualität geräuschlos in den Hintergrund drängen zu können, sie sei ein gehaltloses Wort, um eine unklare, eine mystische Vorstellung zu erwecken, welche dann als bequemes Mittel eine Versöhnung der sonst Unversöhnlichen mit der gleichgeschlechtlichen Liebe herbeizuführen bestimmt sei.

Den Beweis, den Friedländer für seine auf „Soziabilität" gegründete „physiologische", d. h. fleischliche aber nicht geschlechtliche Freundschaft durch Zurückgreifen auf das Thierreich führen will, widerlegt Karsch gleichfalls.

Da, wo Familienbildung, Herdenbildung oder, wie bei der Honigbiene Staatenbildung vorkomme, hielten die Tiere nicht, wie Friedländer meine, vom sexuellen Naturtriebe unabhängige physiologische Attraktionen zusammen (sog. Soziabilität), sondern die starre Notwendigkeit, wie z. B. bei den Herdentieren, sei die Ursache, also eine äußere, ihre Nahrung, ihr gemeinsamer Weideplatz.

Der Bienenbau komme nicht durch seine Triebkräfte nach Friedländers Art, sondern durch die bloße Teilung der Arbeitsleistungen für Ernährung und Wabenbau seitens der Arbeiterinnen und für Fortpflanzung seitens der Königin und ihrer müßigen Trabanten, der Drohnen, zustande: zur Fortexistenz des Ganzen als Staat sei reinliche Scheidung dieser Funktionen Vorbedingung. Auch die menschliche Gesellschaft werde nicht durch irgendwelche „Soziabilität", sondern durch Hunger und Liebe zusammengehalten. In der menschlichen Gesellschaft komme noch besonders der Fortfall einer bestimmten Brunstzeit in Betracht und die Ausdehnung des Geschlechtstriebes fast über die ganze Lebenszeit. Diese Tatsachen

bewirkten den fortwährenden engsten Anschluß der Menschen ohne Zuhilfenahme taschenspielerischer „Soziabilität".

Den zweiten Hauptgedanken der „Renaissance," „das Zusammenwirken der Priester und Weiber sei Schuld an der besonderen Gehässigkeit des Volkes gegen den gleichgeschlechtlichen Verkehr und an dem § 175", läßt Karsch gleichfalls nicht gelten.

Insbesondere wendet sich Karsch gegen die angebliche Minderwertigkeit des Weibes, indem er das absprechende Urteil Friedländers über das Weib als ein einseitiges, schiefes und ungerechtes, als ein überhaupt allein durch die maßlose Überschätzung des sich selbst beweihräuchernden Mannes erklärlich bezeichnet. Karsch läßt den weiblichen Eigenschaften hohe Wertschätzung angedeihen und ist der Ansicht, daß ein Mann, um ein bedeutender Vollmensch zu sein, auch ein beträchtliches Stück vom Weibe in sich tragen müsse, ohne daß dieser weibliche Anteil seiner Wesenheit notwendig gerade in der Sphäre der Liebesrichtungen zu liegen brauche.

Das, worunter die Menschheit leide, sei nicht das Weib und nicht die Liebe zum Weib, vielmehr lediglich des Mannes bornierte Beschränktheit und seine ausschweifende Maßlosigkeit.

Die gerühmte männliche Kultur, die tatsächlich nicht erst zu schaffen sei, sondern gerade bis jetzt existiert habe, da ja stets der Mann vorherrsche, habe bisher die schlechtesten Früchte gezeitigt: organisierten Massenmord, Mißbrauch der Gewalt, Unterdrückung der Schwächeren usw. Man möchte vorschlagen, es einmal mit einer weiblichen Kultur zu versuchen.

Die wahre Ursache der Verpönung, nicht nur der gleichgeschlechtlichen, sondern aller sinnlichen Liebe, vermutet Karsch in der Naturveranlagung der germanischen Rasse, welche durch ein besonders stark ausgeprägtes übertriebenes Schamgefühl gegenüber dem leiblichen Leben überhaupt gekennzeichnet sei.

Ferner schließt er aus der früheren Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs in Hannover, Bayern, Württemberg und der Entstehung des § 175 bei Gründung des Reiches unter preußischer Hegemonie, daß der Urningparagraph nicht allein als ein wesentliches Bedürfnis des militärischen Geistes empfunden worden, sondern auch eine spezifische Schöpfung und ein immanentes Attribut eben dieses Geistes sei.

Zum Schluß deckt Karsch die Widersprüche auf zwischen dem sog. Sozialitätstriebe und der nur bedingten Verurteilung gleichgeschlechtlicher Liebesakte. Wer die gleichgeschlechtliche Neigung nicht auf Sexualität zurückführe, der müsse gleichge-

schlechtliche Handlungen unbedingt verdammen, dem müsse überhaupt unbegreiflich erscheinen, wie ein von „Soziabilität" beherrschtes Wesen auf gleichgeschlechtliche Akte verfallen könne.

Tatsächlich sei die Soziabilität nicht ein Trieb, sondern die Idee eines Zustandes; mit dem Geschlechtstrieb habe sie nichts gemein und erweise sich als Phantasterei.

Alle angeblichen Gründe gegen die Verwerflichkeit der Päderastie seien Scheingründe und ebenso gut auf alle Sexualität, ja auf alle natürlichen Triebe und Handlungen anwendbar.

Eine Parallele zwischen Hösslis Eros und der Renaissance schließt die Schrift. Der Vergleich beider Werke falle nicht zugunsten der Renaissance aus.

Was dem Eros Hösslis seine innere, nach außen mächtig wirkende, unwiderstehliche Urkraft verleihe, sei die glühende, verhaltene Geschlechtsliebe, die er sich nirgends streitig machen ließe: die habe er vor der Predigerin des schwächlichen entmannten Kastratentums, vor der Renaissance, deren Geschlechtstrieb unter der dicken konventionellen Schneedecke sich kaum noch mit der Nasenspitze an das Tageslicht hervorgetraut habe, voraus.

Der Schrift ist eine größere Anzahl von Anmerkungen in einem Anhang beigegeben, die zum großen Teil unter Anführung reichhaltiger Literatur die Auslassungen Friedländers im einzelnen widerlegen.

Wie man aus meiner Besprechung des Friedländerschen Werkes ersehen kann, stimme ich in der Ablehnung des Hauptgedankens der „Renaissance" mit Karsch überein. Nur ist Karschs Widerlegung, die sich nicht auf die verschiedenen Grundzüge, sondern nur hauptsächlich auf zwei Gesichtspunkte erstreckt, im Tone schärfer, wuchtiger, derbkräftiger und daher vielleicht überzeugender. Karsch hebt auch nicht die guten Eigenschaften der „Renaissance" hervor, die meiner Ansicht nach zweifellos Anerkennung verdienen. Ihm kam es aber auf den wichtigen Zweck an, das Falsche und Widerspruchsvolle in den Anschauungen Friedländers mit möglichster Offenheit aufzudecken und mit großer Energie zurückzuweisen.

Kapitel III.

Homosexualität und Erwerbung.

Reichsgerichtsentscheidung vom 22. Dezember 1904 (mitgeteilt in der Deutschen Juristen-Zeitung vom 15. März 1905, S. 316).

Der Tatbestand eines Vergehens gegen § 175 wurde vom ersten Richter darin gefunden, daß der Angeklagte in zwei Fällen mit seinem entblößten Glied heftige, stoßende Bewegungen gegen das von der Hose **bedeckte** Gesäß des S. gemacht hatte.

Das Reichsgericht erklärt, daß der erste Richter ohne Rechtsirrtum den Tatbestand des § 175 angenommen habe. Diese Gesetzesstelle erfordere nicht, daß der Körper der zu w. U. mißbrauchten Person an derjenigen Stelle entblößt gewesen sein müsse, gegen welche der Akt vorgenommen sei, vielmehr müsse es als Sache der tatsächlichen Feststellung im einzelnen Falle bezeichnet werden, ob, wenn letzteres nicht zutreffe, gleichwohl die auf Befriedigung der Geschlechtslust abzielenden beischlafähnlichen Handlungen gegeben seien.

Das Reichsgericht sucht den etwaigen Einwand zu entkräften, als sei ein Widerspruch zwischen der jetzigen verurteilenden und der freisprechenden Entscheidung Bd. 36, S. 32 (Entscheidungen des R.-G. in Strafsachen, mitgeteilt und besprochen im vorjährigen Jahrbuch S. 589).

Jene Entscheidung verlange allerdings eine unmittelbare Berührung des männlichen Gliedes des aktiven Teils mit dem Körper des andern, spreche sich aber nur dahin aus, daß hierzu die Entblößung notwendige Voraussetzung sei, behandle aber die andere hier in Betracht kommende Frage, wie es sich hinsichtlich des Körpers des passiven Teils zu verhalten habe, nicht ausdrücklich.

Nach den wissenschaftlichen Feststellungen über das Wesen der Homosexualität, denen die meisten gleichgeschlechtlichen Handlungen entspringen und mit Rücksicht auf das berechtigte Verlangen weiter gebildeter Kreise nach Beseitigung der als Ungerechtigkeit und Härte empfundenen Strafbestimmung hätte man erwarten sollen, daß das Reichsgericht allmählich danach streben würde, seine Auslegung des § 175 einzuschränken. Gerade das Gegenteil beweist aber die letzte Entscheidung. Das

Reichsgericht erweitert die bisherige Auslegung aufs äußerste in einer Weise, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Sie dehnt die Strafbarkeit auf Handlungen aus, die mit der „Beischlafähnlichkeit" nicht mehr das Geringste gemein haben.

Von einem Anfügen des Geschlechtsteils an, geschweige denn Einfügen in den Körper des andern kann keine Rede mehr sein.

Jede entfernte Ähnlichkeit mit dem Beischlaf fehlt. Höchstens lag ein — strafloser — Versuch einer beischlafähnlichen Handlung vor.

Die Entscheidung widerspricht auch tatsächlich der vorjährigen. Dort war gesagt, daß in „Ermangelung einer unmittelbaren Berührung des gemißbrauchten Körpers mit dem Gliede des andern ein beischlafähnlicher Akt nicht anzunehmen" sei. Wenn auch nicht ausdrücklich erwähnt war, ob der Körper des passiven Teils entblößt sein müsse, so war doch als Erfordernis die unmittelbare Berührung mit dem Glied verlangt. Eine unmittelbare Berührung liegt aber ebensowenig dann vor, wenn der Körper des passiven Teils bedeckt ist, als wenn das Glied des aktiven nicht entblößt ist.

Das Reichsgericht hat daher auch in seiner früheren Entscheidung ganz unmöglich der Ansicht sein können, daß Berührungen des bekleideten Körpers durch den entblößten Geschlechtsteil eine unmittelbare Berührung des Körpers darstellen.

Es hat sich über diesen Punkt deshalb auch gar nicht ausgesprochen, sondern vielmehr einfach dekretiert: es liegen beischlafähnliche Handlungen vor.

Konnte das Gericht aber unmöglich die Frage bejahen, daß eine unmittelbare Berührung gegeben gewesen sei und mußte es von der Verneinung dieser Tatsache ausgehen, dann konnte auch keine Verurteilung ergehen, denn die Annahme einer beischlafähnlichen

Handlung, welche nach der Entscheidung Bd. 36, S. 32 unmittelbare Berührung voraussetzt, war ausgeschlossen. Das Reichsgericht mußte also entweder freisprechen oder aber, falls es eine unmittelbare Berührung des Körpers durch das Glied zum Tatbestand des § 175 nicht für nötig hielt und insofern demnach von früheren Entscheidungen abweichen wollte, eine Plenarentscheidung herbeiführen.

Anonym, Die Ermordung eines fünfjährigen Knaben, Aberglauben des Mörders. Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Gross, Bd. 17, Heft 1—2.

Der wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen an einer Frau mit Gefängnis und wegen schweren Diebstahls mit Zuchthaus vorbestrafte Spengler Stadi aus Regensburg ermordete einen fünfjährigen Knaben. Als Todesursache ließ sich Tod durch Ersticken und Würgen feststellen. An der arg verstümmelten Leiche fehlten die Geschlechtsteile, Herz, Leber und Nieren; Brust und Bauchhöhle waren geöffnet.

Im Zuchthaus hat Stadi bei den Mitgefangenen im Verdachte päderastischer Neigungen gestanden; die Ermittlungen ergaben, daß der Verdacht nicht unbegründet war. Erst nachdem dieser Verdacht Stadi vorgehalten, und zwar erst nach seiner Verurteilung wegen Mordes, legte Stadi folgendes angebliche Geständnis ab: Der Anblick des im Garten spielenden Knaben habe ihn gereizt, es sei ihm der Gedanke gekommen, ihn geschlechtlich zu gebrauchen, da er schon lange nicht mehr mit seiner Frau verkehrt habe. Er habe das Glied des Knaben befühlt, die Vorhaut zurückgeschoben und dann Coitus inter femora ausgeführt. Als nachher der Knabe geklagt habe über Schmerzen am Geschlechtsteil und die Eichel rot angelaufen gewesen sei, habe er aus Furcht vor Entdeckung den Knaben getötet.

Herz, Leber und Niere habe er herausgenommen, weil er in einem Buch von den magischen Kräften von gepulverten Herzen, Lebern und Nieren ganz junger Kinder gelesen und auf ein gutes Mittel zur Erlangung von Frauengunst gehofft habe.

Verfasser zweifelt an der Wahrhaftigkeit des Geständnisses des Täters, insbesondere spräche gegen seine Behauptung, er habe seine Wollust an dem Knaben befriedigt, weil er seinen Geschlechtsdrang auf natürliche Weise bei seiner Frau schon lange nicht mehr habe befriedigen können, die gegenteilige Aussage der Frau.

Gegen die Behauptung Stadis, er habe den Knaben erst tot aufgeschlitzt, sprächen nach dem Gutachten des Gerichtsarztes erhebliche Bedenken.

Verfasser hält es für zweifelhaft, ob die Tat als das Ergebnis eines auf Befriedigung der Geschlechtslust gerichteten Planes, als ein Morden aus Wollust und zur Stillung von Wollust und Grausamkeit sich darstelle, oder ob Stadi nur beabsichtigt habe, den Knaben zu gebrauchen und erst nachher aus Furcht vor Entdeckung ihn getötet habe.

Den gleichen Fall bespricht auch

Knauer (Erster Staatsanwalt in Amberg), **Mord aus Homosexualität und Aberglauben** in Heft 3 u. 4, Bd. 17, S. 214 fgd. des Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Gross.

Knauer schließt aus dem ärztlichen Gutachten, wonach das Aufschlitzen des Leibes am lebenden Kind erfolgt sei und aus der sonstigen Motivlosigkeit der Tat, daß ein mit homosexuellen Motiven verbundener sadistischer Akt vorliege.

Aus der Tat an und für sich ergibt sich nicht, ob Stadi wirklich homosexuell veranlagt ist, denn trotz ausschließlicher Heterosexualität könnte er sich doch nur faute de mieux zur Stillung eines plötzlichen sexuellen Impulses an dem ersten besten wehrlosen Objekt vergriffen haben.

Auch sein späteres geschlechtliches Verhalten im Zuchthaus würde nicht Homosexualität beweisen, da er am heterosexuellen Verkehr gehindert, womöglich gleichgeschlechtliche Handlungen nur als Surrogathandlung vorgenommen hat.

Aber Tat und gleichgeschlechtlicher Verkehr im Zuchthaus zusammengenommen und besonders noch in Verbindung mit der von Knauer mitgeteilten Tatsache, daß Stadi kurze Zeit vor der Straftat in einem benachbarten Ort einen 14jährigen Jungen unter falschen Vorwänden und Versprechungen um seine Begleitung angegangen und abseits zu locken versucht habe, sprechen für homosexuelles Fühlen, vielleicht noch mit Pädophilie

kombiniert. Bestand nun homosexuelle Veranlagung, so folgt noch nicht aus der Scheußlichkeit der Tat, daß die Homosexualität lediglich eine erworbene war.

Stadi kann sehr wohl von Geburt an homosexuelle Neigungen gehabt haben, und daneben ein moralisches Scheusal sein.

Wenn Knauer meint: Der Umstand, daß Stadi bis in die letzte Zeit vor der Tat mit seiner Frau normalen Geschlechtsverkehr unterhalten und seinem heterosexuellen Geschlechtsempfinden auch sonst unzweideutig Ausdruck gegeben habe, spräche überzeugend gegen eine natürliche homosexuelle Anlage, so vergißt er, daß Stadi psychischer Hermaphrodit sein kann; ja es frägt sich, ob nicht Stadi überwiegend homosexuell war, ob er nicht in seiner Unkenntnis von dem Wesen der Homosexualität nur faute de mieux mit seiner Frau verkehrt habe. Als Beweis für mangelnde Beffiedigung beim weiblichen Verkehr könnte gerade die Absicht Stadis, sich aus den Körperteilen des Knaben ein Liebespulver zu bereiten, um Frauengunst zu erlangen, angeführt werden.

Knauer hält diese Absicht für einen Beweis des heterosexuellen Fühlens Stadis, aber die unsinnigen abergläubischen Pläne des Täters werden sicherlich noch verständlicher, wenn man annimmt, er habe um jeden Preis Frauengunst und Zuneigung zur Frau, die ihm fehlten, erlangen wollen.

Wie aber auch das sexuelle Fühlen des Täters gestaltet sein mag, in allen Fällen ist dauernde Ausschließung eines Scheusals wie Stadis aus der menschlichen Gesellschaft angezeigt.

Arnemann, Dr., Die Anomalien des Geschlechtstriebes und die Beurteilung von Sittlichkeitsverbrechen (Leipzig, Benno Konegen 1904) 75 Pf.

Ein Schriftchen, in dem in klarer Weise die geschlechtlichen Anomalien kurz erläutert sind. Die ver-

schiedenen Ansichten über die Homosexualität sind angeführt. In mancher Beziehung lehrreich sind die Sätze aus einem älteren, früher viel benützten Buch von Löffler: „Das preußische Physikatsexamen“, die Arnemann mitteilt.

Löffler äußerte sich darin wie folgt über die damalige Forderung Ulrichs nach Gleichberechtigung der Homosexuellen mit den Heterosexuellen:

„Wie das möglich ist, daß heutzutage ein Mann die Kühnheit haben kann, der ganzen gesitteten Welt gegenüber die Männerliebe als etwas Berechtigtes, weil von der Natur Angeborenes darzustellen, ist nur dann erklärlich, wenn man annimmt, daß dieser Mann nicht im Vollbesitz seiner Vernunft ist, daß er vielmehr von einer fixen Idee besessen ist, welche allmählich sein ganzes Denken und Fühlen überwuchert. Dieser Mann ist der ehemalige hannoversche Amtsassesor Ulrichs, welcher das Wagestück unternimmt, die Männerliebe zu verteidigen und uns in die Zeiten eines Nero, Caligula, dieser Schanddenkmäler menschlicher Sittenträgheit zurück zu versetzen.“

Und an einer anderen Stelle nannte Löffler die Urninge „sexuelle Schweinehunde“, „heute“, setzt Arnemann scherzend hinzu, „würde Löffler sie vielleicht ‚Überschweine‘ nennen.“

Angesichts dieser Sätze erkennt man erst, welche gewaltige Wandlung in den Anschauungen über die Homosexualität bei den Ärzten sich seither vollzogen hat und welcher Fortschritt in der Aufklärung über das Wesen und die Beurteilung der Homosexuellen seit jenen noch nicht fernen Zeiten zu verzeichnen ist.

Bumke, Privatdozent, Assistent an der psychiatrischen Klinik in Freiburg i. B., **Zur Frage der Häufigkeit homosexueller Vergehen**, in der Münchner Medizinischen Wochenschrift, Nr. 52 vom 27. Dezember 1904.

Verfasser kritisiert die Art und Weise der Berechnung des Prozentsatzes der Homosexuellen bei den Enqueten und bestreitet die Richtigkeit des Ergebnisses. Er meint, wenn die Angaben Hirschfelds der Wirklichkeit entsprächen, so ständen wir einem Entartungssymptom gegenüber, über dessen Bedeutung auch die schönste Zwischenstufentheorie nicht hinwegtäuschen könnte.

Die schöne — weil wissenschaftlich begründete — Zwischenstufentheorie kann allerdings über die Besorgnis

Bumkes hinweghelfen, denn sie ergibt, daß die Homosexualität und ihre große Verbreitung gar kein Entartungssymptom darstellt, sondern eine Varietät, die zu allen Zeiten und Orten bestanden hat und noch besteht; kein Degenerationsmerkmal, sondern eine physiologische Abart (3, vgl. oben Sommer S. 776).

Bumke hält die von manchen erhobenen Einwände gegen die bei der Enquete in Anwendung gebrachte Methode für berechtigt, nämlich daß man nicht von den Antwortenden auf die Nichtantwortenden schließen dürfe, und daß hier und da absichtlich falsche Antworten gegeben werden könnten.

Namentlich letztere Befürchtung scheint kaum gerechtfertigt. Sie würde voraussetzten, daß Heterosexuelle absichtlich die Zahl der Homosexuellen größer erscheinen lassen wollen, was man doch kaum, auch nicht von scherzenden heterosexuellen Studenten, erwarten wird.

Bumke muß aber trotz seiner Bedenken zugeben, daß die Enquete jedenfalls wohl das zuverlässigste Material liefere, das zur Beurteilung dieser Verhältnisse überhaupt gewonnen werden könne. Die Stichproben dagegen bildeten kein wissenschaftlich brauchbares Material, es sei mit ihnen nichts anzufangen. Eine Kontrolle der Richtigkeit entzöge sich der Nachprüfung.

Dies ist aber kein Grund, den Stichproben den Wert abzusprechen, wenn, wie das zutrifft, ein Arzt und ernster Forscher kontrolliert hat, von wem die Stichproben herrühren und die Personen näher kennt, an die er sich bei ihrer Erhebung gewandt hat.

Ebensowenig kommt dem weiteren Einwand Bumkes Bedeutung zu, wonach er die Homosexuellen als Lügner qualifiziert, denn nichts anderes als Täuschung seitens der Homosexuellen ist behauptet, wenn Bumke sagt:

Jeder Alkoholist, Morphinist usw. bezichtige einen möglichst hohen Prozentsatz seiner Bekannten derselben Schwäche, um seine eigene Widerstandslosigkeit zu entschuldigen, er wende damit nur ein Beschönigungsprinzip an, das jedem ertappten Kind geläufig sei.

Bumke beweist mit diesen Sätzen aufs deutlichste, daß er niemals ernstere vertrauenswürdigere Homosexuelle kennen gelernt hat, wahrscheinlich kennt er überhaupt

keine. Nur von diesem ernsteren Elemente hat aber Hirschfeld die Stichproben bezogen. Diese Homosexuellen geben aber die Anzahl der ihnen bekannten Gesinnungsgenossen nicht auf Grund bloßer Mutmaßungen, sondern auf Grund ganz sicherer Kenntnis ab.

Da Bumke zweifellos keine Ahnung von den homosexuellen Verhältnissen hat, so ist er auch nicht darüber unterrichtet, wie zahlreich und genau viele Homosexuelle sich untereinander kennen.

Daß die angeführten Stichproben jedenfalls zum Teil sehr vorsichtig aufgenommen sind, beweist z. B. diejenige über den Prozentsatz der Homosexuellen unter dem allerhöchsten Adel Europas. Die Anzahl der bestimmt Homosexuellen wird hier nur auf zwei angegeben, und doch weiß jeder Kenner der Verhältnisse sicher, daß die Zahl sechs für Deutschland allein nicht zu hoch gegriffen ist.

Naheliegende Gründe verbieten ein näheres Eingehen auf diese Anzahl.

Die Namen dieser sechs homosexuellen Persönlichkeiten kann Bumke von jedem gebildeten Homosexuellen erfahren und dann Erkundigungen einziehen, inwiefern diese Behauptungen der Wahrheit entsprechen. Ich kann auch eine weitere Stichprobe der Hirschfeldschen hinzufügen, deren Richtigkeit ich ausdrücklich versichere und nicht in Zweifel ziehen lasse.

Ich kenne unter der auf etwa 200 sich belaufenden Anzahl der Richter eines deutschen Bundesstaates drei geborene Homosexuelle, die sich untereinander ausgesprochen haben, zwei davon sind ausschließlich homosexuell und einer bisexuell, aber mit sehr stark überwiegender homosexueller Neigung.

Die Vermutung liegt nahe, daß außer diesen drei in dem betreffenden Bundesstaat noch weitere Justizbeamte homosexuell sind, denn es wäre wahrlich ein mehr als seltsamer Zufall, daß einzig und allein diese drei, die

sich zufällig kennen lernten, homosexuell wären, die sämtlichen andern aber, von denen eine große Anzahl den Dreien überhaupt persönlich nicht bekannt ist, alle insgesamt heterosexuell wären.

Bumke macht dann noch ein Bedenken geltend, welches er Hoche entnimmt — anscheinend seinem Lehrer —, denn er zitiert ihn, und ihn allein, in dem kurzen Aufsatz, obgleich gerade Hoche doch sicherlich keine Autorität auf dem Gebiete der Homosexualität bildet.

Bumke meint, eine Fehlerquelle sei darin zu erblicken, daß die Autoren ein falsches Bild bekämen, welche, weil ihre der Urningssache wohlwollende Gesinnung aus ihren Schriften bekannt sei, von den betreffenden Individuen mit Vorliebe aufgesucht oder schriftlich angegangen würden.

Eine wirklich seltsame Argumentation! Man sollte doch glauben, daß gerade der Arzt die beste Sachkunde besitzt, der möglichst viele Homosexuelle kennen zu lernen Gelegenheit hat: nach Bumke ist es aber derjenige, dessen Blick durch keine Kenntnis der Homosexuellen getrübt ist.

Seit wann spricht man dem Spezialisten auf sonstigen Gebieten, dem Spezialarzt für Nasen- oder Geschlechtskrankheiten, sein Mißtrauen in der Beurtheilung ihrer Untersuchungen deshalb aus, weil sie zu viel Objekte untersuchten?!

Ganz besonders beanstandet wird von Bumke die Art der Berechnung der vorgenommenen homosexuellen Akte.

Hirschfeld berechnet die Zahl der homosexuell Verkehrenden in Deutschland auf 165000 und nimmt eine durchschnittliche einmalige wöchentliche Betätigung an. Daher im Jahr 8597816 Handlungen.

Bumke protestiert energisch gegen diese Art der Beweisführung.

Er rügt einmal, daß die Rechnung auf Angaben von zum großen Teil noch jugendlichen Personen, zum Teil von Schülern herrührten.

Dies ist höchstens bezüglich der Angabe bei den Besuchern der technischen Hochschule und nicht bezüg-

lich derjenigen bei den Metallarbeitern richtig und doch waren die Ergebnisse beider Enqueten ungefähr gleich.

Die Anfrage bei jugendlichen Personen hatte übrigens gerade den Vorteil, den Einwand abzuschneiden, es handle sich bei den als homosexuell sich Bekennenden um Heterosexuelle, die infolge Exszessen beim Weib auf die Homosexualität verfallen seien.

Sodann bezweifelt Bumke überhaupt, daß alle Angefragten ihren Zustand richtig beurteilt hätten.

Diese angebliche Selbsttäuschung der Angefragten erklärt Bumke in geradezu ergötzlicher Weise aus einer infolge exzessiver Onanie nicht selten entstehender vorübergehender Impotenz und Kälte dem Weib gegenüber, sowie aus hypochondrischen Vorstellungen, deren Inhalt naturgemäß sexuelle Leiden und Abnormitäten bildeten, endlich aus dem suggestiven Einfluß von Lektüre, die bei solchen neurasthenisch hypochondrischen Onanisten oft eine unbewußte Fälschung der eigenen Erinnerung ausübe. Eine derartige Erinnerungsfälschung, die das geschlechtliche Fühlen zur Homosexualität verfälsche, werde im Falle all dieser Bedingungen sicher entstehen, wenn noch Erinnerungen an homosexuelle Beziehungen harmloser Art (Schülerliebe) aus der Pubertätszeit hinzukämen (! ?).

Diese Erklärungen finden sich alle schon in dem vor neun Jahren erschienenen Aufsatz von Hoche: „Zur Frage der forensischen Beurteilung sexueller Vergehen.“ (Neurologisches Zentralblatt 15. Januar 1896.)[1]

Bumke hat sie als getreuer Schüler von Hoche einfach von dort übernommen, obgleich Hoche schon damals selbst zugab, daß ihm die praktische Erfahrung auf dem Gebiet der Homosexualität fehle.

Bumke hat sich nun selber nicht bemüht, den Homosexuellen, wie er leibt und lebt, kennen zu lernen, sondern er arbeitet einfach mit theoretischen, aus Büchern geschöpften Deduktionen.

---

[1]) *Vgl. meine unter D. M. in Friedreichs Blättern für gerichtliche Medizin im Jahre 1896, Hft. VI. veröffentlichte Widerlegung: „Zur Frage der forensischen Beurteilung der konträr*[illegible]*empfindung.*“

In ironischer Weise meint schließlich Bumke, daß der bisher gegen § 175 angeführte Hauptgrund, daß Hunderttausende in ihren Menschenrechten durch Vorurteile verkürzt, verkümmert und vernichtet wurden, wegfiele, wenn die sexuelle Betätigung zahlloser Homosexueller wahr wäre.

Diese Meinung ist durchaus falsch. Die Homosexuellen, mögen sie sich befriedigen oder nicht, werden in ihren Menschenrechten verkümmert und vernichtet, weil ein mittelalterliches Gesetz ihre sexuelle Befriedigung mit Schande und Gefängnis bedroht, und sie haben ein Recht darauf, nicht als Schänder der Menschheit und als Verbrecher behandelt zu werden.

Richtig ist der von Bumke gegenüber der von Hirschfeld angeführten Zahl der gegen den § 175 verstoßenden Handlungen gemachte Einwand, daß nicht alle Homosexuellen, die sich sexuell betätigen, gegen den § 175 verstießen, indem viele sich mit gegenseitiger Onanie, also mit einer straflosen Handlung begnügten.

Will man überhaupt auf die Art der Handlung ein Gewicht legen und nicht vielmehr darauf, daß unzählige homosexuelle Handlungen jeder Art ungestraft begangen werden, so erachte ich überhaupt auch die Zahl der den Tatbestand des § 175 erfüllenden sogenannten beischlafähnlichen Handlungen nicht für geringer als die von Hirschfeld angegebenen.

Hirschfeld schätzt nämlich die völlig Keuschlebenden unter den Homosexuellen auf ein Drittel aller Homosexuellen, ferner schaltet er alle Bisexuellen aus.

Die Abschätzung der keuschlebenden auf ein Drittel aller Homosexueller erscheint schon sehr hoch, vollends aber ist es zu weit gegangen, die Bisexuellen einfach außer Berechnung zu lassen. Berücksichtigt man die Hunderte Bisexuellen die mit dem Mann verkehren und auch beischlafähnliche Handlungen ausführen, so würden die Handlungen dieses Teiles der Bisexuellen den Teil der reinen Homosexuellen gewiß reichlich ausgleichen, die nur gegenseitig onanieren.

Würde man auch übrigens die Anzahl der von Hirschfeld berechneten strafbaren Handlungen sogar um die Hälfte kürzen, so würden immerhin noch nahezu vier Millionen strafbarer Handlungen ungeahndet bleiben!

Schließlich möchte ich auf Grund eigener Erfahrung Herrn Bumke noch eine Statistik entgegenhalten.

In einer Stadt Deutschlands von 150000 Einwohnern kenne ich persönlich über dreißig Homosexuelle, die sich sexuell betätigen. Davon sind zwei vor sieben Jahren auf Grund des § 175 bestraft worden. Alle andern dagegen sind noch niemals bestraft, trotzdem alle schon öfters auch Handlungen gegen den § 175 vorgenommen haben. Ich weiß nun natürlich nicht genau, welche Handlung von jedem durchgängig vorgenommen wird und wie oft er sich befriedigt. Soviel kann ich aber wohl sagen, daß durchschnittlich auf jeden eine homosexuelle Handlung die Woche fällt. Würde man nun dreißig Homosexuelle rechnen, so kämen mit 50 multipliziert 1500 homosexuelle Handlungen pro Jahr heraus.

Auf zehn Jahre 15000. Nehmen wir an, daß die Hälfte in Akten gegenseitiger Onanie besteht, so ergäben sich 7500 strafbare Handlungen, von denen auch nicht eine einzige geahndet wurde.

Hirschfeld, Dr. Magnus, Zur Frage der Häufigkeit homosexueller Vergehen, in der Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 17. Januar 1905, Nr. 3.

Hirschfeld erwidert auf den Aufsatz Bumkes:

1. Die Stichproben seien zuverlässig: denn einmal rührten sie von ihm als zuverlässig bekannten Personen her, bei denen er habe vorausgesetzt werden dürfen, daß sie ihre Angaben ohne Voreingenommenheit machen würden. Gerade die Übereinstimmung der Resultate der Stichproben mit denen der eigentlichen Statistik zeige die Zuverlässigkeit dieser Vertrauenspersonen. Die meisten Stichproben rührten von wissenschaftlich tätigen Personen her.

Die Bemängelung derjenigen Angaben, bei denen von homosexuellen Schülern die Rede sei, sei insofern hinfällig, als jene

Angaben selbstverständlich nicht von noch in der Schule befindlichen Personen herrührten, sondern von Erwachsenen, die aus der Schule längst entlassen, zurzeit homosexuell seien und die Zahl ihrer Mitschüler angegeben hätten, von denen sie wüßten, daß sie ebenfalls homosexuell geblieben seien.

2. Es habe sich nicht um „zum großen Teil jugendliche Individuen" gehandelt. Das Durchschnittsalter der Befragten sowohl als der Antwortgeber habe bei der Studentenenquete 23, bei der Metallarbeiterenquete $28^1/_2$ Jahre betragen, ein Alter, in dem wohl jeder über die Richtung seines Geschlechtstriebes klar sein dürfte.

3. Seine Berechnung der homosexuellen Handlungen stützte sich in erster Linie auf persönliche Nachforschungen und Resultate, die er unter Zugrundelegung eines Materials von 2000 Homosexuellen habe sammeln können. Allerdings begingen nicht alle in Berechnung gezogenen Homosexuelle Handlungen im Sinne des § 175; er habe sich aber nicht auf den juristischen, sondern auf den medizinischen Standpunkt gestellt, welcher entgegen der Praxis der Gerichte es für verhältnismäßig irrelevant ansehe, ob die Detumeszenz inter femora, in anum oder in manum alterius stattfinde. Es sei aber bekannt, daß auch die straflose mutuelle Onanie (die bei den Homosexuellen häufigste Art der Betätigung) ebenso wie die eigentlich strafbaren Akte zu Erpressungen sehr häufigen Anlaß gäbe und oft genug zu Voruntersuchungen führe, die sozial fast ebenso vernichtend wirkten, wie die Erhebung einer Anklage aus § 175.

Dühren, Eugen Dr., Neue Forschung über den Marquis de Sade und seine Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Sexualphilosophie de Sades auf Grund des neuentdeckten Original-Manuskriptes seines Hauptwerkes „Die 120 Tage von Sodom". Berlin 1904. Verlag Max Harrwitz.

Diese Ergänzung eines früheren (im Jahrbuch III, S. 332 flgd.) besprochenen Werkes des Verfassers enthält im ersten Abschnitt neue und wiederum sehr interessante Beiträge zur französischen sexuellen Sittengeschichte aus dem 18. Jahrhundert, die Dühren aus den verschiedensten Autoren der Zeit zusammengestellt hat.

Im Kapitel V „Ausartungen des Geschlechtslebens" wird auch die Homosexualität besprochen. Sie sei im 18. Jahrhundert

äußerst verbreitet gewesen, nach Peuchet habe die Pariser Polizei seit 1726 mehr als 20000 Päderasten gekannt, darunter 8 Prinzen, 7 oder 8 Herzöge und mehr als 600 Edelleute. Nach den Memoiren von Bachaumont (Anfang 1780) seien in den Registern der Polizei mehr als 40000 Homosexuelle verzeichnet gewesen.

In einem einzigen Jahr — 1785 — seien mehr als 700 in flagranti ertappt worden. Und dies alles trotz der strengen Strafe, bemerkt Dühren.

Schon unter der Regentschaft habe es offizielle Knabenbordelle, Knabenkuppler gegeben. Ein Kuppler habe im Schloß selbst den Hofleuten Knaben angeboten. Auch das Garderegiment habe im Ruf gestanden den Homosexuellen Material zu liefern.

Dirnen hätten sich sogar als Knaben verkleidet, um, auf die gleichgeschlechtliche Liebe vieler Männer spekulierend, bessere Geschäfte zu machen.

Unter der Geistlichkeit seien besonders die Jesuiten homosexueller Neigungen beschuldigt worden.

Dühren zitiert verschiedene Edelleute, die im Rufe der Päderastie gestanden. Nach Voltaire hätten sogar M. de la Trémouille und der Graf von Clermont von Ludwig XV. — freilich vergeblich — versucht, „des faveurs socratiques“ zu erlangen.

Auch die gleichgeschlechtliche Liebe zwischen den Weibern sei sehr verbreitet gewesen.

Dem deutschen Schriftsteller Heinzmann seien die vielen Mannweiber in Paris aufgefallen. Ob diese alle auch Tribaden gewesen, sei zweifelhaft. Dagegen sei es sicher, meint Dühren, daß die meisten wirklichen Tribaden echt weibliche, mit allen Reizen der Anmut geschmückte Erscheinungen gewesen seien, die nach einem Leben der Galanterie mit Männern, aus Überdruß oder Sehnsucht nach echter Liebe sich den homosexuellen Praktiken zugewandt. Öfters seien auch tribadische Schaustellungen auf Wunsch der dadurch stimulierten Wüstlinge geschehen.

Einzelne Frauen hätten allerdings mit leidenschaftlicher Liebe aneinander gehangen und zusammengelebt: So z. B. zwei Engländerinnen Miß Corell und Miß Hamilton, letztere habe mehrere glänzende Partien ausgeschlagen, um bei ihrer Geliebten bleiben zu können. So die Kupplerin Lemoine und Frl. Dumesnil, eine „veritable bisexuée“, die auch leidenschaftliche Verhältnisse mit Männern unterhalten, trotzdem aber die Nächte mit der Lemoine verbracht und diese mit solcher „ferveur“ geliebt habe, daß die Lemoine davon krank geworden und nur noch „Haut und Knochen“ gewesen sei.

Bei Gelegenheit dieses Berichts habe der Polizeiinspektor Marais hinzugefügt, daß es (um 1760) viele Weiber gäbe, „qui s'aiment avec rage“, sich bei Untreue prügelten und Hab und Gut mit ihrer „Bonne“ (amie) teilten.

Von der berühmten Tänzerin Heinel von der großen Oper habe man, als sie 1778 nach England gereist, erzählt, sie würde einen genügenden Grund haben länger dort zu bleiben, weil sie in London, das noch mehr Tribaden enthalte als Paris, besser ihre Passion für die Weiber werde befriedigen können. Die berüchtigste und wahrscheinlich echte Tribade sei Marie Antoinette Raucourt, die berühmte Schauspielerin, (1756—1815) gewesen.

Sie scheine sich früh durch Gleichgültigkeit gegen die Männer ausgezeichnet zu haben und habe die glänzendsten Anerbieten (sogar 100000 Livres für ihre Virginität) ausgeschlagen.

Bald seien ihre gleichgeschlechtlichen Neigungen bekannt geworden, in denen sie großes Raffinement gezeigt habe. Trotzdem habe sie mit einem Prinzen ein intimes Verhältnis unterhalten.

Unter dem Direktorium habe sie mit ihrer unzertrennlichen Freundin, Frl. Limonet, in einem prächtigen Haus zusammengelebt und einen unerhörten Luxus entfaltet.

In späterer Zeit scheine die Raucourt nach einem Bericht des Russen Karamzin aus dem Jahre 1790 durchaus den Eindruck einer Virago gemacht zu haben.

Auch in diesem Buch hält Dühren an seiner Theorie des Erwerbes der Homosexualität fest.

Im 18. Jahrhundert habe die Sucht nach dem Neuen alle moralischen Bedenken und physischen Abneigungen überwuchert und die Entwicklung sexueller Anomalien hervorgebracht. So z. B. habe es nur wenige geborene Konträre gegeben, die meisten hätten sich aus Sucht nach neuen Reizen der gleichgeschlechtlichen Liebe zugewandt.

Es wäre interessant zu erfahren, woraus denn Dühren weiß, daß die Homosexuellen des 18. Jahrhunderts nur selten geborene Konträre waren.

Wenn Dühren dies daraus schließt, daß, wie er glaubt, „die meisten Homosexuellen zugleich leidenschaftliche Beziehungen zum andern Geschlecht daneben nicht aufgaben,“ so finde ich in seinem Buch doch nur zwei Konträre angeführt, die leidenschaftlich beide Geschlechter

geliebt hätten: den Grafen von Löwendal und Fräulein Dumesnil. Dühren scheint aber überhaupt die Klasse der Bisexuellen nicht zu kennen, ganz abgesehen davon, daß in vielen Fällen der Verkehr mit dem Weib doch nichts beweist, namentlich wenn dieser Verkehr auf die Weise gepflogen wird, die nach Dührens Bericht (S. 176) der päpstliche Nuntius, Herr von Branciforte, vorzog.

Das von Dühren entdeckte Manuskript von Sade, dessen Inhalt er eingehend darlegt, „Die 120 Tage von Sodom" bildet anscheinend eine, wenn man so sagen kann, geniale pornographische Zusammenstellung aller denkbaren sexuellen Anomalien und Ausschreitungen, ein schauerliches Gemälde sadistischer Verbrechen und Lustmorde. An zahlreichen Stellen wird die Päderastie behandelt, so z. B. ist die erste der zum Zweck des Unzuchtunternehmens von den Wüstlingen veranstaltete Zusammenkunft für die Genüsse der Päderastie bestimmt. Unter den Hauptpersonen ist die eine der lasterhafte Herzog von Blangis, seit 25 Jahren passiver Päderast, während der 55jährige Durcel als ein typischer Effeminierter geschildert wird.

Er hat eine sehr weiße Haut, einen besonders in den Hüften und dem Becken vollkommen femininen, einem Weib ähnlichen Körper, weiblichen Busen, sanfte Stimme.

Die vier Wüstlinge, die Helden des Buches, haben den Plan ersonnen, mit allem sich zu umgeben, was ihre Geilheit erregen könne und in dieser Situation sich alle verschiedenen Verirrungen der Unzucht, alle ihre Zweige, alle Variationen, kurz alle sexuellen Perversionen mit allen Einzelheiten und systematisch erzählen zu lassen. Die sexuellen Verirrungen werden in vier Klassen von je 150 Arten eingeteilt. Die gleichgeschlechtlichen Handlungen werden in die drei Klassen, die in Beziehung auf Gesetz, Natur und Religion kriminellen Verirrungen eingereiht. Zur Befriedigung der durch die Erzählungen angeregten Begierden sollen 8 Mädchen, 8 Knaben, 8 Männer und 4 Dienerinnen ausgesucht werden.

In den Schriften von Sade ist (wie Dühren ausführt), eine ganze Sexualphilosophie zu finden. Sades Betrachtungsweise der sexuellen Anomalien sei die anthropologische, d. h. er sähe in ihnen regelmäßig keine Krankheit; die Krankheit sei nur ein zufälliger Spezialfall unter den Ursachen der sexuellen Perversionen, die möglicherweise auch bei Gesunden vorkämen.

Sade habe die verschiedensten bei der Erzeugung und Förderung sexueller Verirrungen in Betracht kommenden Faktoren hervorgehoben, z. B. klimatische Verhältnisse, Alter (Greisenalter), Massensuggestion, Nachahmung, Verführung, sodann besonders Macht der Phantasie, Sucht nach neuen Reizen usw.

Was jedoch die gleichgeschlechtliche Liebe anbelangt, so habe Sade das Angeborensein dieses Triebes — jedenfalls für viele Fälle — angenommen. Er erkläre die Päderastie aus den Zwecken der Natur. Die Natur gäbe von vornherein einer gewissen Anzahl von Männern den schon in der Kindheit sich regenden Trieb zum gleichen Geschlecht und nur diesen, da es nie in der Absicht der Natur läge, daß alle Keime des Lebens zum Wachstum und zur Fortpflanzung kommen sollten.

Die Natur betrachte die Fortpflanzung nicht als etwas Notwendiges, zumal wenn man bedenke, wieviel Keime während der Gravidität gänzlich verloren gingen.

Diese Theorie findet sich in dem Roman „Aline et Valcour".

Die Hauptstelle lautet:

„Und wenn diese Neigung nicht natürlich wäre, würde man die Eindrücke davon schon in der Kindheit empfangen? Würde sie nicht den Anstrengungen derjenigen weichen, die das erste Alter der Menschen leiten? Man möge jedoch die Wesen, die von ihr erfüllt sind, betrachten; sie entwickelt sich trotz aller Hindernisse, die man ihr entgegensetzt; sie wächst mit den Jahren; sie widersteht den Ratschlägen, den Bitten, den Schrecken eines künftigen Lebens, den Strafen der Verachtung, den anziehendsten Reizen des andern Geschlechtes: ist es denn das Werk des Lasters, ein Geschmack, der sich also ankündet? und was will man, daß es sei, wenn nicht die sicherste Eingebung der Natur? Wenn aber dies der Fall ist, beleidigt er sie? Würde sie eingeben, was sie beleidigte? Laßt uns diese nachsichtige Natur besser studieren, bevor wir es wagen ihr Grenzen zu setzen .... Haben wir den Mut, nicht daran zu zweifeln, daß es nicht in den Plänen dieser weisen Mutter liegt, daß dieser

Geschmack jemals erlösche; er ist vielmehr von ihr beabsichtigt." (S. 122 u. 123.)

Man mag Sade für einen genialen Parnographen oder einen Geisteskranken halten, jedenfalls wird man seine Kenntnis in sexuellen Dingen und seine Kompetenz in der Frage der Entstehung sexueller Anomalien anerkennen, wie dies auch Dühren tut, der ihn wegen der in den „120 Tagen Sodoms" enthaltenen Klassifizierung der sexuellen Anomalien geradezu einen Vorgänger Krafft-Ebings und seiner Psychopathia sexualis nennt.

Es ist deshalb besonders bedeutsam, daß Sade, obgleich er die sexuellen Anomalien im allgemeinen auf Einflüsse intra vitam zurückführt, doch gerade bezüglich der Homosexualität eine Ausnahme macht und sie meist als natürliche, angeborene Erscheinung auffaßt.

Diese Anschauung ist um so bemerkenswerter, als Sade jedenfalls kein eingefleischter Männerliebhaber war, wenn er überhaupt gleichgeschlechtlichen Verkehr gepflogen hat, worauf lediglich eine — dazu ziemlich vage und nicht beweiskräftige, womöglich durchaus irrtümliche — Anspielung eines Zeitgenossen hinweist.

Fest steht, daß er viel mit Weibern verkehrte und daß seine Hauptleidenschaft Sadismus gegenüber Weibern war. Seine Auffassung von dem Angeborensein der Homosexualität ist daher nicht etwa aus dem Motiv der Beschönigung einer bevorzugten Leidenschaft herzuleiten, sonst hätte er auch die nach ihm benannte sadistische Neigung in erster Linie auf diese Art erklärt. Sie entsprang vielmehr einer richtigen Beobachtung der Wirklichkeit, die schon hundert Jahre vor der neuesten Forschung im Gegensatz zu der auf theoretischen Deduktionen beruhenden Ansicht Dührens das wahre Wesen der homosexuellen Neigung erkannt hat.

Eberhard-Humanus, Ernst, Das Sexuelle, in dem Blatt „Der Volkserzieher" vom 9. Oktober 1904, Nr. 21.

Verfasser beklagt die große Anzahl der über das sexuelle Thema erscheinenden Schriften und scheint besonders die homosexuelle Literatur tadeln zu wollen. Er sagt, statt gegen das Heterogene anzukämpfen, stelle man es geradezu als etwas Berechtigtes und Natürliches hin. Dies geschähe mit einem psychologischen und historischen Aufputz, der der Sache den Anschein von Wissenschaftlichkeit geben solle; man trage statistisches Material zusammen, steige hinunter bis zu Zeiten von Davids Freundschaft mit Jonathan, durchschnüffle die Schriften unserer größten Männer; man wolle das Anomale sogar durch Untersuchungen bei den Tieren rechtfertigen.

In seinem blinden Entrüstungseifer vergisst Verfasser nur zu sagen, warum denn das homosexuelle Gebiet der Wissenschaft verschlossen bleiben soll. Die jahrhundertelange Unkenntnis über die Homosexualität ist kein Grund, daß das Dunkel nicht endlich gelichtet werde, mögen die Enthüllungen den Anschauungen vieler auch noch so unbequem sein. Verfasser übersieht des weiteren, daß, solange der § 175 fortbesteht, die homosexuellen Forschungen auch eine eminent praktische und soziale Bedeutung haben, weil sie dazu dienen, die Ungerechtigkeit des § 175 und seine Unhaltbarkeit zu beweisen.

Verfasser mißversteht die Untersuchungen auf homosexuellem Gebiet, sonst würde er nicht behaupten: „Wenn wirklich der eine oder andere unserer bedeutenden Männer auf dem sexuellen Gebiet entgleiste, so rechtfertige diese Auffassung doch durchaus nicht die heutigen sexuellen Abschweifungen“ (soll wohl heißen Ausschweifungen).

Allerdings „Entgleisungen“, d. h. Ausschweifungen großer Männer rechtfertigen nicht die Homosexualität, aber nicht darum handelt es sich, sondern um den in zahlreichen Fällen geführten Nachweis einer bei großen Männern vorhandenen angeborenen homosexuellen Natur.

Richtig ist die Ausführung des Verfassers, daß das Tier nicht ohne weiteres als das Vorbild für Menschen zu dienen habe.

Die Feststellung homosexueller Neigungen bei Tieren gibt zwar nicht an und für sich einen Maßstab für eine

günstige Bewertung der Homosexualität beim Menschen ab; aber sie zerstört doch ein Vorurteil, das immer wieder von den Gegnern aufgeführt wird, nämlich die irrtümliche Anschauung, als sei die Homosexualität ein Produkt der Überkultur und der Dekadenz.

Als besonders unwissenschaftlich und verwerflich rügt Verfasser die angebliche Annahme der meisten sexuellen Schriften, der sexuelle Trieb sei nur zur Wollust da.

Auch in diesem Punkt hat Verfasser die sexuellen Schriften falsch verstanden. Ich wüßte nicht, daß jemand in einer ernsten Schrift den Zweck des Geschlechtstriebes in krasser Wollustbefriedigung gesehen hat. Richtig ist jedoch — trotz des Herrn Eberhard-Humanus — daß der Geschlechtsakt nur selten zum Zweck der Kindererzeugung vorgenommen wird; und — möge Herr Eberhard-Humanus dies auch bestreiten — objektiv betrachtet dient der Geschlechtstrieb nicht bloß diesem Zweck, sondern einem andern ebenbürtigen, nämlich demjenigen der körperlichen und geistigen Belebung und Erfrischung, wie das Wächter („Ein Problem der Ethik" S. 66) und insbesondere auch der in seinen Anschauungen so ideale Carpenter („Die Geschlechtsliebe, deren Bedeutung in der freien Gesellschaft") sehr schön ausführen.

Trotzdem Verfasser von der Homosexualität die schlimmsten Folgen fürchtet (das obligate Schreckgespenst des untergegangenen Römertums wird nochmals heraufbeschworen) ist er gütig genug, die Homosexuellen vor dem Gefängnis retten zu wollen. Er befürwortet daher Aufhebung des § 175, wünscht aber für diese „der Entartung verfallenen Personen" eine pathologische Beurteilung und weist ihnen die Heilanstalten an. Mit Recht verwirft Verfasser die Annahme einer allgemeinen „Bisexualität", die nur in den Phantasien einiger Forscher existiere. Er erkennt an, daß in den Individuen, die beide Typen — Weib und Mann — morphologisch, physiologisch und psychologisch ineinander hinüberspielten. Dies hindert ihn aber nicht, die Theorie der „sexuellen Zwischenstufen" als gewagt zu bezeichnen, weil die Typenmischung mit dem Sexuellen nichts zu tun habe und weil der Typus Mann oder Weib trotz der Mischung niemals aufgehoben werde.

Natürlich versäumt er es anzugeben, warum denn die Mischung gerade bezüglich der sexuellen Charaktere nicht stattfinden soll, und unterläßt die Mitteilung, worin denn der Typus „Mann“ oder „Weib“ in jeder noch so hermaphroditischen Mischung bestehe.

Die Entstehung der sexuellen Anomalien überhaupt, und daher anscheinend auch der Homosexualität, führt er auf die üblichen von den über das Wesen der Homosexualität und ihr Angeborensein nicht unterrichteten Gegnern immer wieder vorgebrachten Ursachen zurück, auf die liebelosen ohne Wahlverwandtschaft abgeschlossenen Ehebündnisse, die Scheu vor der Schwängerung, die Furcht vor der Ansteckung, das frühzeitige Erwachen und die übermächtige Steigerung des Triebes. Sogar Gründe wie: allgemeine Überernährung, üppiges Leben, starker Konsum von Alkohol, Bier und Wein usw. werden ganz allgemein als Ursachen genannt.

Obgleich zahlreiche Homosexuelle an Fleiß mit keinem Normalen den Vergleich zu scheuen brauchen, obgleich zahlreiche in Armut leben, obgleich sehr viele gerade Bier und Alkohol hassen, Herr Eberhard-Humanus weiß es besser und sagt ganz allgemein, ohne die Homosexualität auszunehmen: „Faulheit und Üppigkeit, Alkohol und Bier sind die Erreger der sexuellen perversen Begierden.“

Die Mittel zur Beseitigung der sexuellen Perversion soll dann eine Anzahl von Ratschlägen an die Hand geben, die an und für sich durchaus beherzigenswert, aber selbstverständlich gegenüber einer angeborenen Erscheinung wie der Homosexualität völlig fruchtlos sind. Inniges Familienleben, gute Erziehung, vernünftige Aufklärung der Jugend im Sexualleben, Pflege des Gemütes, Achtung vor der Weiblichkeit, Pflege edler Kunst, Entwicklung der Körperkräfte, Mäßigkeit im Alkoholgenuß usw. sollen die sexuellen Anomalien verhindern, haben aber bis jetzt gegenüber der Homosexualität tatsächlich wenig genützt, da sehr viele Homosexuelle, bei denen alle diese Bedingungen zutrafen, trotz allem als Homosexuelle geboren und nicht umgeändert wurden.

Fischer, Jakob, Die sexuellen Perversitäten vom forensischen Standpunkt, in Gyogyoszat 1904, Nr. 44, 46, 48. Ungar. Nach einem Referat in dem Neurologischen Centralblatt Nr. 4 vom 15. Febr. 1905.

Verfasser unterscheidet sexuelle Perversitäten, nämlich abnorme Akte zur Steigerung des normalen Geschlechtstriebes und sexuelle Perversionen, nämlich Akte einer widernatürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes. Selbst diese berechtigten nicht zur Annahme einer Geisteskrankheit, wenn nicht Antezedentien und weitere Symptome vorhanden. Mitteilung des Falles eines dreißigjährigen Mannes, der ein Kind ermordet, nachdem er es homosexuell mißbraucht. Der Betreffende sei im selben Jahre wegen Geisteskrankheit vom Militär entlassen worden. Trotz zweimaliger Beobachtung sei keine Spur von Geisteskrankheit festzustellen gewesen. Strafe 15 Jahre Zuchthaus.

Die angeführte Definition des Verfassers von Perversität und Perversion scheint mir nicht zutreffend und irreführend, doch wäre zur näheren Beurteilung der Definition die Kenntnis des mir nicht zugänglich gewesenen Aufsatzes selber erforderlich.

Fischer-Dückelmann, Dr. med. Anna, Das Geschlechtsleben des Weibes. Eine physiologisch-soziale Studie mit ärztlichen Ratschlägen (Berlin, Hugo Bermühler 1900). Kapitel IV: Das krankhafte Geschlechtsleben des Weibes

enthält kurze Bemerkungen über die gleichgeschlechtliche Liebe. Verfasserin berichtet von zwei ihr bekannt gewesenen weiblichen Homosexuellen. Die eine — im 17. und 20. Jahre gegen das männliche Geschlecht nicht unempfindlich — sei mit 25 u. 30 Jahren äußerlich und an Stimme und Gebärde immer männlicher geworden, habe nunmehr die Männer gehaßt und sei zu einer Freundin in leidenschaftlicher eifersüchtiger Liebe entbrannt. Auch andere Mädchen, meist zarte Erscheinungen, habe sie später geliebt. Ihre moralische Gesinnung habe sie vor geschlechtlichen Verirrungen abgehalten.

Einer andern — einem ausgesprochenen weiblichen Urning — habe man sehr bestimmt nachgeredet, daß sie Mädchen zwecks Befriedigung ihres Triebes an sich zöge.

Beide Mädchen seien geistig ungewöhnliche Menschen ge-

wesen und hätten in Wissenschaft und Kunst sehr Achtenswertes geleistet.

Verfasserin meint dann, es sei aus der Geschichte bekannt, daß solche Entartungserscheinungen in einer Zeit der Überkultur sich häuften. Wer an seinen Kindern homosexuelle Anlage gewahr werde, möge rechtzeitig eine richtige Behandlung und Erziehung anwenden. Man behandle sie nicht als Verbrecher, sondern als seelisch Kranke. Man sorge zeitig für moralische Gesinnung und für einen befriedigenden Beruf. Sonst könnten wahre Giftpflanzen, die andere zur Unsittlichkeit verleiteten, sich entwickeln, für die nur Anstaltsbehandlung angezeigt sei. Anders dagegen jener große Teil, der in ehrbaren Verhältnissen lebe, seinen Mitmenschen nützlich sei und sein höchstes Glück in reinen Freundschaftsverhältnissen finde. Diese anzutasten, habe niemand das Recht. Die sogenannte „lesbische Liebe" dagegen sei das Häßlichste und Widerwärtigste, was man sich vorstellen könne. Man dürfe nicht für derartige Akte Freiheit gewähren. Diese „Befriedigung" sei ein widerlicher Akt, ohne Naturzweck, ohne physiologische Berechtigung, wohl aber das Nervensystem beider Teile gewaltig in Anspruch nehmend. Sei der Geschlechtstrieb eines Urnings nicht zu unterdrücken und eine zweite Person in Mitleidenschaft gezogen, so müsse Anstaltsbehandlung eintreten. Niemals aber zwinge man homosexuelle Frauen zu heiraten. Das sei das größte Unrecht, das man ihr und dem ahnungslosen Mann zufügen könne. Sie seien zur Einsamkeit geboren und könnten ehelos ganz glücklich und für andere nutzbringend leben.

Mit letzterer Forderung wird man durchaus einverstanden sein, dagegen keineswegs mit dem Verlangen zwangsweiser Einsperrung in eine Anstalt im Falle sexueller Akte.

Man mag wohl den homosexuellen Frauen Enthaltsamkeit anraten und eine die Keuschheit fördernde Erziehung empfehlen, deshalb wird man aber nicht diejenigen, die ihren Trieb nicht beherrschen, zu Lasterhaften stempeln und eine Unterdrückung ihrer Natur verlangen, die man auch den Heterosexuellen nicht zumutet. Nicht alle homosexuellen Frauen können sich mit reinen Freundschaftsverhältnissen begnügen, und wenn sie zu homosexuellen Handlungen übergehen, so ist das keine so

fürchterliche Eventualität, wie Verfasserin glaubt, und rechtfertigt niemals einen derartigen Eingriff in die persönliche Freiheit, wie ihn Frau Dr. Fischer mit der Anstaltsbehandlung vorschlägt.

Von dem sonstigen Inhalt des Büchleins verdient noch Hervorhebung das in den ersten Kapiteln verfolgte Streben, die Ansicht von der Minderwertigkeit der Frau gegenüber dem Manne durch den Hinweis auf die gleiche embryonale Abstammung der nur äußerlich verschiedenen Geschlechtsorgane beider Geschlechter und durch den Nachweis der größeren Kompliziertheit und des feineren Ausbaues der weiblichen Geschlechtsorgane zu widerlegen.

Förster, Dr. Fr. W., Einige nachträgliche Bemerkungen zu den letzten Sittlichkeitskongressen, in der „Ethischen Kultur“, herausgegeben von Penzig, 1. Dezember 1904, Nr. 23.

Ein Artikel voll von Inkonsequenzen und Widersprüchen.

Verfasser mißbilligt zwar „die unerfreuliche Pietisterei und den starren Pharisäismus“ der Sittlichkeitskongresse und ihr Verlangen nach Polizeimaßregeln der äußerlichsten Art. Er verurteilt auch die Resolution des letzten Kongresses, welche die Homosexuellen einfach dem Strafrichter überweisen wolle. Man eröffne damit ein an Widerwärtigkeiten und korrumpierender Wirkung reiches Denunziantenwesen. Gäbe es in unserer Kultur keine anderen Mittel, um solcher Dinge Herr zu werden, als Polizei, Gefängnis und Denunziantentum, dann solle man nur getrost einpacken.

Deshalb sagt Förster ausdrücklich, man müsse die Agitation des Komitees unbedingt gutheißen.

Fast gleichzeitig erklärt er aber, das von dem Kongreß für die Bezeichnung der Agitation der Homosexuellen gebrauchte Wort „schamlos“ könne man von ganzem Herzen unterschreiben, obgleich doch der Kongreß hauptsächlich auch die Agitation des Komitees, welche ja Förster gutheißt, hat treffen wollen!

Trotzdem Förster die strafrechtliche Brandmarkung der Homosexuellen beseitigen will, bleibt er im übrigen durchaus in den bisherigen Vorurteilen befangen; denn er will das bisherige sittliche Verdammungsurteil gegen jede Betätigung der Homosexuellen aufrecht erhalten wissen.

Solches sittliche Urteil sei für pathologisch gefährdete Men-

schen der wirksamste soziale und geistige Halt, den sie gegenüber ihrer eigenen Schwäche und Urteilsverwirrung hätten.

Die Bedeutung der Askese dürfe nicht verkannt werden.

Man mag die Enthaltsamkeit den Homosexuellen anempfehlen, aber eine Mißbilligung der homosexuellen Betätigung ist nicht in höherem Maße gerechtfertigt, als die Verurteilung der „meist von der gesunderhaltenden Verbindung mit höheren Lebenszwecken“ losgelösten außerehelichen Geschlechtsakte zwischen Mann und Weib.

Förster mißt aber mit ganz anderem Maßstab die Betätigung der Homosexuellen; er stellt sie auf gleiche Stufe mit den Scheußlichkeiten eines Dippold, weil das Perverse beständig darauf gerichtet sei, normale Menschen sich zu Willen zu machen und zu verführen — eine Behauptung, die erstens falsch ist, zweitens aber, selbst ihre Richtigkeit angenommen, niemals eine derartige Ächtung der Homosexuellen rechtfertigen würde, viel eher noch eine scharfe Verurteilung der der Verführung zugänglichen Normalen; als weiteren Grund gegen die homosexuelle Handlung bringt er die anscheinend durch die veraltete Übermittlungs- und Vererbungstheorie beeinflußte Angabe vor:

> „daß jede sexuelle Perversität sich erfahrungsgemäß sehr oft zu einer komplizierten und gefährlichen Annormalität steigere.“

In des Verfassers Kopf scheint sich die Sache also so auszumalen, als bilde die Homosexualität eine Vorstufe zu Handlungen à la Dippold!!

Endlich begeht Förster den umgekehrten Fehler, dessen sich allzu eifrige Lobredner der Homosexualität schuldig machen, indem er dieser die edlere Seite abspricht und sie auf Kosten der Anpreisung der heterosexuellen Liebe als sinnliche Entartung herabsetzt. Der Zug zum Ewigweiblichen, den Förster als unendlich wichtiges Korrektiv gegen brutale Sinnlichkeit bezeichnet, fehlt allerdings bei den Homosexuellen oder tritt in an-

derer Gefühlsbetonung als bei den Heterosexuellen auf. Aber auch ohne dieses angebliche Korrektiv ist es der homosexuellen Liebe möglich mehr zu sein als bloße brutale Sinnlichkeit.

Die Wirkung dieses Korrektivs scheint überhaupt bei den Heterosexuellen eine recht problematische; denn wie herrlich zeigt sich nicht in den Exzessen und dem Prostitutionsverkehr der Heterosexuellen dieser Zug zum Ewigweiblichen, dieses „tiefste wunschlose und selbstlose Mitfühlen", wie Förster ihn nennt, den der Mann nur vom Weibe empfangen könne!

Die wahre Gesinnung, die Förster dem Homosexuellen, wenigstens demjenigen, „der sich erniedrige, seiner Neigung physisch nachzugeben", entgegenbringt, zeigt er im Schlußsatz, in dem er unter Berufung auf einen angeblichen Ausspruch von Benvenuto Cellini (der übrigens selbst homosexueller Praktiker und zweimal deswegen Prozessen ausgesetzt war) den Homosexuellen in den Schweinestall verweist.

Hermann, Hans, Das Sanatorium der freien Liebe. Hans Priebe u. Cie., Berlin-Steglitz 1904.

Ein seltsamer Bekämpfer des Fortbestandes des § 175 St.-G.-B. ist in dem Verfasser dieses Buches erstanden.

Er verlangt die Aufhebung der Strafbestimmung ungefähr aus dem gleichen Grunde, aus dem gewisse Gegner, z. B. Wachenfeld, ihre Aufrechterhaltung befürworten, nämlich weil der § 175 zu Unrecht nur den Mann gegen geschlechtliche Angriffe des Mannes schütze und als amtliches Siegel für die Hinopferung des gesamten weiblichen Geschlechtes diene, indem das Weib dem Manne als Freigut zu Unzuchtszwecken ausgeliefert und noch unter das — wenigstens durch den § 175 geschützte — Tier stelle.

Diese extravagante Begründung hängt mit den Anschauungen Hermanns über den außerehelichen Geschlechtsverkehr überhaupt und über die Prostitutionsfrage zusammen.

Verfasser polemisiert mit mehr als scharfen Waffen und in einer stellenweise in Beschimpfungen der Gegner ausartenden Weise gegen die Reglementaristen und besonders gegen diejenigen Mitglieder der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrank-

heiten, welche auf dem Kongreß zu Frankfurt im Jahre 1903 die Einführung von Staatsbordellen anempfohlen haben. Hermann bezeichnet den Vorschlag als ein Attentat gegen die Sittlichkeit, als Zeichen der Verkommenheit gewisser Kreise usw. Er verlangt Keuschheit des Mannes bis zur Ehe, frühzeitigen Eheabschluß, schlimmsten Falles Einführung einer Doppelehe, einer rechts- und linkshändigen; dagegen fordert er nicht nur gesellschaftliche Ächtung, sondern strafrechtliche Verfolgung eines jeden außerehelichen Geschlechtsverkehrs des Mannes mit der Frau.

Diejenigen Männer aber, welche weder Abstinenz üben, noch heiraten wollten, solle man nicht auf das Weib loslassen, sondern man solle diesen Bestien in Menschengestalt gestatten, sich mit Hilfe ihres eigenen Geschlechts oder mit einem Tier zu entwürdigen.

Die Frauen könnten mit Recht verlangen, daß die Männer ihr eigenes Geschlecht zur Unzucht benutzten, sie hätten seit Jahrtausenden das furchtbarste Opfer gebracht. Die Frau sei dazu da, das Geschlecht fortzupflanzen, nicht nur gemeiner Wollust zu dienen. Verlange der Mann nach Prostitution, so möge er den Jüngling prostituieren, natürlich müsse die Jugend geschützt sein, aber das Schutzalter für Knaben dürfe kein höheres sein als für Mädchen; denn die Mädchen dürften nicht weniger gut geschützt sein, als die Jünglinge.

Soweit Hermanns Argumentation sich auf das Schutzalter bezieht, enthält sie einen richtigen Kern, ebenso trifft der von Hermann des weiteren hervorgehobene Gesichtspunkt zu, daß, wenn einmal die Prostitution als notwendig erklärt werde, jene unter dem männlichen Geschlecht wahrlich das kleinere Übel sei im Gegensatz zu dem fürchterlichen Elend, das die Prostitution für das weibliche Geschlecht im Gefolge habe; seine Ansicht dagegen, daß die Syphilis zwischen Männern nicht verbreitet werden könne, ist nicht begreiflich, wenn auch soviel richtig ist, daß diese Krankheit weit weniger häufig durch den homosexuellen Verkehr (wegen der seltener vorkommenden introductio penis in corpus) als durch den heterosexuellen verbreitet wird.

Was den Kernpunkt der Rechtfertigung der Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs anbelangt,

wie sie Hermann gibt, so werden sich auch die eifrigsten Gegner des Fortbestandes des § 175 für eine derartige Begründung bedanken. Nur aus Hermanns geradezu blindem Haß gegen die Reglementierung der Prostitution, aus seinem einseitigen frauenrechtlerischen Standpunkt und seiner Auffassung, jeder Mann, der außerehelich geschlechtlich verkehre, insbesondere mit einer Dirne, sei ein verkommener Wüstling, ist die Rolle einigermaßen verständlich, die er dem gleichgeschlechtlichen Verkehr zuweisen will, nämlich die: den Heterosexuellen als Ersatzmittel für den normalen außerehelichen Geschlechtsverkehr zu dienen!

Man frägt sich, ob Hermann im Ernste spricht oder nur über den Leser sich lustig macht.

Diese Zweifel sind um so berechtigter, als er S. 38—40 durchaus richtig und sachlich die häufige Verbreitung der in der Entwicklung des Embryos liegende Doppelgeschlechtlichkeit, die häufige Mischung männlicher und weiblicher Eigenschaften in einer Person hervorhebt und, die auf dem Boden der Doppelgeschlechtlichkeit erwachsende konträre Sexualempfindung betonend, die Homosexuellen von dem bisherigen Fluch der Mißachtung oder Lächerlichkeit bewahrt wissen will und ihnen das tiefste Mitleid entgegenbringt.

Und doch sagt derselbe Verfasser S. 35, nachdem er die Freigabe des geschlechtlichen Verkehrs an und für sich mit der obenerwähnten Rechtfertigung befürwortet:

„Richtiger (nämlich als die einfache Freigabe) wäre es allerdings, alle jene Männer, die bei einem solchen Verkehr ertappt würden, sofort in eine Kaltwasserheilanstalt oder in eine Irrenanstalt zu schaffen, da moral insanity entschieden bei allen Männern, die irgendeiner Prostitution ergeben sind, vorhanden ist und diese Unholde damit einigermaßen aus dem Wege geräumt würden.

Die Freigabe des § 175 (ganz oder erster Teil) könnte also als Falle dienen, um die Lüstlinge als Kranke in Sicherheit zu bringen."

Widersprüche und Sätze, wie die letzterwähnten, zeigen, mit welcher Art von Werk (besser Machwerk) man es zu tun hat.

Die unsinnigen Vorschläge Hermanns zur Regelung der Prostitutionsfrage näher kritisch zu beleuchten, ist hier nicht der Ort, bemerken will ich nur, daß dasjenige, was Hermann von dem feinsinnigen bekannten Buch von Carpenter „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden" (für welches ihm selbstverständlich jedes Verständnis abgeht) sagt, auf seine eigenen Ausführungen zutrifft, nämlich, daß sie völlig die Wirklichkeit verkennen und in Exzentrizitäten sich verlieren. Hermann gibt sich einer argen Täuschung hin, wenn er die Macht des Geschlechtstriebes und die daraus resultierenden Verhältnisse einfach durch idealistische Abstinenzschwärmerei und wütende Schimpfereien gegen Unzucht und Wollust beseitigen zu können glaubt. Die Grundauffassung, die das Buch durchzieht, wonach alle oder die meisten Reglementaristen, ferner die Männer mit heftigem Geschlechtstrieb und die meisten Dioninge sowie die bis zur Ehe nicht Abstinenz übenden Männer, Juden oder Mischlinge mit orientalischem Blute seien, aber keine echten Germanen, kennzeichnet das Buch am besten, nämlich als antisemitische Schmähschrift.

Müller, Dr. Joseph, Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker. Leipzig, Th. Griebens Verlag, 1904.

Das Buch gibt eine geschichtliche Entwicklung der christlichen Geschlechtsmoral und stellt im zweiten Teil besonders katholische und protestantische Geschlechtsmoral gegenüber, wobei Müller die katholische Auffassung von der höheren Wertung der Ehelosigkeit und der Askese preist und die Tendenz verfolgt, Ungebundenheit und geschlechtliche Laxheit als Folge des protestantischen Prinzips darzustellen.

Die Tatsache, daß im Mittelalter und namentlich kurz vor der Reformation ein großer Teil des Klerus ein den Forderungen der Kirche nicht entsprechendes Leben führte, kann Müller zwar nicht ganz leugnen, er gibt dies auch im großen und ganzen zu, er erkennt an, daß besonders die Päpste schon früher das schlimmste Beispiel gaben, daß z. B. schon die Synode des Jahres

968 gegen den Papst Johann XXII. den Vorwurf erhoben habe, er habe den heiligen Palast zum Bordell gemacht usw., aber vieles verschweigt er — namentlich alle auf die Homosexualität bezüglichen Einzelheiten — er sagt nichts von dem Templerorden, nichts vom Papst Julius II., von Sixtus IV., beide der Homosexualität verdächtig (vgl. Moll: Konträre Sexualempfindung, S. 115, 116 usw.).

Dagegen setzt Müller besonders tadelnd ins Licht die öftere Wiederverheiratung seitens der Führer des Protestantismus im Reformationszeitalter.

Lediglich S. 133 bemerkt er, „daß auch unnatürliche Laster im Priesterstande grassierten, zeigt des Petrus Damianus Schrift „Liber Gomorrhianus". Dort heißt es, daß solche Kumpane einander beichteten, um nicht vor fremden Priestern erröten zu müssen, und dann zu weiteren Sünden schritten."

Aus dem Buch Müllers, namentlich aus dem ersten Teil, geht deutlich der jeder Geschlechtlichkeit feindselige Geist des Christentums hervor. Über die Beurteilung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs ist allerdings wenig zu finden.

Die Stellen, die ihn berühren, lassen jedoch den Schluß zu, daß er stets zwar als arge Sünde, aber doch nicht als eine größere wie Ehebruch oder außerehelicher Verkehr zwischen Mann und Weib aufgefaßt wurde.

So z. B. wird nach den Kanonen des Hippolyt (1. Hälfte des 3. Jahrh.) Kap. 15 „ein Hurer oder Hurenwirt oder wer unnatürliche Wollust treibt, weder zum Katechumenat, noch zur Taufe zugelassen, bis er diesem Laster und Gewerbe entsagt" (S. 90).

Nach einem Beschluß des Konzils von Elvira (300) dürfen „Päderasten nicht einmal im Tod kommunizieren" (Kap. 71). Das gleiche gilt aber auch z. B. von dem Manne, der seiner Frau den Ehebruch gestattet hat (S. 94).

Den Homosexuellen und ihren Bestrebungen steht Müller ablehnend gegenüber. Anscheinend fehlt ihm jede Kenntnis der Homosexualität.

Er meint, mit gleichem Recht wie die Homosexuellen könnten Liebhaber von Kindern oder Sadisten ein „Naturrecht" auf Befriedigung ihrer Begierden geltend machen. Vernunft und Moral könnte gegen unglückliche Veranlagung den Sieg davontragen. Der Homosexuelle dürfe kein Recht auf Befriedigung erlangen, schon des Schutzes wegen, den seine Opfer nötig hätten.

Als ob erwachsene Jünglinge und Männer gegen sich selbst zu schützen wären!

Jedenfalls meint Müller

— und auf diese bequeme Weise erledigt er die ihm unbequeme Frage —

gäbe es wichtigere und dringlichere Arbeiten auf dem Gebiet der Sexualmoral und -Hygiene, als die Sorge für die Anormalen.

Nyström, Anton, Das Geschlechtsleben und seine Gesetze. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung (G. m. b. H.) Berlin, 1904.

Ein kurzes Kapitel ist der Homosexualität gewidmet.

Nyström hält sie nur bisweilen für angeboren, dann müsse sie mit Vorsicht und Nachsicht beurteilt werden. Oft, meint er, beruhe sie aber auf schlechten Beispielen oder Verführung, und sei dann Laster.

Nicht selten entwickele sie sich auch durch mangelnde Gelegenheit zu normalem Verkehr oder durch die Furcht vor Ansteckung.

Er teilt zwei kurze Biographien von männlichen und drei von weiblichen Personen mit, die alle mehr oder weniger klar Fälle von angeborener Homosexualität darstellen.

Abgesehen von dem etwas allzu knappen Kapitel über die Homosexualität und die oben erwähnten, teilweise recht fraglichen Angaben über gewisse sog. Ursachen der gleichgeschlechtlichen Neigungen, bildet das Buch von Nyström eine im guten Sinne aufklärende Schrift über die Geschlechtsfragen, in der eine Reihe gesunder und verständiger Gedanken sich findet.

So z. B. beklagt er, daß auch in der Gesetzgebung noch zu viel Frömmelei, Asketismus und Puritanismus herrschten. Ferner betont er:

„Die neue Moral kann den Asketismus nicht gutheißen, weil dieser der Feind der Lebenslust und Lebensfreude ist."

„Das höchste Lebensprinzip, die Liebe, darf nicht durch unnatürliche und gegen das Leben selbst streitende Ideen von der Sündhaftigkeit des Sinnlichen verunstaltet werden; diese Ideen haben die Natur nur verpfuscht und unzähligen Menschen die größten Seelenqualen wegen vermeintlicher Sünde und Strafbarkeit verursacht. Wie viele hätten nicht ohne diese Ideen frohe

und glückliche Menschen sein, Liebe austeilen und empfangen können."

Er bekämpft die Anschauung, als ob die Enthaltsamkeit unter allen Umständen völlig unschädlich für die Gesundheit sei. In vielen Fällen wirke sie gesundheitsschädlich. Oft könne zwar das Geschlechtsbedürfnis ohne Gefahr bekämpft werden, „aber jeder möge wissen, daß das Geschlechtsbedürfnis keine Sünde, sondern etwas ganz Natürliches ist" (S. 179).

„Da das Geschlechtsleben eine Quelle des Glücks und der Gesundheit ist, muß die Entbehrung desselben mit Notwendigkeit schwere Gemütsleiden im Gefolge haben, die Lebenslust niederdrücken und eine dauernd traurige und melancholische Stimmung hervorrufen" (S. 181).

Sehr zu beherzigen sind dann die Worte:

„Mögen diejenigen, die die Menschen auf geschlechtlichem Gebiete zu veredeln suchen, sich erst dann mit diesem Gegenstand beschäftigen, nachdem sie vorher eine reiche Erfahrung gesammelt und umfassende Studien getrieben haben. Dann können sie Ratschläge erteilen, die zu befolgen möglich ist, und dann scheitert das Ziel ihrer Arbeit nicht an den unabänderlichen Gesetzen der Natur" (S. 183).

In der Frage über die Stärke des sexuellen Triebes der Frau mißbilligt Verfasser die Meinung, wonach sehr viele Frauen sexuell gefühllos wären. Die meisten derartigen Fälle beträfen teils völlig abnorm organisierte Weiber, teils solche, deren Organisation durch asketische Lehren beeinflußt gewesen, dann auch solche, die eine heillose Angst vor der Schwangerschaft hätten, und endlich solche, die ohne eine wirkliche Neigung eine Ehe eingegangen und auch später keine Liebe für den Ehemann gewonnen hätten.

Oliva, Due casi di inversione sessuale, in Annali di Psychiatria etc., 1904, S. 255.

Besprechung von Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik Bd. 18, Heft 4, S. 352.

Oliva empfiehlt für gewisse Fälle von geringer Entwicklung der äußeren Genitalien bei noch jungen Homosexuellen die Halbkastration, eventuell, wenn sie nicht nütze, die vollständige. Er glaubt, daß durch Fortnehmen eines Hodens bei jungen Personen der andere sich besser entwickele und das Entstehen von Homosexualität verhindere, oder, wenn sie schon bestehe, heile.

Näcke bemerkt hierzu: „Oliva habe bis jetzt diese Kastration glücklicherweise noch nicht versucht, und so sei es nur ein Vor-

schlag und zwar ein völlig falscher. Erstens seien Homosexuelle meist mit ganz normalen Genitalien begabt, zweitens — und das sei die Hauptsache — gehe die Richtung der Libido sicher nur vom Gehirn aus, nicht von der Peripherie! Wohl könnten Anomalien der äußeren Geschlechtsteile, auch der inneren, die Libido steigern oder verringern, vielleicht auch qualitativ abändern. Daß aber dadurch je Inversion entstehen könne, sei theoretisch fast undenkbar.

Oliva habe, wie übrigens die meisten seiner Landsleute, von Homosexualität merkwürdige Begriffe und habe offenbar keine gesunden Urninge gesehen. Auch kenne er nichts von den vielen neueren Arbeiten. Er glaube mit andern, daß Abusus in venere und Onanie Homosexualität erzeuge, könne es aber freilich nicht beweisen. Er wisse nichts davon, daß die Inversion relativ sogar häufig sei und nach ihm sei Defekt des moralischen Sinnes stets bei angeborener oder erworbener Inversion vorhanden. Er unterschreibe auch den Ausspruch Zolas „Un inverti est un desorganisateur de la famille, de la nation, de l'humanité!"

Er wisse also scheinbar nichts davon, daß unter den Homosexuellen große Geniale und Menschenfreunde gewesen seien."

Pelman, C., Moderne Wissenschaft und Strafrecht in der Zeitschrift „Die Umschau" Nr. 51, 17. Dezember 1904.

Pelman, der noch im vergangenen Jahr die Homosexualität meist als erworbenes Laster betrachtete und über die Notwendigkeit der Aufhebung des § 175 in seinem Aufsatz in der „Politisch-Anthropologischen Revue" (Aprilnummer 1903) schwieg (vgl. vorjährige Bibliographie S. 560), scheint nunmehr anderer Ansicht geworden zu sein. Denn am Schlusse seines Aufsatzes über den § 51 St.G.B. und die vermindert Zurechnungsfähigen rechnet er die Homosexuellen anscheinend zu letzteren, also nicht mehr zu den Lasterhaften, sondern zu den Krankhaften, obgleich er natürlich die Anwendung des § 51 auf die Homosexuellen und ihre Einreihung unter die wirklich Geisteskranken mit Recht ablehnt.

Den § 175 bezeichnet er nunmehr als eine Ruine aus alter Zeit, der man nicht nachtrauern würde und die an Altersschwäche zugrunde gehen möge. Die Nachteile einer Verfolgung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs wägen etwaige Vorteile reichlich auf.

Warum jedoch Pelman die Agitation der Gegner des § 175, worunter er wohl hauptsächlich das Komitee

im Auge hat, der Ungeschicklichkeit bezichtigt, die der Befürwortung ihrer Bestrebungen hindernd im Wege stehe, begreife ich nicht.

Diesen Bestrebungen ist doch gerade zum großen Teil der allgemeine Umschwung in der Beurteilung der Homosexualität in den letzten Jahren zu danken.

Peters, Emil, Die Wahrheit über das dritte Geschlecht. Dem deutschen Volke zur Aufklärung. Verlag: Deutscher Bund für Regeneration. Geschäftsstelle: Otto Melchers, Bremen, Hutfilterstraße 20—22.

Das anscheinend im Auftrag des Bundes für Regeneration herausgegebene Schriftchen bekämpft zwar die Anschauungen von der Natürlichkeit der Homosexualität und die Bestrebungen nach Gleichberechtigung der homosexuellen Liebe mit der heterosexuellen, trotzdem zeigt die Broschüre, wie sehr es dem Komitee schon gelungen ist, bedeutende Breschen in die Festung der bisherigen Vorurteile der Gegner zu schlagen.

Denn Peters hält nicht nur die Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich für unangebracht, da der § 175 die Anschauungen des Volkes ungünstig beeinflusse und sein Urteil nur hart, lieblos und ungerecht mache, sondern er weist auch die Meinung zurück, als ob der Homosexuelle ein Lasterhafter oder Verbrecher sei, als könne ein Heterosexueller durch Erwerbung in einen Homosexuellen umgewandelt werden.

Dagegen will Peters den Homosexuellen als Degenerierten betrachten.

Die Entstehung dieser Degeneration sei in den durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzten sexuellen Verstößen zu finden; die Anlage zum Homosexualismus sei gegeben in der durch sexuelle Fehler des Individuums bewirkten fortschreitenden Zerrüttung des Nervensystems, die vererbt und potenziert bei den Nachkommen den Trieb abnorm zu gestalten vermöge.

Nach Peters wäre also der Homosexuelle zwar nicht ein Lasterhafter, aber sein Trieb auf Lasterhaftigkeit einer Reihe von Vorfahren zurückzuführen.

Für diese Theorie findet sich jedoch kein Beweis,

weder in den Biographien berühmter Uranier, noch in den von den Ärzten veröffentlichten.

In richtiger Erkenntnis der Schwäche seiner Erklärung hebt Peters selbst wohlweislich hervor, daß es sich nur um eine unbewiesene Hypothese handle. Einen direkten Beweis versucht er gar nicht, sondern nur einen sehr indirekten durch das Bestreben, Schädlichkeiten des homosexuellen Verkehrs nachzuweisen und die Gründe für die Annahme der Natürlichkeit zu widerlegen.

Dieser angebliche Nachweis besteht aber selbst wieder nur in unbewiesenen Behauptungen. Peters meint, die Befriedigung des Homosexuellen sei eine unvollkommenere, als die der Heterosexuellen, sie bedeute lediglich eine Art Onanie, ein Abklingen einer vorhanden gewesenen Nervenspannung.

Eine Frage drängt sich auf. Woher nimmt denn Herr Peters die Fähigkeit, homo- und heterosexuelle Befriedigung miteinander zu vergleichen? Er scheint doch wohl heterosexuell zu sein und nur die heterosexuelle Befriedigung zu kennen. Ein Heterosexueller kann überhaupt niemals homosexuelle Gefühle nachempfinden. Die Schilderung Peters von der bloß onanistischen Wirkung der homosexuellen Akte kann, wenn überhaupt, nur auf Heterosexuelle, die derartige Handlungen vornehmen, passen.

Aus dieser angeblich unvollkommenen Befriedigung der Homosexuellen folgert Peters, daß sich schon nach einem halben oder einem ganzen Jahr degenerative Erscheinungen einstellten. Nach umfangreichen und als abgeschlossen zu betrachtenden Erfahrungen sei die sexuelle Betätigung als nachteilig und den Urning schädigend anzusehen.

Dankbar wäre ich Herrn Peters für die Aufklärung, wo diese Erfahrungen veröffentlicht sind. Bisher gingen die Erfahrungen, wenigstens jene der Sachverständigen, dahin, daß der oft infolge der Gemütserregungen und inneren Kämpfe zerrüttete Gesundheitszustand der Homosexuellen bei regelmäßiger sexueller Befriedigung sich auffallend verbessert.

Nicht weniger glücklich ist Peters in dem Nachweis der Schädlichkeit der Homosexualität für die Allgemeinheit.

Die unbequeme Tatsache der Anerkennung der homosexuellen Liebe in dem noch heute als Muster körperlicher und geistiger Vollkommenheit gepriesenen Griechenland sucht er durch die Behauptung zu beseitigen, zu Hellas Blütezeit habe es sich nur um begeisterte Freundschaft gehandelt, und später, als die geschlechtliche Liebe überhand genommen, habe sie zum Untergang des Volkes geführt.

Diese Behauptungen sind falsch: Jede nur oberflächliche Kenntnis der griechischen Literatur belehrt darüber, daß es sich zur Blütezeit Griechenlands schon um Geschlechtsliebe, nicht um bloße Freundschaft gehandelt habe und jede nur oberflächliche Kenntnis der griechischen Geschichte beweist, daß andere Ursachen als die Jünglingsliebe zum Untergang von Hellas führten (vgl. die gleiche Ansicht des historisch bewanderten Kohler, Jahrbuch IV, S. 871).

Nicht minder haltlos ist das, was Peters gegen die Natürlichkeit der Homosexualität vorbringt.

Um sich zu helfen, greift er zur Konstruktion eines Gegensatzes zwischen Willen der Natur und Willen des Menschen und schiebt die Ursache für alle Wirkungen, die zugunsten der Daseinsberechtigung der Homosexualität sprechen, auf einen menschlichen Willen, mag dabei die Unterscheidung und Unterschiebung noch so unlogisch und sophistisch sein. So z. B. könne die Homosexualität nicht als ein von der Natur gewolltes Sicherheitsventil gegen Übervölkerung betrachtet werden, denn die Übervölkerung habe mit dem Willen der Natur nichts zu schaffen, weil sie als Folge eines durch sexuelle Überreizung gesteigerten Geschlechtstriebes und beide daher als Produkte einer abnormen Entwicklung zu gelten hätten.

Bisher haben die Gegner und gerade auch der Bund für Regeneration die Zunahme der Bevölkerung als eine gesunde, wünschenswerte Erscheinung betrachtet und die angebliche Beeinträchtigung dieser Zunahme durch die Homosexualität als Hauptgrund gegen diese angeführt. Jetzt, anscheinend weil man die Haltlosigkeit dieser Befürchtung einsieht, und weil man der Homosexualität ihre Rechtfertigung als naturgemäßes Gegengewicht ent-

ziehen will, erklärt man einfach die Übervölkerung als krankhaftes, von der Natur nicht gewolltes Symptom!

Nun wenn die Zunahme der Bevölkerung eine krankhafte Erscheinung bildet, dann müßte ja Peters die Verbreitung der Homosexualität, die er befürchtet, erwünscht sein, weil sie die Übervölkerung, also etwas Krankhaftes, nicht fördert.

In seinem Bestreben, um jeden Preis die Natur von einer Schuld an der Erzeugung gleichgeschlechtlicher Triebe freizusprechen, bringt Peters es fertig, die unbequeme Tatsache der gleichgeschlechtlichen Handlungen der Tiere auf gar sinnreiche Weise zu erklären und sogar hierfür den Menschen verantwortlich zu machen. Die Zuneigung zum eigenen Geschlecht treffe man fast nur bei Haustieren (das Gegenteil zeigt der Aufsatz von Karsch, vgl. Jahrbuch II, S. 126 ff.), die Jahrhunderte lang an der Seite des Menschen gelebt und nicht unter natürlichen Lebensbedingungen sich entwickelt hätten. Dem Prinzip der Züchtung unterworfen, hätten sie sich, durch den eigenen Naturtrieb geleitet, fortgepflanzt; das Zusammenleben mit den Menschen hätte störend in ihren natürlichen Entwicklungsgang eingegriffen. Ihr Trieb sei ein krankhafter.

Aus falsch verstandenem Darwinismus leugnet Peters einen Hauptgrund für die Annahme der Homosexualität als naturnotwendige Erscheinung, nämlich ihren Charakter als Zwischenstufe zwischen den beiden Geschlechtern. Er meint, die Natur würde mit der Schaffung unproduktiver, unfruchtbarer Zwischenstufen ihren eigenen Gang erschweren. Eine Aufwärtsentwicklung der Zwischenstufen sei undenkbar. Das sexuelle Zwischenstufenwesen führe ein Selbstzweckdasein und habe mit seinem Tode seine Rolle ausgespielt. Es könnten sich weder Männer aus Weibern, noch Weiber aus Männern entwickeln.

Eine Argumentation, wie die von Peters, welche die Unmöglichkeit eines Zwischenstufenwesens beweisen soll, räumt die Tatsache nicht hinweg, daß es Zwischenstufen gibt, und daß in vielen Fällen die Homosexualität, die Mischung von männlichem und weiblichem Wesen, schon im Körperbau so deutlich hervortritt, daß es umgekehrt unbegreiflich erscheint, wie man angesichts der Gynander und Androgynen diesen Charakter der Homosexualität

als Zwischenstufe abstreiten zu können glaubt. Was die Unzweckmäßigkeit der Homosexualität anbelangt, so könnte nur der sie behaupten, der alle Zwecke der Natur kennen würde. Mit gleichem Recht könnte man ihre Zweckmäßigkeit preisen und in der Homosexualität ein Gegengewicht gegen Übervölkerung erblicken, oder von der Erzeugung höher gearteter Menschen sprechen wollen, weil sie infolge der ihnen innewohnenden Eigenschaften beide Geschlechter vereinigten.

Ein Hauptgrund, warum Peters die Naturnotwendigkeit der Homosexualität bestreitet, liegt wohl in seiner Furcht, die Anerkennung dieser Anschauung würde eine große Verbreitung der Homosexualität zur Folge haben. Er meint, niemand würde mehr seine unnatürliche Veranlagung unterdrücken, der Urning würde nicht mehr versuchen, durch den Verkehr mit dem Weibe seines anormalen Triebes Herr zu werden, Normalempfindende würden aus Freundschaft, Gutmütigkeit usw. den Verlockungen der Urninge erliegen. Die Prostitution würde zunehmen.

Zunächst kommt in Betracht, daß die nicht beliebten Folgen einer Anschauung niemals beweisen, daß die Anschauung selbst falsch ist, und nicht berechtigen, die bisher verkannte Natur einer Erscheinung zu verbergen. Sodann ist kaum eine besonders große Verbreitung der Homosexualität zu befürchten angesichts der großen Anzahl von Heterosexuellen. Ein Unglück bedeutet es auch nicht, wenn der Homosexuelle seinen Trieb nicht unterdrückt, ein Unglück bedeutet es umgekehrt, wenn der Homosexuelle durch Weiberverkehr und Ehe sich zu „heilen“ sucht.

Die richtige Erkenntnis seiner Natur und der seiner Natur entsprechenden Lebensweise wird im Gegenteil nicht nur den Homosexuellen glücklich machen, sondern auch dem Staate an Stelle eines durch Mutlosigkeit, Zaghaftigkeit, Niedergeschlagenheit entkräfteten und oft zum Selbstmord getriebenen Mitgliedes einen in Harmonie mit sich und und der Welt lebenden, tüchtigen, arbeits-

frohen Staatsbürger geben und so wieder dem Staate nützen. Die Prostitution wird nicht zunehmen, sondern sehr abnehmen, da edlere Liebesverhältuisse möglich sein werden und die grobe Sinnlichkeit Ablenkung erfahren wird.

Für den Fall der Beseitigung des § 175 wünscht Peters das Schutzalter mindestens bis zum 21. Lebensalter hinaufgeschraubt zu sehen.

Dieses Alter ist viel zu hoch gegriffen. Wenn Peters sagt, die Verführung eines Jünglings unter 21 Jahren bedeute die Zufügung eines moralischen Defekts ebenso wie die Verführung eines Mädchens, so vergißt er zunächst, daß das Strafgesetz bloße moralische Verfehlungen nicht zu bestrafen hat, weiter, daß die Verführung eines Mädchens weit schlimmere Folgen als die eines Jünglings nach sich zieht, und schließlich, daß die Verführung des Mädchens nur bis zu deren 16. Lebensalter strafbar ist. Eine Hinaufschiebung des Schutzalters auf 21 Jahre erscheint aber nicht einmal bei der weit schlimmeren Mädchenverführung möglich, um so weniger beim Jüngling, wozu die Erwägung kommt, daß das Erpressertum im Falle eines hohen Schutzalters weiter üppig gedeihen würde.

Zu dieser Befürwortung der Einhaltung eines hohen Schutzalters ist Peters infolge einer Anzahl Irrtümer gelangt. Einmal meint er, Homosexuelle würden niemals mit Homosexuellen verkehren.

Zahlreiche alltägliche Fälle beweisen aber das Gegenteil.

Sodann ist der Satz in seiner Allgemeinheit falsch, daß der Urning bei krankhaft gesteigertem Geschlechtstriebe zu Knaben greift.

Richtig ist umgekehrt, daß der Homosexuelle nur selten sich an Knaben vergreift (vgl. alle Sachverständige: Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld usw.) und daß nur in einigen krankhaften Fällen eine Anziehung zu unreifen Knaben vorliegt, oder Handlungen mit ihnen vorgenommen werden. Den weiteren Satz, daß diese Erscheinung (der

Angriff auf Knaben) wohl kaum bei gesunden Menschen ein Pendant finde, mag man gelten lassen, soll aber damit gemeint sein — was anscheinend beabsichtigt ist — daß Heterosexuelle niemals an kleinen Mädchen sich vergreifen, so beweisen die fast jede Woche bei den Strafkammern der Großstädte vorkommenden Aburteilungen wegen Verbrechens gegen § 176 das Gegenteil und die Häufigkeit derartiger Verbrechen seitens Heterosexueller an Mädchen, im Gegensatz zur Seltenheit der gleichen Handlungen seitens Homosexueller mit Knaben.

Falsch ist ferner die Behauptung, die urnische Liebe konzentriere sich nahezu ausschließlich auf jugendliche Personen.

Eine große Klasse Homosexueller liebt zwar Jugendliche zwischen 18 und 22 Jahren, aber eine nicht weniger große Klasse liebt nur wirkliche Männer von 20—30 und wieder eine große zwischen 30 und 50. Endlich gibt es eine nicht seltene Gruppe, deren Geschmack „je älter, je lieber“ ist.

Das Mittel gegen die Zunahme der Homosexualität erblickt Peters, konsequent seiner Anschauung über die Entstehung der Homosexualität und der Verkennung ihrer natürlichen Ubiquität zu allen Zeiten und Orten, in einer richtigen Lebensweise und einer gesunden, reinen und maßvollen Betätigung des Geschlechtstriebs; nur dann, glaubt er, werde die Homosexualität verschwinden. Bis dahin solle man dem einzelnen Urning nicht Mitleid und Mitgefühl vorenthalten; man werde den großen Mann auch bewundern, wenn er Urning sei, man müsse aber die Homosexualität auf den ihr gebührenden Platz der abnormen Erscheinung zurückweisen und dürfe den Homosexuellen nie als ein von der Natur besonders bevorzugtes Geschöpf betrachten.

Mit letzterer Forderung kann man einverstanden sein, aber zwischen den zwei Extremen: Krankhaftigkeit und höhere Wertung, gibt es einen Mittelweg, nämlich gleiche Wertung von Homo- und Heterosexualität.

Das Schriftchen zeichnet sich trotz seiner von der des Komitees abweichenden Ansichten doch vorteil-

haft von anderen Gegenschriften durch den ruhigen, würdigen Ton und die ernste Diskussionsweise aus. Ich habe deshalb auch die Broschüre einer eingehenden Besprechung für wert gehalten. Mit anständigen Gegnern kämpft man gern.

Perrier, Les Criminels (Lyon, Paris, Starck). Besprechung von Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik Bd. 18, Heft 4, S. 370—371.

Perrier, Gefängnisarzt in Nimes, habe in ausgezeichneter Weise anthropologisch, statistisch, psychologisch usw. ein Material von 859 Gefangenen verarbeitet.

Perrier erwähne auch die Päderastie in den Gefängnissen. Sie blühe dort besonders. Es gäbe dort viele Päderasten, aber es seien nur solche: faute de mieux. Sie ließen die Päderastie, wenn sie Gelegenheit hätten, ein Weib zu bekommen. Päderasten „aus Geschmack" seien alle Roués (mit Recht setzt Näcke an diese Behauptung ein Fragezeichen). Charakteristische Zeichen am anus gäbe es nicht, doch sei meist irgendeines da. (Auch das, bemerkt Näcke, dürfte nur Ausnahme sein.)

6,86 % aller Gefangenen seien prostituierte Männer gewesen, d. h. Effeminierte, und für diese brächte Perrier wohl die vollständigste, statistische, anthropologische usw. Untersuchung, die es gäbe, die aber nur die Schattenseite zeige, daß keine Parallelzahlen unter den anderen Gefangenen angeführt würden.

Meist seien es Städter, über die Hälfte tätowiert, 15,25 % zeigten vorstehendes Kinn. Meist seien es Vagabunden und Diebe. 77,96 % seien Rezidivisten und arm gewesen, viele seien erblich belastet. Päderastiert werde überall, sogar in der Kirche.

Sommer, Paul, in Burg-b. M., **Die Erziehung und das dritte Geschlecht,** in der „Pädagogischen Zeitung", Hauptorgan des deutschen Lehrervereins, vom 18. Aug. 1904, Nr. 33.

Verfasser verlangt auch von der Pädagogik im Verein mit den anderen Wissenschaften die Mitwirkung bei der Lösung der heutigen geschlechtlichen Probleme und insbesondere des homosexuellen Problems.

Er gibt einen kurzen historischen Überblick über die Homosexualität in der Antike und setzt ihr Wesen hauptsächlich an der Hand Krafft-Ebings auseinander, meint aber anderseits, daß

es sich in vielen Fällen um perverse, durch soziale Mißverhältnisse und gesellschaftliche Vorurteile geförderte Auswüchse handle, z. B. durch die Besorgnis vor Geschlechtskrankheiten, oder Unvermögen eine Familie zu gründen usw.

Etwas verwirrend verfährt Verfasser auch bei Anführung der verschiedenen Anomalien, indem er sie als „Zwischenstufen der homosexuellen Perversität" bezeichnet, obgleich Fetischismus, Sadismus usw. an und für sich weder mit der Homosexualität etwas zu tun haben, noch Zwischenstufen zwischen den Geschlechtern darstellen.

Die Auffassung von dem Wesen der Homosexualität, wie sie Krafft-Ebing am Ende seines Lebens in den drei bekannten Sätzen im Jahrbuch II zum Ausdruck gebracht hat, sowie das Beispiel der homosexuellen geschichtlichen Größen führen Sommer zu der Überzeugung, daß bloße strafgesetzliche Regelung einem verhängnisvollen error legislatoris gleichkomme, und daß unbedingt erzieherische Behandlung notwendig sei, da es sich um das Wohl der Gesellschaft, sowie um das einer nicht unerheblichen Zahl von Einzelgliedern handle. Eine wahrhaft humane Pädagogik dürfe nicht aus falscher Prüderie vor dieser Aufgabe die Augen verschließen.

Diese Aufgabe sei allerdings nicht leicht.

Verfasser ist einsichtsvoll genug, um zuzugeben, daß der bloße kategorische Imperativ, durch den manche Gesetzgeber das Problem zu lösen vermeinten, eine völlige Verkennung der Frage bedeute.

Die Lösung, die er vorschlägt, wird aber gleichfalls nicht der Sache völlig gerecht.

Ausgehend von einem Satz Braunschweigs (Das dritte Geschlecht, vgl. Jahrbuch V[II], S. 952), die Homosexualität sei ein Schönheitsdurst, dessen höchste Begehrlichkeit sich in pathologische Fernen verliere, empfiehlt Sommer eine Verbindung der Pädagogik und der Ästhetik, der es gelingen werde, den Homosexuellen zur Keuschheit und Entsagung zu erheben. Ein wahrhaft ästhetisch gebildeter Mensch besitze auch in hervorragender Weise sittliche Freiheit und Charakterstärke. Der Urning müsse zur Erkenntnis geführt werden, daß es für ihn und im Interesse der Gesellschaft sittliche Pflicht sei, sich der Ehe und des geschlechtlichen Verkehrs jeglicher Art zu enthalten, zugleich müßten seine Blicke und sein Sehnen nach einer fruchtbringenden Betätigung auf den verschiedenartigsten Kulturgebieten des Lebens hingelenkt werden.

Sommer täuscht sich arg, wenn er glaubt, ein derartiges utopistisches Ziel und eine derartige radikale Forderung könnten das homosexuelle Problem lösen.

Ebenso wie man beim Normalen völlige Keuschheit in der Regel als etwas Undurchführbares, ja Unnatürliches ansieht, ebenso kann man nicht von den Homosexuellen völlige Entsagung vom Geschlechtsverkehr verlangen.

Sommer gibt zwar eine ganze Reihe von Ratschlägen über die zu befolgende Erziehungsmethode, die im wesentlichen denjenigen gleichen, die Eberhard-Humanus (s. oben) anempfiehlt.

Eine gute, zielbewußte Erziehung des Körpers und Geistes wird sicherlich in manchen Fällen einer geschlechtlichen Überreizung vorbeugen und dem einen oder anderen sexuell wenig bedürftigen Homosexuellen ohne weitere Nachteile die Keuschheit ermöglichen.

Die große Mehrzahl der Homosexuellen werden aber noch so sorgfältige Erziehungsmaßregeln nicht zur Entsagung bringen können; die Unterdrückung ihres Trieblebens würde bei den meisten nur auf Kosten einer Verkümmerung ihrer Individualität, ihrer seelischen Kräfte, eines freudlosen Dahinsiechens, einer Lähmung ihrer Arbeitsfähigkeit und -Freudigkeit zu erreichen sein. Auch ohne völlige sexuelle Enthaltsamkeit kann der Homosexuelle eine für die Gesellschaft fruchtbringende Tätigkeit entwickeln; dies beweisen die zahlreichen Homosexuellen in allen Berufen, die nicht kleine Zahl hervorragender Uranier in Kunst oder Wissenschaft.

Einem Umstand besonders legt Sommer für die Lösung des homosexuellen Problems eine Bedeutung bei, die ihm nicht zukommt.

Während einige, wie Friedländer und Mayer, eine Hauptursache für die Ächtung der Homosexuellen in der Überschätzung des Weibes sehen, hofft Sommer umgekehrt von einer Höherwertung der Frau und der Ehe auch eine richtigere Behandlung und Beurteilung der Homosexuellen.

Er meint: Eine infolge höherer Achtung der Frau und der Ehe sittlich wiedergeborene Gesellschaft würde auch dem dritten Geschlecht das ihm gebührende Mitleid nicht versagen können und gern bereit sein, alle diejenigen Vorkehrungen in edel waltender Menschlichkeit zu treffen, die auch diesen wahrhaft problematischen Naturen zum Wohlsein und Wohlwerden gebührten, gleichzeitig aber auch in nachsichtiger tatkräftiger Weise die Maßnahmen auswählen, welche die Keime und Nährboden der Perversität zerstörten.

Eine richtige Würdigung der Homosexuellen kann und wird auch allmählich Platz greifen, ganz unabhängig von dem Verhältnis des Heterosexuellen zu Weib und Ehe.

Dem Gedankengang von Sommer liegt mehr oder weniger versteckt die falsche Anschauung zugrunde, als ob Laxheit im sexuellen Verkehr seitens Heterosexueller gleichsam zu Homosexualität führen könne, eine Anschauung, die in dem Satz direkt zum Ausdruck kommt, „mit der Verrohung schwölle auch die homosexuelle Perversität an."

Die Illusionen, denen sich Sommer hinsichtlich des Einflusses der Erziehung auf Unterdrückung homosexueller Naturen hingibt, treten deutlich hervor bei seiner Beurteilung der homosexuellen Geisteshelden.

Die Berühmtheiten aus der Reihe der Homosexuellen zeigten nur zu klar, was eine treffliche Erziehung hier an wertvoller Umbildung vermöge, während das Leben und Schaffen von Oskar Wilde beweise, wie sehr ein ungezügelter Geist fehlen und schaden könne. Die Berühmtheiten, die Sommer angeführt hatte, sind:

Sappho, Socrates, Julius Cäsar, Papst Sixtus IV., Michelangelo, Friedrich der Große, Winkelmann, Byron, Andersen, Platen, Ludwig II.

Diese Männer haben große Werke geschaffen, weil sie von Natur mit Genie oder bedeutendem Talent begabt waren, nicht aber, weil die Erziehung ihren Geschlechtstrieb unterdrückt und gleichsam in hervorragende geistige Leistungsfähigkeit umgesetzt hat. Bei den meisten dieser Männer steht so gut wie fest, daß sie sich homosexuell betätigt haben. Eine völlige Unterdrückung ihres Ge-

schlechtslebens hätte höchstwahrscheinlich eine Verkümmerung ihrer geistigen Betätigung zur Folge gehabt. Gerade Platen ist ein Beispiel hierfür. Seine Tagebücher zeigen deutlich, wie er im Kampfe gegen seine Natur seine besten Kräfte aufgerieben hat, die im Fall einer seiner Natur entsprechenden geschlechtlichen Befriedigung ungeschmälert in den Dienst seiner Kunst und seines Talents gestellt, ihn befähigt hätten, die höchste Höhe des Parnasses zu erreichen. So blieb er aber doch nur ein Dichter zweiten Ranges.

Was Oskar Wilde anbelangt, so beweist sein ganz aus dem Boden der homosexuellen Geistesart entsprossenes Schaffen nur, daß, wenn er seinen Geschlechtstrieb unterdrückt und seine Art mit mönchischer Geistes- und Lebensart vertauscht hätte, die heutige Literatur wohl um einige Kunstwerke ärmer wäre.

Sein unglückliches Schicksal beweist nicht sittliche Verkommenheit, sondern die Barbarei eines mittalterlichen Gesetzes und die Torheit der allgemeinen Anschauung.

Der Aufsatz von Sommer ist gut gemeint und enthält empfehlenswerte Erziehungsregeln, deren Wirkung auf die Homosexualität jedoch überschätzt wird; auch erfreut die im allgemeinen verständnisvolle Stellungnahme gegenüber den Homosexuellen, obgleich sich Sommer stellenweise in Unklarheiten und in manche der wahren Wirklichkeit nicht genügend Rechnung tragende Ausführungen verliert.

Tanzi, Trattato delle malattie mentale. (Milano 1904, Societa editrice libraria 764, S. 20 e.) Besprechung von Näcke im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 18, Heft 4, S. 377—378.

Beziehentlich der geschlechtlichen Perversion bespräche Tanzi ziemlich ausführlich die Homosexualität und anhangsweise den Fetischismus. Er spreche von den „vier Evangelisten" der Inversion: Krafft-Ebing und Schrenck-Notzing, Ulrichs und Raffalovich,

scheine aber weder den besten Kenner der Sache, Hirschfeld, noch Näcke und andere zu kennen, wohl auch nicht gesunde Invertierte, daher manche schiefe Urteile. Er halte die Uranisten für Entartete, glaube nur an die Richtigkeit der psychologischen Theorie. sage aber ausdrücklich, daß die meisten Urninge durchaus normal aussähen und die Sodomie als Akt sehr selten sei; selten wäre die Homosexualität bei Frauen.

Tanzi halte für geraten, den Uranisten den Koitus zu empfehlen. („Nützt nichts“, bemerkt Näcke mit Recht.)

Er erkenne an, daß der § 175 als unnütz fallen müsse, füge aber hinzu, es wäre anderseits unnütz und lächerlich, den homosexuellen Verkehr als eine gesetzliche Gewohnheit anzusehen und so zu legalisieren, wie es Ulrichs wollte.

Teil II.

Belletristik.

Bosc, Jean, Le vice marin, Confessions d'un matelot. Paris, Pierre Douville. Roman.

Unter dem „Matrosenlaster“ ist nicht, wie man vielleicht zu glauben geneigt wäre, allein der gleichgeschlechtliche Verkehr verstanden. Im ersten Teile spielen allerdings homosexuelle Beziehungen eine große Rolle, aber in der Folge wird überhaupt gegeißelt: das sexuelle Laster, der Dirnenverkehr, zu dem die Matrosen durch die Unmöglichkeit und den Mangel an Zeit zur Anknüpfung edlerer Liebesverhältnisse gleichsam gezwungen werden, die brutale Geschlechtslust, das wüste Treiben der Seeleute, der mächtige Durchbruch der nach wochenlanger Enthaltsamkeit maßlos gesteigerten Sinnlichkeit, die in den Armen des käuflichen Lasters, in Lupanaren und Bordellen sich austobt.

Der erste Teil schildert in recht trüben Farben die Lage der Schiffsjungen, die, wenn sie Schönheit und Frische ziert, den älteren Kameraden zur Stillung ihrer Begierden dienen müssen. Einer der Schiffsjungen, Kermarec, gelangt durch seine Prostituie-

rung zu äußerem Glück und Wohlstand. Er hat die dauernde Gunst eines Admirals erworben, den er aber seinerseits mit dessen eigener Frau hintergeht.

Der Held des Romans hat als Schiffsjunge aus instinktiver Abneigung allen Lockungen widerstanden. Auch später weist er die Verführungsversuche des Schiffsleutnants, der ihn wegen seiner Schönheit zum Burschen ausgewählt, zurück. Aber während für Kermarec das Laster die Quelle seines Glücks wurde, stürzt ihn seine Tugend ins Unglück.

Der Leutnant, ein moralisches Scheusal, beschuldigt aus Rache seinen Burschen des Diebstahls, nachdem er in dessen Schuhe selbst das angeblich gestohlene Geld versteckt hat. Im Gefängnis erst unterliegt der Held den Anfechtungen und gibt sich einem Schicksalsgenossen hin.

In der Freiheit aber wendet er sich nur den Weibern zu, ein völliger Sklave ihrer Reize.

Das Buch, welches die unglücklichen sexuellen Verhältnisse des Matrosen schildern will, verwertet den gleichgeschlechtlichen Verkehr nur zum Zweck, das Gemälde um so schwärzer zu gestalten, begeifert daher alles Homosexuelle mit Verachtung und Entrüstung und kennt keine angeborene Neigung, sondern nur Laster Heterosexueller, brutale Befriedigung in Ermangelung von normaler Liebe.

Typisch für die Anschauung des Verfassers ist die Charakterisierung des Schiffsleutnants, der die Nachstellungen gegenüber seinem Burschen so lange unterläßt, als er in dem Hafen die Besuche einer schönen Dirne empfängt, auf offener See dagegen seinen Matrosen mit Belästigungen verfolgt.

Der Roman zeichnet sich aus durch eine gewisse schwungvolle Pathetik, die aber doch mehr den Eindruck literarischer Mache, als selbstempfundenen Leids hinterläßt.

Eekhoud, Georges, L'autre vue, Roman. Paris, Société du Mercure de France, 1904.

L'autre vue, das heißt:

Die Ausgestoßenen aus der „guten Gesellschaft“, die Verfehmten und Verachteten von der Kehrseite gesehen,

mit einem Blicke liebevoller Teilnahme; der jugendlichen Strolche und Kraftburschen ästhetische Vollendung, an denen der Philister verachtend vorübergeht, betrachtet mit einem Auge enthusiastischen Entzückens.

Mit diesem Blick, mit dem Interesse leidenschaftlicher Sympathie hängt Paridael, der Held des Romans, an den Naturmenschen der niedrigsten Volksklasse. Zu den von allen Sittsamen in Acht und Bann Gejagten, zu diesen Freischärlern der geordneten Staatsorganisation, zu diesen Fanatikern eines ungebundenen Lebens zieht ihn eine unwiderstehliche Zuneigung.

Und so steigt er herab zur Intimität mit den Vagabunden, Raufbolden, Gesetzesrebellen und befreundet sich mit einer Bande echter Brüsseler Stadtstrolche.

Er weiß ihr Vertrauen zu gewinnen und lebt ihr Leben in ihrer Gemeinschaft, in der Nähe ihrer Anmut, Kraft und plastischen Schönheit, Freud und Leid mit ihnen teilend, ihren Gelagen, ihren Stadtkriegen, die sie mit einer feindlichen Bande einer Brüsseler Helena willen ausfechten, ihren Ringkämpfen, ihren Zusammenstößen mit der Polizei beiwohnend.

Dieser erste Teil bringt eine Poetisierung des „Voyou" des Stadtstrolches, wie sie wohl einzig in der Literatur dasteht. Ein Dithyrambus erhebt sich voll lyrischen Schwungs auf die Helden der Gosse, ein Hymnus auf die Adonise der Straße, ein begeisterter Sang auf all ihre bestrickenden Reize, die aus jeder Gebärde, jeder Geste, aus der Plastik ihrer Stellungen, aus der Harmonie ihrer geflickten Sammtanzüge, ihrer pittoresken, malerisch ihre Gestalten umschmiegenden Hüllen strömen.

Bei der Charakteristik der Stadtstrolche sind einige homosexuelle Beziehungen erwähnt. S. 85 wird von Dolf Tourlamain, dem großen Burschen, „braun und trocken wie ein spanischer Matrose" erzählt. „Früher gab er sich dem Taschendiebstahl hin, jetzt aber findet er es leichter, seine androgynischen Reize auszunützen und er selbst läßt durchblicken, daß es keine Prostitution gibt, die er nicht mitgemacht." Und später, als Dolf im Reiterregiment der „Guides" eingestellt ist, „zeigt er fast eine gewisse Eitelkeit wegen der erotischen Abweichungen, die der böse Mund der Sexualkonformisten den schönen Prahlhänsen seines Regiments zuschreibt."

Das Gefühl jedoch, das den Helden beseelt, ist nirgends in dem ersten Teil und überhaupt in dem Buch als direkt homosexuell bezeichnet, nirgends findet sich eine rein geschlechtliche Stelle.

Ahnungslose Leser mögen die Leidenschaft Paridaels als eine überspannte, krankhafte Sympathie zu den Enterbten des Lebens, zu den Niedrigsten des Volkes auffassen.

Tatsächlich ist jedoch ein Verständnis des Helden und des ganzen Buches nur aus der gleichgeschlechtlichen Natur Paridaels möglich. Er empfindet die wohlbekannte, für eine ganze Klasse von Homosexuellen charakteristische Neigung zu Volkstypen, zu Niedrigstehenden, die typische Anziehung, den eigentümlichen Reiz, den kräftige Naturburschen und malerische Stadtstrolche auf gewisse Uranier ausüben.

An einer Stelle leitet Eekhoud diese Neigung aus der Gegensätzlichkeit, aus dem Ergänzungsbedürfnis her, wobei er auch die Jägersche Dufttheorie zu Hilfe nimmt.

Nicht eine niedrige Wollust, eine Geschmacksverirrung zöge den oder jenen berühmten Mann zum einfachen unbekannten — aber kräftigen, gesundheitsstrotzenden Tagelöhner. Dieser Aristokrat werde unwiderstehlich durch den natürlichen Duft bezwungen, den ein Ackersknecht, ein Erdarbeiter, ein armseliger Strolch ausdünste, wie die Kirschbäume ihr Gummi, die Tannen ihr Harz. (S. 35.)

In dem zweiten Teil ist Paridaels Leidenschaft noch mehr in das Psychische gerückt und besonders in soziales Mitgefühl und geistige Sympathie aufgelöst.

Nachdem Paridaels Lieblinge in alle Windrichtungen sich zerstreut haben (ein Teil ist im Gefängnis, ein Teil der Jüngsten im Arbeitshaus), wird er selbst Aufseher in einer Korrektionsanstalt für Jugendliche. Anfänglich täuscht er sich selbst über seine Motive, er ist entschlossen, die Zöglinge zu Zucht und Ordnung zu erziehen, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft; doch bald „sieht er" wieder wie früher. Die Natur dieser Gesellschaftsparias, dieser Gesetzesfeinde sei Regeln unzugänglich, aus Wölfen werde man niemals Schafe machen. „Moralische Besserung" würde

nur Verkümmerung ihrer Natur bedeuten, er predigt ihnen daher die ihren Trieben, ihrem Wesen angebrachte Moral: sie mögen das Gesetz umgehen, aber Geschicklichkeit genug erwerben, die Entdeckung und Strafe zu meiden.

Ein inniges Verständnis, eine lebhafte Sympathie verknüpft nunmehr Schüler und Aufseher.

Als Paridael, der, um einen geliebten Zögling von der brutalen Mißhandlung eines Kollegen zu retten, in seiner Empörung diesen fast zu Tode würgt, von seiner Stellung enthoben wird, rotten sich die Zöglinge zu stürmischem Aufruhr zusammen, der aber blutig mit Hilfe der bewaffneten Macht niedergeschlagen wird.

Der dritte Teil nimmt einen sentimental-mystischen Charakter an und zeigt die bis zum Maximum ihrer Intensität, bis zur Selbstvernichtung des Helden sich steigernde Leidenschaft. In der Entwicklung dieses leidenschaftlichen Gefühls des Helden muß die Einheit des Romans gesucht werden, nicht in der äußeren, nur lose zusammenhängenden Handlung, die lediglich als Mittel zum Zweck dient, zum Zweck, die Tragik der alles verzehrenden Leidenschaft in ihren stufenweise bis zum Untergang des Helden führenden Phasen zu entrollen.

Paridaels Sympathie, die alle schönen Sträflinge, Geächteten, Ausgeschlossenen in einem unendlichen Liebesgefühl umschlingen möchte, seine glühende Leidenschaft erreicht einen erdrückenden Grad der Hyperästhesie, der nach Entladung begehrt.

In pantheistischer Gefühlsverzückung sieht Paridael die wahre Befriedigung seiner Sehnsucht, die Möglichkeit der innigsten Vereinigung mit den Lieblingen seiner Sehnsucht nur im Tod, wo seine Atome der Erde zurückgegeben, wo seine in das All aufgelösten Moleküle in den geliebten Naturmenschen, in ihrem Schweiß, in ihren Leibern weiter leben werden.

Sein überschäumendes Gefühl konzentriert sich auf einen jugendlichen Totengräber, von dessen Hand er begraben sein will.

Er tötet sich.

Am Tage nach der Beerdigung findet man den jungen Totengräber neben dem wieder ausgegrabenen, geöffneten Sarg wie trunken liegend. Zu seiner Verteidigung bringt er vor: Eine Stimme wie aus dem Grab des Beerdigten habe ihm zugerufen, eine unwiderstehliche Gewalt habe ihn gezwungen, das Antlitz

des Toten zu schauen, bei dessen Anblick er wie betäubt niedergesunken sei.

Diese den Helden zugrunde richtende Leidenschaft kann gleichsam als Symbol der Überschwänglichkeit und der bis über den Tod hinaus wirkenden Gefühlsexaltation der geschlechtlich nicht befriedigten Homosexualität sowie als Sinnbild der Unmöglichkeit einer dieser Überschwänglichkeit entsprechenden realen Befriedigung aufgefaßt werden.

Das Interessante an dem Roman besteht zum großen Teil darin, daß Eekhoud das geschlechtliche Moment absichtlich verdunkelnd, die Homosexualität in ästhetischer Bewunderung und sozialen Gesichtspunkten aufgehen läßt, und sie mit philosophischen Gedanken verbindet; daß er insbesondere ein warmes Mitgefühl für die Niedrigstehenden, eine die Klassengegensätze überbrückende Sympathie mit dem homosexuellen Empfinden vereint, die künstlerisch in der Eekhoudschen Manier gestaltet, zugleich die Beleuchtung eines interessanten Parallelismus zwischen den Parias der Liebe und den Parias des Lebens abgibt.

Die Geschichte Paridaels ist in Form eines Tagebuchs des Helden abgefaßt, das mit Sätzen eines den normalen Standpunkt vertretenden, die Leidenschaft des Helden als krankhafte Überschwänglichkeit beurteilenden Verwandten Paridaels eingeleitet und begleitet wird. Durch dieses Mittel wirkt Verfasser dem Vorwurf einer Lobpreisung exaltierter homosexueller Gefühle sowie der Identifizierung seiner Anschauungen mit denen des Helden entgegen und gewinnt die Möglichkeit einer um so freieren und ungebundeneren, jede Kühnheit gestattenden Darstellung. Ausdrucksweise, Gedanken und Stil tragen, wie in den übrigen Werken Eekhouds, ein echt künstlerisches Gepräge, zeichnen sich aus durch schwungvolles, hinreißendes Feuer, nicht minder durch wohltuenden, vlämischen Erdgeruch.

Manches erinnert an die Manier der Romantiker, aber eines durch die französische, naturalistische Schule befruchteten Romantikers, der die holländische Malerschule mit ihren humorvollen pittoresken Szenen studiert hat (vgl. die großartige tragikomische Schilderung des Leichenbegängnisses des getöteten Tiel Bugutte [S. 157 f.]) und überdies von Nietzsche nicht unbeeinflußt geblieben ist.

Fazy, Edmond et Memdouh, Abdul-Halim, Anthologie de l'amour turc. (Paris, Société du Mercure de France 1905.)

Diese Sammlung der türkischen Liebeslyrik ist in zwei Rubriken eingeteilt, in die asiatische Schule, die ältere, und die europäische, die jüngere.

Nur bei den Dichtern der asiatischen Schule finden sich homosexuelle Gedichte.

Die Dichter der neueren Schule scheinen überhaupt die urnische Lyrik aufgegeben zu haben, denn die Herausgeber berühren in dem Vorwort ausdrücklich diesen Punkt und meinen, die modernen türkischen Dichter (die Europäer) setzten eine Art Ehre darein, ihre Gesänge nur noch an die Frau zu richten; die Herausgeber freuen sich so sehr über diese Tatsache, daß sie deswegen jeden heutigen Dichter der Türkei geradezu als einen Sittenreformator bezeichnen!

Unter den elf in der Sammlung vertretenen Dichtern der orientalischen Schule besingen mindestens sieben unzweideutig den Jüngling, allerdings fast alle neben der Frau.

Einen doppelten Schluß lassen die Bruchstücke dieser Dichter zu.

Einmal zeigt die Zartheit der Empfindung und die Innigkeit des Gefühls, von denen diese Poesien zeugen, daß auch im Orient die homosexuelle Liebe nicht Ausfluß der Übersättigung im Verkehr mit dem Weib und ein lediglich grobsinnliches Laster darstellt.

Als charakteristisch für die homosexuelle angeborene Empfindung möchte ich hervorheben den Enthusiasmus und die Bewunderung der Dichter für den keimenden Bart des Jünglings, dessen Reiz sie in den verschiedensten Sinnbildern verherrlichen; es ist also nicht das Weibähnliche, das sie am Jüngling entzückt, sondern gerade auch deutliche männliche Geschlechtscharaktere. Sodann erhellt aus diesen Gedichten, daß homo- und heterosexuelle Liebe im Orient ganz und gar gleich gewertet werden und daß auch nicht der mindeste moralische Makel der Liebe zum Jüngling anhaftet.

Die Häufigkeit der Darstellung der homosexuellen Liebe in der älteren türkischen Poesie beweist nicht, daß jeder Dichter, der diese Liebe besungen, sie auch tatsächlich empfunden hat. Oft mag der Dichter nur infolge der allgemeinen Auffassung von der Gleichwertigkeit beider Lieben (der homo- und heterosexuellen) so wie der poetischen Variation und der der dichterischen Behandlung würdigen Jünglingsschönheit halber den Jüngling besungen haben.

Bei den meist kurzen und nur in kleiner Anzahl mitgeteilten Gedichten der Sammlung ist es nicht möglich sicher zu entscheiden, wo wahres Selbstempfinden des Dichters und wo lediglich poetisches Spiel vorliegt. Gewisse Vermutungen lassen sich jedoch bei den Gedichten der Anthologie aufstellen.

Fouzouli z. B. ist unter 16 Gedichten nur mit einem an den Jüngling gerichteten vertreten, das den Eindruck hinterläßt, als sei es mehr aus Reflexion denn aus eigener Empfindung entstanden; auch die Ghazele von Baki (S. 39) oder das Ghazelenfragment von Raghile Pascha

„Der Glanz deines Antlitzes ist durch diesen keimenden Bart besiegt: ebenso unterliegt am Horizont die rote Dämmerung den Heeresmächten der Nacht.“ (S. 76.)

scheinen mehr dem Intellekt als dem Gefühl ihren

Ursprung zu verdanken. Selbsterlebte, erschütternde Leidenschaft atmen dagegen Selims I. Liebesverse:

„Die Vorsehung hat mich zum schwachen Sklaven eines Jünglings mit den Gazellenaugen gemacht. Für dich allein ertrage ich das Unglück dieser Welt. Was würde ich sonst ohne dich mit dem Leben anfangen, o einziger herrlicher Zauber meines Daseins!

Gäbe es nicht Gott und das Feuer der Hölle, so würde ich ihn anbeten und zwischen seine Hände niederknien. Es ist so weit mit mir gekommen, daß, wäre es nicht eine Gotteslästerung, ich ihn anbeten würde mit den Worten: Mein Gott? Er ist es!“

Einem warmen aufrichtigen Ton, der zwar nicht die tiefe Leidenschaftlichkeit der Verse Selims, aber liebliche Frische und Innigkeit verrät, begegnet man bei Nédim in seiner graziösen „Idylle“ und in seinem „Lied“:

„Komm in den Garten der Rosen. O du, dessen Mund einer Rosenknospe ähnlich, komm, komm in den Garten der Rosen . . . . .

Laß deinen frischen schwarzen Flaum auf deinen Rosenwangen.

Die Welt gleicht dem Paradies, jede Frucht bietet sich in Fülle; wirst du mir die Frucht deines Liebreizes vorenthalten? Gewähre mir einen heimlichen Kuß und laß mich so fühlen den Reiz eines schönen Herbstes.“

Auch Nabi entbrennt schwärmerisch für des Jünglings Schönheit:

„Wenn ich die Freude deiner Wangen besitze, fühlt mein Herz die Wohltaten der Morgenröte; wenn ich an deinen keimenden Bart denke, hat mein Traum Flügel. Unseres Geliebten wallendes Haar bringt in Wallung unser Herz . . . . .

Wenn ich deinen leichten Flaum sehe, bleibt mir im Herzen keine Sehnsucht mehr, den Rasen zu betrachten!

Wenn ich die Freude dieser Wangen habe, wie hätte mein Herz noch Lust nach Rosen!“

Bei Zia Pascha endlich scheint es, als nähme die Liebe zum Jüngling die erste Stelle ein, wenn nicht überhaupt seine Liebesgedichte für die Frau bloßes poetisches Spiel sind:

„Sicherlich ist der Anblick eines Frauenantlitzes angenehm, aber der Geschmack der frisch rasierten Wangen ist besser.

Meine Begierde wird nicht satt durch den Blick allein.

Indem du dich rasiertest, hast du den Glanz deines Liebreizes erhöht: so erstrahlt die Sonne von den Wolken befreit!

Alle meine Energie ist geschwunden, als ich deinen Gang sah.

Sei gerecht, quäle nicht deinen unglücklichen Zia! Laß mich einmal den Wohlgeruch deiner Wangen einatmen! Indem du dich rasiertest, hast du den Glanz deines Liebreizes erhöht, so erstrahlt die Sonne von den Wolken befreit!

Knöpfe deine Weste auf, daß meine Augen deinen Silberkörper sehen! Sei dieses alten Spruches eingedenk: Zu viel Koketterie macht den Geliebten überdrüssig."

Über weibliche homosexuelle Liebe enthält das Poem des Dichters Fazil Bey „Das Buch der Frauen" eine Seite.

Fazil Bey beschreibt die Eigentümlichkeiten, Vorzüge und Laster der Frauen der verschiedenen Länder des Orients.

In dem Abschnitt über die Frauen Konstantinopels heißt es, man fände dort eine besondere Kategorie von Frauen: die Lesbierinnen. Sie liebten nicht den Mann, gehörten sich fürs Leben an, vernachlässigten die übrige Welt und liebten sich untereinander. In einem Nachwort bestreiten die Herausgeber energisch, daß die türkischen Frauen untereinander sich vergnügten. In Konstantinopel seien es nur die von den Frauen der besseren Klassen nicht empfangenen Masseusen der Bäder, welche das Monopol der lesbischen Liebe besäßen. Die Männer würden eine Liebschaft ihrer Frau mit Frauen noch weniger leicht verzeihen, als eine solche mit einem Mann.

Im Harem des Sultans seien verdächtige Freundschaften zwischen Frauen ungemein selten.

Dagegen gäben die türkischen Frauen Bulgariens und Rumeliens und besonders von Damas und Tripolis den Behauptungen Fazil Beys nur allzu recht, von den Ägypterinnen ganz zuschweigen.

In dem Abschnitt: „Die Georgierinnen" sagen die Herausgeber bei dem Satz Fazil Beys:

„In Georgien sind Frau und Mann großherzig", in einer Anmerkung:

„Die Jünglinge und Jungfrauen sind in gleicher Weise zugänglich. Vor etwa 15 Jahren richteten die Matronen Trape-

zunts an den Gouverneur eine Petition; sie baten ihn, die Bäder zu beseitigen, denn ihre Männer verließen sie wegen der in den Bädern bediensteten schönen Burschen!“

Ferri-Pisani, Les Pervertis. Roman d'un potache (Librairie universelle, Paris).

Die Darstellung sexuell Pervertierter bildet nicht, wie man nach dem Titel urteilen sollte, den Hauptinhalt des Buches.

Der Roman schildert überhaupt das Leben und Treiben in einem Pariser Laieninternat, das Benehmen der verlotterten, frühreifen, ausgelassenen Bengel und das Verhalten der unfähigen, weibersüchtigen, fast nur mit negativen Eigenschaften ausgestatteten Lehrer.

Der Zweck des Romans, die durch die Laienmoral und den modernen Skeptizismus beeinflußte Erziehung zu geißeln und gleichsam ihre Bankrotterklärung vor Augen zu führen, schaut allzu aufdringlich hervor. In diesem etwas groben realistischen Gemälde fehlt jedoch selbstverständlich die sexuelle Seite nicht.

Verschiedene Pärchen lasterhafter Schüler illustrieren das geschlechtliche Treiben. Der vollblütige Ducrot, dessen Bett neben demjenigen des schwachen Jaquet steht, hat sich an diesen angeschlossen, der seinerseits das Verhältnis duldet, weil er eines Beschützers bedarf. Laffru, der bei den Sonntagsausgängen schon in den Weiberkneipen Zerstreuung sucht, hat in dem weichlichen Domagne den Genossen gefunden, der ihn in der Zwischenzeit über den Mangel weiblicher Gesellschaft tröstet.

Diese Pärchen sind alle aus heterosexuellen Schülern zusammengesetzt, die nur ihrer frühreifen, aufgestachelten Sinnlichkeit in lasterhaften Spielereien Luft machen in Ermangelung des ersehnten Weibes.

Fonville, den charaktervollen fleißigen, von edlem Streben erfüllten Schüler, erfüllt allein ein tieferes Gefühl, eine wahre Liebe zu seinem Freund Casella.

Seit zwei Jahren besteht zwischen beiden ein enger Freundespakt. Für Fonville bedeutet diese Liebe mehr als sexuelle Intimität.

Er ist bestrebt, diesen Liebesbund zu veredeln, er sucht den Geliebten in die großen Probleme des Lebens und der Liebe einzuweihen, ihn dem schwächenden Einfluß der charakter- und geist-

losen Mitschüler zu entziehen und ihn zum ernsten Mann heranzubilden. Diese Liebe ist für Fonville unentbehrliches Lebenselement geworden, ja er hat absichtlich das mündliche Abgangsexamen nicht bestanden, um ein Jahr länger an der Seite des Geliebten zuzubringen.

Das Liebesverhältnis zwischen beiden kann aber nicht von Dauer bleiben, denn Casellas Natur zieht ihn zum Weib. Er hat sich in ein Mädchen verliebt. Vergeblich führt ihm Fonville „die Häßlichkeit der weiblichen Gestalt vor Augen, die Unwürdigkeit, sich vor einem inferioren Geschöpf zu erniedrigen, die Überlegenheit des antiken Schönheitskultes."

Vergebens fleht er um ein wenig Erkenntlichkeit und Liebe.

„Er fühlt, daß Casella ihm entschlüpfen wird. Das Weib hat gesiegt."

Fonville ist der einzige, bei dem die Homosexualität als angeborene Natur erscheint, im übrigen schildert sie Verfasser als Produkt des verderblichen Internats und des lasterhaften Milieus.

Dieser Tendenz zuliebe läßt er sogar den männlichen Alberti schließlich von der homosexuellen Atmosphäre der Schule nicht unbeeinflußt ins Leben treten. Am Schlusse des Romans, als Alberti nach verschiedenen Enttäuschungen mit Weibern entmutigt auf sein Frauenideal zurückblickt, taucht der Gedanke an die Locken Casellas, an das Antlitz Domagnes in ihm auf.

„Die im Lyceum gelegte Saat der homosexuellen Instinkte sollte endlich unter dem Hauch der weiblichen Enttäuschungen emporsprossen, um gebieterisch in seiner Seele zu wachsen."

Diese plötzliche Wandlung in der Seele des zielbewußten männlichen Alberti bedeutet mehr eine ad hoc gemachte Konzession an die Tendenz des Buches, als eine psychologisch begründete Entwicklung.

Denn gerade Alberti hatte in dem Internat die kameradschaftliche Liebe verschmäht und war nur von dem Gedanken an die Frau erfüllt. Lediglich an zwei Stellen hatte Verfasser eine bald wieder durch das Bild der Frau verscheuchte flüchtige homosexuelle Anwand-

lung Albertis beim Anblick des schönen nackten Casella angedeutet.

Der Roman enthält lebensvolle Stellen und zeigt warmes Temperament, er verrät aber noch den sehr jugendlichen Verfasser durch die manchmal etwas gar zu naive Psychologie und grobgeschnitzte Charakteristik.

Forster, Bill, Anders als die Andern. Hugo Schildberger, Roman, 1904.

Interessanter als der etwas hausbackene Titel ist der Inhalt des Romans, der zum Bessern, ja zum Besten der homosexuellen Belletristik gehört. Den Gegenstand bildet die Darstellung des Freundschafts- und Liebesverhältnisses zwischen dem Studenten Herbert Wolters und dem heterosexuellen Gymnasiasten Ernst Mertens, sowie das aus den grundverschiedenen Geschlechtsnaturen entstehende Mißverständnis, das unglückliche Verhängnis des homosexuellen Fühlens, das Erwiderung zu finden hofft, wo Gegenliebe an der angeborenen, andersgearteten Natur des Geliebten scheitern muß.

Lange gibt sich Wolters über das Wesen seines Gefühls keine klare Rechenschaft, lange täuscht er sich selbst über das Empfinden, das ihn beseelt und deckt mit dem Namen der Freundschaft die glühenden Regungen seiner Liebe. Diese Liebe erfüllt seit Jahren seine ganze Seele; das Beste, Edelste seines Selbst hat er dem Freund geschenkt, aus den Schätzen seiner reinen Gesinnung, seines reichen Gemüts ließ er den Freund schöpfen, nur ihn zu bilden, zu fördern, zu heben, war sein Streben. Aber — und das ist die erhöhte Tragik der Leidenschaft Wolters — an einen Unwürdigen hat er seine Liebe verschwendet. Ernst weiß sie nicht zu schätzen, er versteht den Freund nicht, ihm ist die Zuneigung des Älteren lediglich Gewinn geschmeichelter Eitelkeit. Allmählich erkennt Wolters, welches Gefühl sein Inneres beherrscht; nicht Lektüre oder Aufklärung Dritter machen ihn hellsehend, sondern die Allgewalt seiner Leidenschaft, die Intensität seiner Gefühle. Wissend geworden, schämt er sich nicht seiner Liebe, die ihm Sonne und Licht seines Daseins bedeutet, die ihn zu allem Schönen und Guten befähigt. Als er in dem reichen Berliner Haus, wo er als

Hauslehrer angestellt ist, seine Gedichte einem auserlesenen Kreis vorlesen darf und das Lob der Zuhörer über die tiefe Empfindung seiner Liebesgedichte in die Frage ausmündet, wer das Mädchen sei, das ihn zu seinen Schöpfungen begeisterte, da kann er das Bekenntnis nicht mehr zurückdrängen, daß ein Jüngling ihn entflammt.

Er muß seine Stellung aufgeben und kehrt nach seiner Heimatstadt Köln zurück, in der Hoffnung bei Ernst Stütze und Trost zu finden. Aber Ernsts Charakter zeigt sich in seinem Egoismus und seiner Niedertracht, ihn beschleicht die Furcht, ihre Freundschaft könne mißdeutet und er selbst kompromittiert werden. Er überhäuft Wolters mit Vorwürfen und scheut sich nicht, des Freundes Liebe mit beschimpfendem Verdacht in den Kot zu ziehen.

Wolters Cousine, Marie, die ihn seit langem im Geheimen liebt, gesteht ihm ihre Neigung; sie ist bereit ihm als Frau anzugehören. Einen Augenblick schwebt ihm der Gedanke vor, in der Heirat mit Marie Vergessenheit und Seelenruhe zu finden, aber schon beim ersten Kuß sieht er die Unmöglichkeit einer wahren Gegenliebe ein. Er würde durch die Heirat ein Verbrechen gegen sich und gegen Marie begehen. Auch Maries Glück scheitert an der andersgearteten Geschlechtsnatur des geliebten Vetters.

Nachdem Wolters in seiner Liebe, dem Mittelpunkt und Zweck seines Daseins, Schiffbruch gelitten, hat das Leben keinen Wert mehr für ihn. Er endet durch Selbstmord.

Der Roman enthält wenig äußerliche Begebenheiten und konzentriert sich auf die psychologische Darstellung einer homosexuellen Seele, die an dem Fluch ihrer Eigenart und der Verständnislosigkeit des Geliebten zugrunde geht. Forster gewährt einen deutlichen Einblick in das urnische Fühlen und zergliedert in schöner Weise die mißverstandene homosexuelle Leidenschaft eines edlen, sittlich hochstehenden Jünglings in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung. — Nirgends These, Moralpredigt, nirgends Verteidigung oder Lobpreisung, überall ein weises Zurückhalten des sinnlichen Momentes, und obschon stets deutlich der geschlechtliche Charakter der Liebe gewahrt ist, ein Indenvordergrundtreten des psychologischen Problems und des Konflikts der Leidenschaft.

Dieses Problem ist mit soviel Takt und künstlerischem Verständnis behandelt und unter Vermeidung des Krankhaften oder überspannt Romantischen mit soviel Lebenswahrheit und Natürlichkeit zum allgemein Seelischen und Menschlichen gestaltet, daß es sicherlich auch auf heterosexuelle Leser anziehend wirkt. — Die wenigen Hauptpersonen, neben Wolters und Martin, sind gut gezeichnet. — Wegen der liebevollen Behandlung der Kölner Atmosphäre, in der sich das Liebesverhältnis abspielt, wird der Roman besonders für den Rheinländer schon aus Lokalpatriotismus Interesse bieten.

Friedrich, August Adolf, In eigner Sache (Drama). Verlag von Josef Singer, Straßburg i. Els.

Nicht ohne Talent, aber nicht mit genug Talent nahm August Adolf Friedrich sein homosexuelles Drama in Angriff. Der Anfang verrät Geschick zum Dialog, aber dieses Geschick ist gar bald aufgebraucht.

Der Held des Dramas behauptet kaum eine Szene hindurch den Platz, der einem „Helden" zukommen soll. Der Mann, er heißt Dr. Auer, ist Abgeordneter, hat (laut Bericht des Verfassers) alle schönen Geistesgaben und ist nebenbei Privatgelehrter. Gleich in der ersten Szene verrät der Politiker ein Faible für sein eigenes Geschlecht. Er benimmt sich von Anfang bis zu Ende sehr unlogisch, bis er sich zuletzt in „eigner Sache" im Strafgesetzausschuß, dessen Mitglied er ist, verteidigen muß gegen eine, seine homosexuelle Neigung betreffende Anschuldigung. Er liebt nämlich einen 15jährigen Gymnasiasten, der ganz als „Knabe" geschildert wird, nicht als Frühreifer, sondern eher als ein Kind. Auer liebt den Jungen wahnsinnig und auch pathologisch, das beweist der ziemlich stark sadistisch veranlagte Abgeordnete schon dadurch, daß er einem Freunde, der später, und zwar ohne irgendwelche hinreichende Motivierung, sein größter Feind wird, am Ende des ersten Aktes seine sinnlichen Triebe und seine Gier, den Knaben zu küssen und zu peitschen, schildert.

Dr. Auer weiß, daß er krank ist und doch will er die Schwester des geliebten Knaben heiraten. Er sieht sich am Rande eines Abgrundes und ihm scheint die einzige Rettung die Heirat mit dem Mädchen. Einem intimen Freund, der ihm Vorstellungen

macht über seine sexuelle Abnormität, um derentwillen er nicht heiraten dürfe, sagt er: „Du weißt schon lange, daß mich Dr. Kraft durch Hypnose heilen will“. Der arme Mann, der übrigens nie etwas Gesetzwidriges beging, muß nach Wunsch des allmächtigen Dichters doch, und zwar vom intimen Freunde, in einer parteifeindlichen Zeitung beschuldigt werden, „einem der abscheulichsten Laster zu fröhnen“. Wie man dies erwarten kann, ist der gute Freund (ein Redakteur) eifersüchtig, da er selbst das Mädchen heiraten wollte, welches sein Freund sich erkoren. Nun ist die Sache aber so ungeschickt gemacht im Drama, daß alles unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich erscheint. Dr. Auer spricht über seinen Seelendefekt mit seiner Braut; in diesem Gespräch sagt er unter anderm: „Ich verlange ja gar nicht viel. — Nur das Recht aufs Irrenhaus!“ — Es ist eine lange, lange Rede, die er der Jungfrau hält, in der er ihr in möglichst komplizierter Weise endlich sagt: „Eine Ehe zwischen uns wäre nur ein Experiment . . . . . .“

Diese zwei ersten Akte sind noch die besseren im Vergleiche zu den drei folgenden Aufzügen, die von Zufälligkeiten und unmotivierten Begebenheiten wimmeln.

Im dritten Akt steht Dr. Auer mit seinem ehemaligen Freund, dem Redakteur, wegen dessen verleumderischen Artikels im Prozeß. Erpresser kommen, die falsches Zeugnis gegen Dr. Auer abzulegen drohen, wenn er ihr Stillschweigen nicht erkauft; voran geht eine seltsame Szene zwischen dem Helden und dem geliebten Ernst, wo der Politiker und Weltmann in ungeschickter Weise seinen inneren Kampf gegen die anstürmende Sinnlichkeit offenbart und Ausbrüche von leidenschaftlicher Zärtlichkeit mit beleidigenden Ausfällen gegen den unschuldigen und naiv anhänglichen Jungen, den „Mistbuben“, wechseln.

Ebenso unwahrscheinlich, an ein Opernlibretto erinnernd, wirkt der 4. Akt.

Auers Braut hält an der Vermählung mit dem Verlobten fest, auch dann, als Auer durch den Freispruch seines Feindes moralisch und gesellschaftlich vernichtet ist und trotzdem Auer, selber jede Heilung seines Zustandes für ausgeschlossen erachtend, die Verantwortung einer Eheschließung von sich weist. Sie will ihm folgen „auch ins Irrenhaus, auch ins Kriminal“, sie will nicht von ihm lassen, obgleich Auer die Krankheitstheorie seiner Neigung abschwörend die Berechtigung des Schönheitskults in jeder Gestalt und die Gesundheit seiner Gefühle verkündet.

Der 5. Akt verbessert nicht das Stück; er ist ausgefüllt durch eine Debatte über den homosexuellen Gesetzesparagraphen in dem Sitzungssaal des Strafgesetzausschusses. Dr. Auer, der die Abschaffung des Paragraphen verteidigt, gibt zu, daß er „in eigener Sache“ spricht, seine Rede wird unterbrochen durch die Nachricht von Elses Selbstmord, worauf er, entmutigt und kraftlos, nur noch um „gerechte Entscheidung“ bittet und selbst nicht mehr zu entscheiden wagt ob Homosexualität „Verbrechen — Wahnsinn oder Höchstkultur“ bedeutet.

Das Drama scheint das Werk eines Anfängers, manche Ansätze zu dramatisch interessanten Entwicklungen und ein gewisses Geschick zu theatralischem Dialog sind vorhanden, können aber über die zahlreichen Mängel des Stückes nicht hinweghelfen.

Notwendige Folgerungen durch psychologisch klargelegte Charaktere vermißt man, und in dem Wirrnis der willkürlich gesponnenen Fäden fragt man sich vergeblich nach dem eigentlichen Sinn und der Bedeutung, die der Verfasser in dem Schicksal seines Helden zum Ausdruck bringen wollte.

Fuchs, Hanns, König Gonlands Erlösung. Symbolische Dichtung in drei Handlungen. Walther Röhmann, Leipzig 1904.

Typische Dichtung hätte der Verfasser richtiger sein dreiaktiges Stück benannt. Denn nicht so sehr Symbol, Sinnbild, als vielmehr Typisches wird dargestellt: nämlich die Leidensgeschichte des geborenen Homosexuellen möglichst verallgemeinert und typisch.

Der gemütskranke, in Apathie und Melancholie versunkene König Gonland, dem kein Zuspruch der Mutter, kein Arzt und kein Heilmittel Lebensfreude, Mut und Energie zu spenden vermag, der dahinsiecht, verzehrt von unbefriedigter, dem Kranken selbst unbewußter Liebessehnsucht, bietet das Bild des Liebe entbehrenden, unglücklichen, an der Unterdrückung seines ihm selbst noch unklaren Gefühls leidenden Uraniers.

Erlösung, Heilung, kein Weib kann sie bringen und vergeblich naht sich dem Lager des Siechen die schönste Prinzessin, gesandt von der eigenen Mutter des Königssohns, welche ähnlich

denkt wie so manche Ärzte, die den Homosexuellen durch Frauenliebe heilen wollen.

Denn

„wenn erst sein Herz in Liebe schlagen wird,
kann schnell die Krankheit fliehn aus seiner Seele“.

Aber des Weibes Macht zerschellt an des Uraniers Kälte, an seiner dem andern Geschlecht abgeneigten Natur; und wie im gewöhnlichen Leben der Dirne Reize nur mit Ekel den Homosexuellen erfüllen, so stößt der König mit Abscheu die herrlichste Prinzessin zurück, als „mit Küssen sie ihn zu beglücken“ wähnt.

„Hinweg Versucherin,
Ist dir dein Leben lieb! —
Wo ist mein Schwert,
Daß ich dich strafen kann?
Ich bin beschmutzt von deinen Lippen.
Fort! Hinweg, ihr Dirnen!“

Nur vom Freund, vom selbstgewählten, dem Unbekannten, dessen Antlitz in der Menge magnetisch ihn anzog, kann die Erlösung kommen, und als der fremde Ritter vor den König tritt, da erkennt er jauchzend das Ziel seiner Sehnsucht: den Freund, der seiner Seele fehlt, hat er gewonnen. Kraft und Lebensfreude kehren zurück, das Leiden weicht, an der Seite des Geliebten wird der neubelebte König seinen Idealen Verwirklichung verschaffen und als Friedensfürst zur Wohlfahrt seines Volkes, zur Pflege alles Guten und Schönen regieren.

Die Leidensgeschichte des geborenen Uraniers, der nur nach Erkenntnis seiner Natur und nach der Ergänzung, die er in dem geliebten Freund gefunden, sein Menschentum zur Entfaltung bringen und erst im Vollbesitz seiner Individualität zum Wohl der Allgemeinheit segensreich wirken kann, ist in einfachen und stilvollen Linien gezeichnet.

Ein nicht sehr glückliches Motiv stört diese Einheit: die Zurückweisung des Weibes wird zum Teil als ein Sieg des Mannes über das Weib, als eine Überwindung niederer Sinneslust aufgefaßt und andererseits wird eine Gegenüberstellung der vom Weibe ausstrahlenden Wollust und Gemeinheit gegenüber dem edleren Gefühle des Königs zum Ritter angedeutet.

Dieses schiefe und psychologisch unrichtige Motiv paßt nicht in den Rahmen des Stückes. Denn der König verschmäht nicht das Weib aus ethischen Motiven, aus Abneigung gegen die Sinnlichkeit, sondern aus angeborener Homosexualität und sein Gefühl zum Ritter stammt aus denselben Quellen, aus denen die Empfindung der Prinzessin fließt.

Die Sprache hätte ich kraft- und schwungvoller, pathetischer gewünscht; die schönste lyrische Stelle bildet das Lied des Königs an den unbekannten, ersehnten Freund, in dem nicht minder warme sinnliche Töne angeschlagen werden, als in dem Sange der Prinzessin, mit dem sie den König zu gewinnen sucht.

Das Stück wäre für eine Aufführung, die sich wohl lohnen würde, nicht ungeeignet.

Fuchs, Hanns, Sinnen und Lauschen. Briefe an einen Freund. Ein Beitrag zur Psychologie der Homosexualität. Leipzig, Leipziger Verlag, G. m. b. H.

In dem Vorwort, in welchem Fuchs die Berechtigung der homosexuellen Belletristik verficht, kennzeichnet er den Zweck seines Buches dahin, er sei bestrebt gewesen, den Irrtum zu zerstören, als gingen die Homosexuellen in der Sinnlichkeit auf, und habe zeigen wollen, daß noch viele andere Interessen den Uranier bewegten.

Diese Zwecke erfüllen tatsächlich die an den geliebten Freund gerichteten Briefe vollständig.

Das sexuelle Moment tritt völlig zurück und zeigt sich nur in idealer sentimentaler Gestaltung, und überhaupt viel intensiver in den eingestreuten belletristischen Beigaben als in den Briefen selbst. Das Gefühl für den Freund hält sich fern von übertriebener Schwärmerei, von exaltierter Sentimentalität, so daß es eher an das Gefühl eines treuen Gatten zur geliebten Gattin als an überschäumende Leidenschaft eines stürmischen Liebhabers erinnert. Deshalb erweckt diese Zuneigung auch

den Eindruck des Gesunden, Natürlichen, keineswegs Krankhaften.

Diesen Eindruck des Normalen und Lebensberechtigten hinterläßt die gesamte Art und Weise des Briefschreibers sich zu geben, die schlichte Innigkeit und ungezwungene Natürlichkeit seiner Empfindungen, das vielseitige Interesse für alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft, für Theater, Literatur, die gute Beobachtungsgabe von Welt und Menschen, die vom modernen Pulsschlag durchzogenen Anschauungen.

Nur wenige Züge können als besonders charakteristisch für die homosexuelle Psyche betrachtet werden, z. B. das ausgeprägte Schamgefühl, das Unbehagen, in Gegenwart eines Mannes sich zu entkleiden, oder, mehr äußerlich, die Abneigung gegen das Rauchen.

Ob auch, wie Verfasser glaubt, die Abneigung gegen die Beschäftigung mit Kindern für die Homosexuellen typisch sei, möchte ich bezweifeln; ich wenigstens kenne Homosexuelle, die Kinderfreunde sind.

Fuchs erklärt in interessanter Weise diese angebliche Abneigung.

Jedes Kind mahne den Homosexuellen daran — ohne daß es ihm in jedem Fall zum Bewußtsein komme —, daß ihm das Glück, sich im Kinde wieder zu finden und fortgesetzt zu sehen, versagt sei, und so erscheine ihm jene Abneigung gegen das Kind als eine Reaktion gegen eine durch diese Mahnung bedingte, oft unbewußte Schmerzempfindung (S. 39).

Einige wenige — jedoch nur typische — Silhouetten homosexueller Bekannter des Verfassers tauchen auf. So die zwei unzertrennlichen Weltbummler, ferner der etwas affektierte, weibische, elegante Stutzer, der mit unzähligen Kostümen und Krawatten reist, endlich die lebenslustigen, froh genießenden Homosexuellen, die sorgenlos mit strammen Unteroffizieren freudige Stunden verleben.

Ein liebenswürdiger, feinsinniger Geist, ein offener ehrlicher Charakter zeigt sich in diesen Briefen; ein moderner Mensch, der in der Erkenntnis der Berechtigung

seiner Eigenart die Homosexualität zur Einheit mit seiner Persönlichkeit verwoben hat und zur Harmonie mit sich und der Welt gelangt ist.

Die eingestreuten belletristischen Erzeugnisse und Fragmente verdienen Beachtung.

Besonders hat mir der dramatisierte Dialog „Frühlingswerden" gefallen. Die Szenen zwischen dem Sportsmann Graf Ferry und dem gefeierten Künstler Georg von Braunfels, die beide in gegenseitiger schon längst eingewurzelter Liebe, die jeder unerwidert wähnte, erst nach Monaten sich finden.

Gide, André, Saül. (Paris, Société du Mercure de France, 1904.) Drama.

Nur wenig, recht wenig Ähnlichkeit hat dieses fünfaktige Drama mit den Büchern Samuels, denen Gide nur einige, nach Dichterrecht völlig umgeformte, in eigenartiger Weise neu belebte Bruchstücke entlehnt hat, obgleich er am Schlusse der Einleitung zu dem Drama verstellt bescheiden und wohl auch mit einem Seitenblick auf die den Bibelstellen gegebenen homosexuellen Deutungen etwas ironisch behauptet:

„Ich habe fast nur das in Szene gesetzt, was unvergleichlich schön in den beiden Büchern Samuels erzählt ist."

Hauptsächlich auf zwei Motive baut sich das Drama auf.

Das eine: die Furcht vor dem drohenden Verhängnis, das Saül nur zum Teil in den Sternen lesen konnte. Er weiß, daß sein Geschlecht mit seinem Sohn Jonathan aussterben und dieser ihm nicht auf den Thron nachfolgen wird. Wer ihn aber als König ersetzen wird, bleibt ihm verborgen. Das andere Motiv: Die Liebe Saüls zu David, der einst über Israel herrschen wird, ohne daß Saül den vom Schicksal Auserkorenen erkennt.

Die Tragik des Dramas liegt in der Verblendung dieser Liebe Saüls, der selbst den gefährlichen Nachfolger, den Hassenswerten, großzieht, sein eigenes Schicksal sich selbst schmiedet und als die Ahnung der Zukunft in ihm aufdämmert, nicht die Kraft findet, seine Liebe zu bannen. Diese Tragik gestaltet sich um so ergreifender, und macht den Konflikt um so pathetischer, weil Gide diese Liebe Saüls zu David als eine leidenschaftliche, als eine homosexuelle zeichnet und in stufenweiser Steigerung in dem Drama entwickelt.

Wie im „Immoraliste“ wird die Wirkung erstmaliger homosexueller Regungen auf den Helden geschildert, die Umwälzung der Psyche unter der Macht des neuen Gefühls. Deutlicher aber als im Roman knüpft im Drama die homosexuelle Leidenschaft an angeborene Anlage an, entsteht auf einem wohlvorbereiteten Boden und kommt als längst schlummernde Natur zum Durchbruch. Saül ist verheiratet, seine Frau hat er aber niemals geliebt.

Die Königin klagt es dem Hohenpriester;

„Er heuchelte nach der Heirat einiges Liebesfeuer, aber der Zwang, den er sich auferlegte, dauerte nur kurze Zeit und unfaßbar ist die Kälte seiner Umarmungen. Von der Zeit meiner Schwangerschaft an hörten sie auf. Einen Augenblick dachte ich eifersüchtig zu werden, aber meine Befürchtungen waren grundlos. Ich weiß, ich weiß, er nahm Kebsweiber; aber jetzt hat er sie alle verstoßen.“ (S. 14 u. 20.)

Stets ist des Königs Stirne umwölkt, obgleich er schon längst des Reiches Geschäfte vernachlässigt. Die Schwermut, die den König befallen, zieht ihre Wurzel nicht allein aus dem Geheimnis, das ihm die Sterne kündeten; in seiner eigenen Brust findet er die Bestätigung von seines Geschlechtes Untergang, fühlt er die Unfruchtbarkeit seiner Geschlechtsnatur. In dem weiblich-schwächlichen Sproß, Jonathan, erblickt er das Bild des eigenen, aber noch potenziert schwächlichen, zur Sterilität verdammten Wesens.

Sein Leiden, das ihn zur Flucht in die Einsamkeit jagt, in der er fern von Frauen, Höflingen und Priestern nur die Gesellschaft des unbewußt seinem Herzensbedürfnis am nächsten stehenden jungen Mundschenks Saki duldet, steigert sich mit dem allmählichen Durchbruch der homosexuellen, nach Selbsterkenntnis ringenden Natur, die in unbestimmter Qual und Sehnsucht sich verzehrt.

Erst beim Anblick Davids, des jungen Harfenspielers und ländlichen Hirten, den die Königin herbeiführt, zur Zerstreuung des Königs und um durch ihn ihren Einfluß zu behalten, schwindet seine Trübnis. Sein homosexuelles Empfinden erwacht in den ersten Augenblicken mit Intensität. Gleich seine ersten Worte: „Er ist furchtbar schön“ verraten sein inneres Entzücken.

Als die von Saül im Verborgenen belauschte Königin dem schönen David eine enge Bundesgenossenschaft zur Beherrschung des Königs anbietet, treibt lediglich die Eifersucht den König aus dem Versteck in dem Augenblick, wo die Königin mit zärtlicher Liebkosung den schönen Harfenspieler zu gewinnen sucht.

In furchtbarer eifersüchtiger Erregung sticht Saül die Königin nieder.

Ähnliche Eifersucht foltert ihn, als er dem zärtlichen Wechselgespräch, den Worten inniger Zuneigung lauscht, die Jonathan, den effeminierten schwächlichen Homosexuellen und David, den supervirilen verbindet. Er sieht — o Ironie des Schicksals —, wie Jonathan sich der für seinen schwächlichen Körper erdrückenden Last der Königsgewänder und der Krone entledigend, David damit bekleidet. Erst aber als David die Eleganz des nur in der weißen Tunika bekleideten Jonathan und die Grazie, die ihm seine Schwäche verleiht, bewundernd preist, als er des Weinenden Schwäche in liebender Umarmung trösten will, stürzt der König in glühender Eifersucht zwischen die Freunde mit den Worten: „Nicht das, nicht das . . . . . ."

Mit immer zwingenderer Macht wird Saül nur von dem einen Gefühl beherrscht: seiner Liebe zu David. Er vermag seine Leidenschaft nicht mehr in sich zu bergen; dessen sein Herz voll ist, möchte sein Mund übergehen, — und doch darf kein Lebender sein Geheimnis wissen.

Der Priester muß ihn nach verbotener Fleischessünde ausfragen; der Hexe, die ihm die Zukunft weissagen soll, legt er seine Liebe zu David in den Mund und als er sie kundig seiner Leidenschaft wähnt, tötet er sie im plötzlichen Schreck ob des Ausspruchs seines Geheimnisses.

Doch Davids Harfenspiel entwindet das Geheimnis seinen Lippen, die heiße Liebesworte stammeln:

> „Die Musik hebt das Geheimnis empor, das in meinem Herzen langsam sich gebildet. Wie ein Vogel sich an die Gitter seines Käfigs stößt, ist es bis zu meinen Zähren gestiegen; nach meinen Lippen springt es, es springt und will sich hinausstürzen. Und es stürzt hinaus meine Seele zu dir, David, dem Herrlichen!" (S. 94 u. 95.)

David flieht vor Saüls glühenden Liebesworten.

Er wird aber dem König aus der Ferne helfen. Durch eine List wird er die heranziehenden Feinde, die Philister, täuschen, angeblich als ihr Führer wird er gen Israel ziehen, um sie auf ein verabredetes Zeichen mit Jonathan der Heeresgewalt Israels auszuliefern.

David nimmt Abschied von Jonathan, den er „mehr liebt als seine Seele", von Jonathan, den ohne David „kraftlosen und schwachen".

David siegt, er wird zum König Israels erhoben, eifrige Anhänger töten gegen seinen Willen Saül und Jonathan.

Nach der Entfernung Davids ist das ganze Wesen des Königs, sein Reden, sein Handeln in den zwei letzten Akten derart eigentümlich, gewollt läppisch, zusammenhanglos, verrückt gezeichnet, daß seine gesamte Persönlichkeit unter der Wucht der verzehrenden unglücklichen Leidenschaft das Bild völliger geistiger Auflösung bietet; ja man kann geradezu das Benehmen Saüls als Ausfluß einer ausbrechenden Dementia senilis betrachten, die allerdings dann die homosexuelle Leidenschaft Saüls auch nach rückwärts beleuchtend als pathologisches Phänomen charakterisiert.

Nicht nur der Charakter Saüls, sondern das ganze Drama ist nicht leicht zu verstehen. Viele nicht ausgeführte und verschlungene Fäden und Motive kreuzen sich; nirgends treten klare, deutliche Linien hervor; dabei ist so viel Symbolistisches hineingeheimnist (Zwiegespräche Saüls mit den Dämonen, mit der Hexe usw.) daß der Eindruck des Verworrenen entsteht.

Trotz der Dunkelheiten spricht jedoch talentvolle Eigenart aus dem Stück, das wohl wert wäre, in einem der großen dramatischen Vereine Deutschlands in Übersetzung aufgeführt zu werden.

Giron, Aimé et Tozza, Albert, Antinoës (Paris, Édition moderne, Ambert et Cie.). Roman.

Ein Stück strahlenden Hellenentums und antiken Schönheitskultes wird entrollt in dem Bild Antinoës, der glanzvollen Stadt Ägyptens, die Hadrian zu Ehren seines den Opfertod in des Nils Fluten gestorbenen Lieblings gegründet. Zwei Idealgestalten aus Platos Reich im etwas anachronistischen Rahmen nachhellenischer Kulturperiode und der sexuell nicht gerade vergeistigten spätrömischen Kaiserzeit sollen den Ruf der mißdeuteten griechischen Jünglingsliebe retten und ein leuchtendes Beispiel keuscher

Leidenschaft und tugendhaften Seelenbundes geben, das sich von der Geilheit liebestoller Weiber (Leukyone, Myrillis) und der Brunst der begierdenschwangeren Jugendknospe Byblis glänzend abhebt.

Denn nur Unwissenheit, christlicher Fanatismus und Schönheitshaß, bösartige Verleumdung und gefälschte Geschichtschreibung, so lehren die Verfasser im Vorwort, haben die Reinheit der Lieblingminne und so auch die Idealität des Verhältnisses Hadrians zu seinem geliebten Jüngling Antinous besudelt und die sokratische Liebe, das leidenschaftliche Gefühl für moralische und plastische Schönheit, das eigenartige, begierdenfreie Zwischenglied zwischen Freundschaft und Liebe als sodomitisches Laster in den Kot gezogen.

Gern wird man das Eifern gegen unverständige Deuter, gegen blinde Leugner aller edlen und schönen Keime einer natürlichen Neigung loben; doch gering ist der Gewinn, wenn die Lastertheorie durch eine Begriffsverwirrung ersetzt wird, wenn ungeschickte, der Homosexualität nicht minder unkundige Erosverteidiger in das Extrem einer lächerlichen Kastrierung und Entsinnlichung der Uranosliebe, in den Fehler der Konstruktion eines der Geschlechtlichkeit baren Zwittergefühls verfallen.

Allerdings das Beispiel, das die Verfasser in dem Verhältnis zwischen Agathon und Earinos geben, entspricht im Grunde wenig ihrer Theorie. Trotz aller Idealität, die Agathon beseelt, klingt echte geschlechtliche Leidenschaft aus seinen Worten und typische Liebe des geborenen Homosexuellen bestimmt sein Verhalten. Des Weibes Reize verschmäht er und nur dank dem Taumel des Weinrausches nach nächtlichem Gelage gelingt es der heißblütigen Leukyone den Kühlen zur Umarmung zu zwingen, die ihm nachher nur Ekel und Abscheu einflößt. Zu dem schönen Earinos wendet sich sein Liebessehnen, als Bruder möchte er Earinos gewinnen.

„An Deiner Seite fühle ich mich bereit zu jeder Tugend, von Dir geliebt, fähig zu allem Heroismus. — Wer Dir einen Kuß gäbe, Bruder, wäre ein Halbgott, es wäre ein Gott der, dem Du ihn zurückgäbest.“

Aber Earinos weist die dargebotene Freundschaft von sich Seither weilt Agathon ohne Ruhmbegier, ohne Mut im Palaste seines Vaters, in Melancholie versunken. Nichts vermag ihn aufzurütteln, auch nicht Antinoës drohende Zerstörung durch die fanatische Schar von Tausenden christlicher Anachoreten, die aus den Bergen hervorströmend die heidnische Stadt mit ihren „Greueln und Götzen", ihrer „ruchlosen Verehrung" männlicher Schönheit Jehova und Jesus zu Ehren dem Verderben weihen wollen.

Nur dann, als Earinos erscheint, den Entmutigten an seine Feldherrnpflicht erinnert und ihm gleichzeitig Freundschaft gelobt, stürzt Agathon, bereit für Antinoë und den Geliebten zu sterben, in den tobenden Kampf. Er fällt von der Hand des Mönches Serapion, der ihn zuerst verschonen wollte, weil Agathon ihn erinnert an den, den er einst liebte und um dessentwillen er sein Büßer- und Anachoretenleben führt.

Earinos ist im Gegensatz zu Agathon nicht homosexuell; anfänglich fühlt er überhaupt keine irdische Geschlechtsliebe, sondern nur Liebe zum Gott Antinous, dem Ideal der männlichen Schönheit. In den jährlichen, zu Ehren des Gottes veranstalteten Kußspielen hat er den Sieg davongetragen, weil er, den edelsten Kuß wählend, seine Lippen auf des Gottes Statue gedrückt. Nur Antinous will er dienen, und entzweit mit seiner Mutter, der Christin, zieht er sich in des Gottes Tempel zurück.

Die jugendliche Byblis begehrt den herrlichen Jüngling in leidenschaftlicher Glut. Earinos widersteht ihren Lockungen, aber eine Wandlung hat sich in ihm vollzogen, seitdem die Grazie und Anmut der knospenden Byblis sich ihm dargeboten. Ein bisher unbekanntes Gefühl ist in ihm erwacht. Und als er bei der Erstürmung des Tempels durch die Anachoreten, des Gottes Statue umklammernd stirbt, enthüllt „das letzte Wort, das sich seinen Lippen entringt, den unbewußten Grund seiner Seele." Dieses Wort war nicht Antinous, nicht Agathon, sondern Byblis. „Das Weib hatte wieder einmal triumphiert."

Earinos also fühlt zuerst überhaupt keine Geschlechtsliebe, und als sie in ihm erwacht, hat sie das Weib als Gegenstand erkoren. Zu Agathon zieht ihn nur verständnisvolle Freundschaft, kein ähnliches Gefühl, wie Agathon für ihn empfindet.

Ein weiterer allgemeiner Gedanke tritt künstlerisch verwendet in dem Roman hervor: Die Verherrlichung des

Griechentums, der Antagonismus zwischen hellenischer Weltanschauung mit ihrer Lebenslust und ihrem Schönheitskult und zwischen dem lebensfeindlichen Christentum mit seiner in Mystizismus zurückgedrängten Sinnlichkeit, das aber noch in der Zerstörungswut und dem fanatischen Haß selbst die Macht der Schönheit bezeugt und sogar vor der Gewalt homosexueller Einflüsse, die auch einen frommen Anachoreten, wie Serapion, nicht verschonte, sich fürchtet.

Effektvoll und in künstlerischem Stile geschrieben, bildet der Roman doch nur ein künstlich zugestutztes Produkt in Flaubertscher Salambomanier und hinterläßt den Eindruck des Zusammengetragenen, des mit allerlei Unwahrscheinlichkeiten gespickten, aufs äußerliche berechneten Prunkstücks ohne tiefere Empfindung und lebenswarme Charakteristik.

Greve, Felix Paul, Der Immoralist von Gide. Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Übertragung. Minden i. W. d. C. C. Bruns Verlag.

Gides in künstlerischer, psychologischer und stylistischer Beziehung hervorragender Roman, den ich im Jahrbuch V eingehend und lobend besprochen habe, liegt jetzt in deutscher Übertragung vor, als erster einer Serie, die sämmtliche Werke von Gide umfassen soll. Aus der Übersetzung vermag man durchaus den Geist des Originals zu erkennen. Wenn auch das Bestreben nach möglichst genauer Übersetzung ein oder das andere Mal zu Ausdrücken und Wortstellungen, die dem deutschen Sprachgefühl widersprechen, geführt hat, so muß doch die Übertragung als eine gut gelungene und sorgfältig durchdachte bezeichnet werden.

Hofmannsthal, Hugo v., Elektra, Tragödie in einem Aufzug. Berlin, Fischer, 1904.

Elektras Hysterie, ihre durch das Bild der ehebrecherischen Mutter früh geweckte, durch das Rachegefühl aufgesogene und doch wühlende Sinnlichkeit gerät in irregeleitete Bahnen und kommt zum Durchbruch in

incestuosen, Elektra selber kaum deutlich bewußten homosexuellen Anwandlungen, als sie die Schwester Chrysosthemis als Gehilfin zum Rächerwerk gewinnen will (S. 59 bis 65).

Rache und Lechzen nach der Ausführung der grausigen Tat, dem sühnenden Tod der verbrecherischen Mutter, mischen und entladen sich in begierdeschwangeren, wollustreichen Regungen und in leidenschaftlichen Ergüssen, die der Schwester jugend- und kraftstrotzende Schönheit begeistert preisen und Elektras Hilfewerben mit einem Appell an Chrysosthemis Sinnlichkeit unterstützen. Die ganze Stelle ist nicht leicht motivistisch zu deuten, am besten erklärt sie sich aus der in Elektras Geschlechtlichkeit entsprungenen Hysterie, die Harden wohl mit Recht in seiner meisterhaften Besprechung des Dramas (wohl eine der besten, die über das Stück geschrieben) dem Wesen der Heldin zugrunde legt (vgl. Zukunft 27, August, Nr. 48).

Liebetreu, O., Urningsliebe. Aus den Erlebnissen einer gleichgeschlechtlich Liebenden. Fischers Verlag, Leipzig.

Die Erzählung der Lebensschicksale einer Konträrsexuellen. Erste Jugendneigung zu einer Freundin, beendet durch deren Heirat; Verhältnis mit einer Beamtenfrau, Aufopferung eines Teiles des Vermögens, um die materielle Lage der Geliebten zu verbessern, Leidenschaft zu einer Schauspielerin; die Konträre verschwendet ihr ganzes Vermögen, um die luxuriösen Bedürfnisse der Anspruchsvollen zu befriedigen, sie wird in unlautere Manipulationen verwickelt. Verhaftung wegen Betrugs. In der Untersuchungshaft Bekanntschaft mit einer wegen Abtreibung der Leibesfrucht verurteilten Frau; Leidenschaft zu dieser; die Konträre will die neue Freundin retten und das von ihr begangene Verbrechen auf sich nehmen. Der Plan mißlingt, die Konträre wird wegen Versuchs der Verleitung einer Zeugin zum Meineid zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt, obgleich nicht sie, sondern die Freundin schuldig war. Trotzdem die Freundin inzwischen gestorben, läßt sie sich an ihrer Stelle verurteilen, um den Namen der Geliebten nicht brandmarken zu lassen.

„Urningsliebe“ von Liebetreu ist eine unerquickliche, rührselig und doch trocken geschriebene, mit kriminalromanhaften und juristischen Unmöglichkeiten vollgepfropfte Geschichte ohne Interesse, gleich wertlos und unkünstlerisch nach Form und Inhalt.

Lumet, Louis, Les cahiers d'un congréganiste. Roman. Paris, Charpentier, 1904.

Die Gefühlsergüsse, die in diesem in Memoirenform geschriebenen Roman der homosexuelle Ordensbruder dem geliebten Mitschüler Jacques widmet, können sich den überschwenglichsten Stellen der Liebesliteratur anreihen.

Es ist eine glühende, das ganze Wesen verzehrende Liebe, die den Ordensbruder zu dem nur wenige Jahre jüngeren Genossen hinzieht.

Für Jacques bedeutet diese Liebe nur hingebende Freundschaft, kameradschaftliche innige Anhänglichkeit, aber der Ältere täuscht sich nicht über den Charakter seiner Leidenschaft. Zwar bleibt seine Liebe äußerlich eine reine, niemals überschreitet er die Grenzen unschuldiger Zärtlichkeit, niemals wagt er sich über den Kuß hinaus. Aber innerlich verzehrt ihn eine lodernde, sinnliche, wahnsinnige Glut (tagelang hat er ein dem Geliebten entwendetes Hemd auf dem eigenen Leibe getragen und eine unbeschreibliche Wollust darin gefunden, in dem von Jacques gebrauchten Waschwasser sich zu kühlen). Weil seiner Leidenschaft die Befriedigung versagt ist, wächst sie sich aus zu dem Extrem der Passion, zu krankhafter Überspanntheit, schwillt zu einem mächtigen Gefühlsfeuer an, entladet sich in lyrisch-mystischen Ausbrüchen.

„O Jacques, heiliger Gegenstand meiner Liebe, wenn Du in mein Herz kommst, werden alle meine Eingeweide vor Freude erzittern.

Möge ich Dich mehr lieben als mich selbst, möge ich mich selbst nur Deinetwegen lieben. Überall wo Du nicht bist, ist die Öde, die Verzweiflung; ich sterbe fern von Deiner geliebten Gegenwart . . . . . . Ach Dich sehen, Dich fühlen, Dich berühren, meine Augen in Deine blauen, zärtlichen Augen heften.

Die Welt wäre leer, wenn Du nicht lebtest. Mein Herz kann die Liebe zu Dir nicht mehr fassen. Es zerspringt. Ich

bin im Wahnsinn vor Deinen Augen, Deinen Fingern, Deiner Stimme, Deinem Lächeln.

Ich esse Dich im Brot, im Wasser trinke ich Dich, Du bist die Luft, die ich atme. In meinen Gebeten bete ich Dich; das Brot Christi ist Dein Leib, Dein Blut. Ich will lieber auf den Himmel verzichten, als ohne Dich hinaufsteigen. Wo Du bist, ist der Himmel, und Tod und Hölle sind da, wo Du nicht bist . . . . ."

In diesem Ton geht es Seiten lang weiter. Die Schilderung dieses Gefühlszustandes, dieser überschäumenden Leidenschaftlichkeit ist jedoch nötig, um den tragischen Ausgang dieser Liebe, um das Verbrechen, in welches sie ausmündet, begreiflich zu machen.

Die zur höchsten Intensität gesteigerte, zu dämonischer Gewalt angeschwollene Leidenschaftlichkeit erklärt den Eindruck, den das Geständnis Jacques, „er liebe seine Cousine und werde den geistlichen Beruf aufgeben, um sie zu heiraten", auf den Freund ausübt. Lange kann er nicht an die Ernstlichkeit der Gesinnung des Geliebten, an eine Trennung von ihm glauben; als er aber das Unvermeidliche begreift, als Jacques selbst die bisherigen unschuldigen Zärtlichkeiten zurückweist, bricht der gewaltige Strom seines Gefühlsüberschwangs in unbezähmbare Eifersucht aus, schlägt in unbezwingliche Mordgedanken um, die in die Tat sich umsetzen.

Im Garten bei nächtlichem Stelldichein erdrosselt der Liebeswahnsinnige den Geliebten in einer letzten Umarmung.

Diese tragische homosexuelle Liebesgeschichte bildet nicht den Hauptinhalt des Romans, und wird nur gegen den Schluß dargestellt; sie erscheint vielmehr als der Ausgangspunkt zur Verwertung anderer Motive und zur Charakteristik des Ordensbruders und späteren Abtes.

Als Hauptmotiv werden die Folgen des Verbrechens verwertet: die Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, in die der Abt seinem Oberen gegenüber gerät, dem die Tat nicht verborgen bleibt und der aus Rücksicht auf die Kirche das Verbrechen nicht anzeigt, aber den Abt ein schriftliches Geständnis des Mordes unterzeichnen läßt, um ihn als willenloses Werkzeug zum Heil der Kirche zu gebrauchen. Ein anderes Motiv wird benützt: das Verhältnis des Abtes zu der koketten, mannssüchtigen Gräfin, der

Frau seines Gönners und Beschützers. Die Zeichnung dieses Verhältnisses entbehrt der Klarheit.

Stellenweise malt Verfasser die heftige sinnliche Begierde des Abtes für die Gräfin aus. In wilder Glut möchte er sie in die Arme schließen, aber zu gleicher Zeit ruft der Gedanke an den körperlichen Besitz unüberwindlichen Ekel hervor. Und als die Gräfin selbst ihre Liebe ihm anbietet, sieht er die Unmöglichkeit einer Verbindung ein: er legt der Gräfin die Beichte seiner homosexuellen Leidenschaft und seines Verbrechens ab. Die Liebe zu dem Ermordeten hat die vorübergehende heterosexuelle Verirrung unterdrückt. Niemals hat er die Gräfin ernstlich geliebt, stets hat er im Herzen die Frauen gehaßt. Dem Geliebten, der wie in einer Art Fiebertraum vor seinen Augen leibt und lebt, und seiner hehren, heiligen Liebe wird er treu bleiben.

Die vorübergehende Empfindung für die Gräfin läßt sich demnach am besten als eine durch das sinnliche, leidenschaftliche, jeder Geschlechtsbefriedigung entbehrende Wesen des Abtes bedingte, momentane Abirrung des ureigensten konträren Triebes, als eine Entgleisung dieses angeborenen Gefühls auffassen, das aber durch die Macht der eingefleischten homosexuellen Liebe wieder endgültig in die Bahnen der eingeborenen Natur zurückgedrängt wird.

Der Komposition des Romans fehlt die Geschlossenheit und Einhelligkeit; das Ganze ist nicht genug abgeklärt und künstlerisch durchdacht.

Talentvolle Stellen intensiver Stimmung und packender Gefühlsschilderungen sind zu verzeichnen.

Außer der homosexuellen Liebesleidenschaft des Abtes wird auch eine Szene eines homosexuellen Masochisten, des priesterlichen Professors der Moraltheologie geboten, der den Ruf eines besonders frommen, zur Ehre Gottes sich geißelnden Anachoreten genießt, unter der Maske des Heiligen aber heftige sinnliche Triebe birgt und von seinen Schülern nach vorangegangenen Zärtlichkeiten sich halbnackt wollüstig durchpeitschen läßt.

Lune, Jean de la, Les Pantins. Paris, Librairie française Genonceaux et Co., 1903.

„Hanswurstjaden“ könnte man am besten diese kleinen frivolen Skizzen von „Hampelmännern“ bezeichnen,

in denen Verfasser teilweise zeitgenössische Persönlichkeiten und Ereignisse aus Frankreich in lustiger, meist boshaft spöttischer Weise karrikiert.

In der Skizze „Nava" (S. 73—78) verspottet Verfasser den Baron d'Adelsward-Fersen, den jungen adeligen Dichter, dessen Verhaftung und Prozeß im Jahre 1903, wegen gewohnheitsmäßiger Verführung von Minderjährigen, in Paris großes Aufsehen erregt hatte.

Verfasser stellt „Nava" als Dilettant des Lasters dar, der insbesondere in seinem Erosbrevier die Pose eines lasterhaften Knaben annehme, sich als Jünger Sodoms und Schüler Sades aufspiele und mit goldhaarigen, rosenfarbigen, geliebten Epheben kokettiere.

In „Les Misérables" (S. 214) wird der Roman Mirbeaus: „Le journal d'une femme de chambre" durch das Pendant: „Journal d'un valet de chambre" persifliert und von der adeligen Dame erzählt, die ihre Geliebte, eine andere Adelige, mit ihrem Bedienten hintergangen hat.

Méténier, Oscar, Vertus et vices allemands. Les Berlinois chez eux. Paris, Albin Michel, 1904.

Der Verfasser von „Er", der auch Maupassants „Boule de suif" erfolgreich dramatisiert hat, einst einer der Getreuen in Zolas Gefolgschaft, berichtet über seine Berliner Eindrücke.

Zwei Kapitel sind dem homosexuellen Leben gewidmet. Méténier schildert zuerst die homosexuelle Wirtschaft der Hamburgerstraße, deren „Clientel sich ausschließlich aus Philosophen zusammensetze, für welche die Gesellschaft der Damen sicherlich ohne Reiz ist." Übrigens habe er keinen Grund sie auszulachen, da sie sich sehr sittsam und geräuschlos benähmen.

Méténier besucht dann einen der Maskenbälle in der Alten Jakobstraße, wo Hunderte von Männern jeden Alters — fast alle kostümiert, und zwar über die Hälfte als Frauen — dem Tanzvergnügen sich hingegeben. Er habe zwar in seinem Leben vielen seltsamen Schauspielen beigewohnt, jedoch noch niemals eine solche Verwunderung empfunden.

Was ihn besonders in Staunen versetzt habe, sei die Ruhe, mit der diese Männer ihre Identität nicht zu verbergen gesucht und es absolut natürlich gefunden hätten, ihre seltsame Passion öffentlich kundzugeben.

Auch in Paris habe er es erlebt, daß an gewissen Fastnachtabenden in Tanzsälen bekannte zweideutige Wesen mit weiblichen Übernamen eingedrungen seien, deren Anwesenheit Lärm und Erregung hervorgerufen habe. Zwischen diesen nur gelegentlichen Szenen im Ballokal und der quasi offiziellen Anerkennung dieses seltsamen Lasters bestehe aber ein gewaltiger Unterschied, um so mehr, als in Berlin derartige Fälle häufig und von der Polizei genehmigt seien.

Méteniers läßt sich verschiedene Homosexuelle vorstellen. Er fand in ihnen sehr gut erzogene, höfliche, im allgemeinen ausgezeichnet französisch sprechende Leute, die hauptsächlich über Theater und Méteniers Stücke sich mit ihm unterhalten hätten.

Ein in Berlin weilender französischer Musiker entschuldigt seine Anwesenheit mit der Behauptung, daß viele leidenschaftliche Tanzliebhaber an dem Ball teilnähmen, da sie lieber mit gebildeten Männern ihr unschuldiges Vergnügen befriedigen wollten, als in den öffentlichen Lokalen dicke Dirnen herumzudrehen.

Méteniers gibt dann den Inhalt einer Unterredung mit Dr. Hirschfeld wieder, dessen Auslassungen über die Natur der Homosexuellen und seine Mitteilungen über die Petition und Bestrebungen des Komitees.

Er wohnte noch dem sensationellen Eintritt des Herrn von S.-G. in prachtvoller Toilette und glänzendem Schmuck als Katharina am Arm eines als Potemkin nicht minder reich kostümierten Opernsängers bei. Dann entfernt er sich, um einen Ort aufzusuchen, wo er Frauen .... aber wirkliche Frauen sehen könne.

Was Méteniers in Berlin gehört und gesehen, hat ihn nicht zu den modernen Anschauungen über die Homosexualität bekehrt, sondern nur verwirrt und verwundert. Für ihn ist und bleibt die Homosexualität ein seltsames Laster. Deshalb aber betrachtet er die gleichgeschlechtliche Neigung nicht mit der Brille des gestrengen Moralisten und hat keine direkt gehässigen Worte für sie, andererseits schwingt er sich jedoch zu einer ernsteren Betrachtung überhaupt nicht auf, sondern sucht nur in schalkhaft ironischem Plauderton ein feuilletonistisch geistreiches Bildchen zu entwerfen, um der Homosexualität eine halb komische, halb mitleidige, halb tadelnswerte Seite abzugewinnen.

Ostwald, Hans, In der Passage, in der Zeitschrift „Das neue Magazin", Heft 14, 1. Oktober 1904.

In dieser kleinen impressionistischen Skizze über das Leben und Treiben in der Berliner Passage der Friedrichstraße ist auch ein homosexuelles Momentbildchen hingeworfen.

„Ein großer graubärtiger Mann kommt vom andern Ende her. Seine grauen, umschatteten Augen suchen, suchen genau so, wie die Augen des jüngeren Herrn.

Aber seine Blicke gleiten leer über die geputzten Damen und über die vielen nett gekleideten, jungen Mädchen hinweg. An der geraden, breitschultrigen Gestalt eines Unteroffiziers bleiben seine Augen hängen, doch der Soldat merkt nichts davon ..... Da trifft der Blick des Herrn den jungen Menschen mit der schäbigen Eleganz und dem süßrosa Schlips.

Und ein schmachtendes, lockendes Lächeln umspielt den weichlichen Mund des jungen Mannes. Ein Augenblinkern des älteren — beide stehen zusammen vor dem Juwelenladen und flüstern miteinander wie Braut und Bräutigam."

Pernauhm, F. G., Der junge Kurt. Berlin und Leipzig. Magazin-Verlag, Jacques Hegner. Novelle.

An dem neuen Werke des Verfassers des von mir im Jahrbuch III lobend anerkannten Romans „Ercole Tomei" werden alle Liebhaber guter homosexueller Belletristik ihre Freude haben, obgleich ich den „Jungen Kurt" nicht so hoch werte, wie den ersten homosexuellen Roman Pernauhms.

Auch in dem „Jungen Kurt" fällt als eigenartiges Merkmal die Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit in der Schilderung der Homosexualität auf; nur ist, wie mir scheint, Pernauhm in dieser Auffassung zu weit gegangen.

Während im „Ercole Tomei" die Charakteristik der Personen unter dieser Darstellungsweise nicht gelitten haben, kann man das gleiche nicht von dem neuesten Roman sagen.

Hehrmeister, der vielgereiste Junggeselle, läßt sich wieder für einige Zeit in seiner Vaterstadt Riga nieder. Als intimer Be-

kannter der Eheleute Krusenstein befreundet er sich mit ihrem 17jährigen Sohn Kurt. Kurt besucht den Familienfreund öfters und dieser nimmt sich gern des scheuen, eigenartigen, aber intelligenten Jungen an. In diesem Verhältnisse besteht anfänglich auf Seite Hehrmeisters nur eine Art väterlichen Interesses des ältern Mannes, der gern den Ratgeber und Erzieher des aufgeweckten Jungen spielt. Allmählich gewinnt aber Hehrmeister den Jungen immer lieber, und als der reizbare, wetterwendische Kurt auf einen verdienten Vorwurf hin seine Besuche einstellt, empfindet Hehrmeister aufrichtige Sehnsucht nach ihm. Diese Sehnsucht wird noch gesteigert, als Kurt einige Zeit Riga verläßt, um auswärts sich auf das Abiturientenexamen vorzubereiten; ja eines Tages wird Hehrmeister durch einen Traum, der ihm verführerisch die Schönheit des Jungen vorgaukelt, erschreckt. Während Kurts Abwesenheit wird Hehrmeister der Geliebte der Frau Krusenstein. Zwar ist er mehr der Verführte, als der Verführer der Provinzialin, die mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ihr Zerstreuungs- und Liebesbedürfnis zu befriedigen und von Anfang an ihr Augenmerk auf den erfahrenen und geistreichen Gast geworfen hatte, aber trotzdem zeigt sich Hehrmeisters Natur als heterosexuelle, und innerliche Begierde war es, die ihn in die Arme der Frau trieb. Seines wahren Gefühls zu Kurt wird sich Hehrmeister erst bewußt gelegentlich eines Aufenthalts des Jungen in Riga. Kurt hat im Café die Bekanntschaft eines durchreisenden Barons gemacht, mit dem er gleich in auffallend intimem Verkehr steht. Der Baron, Hehrmeister vorgestellt, glaubt in ihm, als den Freund von Kurt, einen „Eingeweihten“ zu sehen und erzählt ihm in nicht mißzuverstehender Weise von seinen vielen „eingeweihten“ Bekannten. Hehrmeister errät jetzt die Beziehungen zwischen Kurt und dem Baron und manches Rätselhafte im bisherigen Benehmen Kurts wird ihm dadurch klar. Noch in derselben Nacht gehören sich Hehrmeister und Kurt in Liebe an.

Hehrmeister hat jetzt den Freund für's Leben gefunden, beide werden sich nicht mehr trennen. Doch Hehrmeister muß für eine Zeit Riga verlassen; sein Verhältnis zur Mutter Kurts, die in aufdringlicher Leidenschaft an Hehrmeister hängt, würde jede Intimität hindern. Kurt errät an Hehrmeisters widerspruchsvollen Reden und an seinem Zögern das Geheimnis. Er sucht den freiwilligen Tod im Wasser.

Hehrmeister zeigt sich als der Bisexuelle, der, bis zum Mannesalter heterosexuell fühlend, sich unter dem Einflusse einer Freundschaft mit dem jugendfrischen Kurt

zum tardiv Homosexuellen entwickelt. Diese Verwandlung vollzieht sich ohne irgendwelche seelische Konflikte, ohne Widerstand gegen das neue Gefühl, trotzdem die bisher unbekannte Liebe eine erschütternde Umwälzung in der Psyche Hehrmeisters zur Folge haben mußte, ähnlich wie sie Gide in seinem „Immoraliste“ geschildert hat. (Vgl. Jahrbuch V.)

Auch Kurts Natur ist nicht leicht zu entziffern, auch bei ihm gehen beide Triebrichtungen nebeneinander her. Er verkehrt mit Dirnen, es wird sogar angedeutet, daß seine kräftige Natur diesen Ausweg bedarf und andererseits bedeutet seine Hingabe an homosexuelle Leidenschaft mehr als überschäumenden Pubertätsdrang, denn wahres geistig-sinnliches Empfinden zieht ihn zu Heckmeister.

Bei beiden, Hehrmeister und Kurt, ist das homosexuelle Moment in die normale Gefühlsskala eingereiht, die Gegensätzlichkeit zwischen homosexueller und heterosexueller Empfindungswelt in einer Weise aufgehoben, welche das Verständnis ihres Wesens und ihre Charakteristik erschwert. Diese Schilderung der Homosexualität als einer im Normalen liegenden Entwicklungsmöglichkeit hat allerdings auch mehrere Vorteile zur Folge. Es verschwindet jeder anhaftende Makel des Krankhaften, Lasterhaften, Widernatürlichen und die geschilderte Leidenschaft erweckt den Eindruck des Natürlichen, Gesunden, Normalen.

Diese Auffassung gibt Pernauhm des weiteren auch das Mittel an die Hand, die homosexuelle Empfindung reichlich und in der verschiedensten Motivation zu verwenden. So bietet ein Hauptinteresse des Romans der seelische Konflikt und der tragische Schluß, die aus den durch beide Gefühlsarten verursachten Verwicklungen herauswachsen.

Was den Roman an psychologischem Eindringen, das man zur logischen Gestaltung der Hauptpersonen

tiefer gewünscht hätte, einbüßt, gewinnt er an Frische und Lebendigkeit in der Darstellung, an die auch Stil und Ausdrucksweise, weil ausgefeilter als in „Ercole Tomei", angepaßt sind. Alles ist in Handlung aufgelöst, nirgends längere Exkurse oder überflüssige Abschweifungen; in eleganter Knappheit, die geschmackvoll manches nur andeutet und erraten läßt, strebt die Erzählung in geschickter Spannung dem dramatischen Schlusse zu.

Perzynski, Friedrich, Weltstadtseelen, Novelletten. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München 1904.

Zwei dieser Novelletten berühren die Homosexualität. Das schwere Leben (S. 63) und Zwei Welten (S. 145), graziöse, liebenswürdige Skizzen, beide in eine geistreiche Schlußpointe ausmündend. In dem „Schweren Leben" ist das homosexuelle Motiv anscheinend zur Persiflage der als Modesache angestrebten Homosexualität verwendet.

Mit spottendem Lächeln zeichnet Perzynski den modischen Porträtmaler, den Gecken Carstensen, der aus reinem Snobismus die Gewohnheiten eines hochgestellten Freundes nachahmt, des vornehmen Grafen, der in den besten Familien verkehrt und der, wie die Schauspielerin Margot lachend behauptet, sich sogar schminkt. Carstensen bestrebt sich, nicht nur den Parfüm des Aristokraten, sondern auch seine noblen Passionen anzunehmen. Margot findet einen von Carstensen an den schönen spanischen Kabaretsänger gerichteten zärtlichen Brief. Zur Rede gestellt, gesteht ihr Carstensen, der Graf sei an seiner Torheit schuld.

„Er ist nicht der einzige Aristokrat, der solchen Liaisons nachgeht. Ich hielt diese Passion für besonders vornehm und glaubte nicht hintanstehen zu dürfen." . . . „Von den Gefühlen, die in diesem Briefe ausgedrückt sind, ist, glauben Sie mir das, nichts wirklich vorhanden. Ich bin ein Mann, schloß er, und legte die Hand beteuernd auf die Brust, ein Mann wie jeder andere und verehre das Weib, nur das Weib."

Zwei Welten, eine erotisch moralische Szene.

Die erotischen homosexuellen Knabentändeleien, die als Ausfluß anstürmender Jugendgefühle und überschäu-

mender Pubertät aufgefaßt sind, sollen nur zur Illustrierung einer unter dem Scheine des Paradoxen einen tiefen Wahrheitskern bergenden Morallehre dienen.

Der 17jährige Georg trifft im Stadtparke den schon längst sehnsüchtig geliebten 12jährigen Erich. Liebesworte und Liebkosungen zwischen den Knaben.

Erich erzählt von den Zärtlichkeiten und der Freundlichkeit, die ihm der französische Lehrer und der Turnlehrer erweisen. Im Augenblicke, als die Knaben stürmisch sich umarmen, werden sie durch zwei vorbeigehende Herren gestört.

Der jüngere, ein forscher Assessor, gibt seiner Empörung Ausdruck über das Benehmen der Knaben. Der alte Geheimrat erwidert ihm aber lächelnd:

„Ich bin nahezu siebzig, da darf ich Ihnen wohl sagen, daß ich in dem Alter unersättlich war. Ich hatte aber Poesie im Leibe. Meine Musterehe mit der guten alten Leonie ist ja nicht nur Ihnen bekannt.

Nur eins, lieber Assessor, halte ich für gefährlich: daß man so etwas gewaltsam unterdrückt.

Denn es sind süße Kindereien, die erst ernst werden und einwurzeln, sobald man ihnen den Reiz des Verbotenen gibt.

Naivität, lieber Assessor, war noch nie Korruption."

Rodes, Jean, Adolescents. Moeurs collégiennes. Paris, Société du Mercure de France 1904. Roman.

Den unheilvollen Einfluß der Jesuitenschule auf Charakter und Gemüt der Knaben betonend, die jede gesunde Entwickelung hemmende Atmosphäre beleuchtend, will Verfasser das Aufkeimen homosexueller Neigungen während der Pubertätszeit als Wirkungen falscher pädagogischer Bedingungen, als Produkt unnatürlicher Heuchelei und Frömmelei, sowie unnatürlicher Verdammung des Weibes in das Licht rücken.

Paul Viannens, der charaktervolle und ernste Bursche aus kräftigem Stamme, ringt sich durch die gefährliche Klippe jesuitischer Erziehung zum selbstbewußten, freidenkenden Menschen hindurch und bricht, frühzeitig gereift, die Fesseln der Schule durch freiwilligen Austritt. Auch er hat eine vorübergehende homosexuelle Anwandlung durchgemacht unter dem Ansturm der keimenden Triebe und dem Drucke der priesterlichen Moral, die

das Weib als die Sünde und das Verderben verdammt. Lucien, ein zwei Jahre jüngerer Schüler, hat Pauls Leidenschaft entfacht.

„Ein Lächeln von Lucien erfüllte ihn mit namenlosem Glück und ein beißender Schmerz durchzog sein Herz, wenn Lucien es versäumte, der stummen Liebkosung seines Blickes zu antworten.“ (S. 77.)

Ihre Liebe blieb keusch, nur einmal durfte Paul einen Kuß dem Geliebten aufdrücken, als sie einst sich zufällig im Gange begegneten.

„Die Empfindung war so heftig, daß Paul glaubte umzusinken.“ (S. 76.)

Als Lucien die Schule verläßt, hat auch Paul die homosexuelle Neigung überwunden, namentlich, seitdem er der Liebkosung eines seiner Lehrer, des Abbé Meyrac, der ihn in seinem Zimmer stürmisch umarmen wollte, in einer Empörung seines jungen Wesens entgangen war. Bei einem anderen Jungen, Henri Mériel, läßt die homosexuelle Empfindung tiefere Spuren zurück. Henri, dessen zartbesaitete Seele für die Liebe geschaffen war, gerät unter der ungesunden geistigen Atmosphäre der Schule in einen Zustand äußerster Nervenspannung, er verfällt abwechselnd in mystische Extase und leidenschaftliche Freundschaft.

„Sein Herz hat frühzeitig die Qualen der Liebe gekannt, sein Fleisch alle Ängste der Begierde, sein Gewissen alle Schrecken der Sünde.“ (S. 131.)

Norbert Gueldrain, der fünfzehnjährige, schon weitgereiste, dessen ganzes Wesen Harmonie, Grazie, Überlegenheit atmet, übt eine faszinierende Wirkung auf Henri aus. Eine ideale enge Freundschaft entwickelt sich zwischen beiden. Ein anderer Schüler, Georges Néronde, hat die Zuneigung der beiden bemerkt; frühzeitig verdorben, begnügte er sich nicht mit vager Sentimentalität. Néronde schien „eine wahre Personifikation des Bösen und Perversen mit seinem lasterhaften Mädchenkopf. Er war Weib durch seine welken Züge, seine breitgeränderten müden Augen, dem Chic seiner hüftenlosen Schlankheit und besonders dem hübschen Cynismus seines kundigen Blickes.“ Trotzdem Henri für Néronde Haß und Abscheu empfindet, wird er sein Opfer. In einer schwülen Gewitternacht von einer Art teuflischer Anziehung überwältigt, hat er nicht mehr die Macht, den kühnen Liebkosungen des unheimlichen Kameraden zu widerstehen.

Deutliche Züge des geborenen Homosexuellen tragen nur Henri und Néronde. Dem Verfasser aber kam es

gar nicht darauf an, eine Charakteristik jugendlicher Homosexueller zu geben, vielmehr nur die Wirkung einer gewissen Erziehung auf jugendliche Gemüter darzustellen. Trotzdem seine Helden unter dem Gesichtswinkel der Tendenz geschildert sind, bietet Verfasser interessante psychologische Bilder aus der Pubertätsperiode.

Das heikle Thema ist mit Takt und Diskretion in ernster Behandlungsweise ausgeführt, die sich vorteilhaft von dem ähnliche Probleme enthaltenden Buche von Ryner (vgl. vorjährige Bibliographie S. 625) unterscheidet. Die Komposition leidet an Mängeln, der Roman zerfällt in zwei wenig zusammenhängende Teile. Dagegen berührt angenehm der weiche Stil mit seinen diskreten Halbtönen.

Schmitz, Oscar A. H., Lothar, oder der Untergang einer Kindheit. Stuttgart, Axel Duncker 1905.

Der Untergang einer Kindheit unter dem Zwang der modernen Nützlichkeitserziehung, d. h. das Heranreifen des Kindes zum Jüngling, die Schilderung der in der Kinderseele schlummernden Möglichkeiten, der Eigenschaften und Fehler des späteren Mannes führt Schmitz in dem Werdegang seines Lothar vor Augen.

Keine breite Erzählung und systematische Zergliederung vermittelt den Einblick in die Psyche des Helden, sondern Kindeserlebnis schließt sich an Kindeserlebnis, oder vielmehr die Eindrücke und Empfindungen, welche die Erlebnisse, das Milieu und die Erziehung in der Knabenseele auslösen, reihen sich aneinander.

Einen Vorwurf wäre man vielleicht geneigt gegen den Verfasser zu erheben, den Vorwurf mangelnder Einheit im Charakter seines Lothar, einer gewissen Zerfahrenheit in der Darstellung.

Diese Einheit gewinnt man jedoch, wenn man das Sexualleben des Knaben ins Auge faßt und ihn selbst als sexuelle Zwischenstufe erkennt.

Vieles wird dann klarer, viele Züge heben sich dann deutlich hervor und finden ihre Erklärung in dem Untergrund der eigenartigen Geschlechtsnatur, aus der sie ihre Wurzeln ziehen.

Ein reiches Phantasieleben, eine sensitive Natur, die Empfänglichkeit für eigenartige Reize, ein vibrierendes Nervensystem mit seinen widerspruchsvollen Stimmungen und Schwingungen, ein Gemisch männlicher und weiblicher Eigenschaften stehen in Wechselwirkung mit der Sexualität, die bei Lothar typische Bisexualität ist.

Diese Bisexualität hat das Charakteristische, daß sie sich nicht wie die gewöhnlich in den medizinischen Büchern geschilderten bisexuellen Fälle, aus vorwiegenden homosexuellen mit bloßen heterosexuellen Anwandlungen zusammensetzt, sondern auf heterosexueller Grundlage beruht: sie zeigt das Eigentümliche, daß das heterosexuelle Element den Kern der Natur bildet, und daß daneben ein homosexueller Drang sich geltend macht.

Lothars eigentümliches Wesen ist dem weiblichen Geschlecht zugewandt; sein sentimentales höheres Liebesbedürfnis kann hauptsächlich nur das Mädchen befriedigen, zwar fühlt sich seine ästhetisch-sentimentale Seite auch durch den feinen gleichalterigen Botto angezogen, aber in schwächerem Maße. Lothar verliebt sich in Mädchen seiner Gesellschaftsklasse und schwärmt für sie in typischer Primanerliebe, in jugendlichem Idealismus, dem übrigens eine ausgesprochen sinnliche Note nicht fehlt.

Diese Schwärmerei für Mädchen feit ihn gegen gefährlichere Versuchungen, schützt ihn gegen hitzigere Anfechtungen. Denn verschieden von den idealeren Gefühlen tauchen in Lothar dunklere Begehrungen auf, vor denen er sich fürchtet, ohne über ihre Natur sich klare Rechenschaft zu geben.

Schon innerhalb des Gefühls zum Weib kann ihn das seiner Natur Gegensätzliche, das Derbere, Gröbere

reizen, so z. B. das Zimmermädchen, das grobsinnliche Triebe in ihm erweckt.

Aber trotz des heterosexuellen Grundcharakters seiner Natur stehen die unheimlichen, im Unbewußten seines Wesens keimenden Instinkte in Verbindung mit einer vom eigenen Geschlecht ausgehenden Anziehung.

Rein intellektuelle, geistig besonders entwickelte Knaben wirken nicht erotisch; die Freundschaft mit ihnen schmeichelt nur Lothars Eitelkeit und befriedigt sein intellektuelles Bedürfnis. Starke, aufwühlende Wirkung üben auf ihn robuste, kräftige Naturen, Fritzens rohe Derbheit, Alberts derbe Muskelkraft.

Diese dunkle Macht schlummernder Sinnlichkeit, diese faszinierende Anziehung durch das Kräftige, Kernhafte, Robust-Volkstümliche macht sich auch Luft in objektloser oder vielmehr nicht genau bestimmter Sehnsucht.

Obgleich Lothar ästhetisches Empfinden gewöhnlich alle unsaubere Berührung scheut, sucht er an Samstagabenden im Sommer öffentliche Promenaden auf und setzt sich gern unter das Volk.

„Er liebte nicht alle Typen, zunächst nur die Berufe, welche die Hände braun und trocken machten zum Beispiel die Erdarbeiter und Gärtner.

Er liebte das Volk in seiner erdbraunen Taglöhnertracht, er haßte es aber in bürgerlichem Anzug und gestärkter Wäsche.“ (S. 109.)

Die Lockungen, die Lothar beherrschen, empfindet er andersartig, als die verbotene Frucht anderer Knaben; in der Welt der Theater und Variétés, deren Wunder der frühreife Emil ihm erzählt, wird er sie nicht finden.

Zeitweise scheint es, als würde der sinnliche Reiz des weiblichen Geschlechts die unruhigen Gärungen in Lothars Seele bannen und in einem süßen Strom heterosexueller Sinnlichkeit begraben.

Aber der dunkle Trieb schläft nicht ein und gelegentlich einer Reise Lothars mit seinem Vater nach München nimmt der unheimliche Drang sogar greifbare Gestalt an, tritt die Versuchung an den Jüngling näher denn je heran: Er macht zufällig die Bekanntschaft eines berauschten Knechtes in blauer Schürze.

Er muß aus einem Krug Bier mit ihm trinken.

„Lothar war es, als koste er aus dem dunklen tiefen Krug das Fleisch der Stadt selbst.“

Und als der Bursche, den Jungen zärtlich an sich ziehend, ihn mit sich in eine andere Kneipe schleppen will, reißt sich Lothar nur mit Überwindung los, um wieder in die geordnete, ästhetische Welt seiner Natur zu fliehen.

Dies Erlebnis ist eines der letzten in dem Buch.

Verfasser verläßt seinen Helden beim Eintritt in das Studentenleben; aber mit der Schilderung der Kinderseele hat Schmitz dem Leser den Schlüssel für die weitere Entwickelung Lothars und für seine Konflikte mit der Welt an die Hand gegeben.

Die homosexuelle Seite in Lothar ist mehr als Pubertätsirrung — dies beweist besonders das Münchner Vorkommnis — und der gleichgeschlechtliche Drang wird wohl Lothar auf seinem ganzen Lebensweg wie ein dunkelgehender, unterirdischer Strom begleiten; andererseits aber wird er nicht vermögen, die heterogene Grundnatur des Jünglings zu überwuchern oder gar zu beseitigen.

Denn als Lothar auf die Universität zieht, ist seine Liebessehnsucht nur auf das Weib gerichtet:

„Bilder von Frauen und Mädchen gaukelten durch seine Gedanken, glänzende, spitzenumhüllte in funkelnden Sälen, niedrige, rührend sich hingebende, in schräger Kammer.“ (S. 201.)

Das Buch verdient besonderes Interesse, weil Schmitz eine komplizierte bisexuelle Individualität schildert und zwar bei Beginn ihres Entwickelungsganges, in dem Stadium der noch unbewußt, nur instinktmäßig sich regenden Triebe und Dränge. Der Schwierigkeit in der Darstellung dieses Problems ist Schmitz eigne Behandlungsweise angepaßt.

Vieles in Charakter und Psyche des Helden ist nur angedeutet, nur suggeriert, nur zwischen den Zeilen zu lesen.

Schmitz operiert mit zarten Pinselstrichen, literarischem Pointillismus (feinsinnige Fleckenkunst möchte man

es nennen), in einer der Goncourtmanier, namentlich in der „Chérie“, ähnlichen Art.[1])

Wilde, Oscar, De Profundis. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus zu Reading. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1905.

Die großen Vorzüge dieses posthumen Werkes des unglücklichen, dem Wahn einer ungerechten Gesetzgebung zum Opfer gefallenen Dichters verkenne ich keinesfalls: den wundervollen Stil, die teilweise ergreifende, stets äußerst feine Seelenmalerei, den künstlerischen Glanz des Ganzen; aber in den Chor der Lobpreisungen und Dithyramben, welche „De profundis“ hervorgerufen, kann ich nicht unbedingt mit einstimmen. Sicherlich wird man mich nicht der Voreingenommenheit oder der Mißachtung der hohen dichterischen Anlagen und der Werke Wildes zeihen können; denn schon vor dem jetzt in Deutschland herschenden Wildekultus, zu einer Zeit, wo seine Werke noch nicht übersetzt und so gut wie unbekannt waren, habe ich auf den bedeutenden Dichter des Dorian Gray aufmerksam gemacht (im Jahrbuch II). Die damalige Unkenntnis hat jetzt geradezu einer Überschätzung des Dichters und seiner Werke Platz gemacht. Dieser Überschätzung begegnet man im allgemeinen auch bei der Beurteilung von „De profundis“.

Ich vermisse eine gewisse Einfachheit, Ursprünglichkeit in der Empfindung, dagegen fällt oft eine selbstgefällige Pose in und mit dem Unglück auf, längere mit den Seelenqualen und der Lage Wildes nur lose zu-

---

[1]) *Einen guten Einblick in die früheren Werke Schmitz's gewährt „Halbmaske“, eine Auswahl seiner Erzeugnisse enthaltend. Schmitz zeigt sich darin als ein Schriftsteller der Moderne, der eigenartige Empfindungen und seltene Sensationen künstlerisch zu gestalten versteht. Das homosexuelle Gebiet ist allerdings nirgends berührt und nur die heterosexuelle Liebe besungen.*

sammenhängende gekünstelte Aperçus, z. B. über „Christus als Romantiker“, endlich Mangel an Logik, Widerspruchsvolles und Sprunghaftes, die den Eindruck des Gekünstelten erwecken.

Diese Fehler springen hauptsächlich ins Auge in dem Verhältnis Wildes zur Homosexualität. Man hätte erwarten sollen, daß er in seinen Selbsterlebnissen eine klare und unparteiliche Stellung zu dem Trieb, der den Wendepunkt in seinem Leben herbeiführte, nehmen und in einer nicht mißzuverstehenden Weise darüber sich aussprechen würde.

Dem ist aber nicht so. Wilde schielt an der Frage vorbei, er will nicht — schämt sich, wie manche glauben — oder wagt es nicht dem Ungeheuer ins Auge zu sehen.

An einigen Stellen sollte man meinen, er schildere sich als lasterhaften Heterosexuellen, der allmählich durch die Sucht nach neuen Reizen auf die homosexuelle Leidenschaft verfallen wäre.

„Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken in die Tiefen hinab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.“ (S. 14.)

Und S. 85 spricht er davon, daß sein Leben voll perverser Freuden und absonderlicher Neigungen gewesen sei.

In einem der Briefe an seinen Freund Robbie vom 6. April 1896 betont er zwar seine „Laster“, fügt aber hinzu: „die Natur, unser aller Stiefmutter, war dabei im Spiele“.

Hier deutet er also darauf hin, daß seine Neigung angeboren war und daß er mit Rücksicht auf diese Leidenschaft ein Stiefkind der Natur gewesen sei.

Eine Vereinigung dieser beiden, von Wilde selbst

vertretenen entgegengesetzten Anschauungen läßt sich allerdings in dem Werk selbst finden und zwar in dem eben erwähnten Brief.

Wilde betrachtet nicht seine Neigung an und für sich als ein Verbrechen, als ein Laster, sondern er bereut und verflucht die Exzesse, das Übermaß der Leidenschaft; z. B. S. 107:

„Ich verfluche mich bei Nacht und am Tage ob meiner Torheit, einer gewissen Gewalt die Herrschaft über mein Leben eingeräumt zu haben.“

Und sodann schämt er sich, besonders dem Eros vulgivagus gefröhnt, der niedrigen Sinnlichkeit sich hingegeben und mit moralisch und intellektuell Tiefstehenden geschlechtlichen Verkehr gepflogen zu haben.

„Ich schäme mich meiner Freundschaften gar sehr. Denn, sage mir, wer dein Freund ist, und ich sage dir, wer du bist. Das ist für jeden ein Prüfstein. Und mich erfüllt mein Umgang mit brennender Scham.“ (S. 107.)

Übrigens hat auch Wilde die edlere homosexuelle Liebe gekannt, dies beweist sein Verhältnis zu Lord Douglas. Zu vgl. auch das poesievolle Sonett, das Anlaß zum Prozeß gab: Sero: Der Fall Wilde und das Problem der Homosexualität (Spohr S. 10), sowie die Verteidigung und Verherrlichung der hehren homosexuellen Liebe, die Wilde in der Verhandlung verkündete (vgl. Sero S. 54).

Aber läßt sich auch eine einheitliche Betrachtungsweise aus den verschiedenen Stellen, in denen Wilde die Homosexualität berührt, gewinnen, so glaube ich doch nicht, daß er selbst sich zu einer solchen einheitlichen Anschauung aufschwang. Wilde war in erster Linie Künstler und Stimmungsmensch; trotz seines scharfen Verstandes und seinen Geistesblitzen kein Mann des streng logischen, stets konsequent bleibenden Gedankens. Er beurteilt die eigenen homosexuellen Neigungen je nach Stimmung, nach der Eingebung des Augenblicks, nach Lage der Verhält-

nisse. Daher seine Widersprüche, die übrigens in seiner gesamten Stellung zur Moral auffallen.

Wilde bekennt sich in „De profundis“ als Amoralist und strenger Determinist; und andererseits spricht er von einem „Herabsteigen in die Tiefen aus freien Stücken“, und beurteilt seine Leidenschaften und Handlungen wie sie nur ein auf dem Boden der herkömmlichen Werturteile stehender Moralist beurteilen kann (vgl. insbesondere S. 14). Tatsächlich war Wilde gar nicht Amoralist, er stand nicht jenseits von gut und böse, sondern gleichsam auf seiten des „Bösen“, er wollte sich gern als den Dandy des Lasters, den Brummel der Immoralität aufspielen; er erkannte also die landläufige Moral an, indem er die von der Moral verpönten Werte pries.

Wilde war auch kein wissenschaftlicher Kopf; die neueren Forschungen über Homosexualität waren ihm unbekannt und so stand er unwillkürlich ganz im Bann der herkömmlichen Anschauungen; die Anwendung der in England einzig möglichen Erklärung, der Lastertheorie, auf seine eigene Neigung ist daher nicht zu verwundern.

Dazu kommt, daß Wilde bei dem Fehlen moralischer Skrupel und der sicherlich schon frühzeitigen und reichlichen Gelegenheit zur schrankenlosen Befriedigung seiner Neigung wohl niemals wegen seiner homosexuellen Natur Seelenkämpfe als Folge der Unterdrückung seines Triebes durchzumachen hatte.

Endlich aber scheint die Stelle, in der Wilde am deutlichsten seinen Trieb als Laster bezeichnet, geradezu durch den Zweck und die Bedürfnisse der Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Schicksals eingegeben worden zu sein, die Wilde gleichsam aus künstlerischer Empfindung zu einem ästhetischen Gesamtbild zustutzen will.

Er teilt nämlich künstlerisch sein Leben in zwei Abschnitte, den Abschnitt der schrankenlosen Freude und

Lust und die Periode des namenlosen Unglücks und Leides.

Alle seine früheren Handlungen sollen zur Charakterisierung des ersten Teiles seines Lebens beitragen, zur Illustrierung der Idee des unbeschränkten, bis zum Übermaß fortschreitenden Genusses, des verhängnisvollen, verblendeten Übermuts, der den Umschlag und die andere Facette des Lebenswürfels zeugenden Hybris.

In dieses Bild paßt aber vortrefflich die homosexuelle Neigung als Raffinement, als höchster Gipfel der Wollust, und so hat Wilde auch diese Beleuchtungsart seines Triebes in dem künstlerischen psychologischen Gemälde nicht unbenutzt gelassen. Oben habe ich von einer gewissen Unaufrichtigkeit in „De profundis“ gesprochen, vielleicht mit Unrecht; denn das Paradoxe und Widerspruchsvolle lag als Charaktereigenschaft in Wildes Natur, und so mußte auch in Wildes Stellung zu seiner homosexuellen Natur das Paradox-Widerspruchsvolle zum Ausdruck kommen.

Übrigens scheinen nicht alle in Wildes Briefen enthaltenen Stellen über die Homosexualität veröffentlicht worden zu sein. Wie mir ein Freund Wildes und des Herausgebers Ross mitteilte, würde die Publikation sämtlicher Stellen eine ganze Anzahl englischer homosexueller Persönlichkeiten bloßstellen.[1])

Willy, La môme Picrate (Albin Michel, Paris). Roman.

Ausgelassener denn je toben sich in diesem neuesten Willy-Roman des Verfassers sprühender Witz und kapriziöse Verve aus; aber der literarische Wert und die

---

[1]) *Ein vom französischen Übersetzer des Buches, Henry D. Davray, im Mercure d. France vom 15. August 1905, S. 633 veröffentlichter Brief von Ross bestätigt ausdrücklich die Unterdrückung dieser allzu kompromittierenden Stellen, und hebt hervor, daß überhaupt nur ungefähr ein Drittel des Manuskriptes publiziert werden konnte.*

lebenswarme Charakteristik der Claudine-Bücher sind gewichen einem künstlerische Ziele vernachlässigenden, in zerfahrene Komposition ausartenden Geist niedrigsten Boulevardtums, einer sich breit machenden, mit der fortgesetzten Verwendung verrenkten Rotwälschs und Pariser Argots gewürzten Atmosphäre der Zote und stellenweise anwidernder Gemeinheit. Wie in den Claudine-Romanen übergießt Willy, der doch sonst alles Geschlechtliche mit Entschuldigung, ja mit Behagen betrachtet, auch in diesem Buch bei Erwähnung homosexueller Episoden die männliche Homosexualität mit Spott und Verachtung, während er der lesbischen Liebe geradezu Sympathie entgegenbringt.

Die homosexuellen Stellen sind folgende: 1. Zur Vervollständigung eines Pariser Nachtbildes dienen einige Pinselstriche einer homosexuellen Straßenepisode. Ives, der in die Tänzerin Picrate vernarrte „Held", hört eine geräuschvolle Gruppe hinter sich. Er dreht sich um.

„Es ist der Tapetten[1])-Klub, die Kolonie der urnischen Gentlemen. Pouah! Die Misogynen mit den glitzernden, schillernden Westen wechseln süßliebe Abschiedsworte ‚Adieu, meine Gute, auf morgen bestimmt.' Einer von ihnen entfernt sich allein in wiegendem Gang, verfolgt von dem Geflenn eines blassen Epheben, der Zeitungen verkauft, um ein Almosen bettelt, und als er merkt, daß der andere anbeißt, dreist sich anbietet."

2. S. 260—262 begeht Willy die Unverschämtheit, einen noch lebenden französischen Literaten, L. T. (Willy nennt ihn mit vollem Namen), dem schon seit längerem homosexuelle Neigungen nachgesagt werden, als Homosexuellen zu verspotten. 3. S. 311—317 nehmen die Mädchen Picrate und Gilberte halb im Scherz und halb im Ernst eine Liebesszene in der Badewanne vor, da sie sich von dem Nebenzimmer aus durch ein Loch in der Wand beobachtet wissen, durch das sie im spannendsten Augenblick den Späher mit siedendem Wasser bespritzen. 4. S. 69. Ivette und Flora, zwei blutarme Mädchen, teilen im Restaurant ihre halbe Portion. „Seit fünf Monaten sind sie zusammen, leben zusammen, essen zusammen, tanzen zusammen — alles — was!" und S. 321 heißt es von ihnen:

---

[1]) *Tapette soviel wie Tante, Täntchen.*

„Im Tanzlokal des „Moulin de la Galette“ erregen beide durch ihren Tanz die allgemeine Bewunderung. Sie tanzen einen speziellen Boston, Brüste gegen Brüste, halb ohnmächtig in dem Liebeskrampf, an dem sie nächstens am gleichen Tage und zur gleichen Stunde noch sterben werden.“ —

Willy, Claudine à Paris. Pièce en 3 actes.

Diesen einen der ausgelassenen Claudineromane, den ich im Jahrbuch V, S. 1130—1132 besprochen habe, hat Willy zum Theaterstück umgearbeitet. Die homosexuellen Episoden sind stark gekürzt und bühnenmäßig gestaltet worden, aber nichtsdestoweniger wird der auch im Stück auftretende effeminierte Marcel als Homosexueller geschildert und seine „Freundschaften“ sind in nicht mißzuverstehender Weise Gegenstand des Dialogs. Auch der in Handgreiflichkeiten ausmündende Liebesausbruch der Jugendfreundin Luce beim Wiedersehen ihrer lieben Claudine wird dargestellt. Jedoch spielt sich der nur mit ganz knappen, kurzen Andeutungen vorbereitete Vorgang so schnell ab, daß oberflächliche Zuschauer in der leidenschaftlichen Umarmung von Luce nur ein Zeichen stürmischer Freundschaft erblicken werden.

Der Aufführung mit der bekannten, für die Titelrolle wie geschaffenen Polaire aus Paris mit ihrem knabenhaften Äußeren und ihrer clownartigen Beweglichkeit habe ich in diesem Jahr im Theater des Kasino zu Nizza beigewohnt. Sie beweist mir, daß man bei diskreter, taktvoller Bearbeitung auch für ein größeres Publikum — in Nizza allerdings ein sehr spezielles, internationales — homosexuelle Momente auf die Bühne bringen kann, ohne Anstoß zu erregen.

Schade, daß der Darsteller des Marcel nur ein heterosexuelles, banales Dutzendgigerl zu geben wußte. Man merkte dem Schauspieler nicht nur den Heterosexuellen im Äußeren und in jeder Bewegung an, sondern auch die Unmöglichkeit, sich in die Natur des Marcel

hineinzuversetzen und irgend etwas aus der Rolle zu machen. Und doch wäre wenigstens in Maske und Benehmen eine prächtige Charakterfigur des effeminierten Homosexuellen zu schaffen gewesen.

Teil III.

Die Bibliographie der holländischen Schriften für das Jahr 1904

von

Jonkheer Dr. jur. J. A. Schorer.

Haan, Jacob de, Pijpelijntjes.[1]) Amsterdam: Jacob van Cleef.

Ein interessanter realistischer, ja naturalistischer Roman, in welchem die Homosexualität eine große Rolle spielt. Von den zwei Hauptpersonen, zwei Studenten, ist der eine ein neuropathischer Homosexueller, der andere ein Bisexueller, dessen Sexualität sich mit einer Art Sadismus kompliziert.

Ihrem Charakter nach sind beide von minderwertiger Moralität und Intelligenz, zugleich lasterhaft und alltäglich sentimental.

Zur Kategorie der minderwertigen Menschen, die nicht gut und nicht schlecht sind, muß man Leo Koening und Felix Deelmann rechnen, die beiden Freunde oder vielmehr Geliebte, die nach einem langen Zusammenleben sich schließlich trennen.

Der am meisten Invertierte der beiden betrog sehr oft seinen Freund mit jungen Vagabunden, mit zerlumpten Voyous, mit Hafenarbeitern Amsterdams, die sich für einen Gulden prostituierten. Der andere fühlt sich gegen

---

[1]) *Diese Besprechung rührt von Georges Eekhoud (Bruxelles) her.*

Ende seines Lebens mit größerer Macht zum Weibe hingezogen.

Der Roman hat die Vorzüge und Mängel der naturalistischen Romane. Er ist schlecht aufgebaut. Er hat die Trockenheit und oft das Zusammenhanglose und Zerrissene eines Protokolls. Es fehlt an tieferem Eindringen, an dramatischer Progression, an Psychologie.

Andererseits ist eine ganze Reihe von Zeichnungen recht interessant und voller Wahrheit. Die Episoden, welche Leo Koening oder P'tit auf der Suche nach jungen Prostituierten zeigen (der Roman ist das Tagebuch Koenings) oder den Eindruck malen, den auf ihn die Nacktheit dieser Epheben der Gosse machen, sind äußerst eigenartig und bilden eine vorzügliche Dokumentation des erotischen Lebens des vulgären Uraniers.

In dieser Beziehung werden die Kapitel: „De Jongen", „Silve student", „Schobberjongen", „Liefhebberij comedie", „De Laatste" von allen denen mit Gewinn gelesen werden, die die Frage der sexuellen Perversion interessiert.

An gewissen Stellen ist die Aufrichtigkeit und Spontaneität der Eindrücke und Impulse von P'tit derart, daß sie geradezu einen lyrischen, ja ergreifenden Charakter annehmen und bis zum Pathetischen sich steigern. Aber im allgemeinen und im Hinblick auf den Mangel der charakterfesten Individualität der beiden Helden ist der Roman eher zweiten Ranges. Es ist mehr ein interessantes Werk als ein schönes Werk. Jedenfalls verdient das Buch gelesen zu werden und ist mehr wert, als das was holländische Prüderie schon darüber gesagt hat.

Abgesehen von einer unparteiischen Kritik in der Zeitschrift „Ontwaking" von Antwerpen, sind die übrigen Besprechungen in einen polemischen Ton verfallen, der sogar in recht bedauernswerte persönliche Anfeindungen ausartete.

Ongekend Leed. De physiologische ontwikkeling der geslachten in verband met de homosexualiteit door L. S. A. M. von Römer. Amsterdam 1904. Tierie.

In mehreren Abteilungen des Vereins „Rein Leven", so in Amsterdam, Haarlem und Utrecht, hatte Dr. von Römer einen Vortrag unter obenstehendem Titel gehalten. Er hat diesen Vortrag dann in Druck gegeben, um in weiteren Kreisen Aufklärung zu verbreiten.

Er weist darin auf die ursprüngliche Doppelgeschlechtlichkeit jedes Menschen hin, zeigt an beigegebenen Bildern die Entwicklung der Frucht, welche im Anfang stets gleich ist. Erst später entwickelt sich die Verschiedenheit der Geschlechtsorgane. In dieser Entwicklung kommen aber oft Abweichungen vor und zwar nicht nur an den Geschlechtsorganen, sondern auch hinsichtlich der sekundären und der psychischen Geschlechtsmerkmale, z. B. Männer mit weiblicher Stimme, weiblicher Körperbehaarung, weiblichen Brüsten, weiblicher Form der Arme und Beine, weiblichem Gefühlsleben usw., ferner insbesondere Männer mit Geschlechtstrieb zum Mann, Weiber mit solchem zum Weib.

Er erwähnt dann seine Enquete und die des wissenschaftlich-humanitären Komitees. Es folgen Angaben über das Niederländische Strafgesetzbuch, welches den Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Weib, zwischen Männern unter sich und zwischen Weibern unter sich vollkommen gleich behandelt und in allen drei Fällen sexuelle Handlungen nur unter denselben Bedingungen bestraft, d. i., wenn sie öffentlich geschehen, wenn Gewalt oder Drohung mit Gewalt vorliegt, wenn sie mit Personen, welche bewußtlos oder ohnmächtig sind, mit Personen unter 16 Jahren, oder mit Untergebenen vorgenommen werden. Aber die meisten Urninge wissen das nicht und fallen eben darum so oft in Erpresserhände. Aber auch da, wo keine Furcht vor Strafe besteht, bleibt doch die Furcht vor der allgemeinen Verachtung. Darum will von Römer Aufklärung bringen und das Seelenleben und die Leiden des Uraniers klarlegen.

Er gibt dann einige Zahlen aus dem von ihm bearbeiteten statistischen Material. Von 216 Urningen hatten 141 mit aller Kraft, ja oft mit der Kraft der Verzweiflung gegen ihre Neigung angekämpft, aber ohne Erfolg. Von den 216 fühlten sich 162 tief unglücklich durch ihre Veranlagung. Bei 100 hatte ihr Leid zu Lebensüberdruß geführt, 55 hatten Gedanken an Selbstmord und 16 hatten den Gedanken in einen Versuch, oft in mehrere

Versuche umgesetzt. Von 199 Urningen antworteten 185, daß ihı Gemüt mehr weich wäre und daß sie Gefühlsmenschen wären; von diesen gaben nur 23 an, daß sie, obschon Gefühlsmenschen, doch im Gemüt männlich empfänden, 90 dagegen, daß sie ganz weiblich empfänden. Von 197 Urningen antworteten 85, daß sie den Drang hätten in Kleidern des anderen Geschlechts zu gehen oder daß sie eine große Vorliebe für Toilettengegenstände des entgegengesetzten Geschlechts hätten; und weiter gab es noch 36, welche, ohne daß sie den Drang hatten in Weiberkleidern zu gehen oder weiblichen Schmuck zu tragen, doch große Neigung zu weiblichen Beschäftigungen zeigten.

v. Römer weist dann darauf hin, daß dies alles nicht die Folge von Ausschweifungen sein kann, wie man in Holland noch allgemein glaubt, daß die Betreffenden vielmehr so geboren sind und daß dementsprechend auch viele schon als Kind anders waren als andere Kinder. Von 242 Urningen antworteten

136, daß sie als Kind lieber mit Mädchen gespielt hatten,
86, „ „ „ „ lieber mit Knaben gespielt hatten,
148, „ „ „ „ Mädchenspiele vorzogen, wie Puppen, Kochen usw.,
47, „ „ „ „ Knabenspiele vorzogen, wie Soldaten, Schneeballwerfen usw.,
113, daß über sie oft Bemerkungen gemacht wurden, wie „Er ist wie ein kleines Mädchen“ usw.,
7, daß man sie als echte Jungen betrachtete,
66, daß sie als Kind merkten, daß sie anders waren als andere Kinder.

Er bemerkt dann noch, daß er hier nur die ausgesprochensten Abweichungen behandelt habe, daß er aber später alles ausführlicher behandeln und dann auch Vergleichsmaterial von Heterosexuellen bringen werde; er führt ferner an, daß die Erscheinung unter allen Ständen und Berufen vorkomme, was er aus einer beigegebenen Liste beweist.

Zum Schluß betont er das schwere Unrecht, das den an ihrer Veranlagung schuldlosen Uraniern durch den Haß und die Verachtung ihrer soviel glücklicheren heterosexuellen Mitmenschen zuteil werde.

Diese Arbeit ist die erste, welche auf diesem Gebiet in Holland veröffentlicht wurde. Ein Strafparagraph wie der deutsche § 175 besteht dort nicht, aber es herrschen dort noch die vorsündflutlichsten Anschauungen. Die Homosexualität gilt dort als das schrecklichste Laster,

das am besten totgeschwiegen wird. Man darf darüber weder sprechen, noch schreiben, noch lesen. Die Zeitungen und auch die Zeitschriften, selbst die wissenschaftlichen, schweigen darüber, und von einer wissenschaftlichen Forschung hat man überhaupt keine Ahnung. Doux pays! Hoffentlich wird diese Arbeit des so verdienstvollen Forschers viel dazu beitragen, um auch dort endlich die so nötige Aufklärung zu bringen, denn dazu ist sie gewiß geeignet. Meines Erachtens begeht Dr. von Römer aber einen Fehler, welchen mehrere Forscher auf diesem Gebiet machen, indem er annimmt, daß bei allen oder fast allen Urningen die weiblichen Eigenschaften so sehr überwiegen. Das geht aus allen seinen Arbeiten hervor und so auch hier. So sagt er z. B., nachdem er erwähnt hat, daß von 199 Urningen 185 antworteten, daß ihr Gemüt mehr weich wäre und daß sie Gefühlsmenschen wären, und daß von diesen nur 23 angaben, daß sie, obschon Gefühlsmenschen, doch im Gemüt männlich empfänden, 90 dagegen, daß sie ganz weiblich empfänden: „die übrigen sind Gefühlsmenschen, ohne daß sie angaben, ob sie im Gemüt männlich oder weiblich empfänden — aber wir begehen gewiß keinen Fehler, wenn wir diese eher den weiblichempfindenden als den anderen zuzählen“. Dazu hat er nicht das Recht, und durch solche Anschauungen können viele, die der Sache selbst noch nicht näher getreten sind, ein unvollkommenes und unwahres Bild der Homosexualität bekommen. Es gibt nun einmal auch eine ganze Reihe Urninge, welche mehr männlich empfinden, und im allgemeinen kann man sagen, daß, je männlicher sie empfinden, sie sich desto mehr zu den mehr weiblichen Urningen hingezogen fühlen und umgekehrt. Dies ist eine nicht zu unterschätzende Tatsache, denn viele verurteilen besonders darum die Homosexuellen, weil diese, wie sie glauben, nur Heterosexuelle lieben. Es entspricht dies aber nicht der Wahrheit.

In dem „Verein Christlicher Lehrer“ hatte der niederländische Ministerpräsident Dr. Kuyper obengenannten Vortrag Dr. v. Römers stark getadelt und u. a. gesagt: „Den Streit haben wir zu führen, wenn man unter dem Namen „»reines Leben«“ — Gott bessere es! — die Sünden Sodoms gutheißt und selbst anpreist.“

Daraufhin veröffentlichte **Dr. von Römer** einen **Offenen Brief an seine Exzellenz den Minister des Inneren,** worin er ausführlich diese Beschuldigung zurückweist.

Erst gibt er darin an, der Verein „Rein Leven“ habe gar nicht die Sünde Sodoms gutheißen oder anpreisen, sondern nur Kenntnis nehmen wollen von den wissenschaftlichen Forschungen über die Homosexualität und ihn (v. Römer) gebeten, einen Vortrag darüber in genanntem Verein zu halten, weil er seit Jahren sich mit diesen Forschungen beschäftige. Für den Inhalt dieses Vortrags sei nicht der Verein „Rein Leven“, sondern nur er verantwortlich; er sei sich bewußt, daß er einmal vor dem Throne des höchsten Richters von diesen seinen Handlungen Rechenschaft geben müsse und wage es mit ruhigerem Gewissen und zuversichtlicherem Gemüt, soweit es diese Angelegenheit betreffe, den Tag des Urteils abzuwarten — weil er gerührt durch das fürchterliche Leid und den tiefen Schmerz, unter denen der Uranier, ohne seine Schuld, infolge der Unwissenheit und Unkenntnis seiner Mitmenschen belastet einhergehe, und durch gründliches und gewissenhaftes Studium von dieser Unschuld überzeugt, als Verteidiger für die unglücklichen Mitmenschen, welche auch Kinder Gottes seien, aufzutreten es gewagt habe, — als diejenige das werden tun können, welche ohne zu untersuchen die Unglücklichen und Leidenden verurteilen und von sich stoßen.

Er weist dann darauf hin, daß der Minister, wie er es auch früher schon in den Generalstaaten getan habe, mit Unrecht die Sünde Sodoms und den Uranismus gleichstelle, was nur dadurch möglich sei, daß er das Wesen des Uranismus nicht kenne. Durch eine ganze Reihe von Bibelstellen beweist er dann, daß das zwei ganz verschiedene Sachen seien und legt den wahren Charakter des Uranismus klar. Er schließt seinen äußerst bemerkenswerten Brief mit der Behauptung, daß, wo mindestens 2,2 % der Menschheit, in Holland also mehr als hunderttausend Einwohner, unter dem Joch seufzen, welches Unkenntnis auf ihre Schulter lege, von höchstem Interesse sei es für die Allgemeinheit, daß der

Minister als erste und höchste verantwortliche Person dieses Problem gründlich studiere, zu welchem Zweck er ehrfurchtsvoll bitte, eine Anzahl auserlesener Schriften auf diesem Gebiet an seine Exzellenz zur Kenntnisnahme senden zu dürfen.

Weerlegging van Prof. Dr. J. K. A. Wertheim-Salomonson's beschouwing over het Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. V in het Tijdschrift voor Strafrecht, Deel XII, Afl. 3 door **L. S. A. M. von Römer.** Amsterdam 1904, Tierie.

Um endlich auch in Holland die so nötige Aufklärung zu verbreiten, hatte das wissenschaftlich-humanitäre Komitee an die Redaktionen der großen holländischen Zeitungen und mehrerer juristischer und medizinischer Zeitschriften eine Inhaltsangabe des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen, Jahrgang V gesandt mit dem Anerbieten, ein Rezensionsexemplar zur Verfügung zu stellen, falls die Redaktionen eine Besprechung in ihren Zeitungen resp. Zeitschriften aufnehmen wollten. Die Redaktionen des „Tijdschrift voor Strafrecht“, des „Weekblad van het Recht“, des „Medisch weekblad voor Noord- en Zuid-Nederland“ und der „Natuur“ erklärten sich hierzu bereit und bekamen ein Rezensionsexemplar. Die Redaktion des „Vaterland“ war wenigstens so höflich für das freundliche Anerbieten zu danken, konnte aber eine Besprechung nicht zusagen; die Redaktionen aller übrigen Zeitungen und Zeitschriften gaben sich nicht einmal die Mühe zu antworten. Von den obengenannten gab die Redaktion des „Weekblad van het Recht“ eine kurze Besprechung, die der „Natuur“ nur eine Ankündigung, die des „Medisch Weekblad voor Noord- en Zuid-Nederland“, soweit mir bekannt, absolut nichts, und eine diesbezüglich ergangene Anfrage wurde nicht einmal beantwortet. Im „Tijdschrift voor Strafrecht“, Deel XII, Afl. 3 erschien eine ausführlichere Besprechung von Prof. Dr. med. J. K. A. Wertheim Salomonson.

Er nennt die Herausgabe des Jahrbuchs f. s. Z. eine der sonderbarsten Erscheinungen unserer Zeit und erwähnt die einzelnen Aufsätze, ohne viel über ihren Inhalt zu sagen. Von den Arbeiten Näckes und Neugebauers sagt er, daß sie ganz aus dem Rahmen der Tendenz des Jahrbuchs fielen. Diese Tendenz bespricht er dann näher.

Zweck des Komitees sei 1. Abschaffung des § 175 R.Str.G.B.; 2. Aufklärung über das Wesen der Homosexualität zu verbreiten. Was das erste anbelangt, so interessiert ihn das nicht, aber als Mediziner finde er den Paragraph nicht so schlecht; die gewaltige, gegen den Paragraphen durch das Komitee angestrengte Agitation beweise jedenfalls, wie unrichtig das sei, was stets über die Reinheit der homosexuellen Gefühle verbreitet werde. Von weit größerem Interesse sei der zweite Punkt.

Eine Anzahl ernster Forscher, namentlich z. B. Krafft-Ebing hätten festgestellt, daß bei einer Reihe von Menschen Inkongruenz zwischen Geschlechtsorgan und geschlechtlichem Fühlen bestehe. Diese Forschung habe ergeben, daß diese sog. Homosexuellen degenerierte Individuen seien und daß die Homosexualität zu den auf Degeneration beruhenden Formen von Geistesstörung (Psychopathia) gehöre. Unter dem Einfluß dieser Auffassung, mit welcher die übergroße Mehrzahl der gegenwärtigen Psychiater einverstanden sei, hätten verschiedene Strafrichter viele homosexuelle Vergehen mit Recht unbestraft gelassen. Hiermit seien aber die Homosexuellen nicht zufrieden. Sie sagten: „Unter uns sind zahlreiche begabte, außerordentlich hervorragende Männer, bei welchen nichts von Degeneration zu erkennen ist. Wir verneinen, daß wir geisteskrank sind; wir sind nur eine andere Art von Menschen, ein drittes Geschlecht, mit denselben Rechten auf Lebensglück, Liebe und Achtung als jeder andere. Wir sind vollkommen normale Individuen". Die Tendenz des Jahrbuchs sei es, nicht Aufklärung zu verbreiten über das Wesen der Homosexualität, sondern es bilde ein großes ununterbrochenes Plaidoyer für die angebliche Normalität des Homosexuellen. Nicht die Psychologie des Urnings, sondern die Ideen des Urnings über seinen eigenen Zustand, also was er für Urning-Psychologie halte, bekäme man zu lesen. Dies könne wohl bisweilen sehr interessant sein, aber nur als pathologisches Dokument. Die Behauptungen der Homosexuellen seien schon darum falsch, weil man sie auf fast jede andere psychische Abnormität, z. B. Trunksucht oder Epilepsie anwenden könnte. Mit ebensoviel Recht könne eine große Anzahl Alkoholiker oder Epileptiker sich zu einer Gruppe zusammentun und sagen: „Unter uns sind zahlreiche

begabte, außerordentlich hervorragende Männer, bei denen nichts von Degeneration zu erkennen ist. Wir verneinen" usw. Die großen Aufsätze von Dr. Magnus Hirschfeld und von Dr. v. Römer seien äußerst beredte Darstellungen, die den Leser zur Aufmerksamkeit zwängen und die gleichzeitig Bewunderung einflößen vor der aufrichtigen Überzeugung, die daraus spreche.

Es sei nicht leicht, zu zeigen, wo der Fehler in ihren Behauptungen liege. Gewiß sei es aber, daß die Normalität des Urnings eine Chimäre sei.

Als Korrespondent für die Niederlande des wissenschaftlich-humanitären Komitees wollte Dr. von Römer im nächsten Heft des „Tijdschrift voor Strafrecht" gegen diese Anschauungen Prof. Dr. Wertheim-Salomonsons protestieren. Da die Redaktion aber seine Erwiderung nicht aufnehmen wollte veröffentlichte er sie in einer Broschüre.

v. R. weist erst darauf hin, daß Prof. W.-S. bei der Inhaltsangabe des Jahrbuchs den Brief von Krafft-Ebings ganz übersehen habe und bringt dann den Brief zum Abdruck, aus welchem hervorgeht, wie der große Psychiater über das Jahrbuch denkt, und daß er auf seine weitere Mitarbeiterschaft selbst Wert legt. Dann bestreitet von Römer die Anschauungen Prof. W.-S's. über die Tendenz des Jahrbuchs. Wenn dieser die Jahrbücher regelmäßig gelesen hätte, was man wirklich von jemandem verlangen dürfe, der als Sachverständiger in dieser Materie vom Gericht herangezogen werde, würde er wissen, was das Komitee mit der Herausgabe des Jahrbuchs bezwecke und würde nicht derartig falsche Anschauungen darüber veröffentlicht haben. Er weist dann auf das Vorwort des ersten Jahrgangs hin und zeigt damit, daß die Aufsätze Näckes und Neugebauers ganz in den Rahmen des Jahrbuchs paßten. Aus Näckes Arbeit und dessen Aufsatz „Einige Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität" in „Lährs allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie" (vgl. Jahrbuch V) hebt er dann einige Stellen hervor (S. 198 ff.), durch welche einige Phantasien über Homosexualität, welche mehrere Psychiater noch als Wahrheit gelten lassen, absolut widerlegt werden.

In der einen Arbeit sage Näcke auch u. a., daß er als wirklich Sachverständige zurzeit nur v. Krafft-Ebing, Fuchs (Wien), von Schrenck-Notzing, Moll, Hirschfeld und Prätorius kennt, weil alle die übrigen überaus zahlreichen Autoren nur wenig Fälle gesehen haben, und diese meist in der forensischen Praxis. v. R. hebt dann hervor, daß Näcke Mitarbeiter des Jahrbuchs ist, daß

von Krafft-Ebing, wie aus oben genanntem Brief hervorgeht, auf seine weitere Mitarbeiterschaft selbst Wert legte; daß Fuchs am vierten Jahrgang mitarbeitete, trotzdem er eine erworbene Homosexualität annimmt und ein entschiedener Gegner der Normalität der Homosexuellen ist; daß Moll im zweiten Jahrgang einen Beitrag lieferte und daß Hirschfeld und Prätorius in allen Jahrgängen mitwirkten, so daß die Behauptungen Prof. W.-S.s, daß im Jahrbuch nicht die Psychologie des Urnings, sondern die Ideen des Urnings über seinen eigenen Zustand veröffentlicht würden, und daß es ein großes ununterbrochenes Plaidoyer für die angebliche Normalität des Homosexuellen sei, unhaltbar seien.

v. R. bestreitet dann weiter Prof. W.-S's. Auffassung der Homosexualität, und daß diese Auffassung, wie jener behauptete, allgemein angenommen werde. Gewiß, im Anfang der Erforschung meinte man noch, daß die Homosexuellen degenerierte Individuen seien und daß die Homosexualität zu den auf Degeneration beruhenden Formen von Geistesstörung (Psychopathia) gehöre; aber nachdem mehr Material angesammelt war und man weiter untersuchte, kam man mehr und mehr von diesem Standpunkt zurück. Instruktiv ist, was Näcke in seiner erwähnten Arbeit in Lährs allgemeiner Zeitschrift schreibt, wie er mehr und mehr seine Auffassung der Homosexualität änderte (S. 808): „Ich selbst habe mit den meisten Autoren bis jetzt an eine „„erworbene““ Homosexualität geglaubt, ja dieselbe für viel häufiger gehalten als die angeborene Form, und sie daher als Laster bezeichnet. Wiederholt habe ich die Sache so dargestellt und zwar auf Grund einer ziemlich ausgedehnten Literaturkenntnis, ferner aus Analogiegründen, weniger leider auf eigene Erfahrung hin, da mir nur die so überaus seltenen Fälle von Päderastie in der Irrenanstalt zur Verfügung standen.“ Näcke sagt dann weiter (S. 827): „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es körperlich und geistig völlig normale Homosexuelle gibt“, und „Das ubiquitäre Vorkommen dieser Anomalie zu allen Zeiten spricht wahrscheinlich, wenn auch noch nicht sicher dafür, daß sie eine normale Varietät des Geschlechtstriebes sein muß.“ Und dann (S. 829) in einem Nachtrag bei der Korrektur: „Für mich ist es jetzt sicher, daß es ganz normale Homosexuelle gibt, und deren Zahl scheint keine kleine zu sein.“ Auch von Krafft-Ebing, welcher im Anfang die Homosexualität eine Psychopathia nannte, schrieb später in seiner im dritten Jahrgang des Jahrbuchs aufgenommenen Arbeit: Neue Studien auf dem Gebiete der Homosexualität: „Daß die konträre Sexualempfindung an und für sich nicht als psychische Entartung oder

gar Krankheit betrachtet werden darf, geht u. a. daraus hervor, daß sie sogar mit geistiger Superiorität vereinbar ist"; und „Ein weiterer Beweis dafür, daß die konträre Sexualempfindung nicht Krankheit, aber auch nicht lasterhafte Hingabe an das Unsittliche sein kann, liegt darin, daß sie alle die edlen Regungen des Herzens, welche die heterosexuelle Liebe hervorzubringen vermag, ebenfalls entwickeln kann."

Durch diese Anführungen der beiden von Prof. W.-S. selbst genannten Autoren beweist v. R., wie falsch dessen Behauptungen sind und daß dessen Axioma: „Gewiß ist es aber, daß die Normalität des Urnings eine Chimäre ist", wohl allzu keck lautet, wenn nicht absolut unrichtig ist.

v. R. bespricht dann noch Prof. W. S's. Vergleichung der Homosexuellen mit chronischen Alkoholikern und Epileptikern. Da doch die Homosexualität schon a priori aus der normalen doppelgeschlechtlichen Uranlage jedes menschlichen Embryos als Notwendigkeit vorausgesagt werden konnte, ist es ihm vollkommen unverständlich, wie ein nachdenkender Mensch einen Entwicklungszustand, welcher aus der normalen Uranlage folgt, mit den Formen, welche nur aus einem abnormalen Keim entstehen können, vergleichen kann.

Nachdem v. R. noch auf das Sonderbare hingewiesen hat, daß Prof. W.-S. den Fehler in den Behauptungen Dr. Hirschfelds und Dr. von Römers nicht leicht nachzuweisen vermag, während er ihre Darstellungen äußerst beredt nennt, und daß er die mehr oder weniger vorhandene Reinheit der homosexuellen Empfindungen als Ursache nennt, warum er als Mediziner den Strafparagraphen nicht schlecht findet, während er es wiederum gutheißt, daß die Strafrichter viele homosexuelle Vergehen nicht bestrafen, schließt er mit der Feststellung folgender Tatsachen:

1. Daß Prof. Dr. W.-S. eine ganz und gar unrichtige Darstellung der Zwecke des wissenschaftlich-humanitären Komitees gegeben hat;

2. daß schon aus der Auswahl der oben genannten Anführungen hervorgeht, daß Prof. Dr. W.-S. ganz und gar inkompetent ist, über den Uranismus zu urteilen, weil er die neuere Literatur hierüber nicht kennt.

Scharf ist diese Erwiderung Dr. von Römers, aber wohlverdient. Wer solche Behauptungen aufstellt, wie Prof. Dr. Wertheim-Salomonson das hier gewagt hat, muß auch darauf gefaßt sein, daß sie mit Nachdruck

zurückgewiesen werden. Man könnte sie fast als ein pathologisches Dokument bezeichnen.

Im November-Heft 1904 der sozialdemokratischen Zeitschrift **„De nieuwe Tijd"** (Amsterdam, J. A. Fortnijn) erschien ein Aufsatz: **Het derde Geslacht von L. H.**—

L. H. sucht sich gleichsam zu entschuldigen, daß er das in Holland bisher nur in psychiatrischen Zeitschriften behandelte Problem der Homosexualität erörtere. Dies werde aber notwendig infolge der von den Homosexuellen erhobenen Ansprüche, als normale, wenn nicht bessere Menschen als die Heterosexuellen angesehen zu werden. Er widerspricht allerdings der bisherigen Anschauung der großen Menge, als ob der Uranismus eine Folge von Sünde, von liederlicher Lebensweise, von Übersättigung durch Ausschweifungen und Exzesse auf geschlechtlichem Gebiet usw. sei; durch die Untersuchungen von Krafft-Ebings u. a. sowie durch die im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen veröffentlichten Arbeiten sei bewiesen, daß die Homosexualität oft eine angeborene Abweichung darstelle. Dagegen billigt er nicht die Meinung Hirschfelds, von Römers u. a., die die Homosexualität für eine notwendige, natürliche Erscheinung, für eine Varietät ansehen. Denn selbst zugegeben, die Begriffe normal und anormal seien sehr schwankend und unbestimmt, so bilde doch eine Kombination von männlichen Geschlechtsteilen mit männlichen Charaktereigenschaften, was die sexuelle Neigung anbelange, das natürliche, normale Verhältnis.

L. H. vergißt hierbei aber, daß man, eben weil die Homosexualität eine Erscheinung ist, welche durch alle Zeiten bei allen Völkern gleichmäßig vorkam, das Recht hat, von einer Varietät zu sprechen.

L. H. bespricht dann den Prozentsatz. Die angebliche Höhe von 2—3 % sei nicht zu kontrollieren, aber es stehe fest, daß die Homosexualität viel häufiger vorkomme, als man gewöhnlich glaube. Dies sei vom biologischen Standpunkt eine bedauernswerte Tatsache. Die Natur erstrebe Erhaltung der Art. Wenn die Anzahl der Uranier übermäßig wachse, würden sie eine Gefahr bilden in soziologischer und ökonomischer Hinsicht. Sie seien biologische Nonvaleurs. Die jetzige Bewegung, man könnte fast sagen, Propaganda der Homosexuellen bringe große Gefahren für die Allgemeinheit mit sich. Während einerseits die Homosexuellen gewiß achtungswerte Menschen sein könnten, die oft unverdient viel Leid

zu tragen hätten und die selbstverständlich nie gestraft werden dürften, so müsse man doch anderseits den Behauptungen der Wortführer der Uranier bestimmt entgegentreten. von Römer u. a. beschrieben die homosexuelle Liebe als reiner und besser als die heterosexuelle Liebe. Dem Uranier, der sich einer krankhaften Neigung bewußt geworden, werde jetzt beigebracht, daß er fast ein superieurer Mensch sei, daß er Recht auf Gegenliebe habe. Hier sei aber namentlich die Gefahr gegeben, Proselyten oder selbst Schlachtopfer zu machen. Viele Bisexuelle könnten auf diese Weise für immer in Homosexuelle umgewandelt werden. Besonders die stark aufblühende homosexuelle belletristische Literatur wirke verderblich.

Auf die erzieherische Reinheit der homosexuellen Liebe dürfe man keine Erwartungen bauen, denn das Lesen der Lebensgeschichte vieler Uranier wirke sehr ernüchternd. Diese Liebesgeschichten hätten alle etwas anekelnd Frühreifes, oder etwas Weiches und Unwürdiges. Die Art, in der der liebende Homosexuelle sich wegwerfe, sich an seinen oft heterosexuellen Geliebten anklammere, die große Rolle, welche schöne Jünglinge in den Schilderungen spielten usw., dies alles gäbe den Urningen nicht das Recht, Achtung, noch weniger Hochachtung zu fordern. Wenn man dann noch wisse, daß eine sehr große Prostitution bestehe, daß junge Männer von 16 bis 26 Jahren (sehr oft seien das heterosexuelle Männer) des Geldes wegen den Beruf von Prostituierten ausübten, dann könne im Gegenteil das Bewußtsein, daß der Homosexuelle, welcher seine Natur auslebe, nicht zum angesehensten Teil der Menschheit gehöre, nur günstig wirken und den verpestenden Einfluß, welcher von dem jetzigen Streben und von der Literatur der Homosexuellen ausgehe, einschränken.

Resumierend könne die Homosexualität für eine erworbene, oft angeborene krankhafte Störung im Geschlechtsleben angesehen werden, welche viele Menschen tief unglücklich mache, und für welche die Uranier in vielen Fällen persönlich nicht verantwortlich zu machen seien. Sie verdienten unser Mitleid, aber sie blieben ein kranker Teil der Menschheit infolge der in uns entstandenen, auf natürlichen sexuellen Verhältnissen beruhenden Moral. Aus allem gehe hervor, daß die Uranier nicht einen Anspruch auf eine besondere Achtung erheben könnten, aber ebensowenig die tiefste Verachtung verdienten, welche auf Unwissenheit und Dummheit beruhe, wohl aber, daß das geringere Ansehen, in dem sie stünden, mehr oder weniger hemmend, erzieherisch wirken könne, um eine bedauerliche Verbreitung zu verhindern.

Im Dezember-Heft derselben Zeitschrift antwortete **Dr. von Römer** hierauf in einem Aufsatz: **Nogmaals het derde geslacht.**

von Römer mußte sich, da die Redaktion ihm nicht mehr Platz einräumen konnte, auf die Beantwortung der Frage beschränken, ob die Homosexualität als ein soziales Übel anzusehen und ob Gefahr für übermäßige Verbreitung zu befürchten sei, wenn das geringere Ansehen, in dem die Uranier, wie L. H. behaupte, zu Recht stünden, wegfallen würde.

v. R. weist darauf hin, daß alle sachverständigen Forscher, wie Näcke, von Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld, zu Schlusse kämen, daß die Homosexualität nicht eine erworbene, sondern eine angeborene Abweichung darstelle; nicht nur oft, sondern immer; daß also schon bei der intrauterinen Entwicklung Wirkungen aufträten und Faktoren ihren Einfluß geltend machten, welche zur Entwicklung eines Homosexuellen führten. Alle diese Forscher faßten die Homosexualität als eine Entwicklungsanomalie auf, am besten damit zu vergleichen, daß bei zweihäusigen Pflanzen plötzlich doppelgeschlechtliche Blüten auftreten. Solche Entwicklungsanomalien nenne man Varietäten. Auch Prof. Dr. Hugo de Vries sei mit der von Dr. Aletrino in dessen Vorwort zu der holländischen Übersetzung von Dr. Hirschfelds „Ursachen und Wesen des Uranismus“ niedergelegten Auffassung, daß der Uranier eine Varietät darstelle, vollkommen einverstanden. Wie das „geringere Ansehen“ auf die intrauterine Entwickelung hemmend einwirken könnte, sei aber nicht zu verstehen und man könne diese Möglichkeit der Verbreitung denn auch als ganz ausgeschlossen betrachten.

L. H. sei aber auch der Meinung, daß die Arbeit und die Veröffentlichung der Forschungsresultate durch das wissenschaftlich-humanitäre Komitee sowie die stark aufblühende homosexuelle belletristische Literatur die Bisexuellen für immer in Homosexuelle umwandeln werden; daher der verpestende Einfluß! v. R. antwortet darauf, daß es erstens sich frage, ob die homosexuelle belletristische Literatur in der letzten Zeit wirklich so stark zugenommen habe. Er gibt dann eine ganze Menge Titel homosexueller Schriften aus allen Zeiten an, auch aus Ländern, wo von keiner sogenannten Propaganda die Rede ist, und schließt daraus, daß, wenn belletristische Schriften eine Verbreitung der Homosexualität verursachen könnten, die genannten genügen würden, um die ganze Menschheit für immer in Uranier umzuwandeln. Da dies aber nicht der Fall sei, könnten wir daraus ruhig ihre Wirkungslosig-

keit nach dieser Richtung ersehen. Aber außerdem sei die Behauptung L. H.s, daß ein Bisexueller in einen Homosexuellen umgewandelt werden könnte, nicht nur nicht bewiesen, sondern sogar nicht zu beweisen — einfach weil das unmöglich sei. Ebensowenig wie ein Heterosexueller die Richtung seines Geschlechtstriebes ändere, oder ein Homosexueller dies könne, ebensowenig vermöge es der Bisexuelle. Die Fälle, aus denen man das Gegenteil schließen möchte, seien als tardive Homosexualität aufzufassen. In einer im nächsten Jahr zu veröffentlichenden größeren Arbeit wolle er die Beweise dafür erbringen.

Ob die Anzahl der Homosexuellen steige, sei nicht zu beweisen. Statistiken aus früheren Zeiten beständen nicht, und wenn bei späteren Statistiken eine größere Anzahl festgestellt werde, beweise das nichts, da infolge der größeren Aufklärung mehr Homosexuelle ihre Natur bekennen würden. Durch strengwissenschaftliche Untersuchungen hätten Dr. Hirschfeld und er eine Zahl von mindestens 2 % festgestellt. Eine Kontrolle sei sehr wohl möglich gewesen, und die Richtigkeit der durch seine Enquete festgestellten Zahlen beweise die Tatsache, daß alle, welche sich als homosexuell bekannt hätten, später zu ihm gekommen und von ihm untersucht worden seien. Als Maximum könne er infolge neuerer Untersuchungen 23 % angeben. Dazwischen müsse also der Prozentsatz schwanken. von Römer fragt dann, warum der relativ hohe Prozentsatz zu bedauern sei. Es gäbe doch immer einen gewissen Prozentsatz von Menschen, welche aus vielerlei Gründen nicht zur Erhaltung der Art beitrügen. Daß die Homosexuellen einen gewissen Teil davon bildeten, habe doch nichts zu bedeuten. Diese seien wenigstens durch ihre Veranlagung von der Zeugung ausgeschlossen, die anderen nicht. Rein objektiv betrachtet, sei das erste denn doch gewiß viel weniger zu bedauern, als das zweite. Des weiteren bestreitet von Römer auf das entschiedenste die Behauptung L. H.s, es entstehe eine Gefahr für die Allgemeinheit, wenn dem Uranier beigebracht werde, er sei nicht krank, weil er homosexuell sei, eine Überzeugung, zu der alle bedeutende Forscher gekommen seien. Gerade das Gegenteil sei der Fall. Der aufgeklärte Uranier werde weniger gefährlich sein (wenn überhaupt von Gefahr im eigentlichen Sinne die Rede sein könne), weil er dann auch einsehen werde, daß er dieselben Pflichten habe wie der Heterosexuelle, und den lähmenden Gedanken krank zu sein und sich deshalb nicht beherrschen zu können, durch seine Aufklärung verlieren werde. Ebenso bestreitet er auf das entschiedenste, daß er oder andere wissenschaftliche Forscher die

homosexuelle Liebe reiner oder besser genannt hätten, als die heterosexuelle. So etwas sei ihm nie in den Sinn gekommen.

Um dann noch zu zeigen, wie ungerecht L. H. die Homosexuellen beurteilt, wendet v. R. einige von L. H. gegen die Homosexuellen gerichteten Sätze wie folgt auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau an: „Die Art, in der die liebende heterosexuelle Frau sich wegwirft, sich an ihren Geliebten anklammert, welcher nichts mehr von ihr wissen will, und andererseits die große Rolle, welche schöne Mädchen in den den heterosexuellen Mann betreffenden Schilderungen spielen, dies alles gibt den Heterosexuellen nicht das Recht Achtung, noch weniger Hochachtung zu fordern," und fragt, ob L. H. das auch unterschreiben würde. Wenn er konsequent wäre, müßte er das allerdings tun.

„Wenn man dann noch weiß, daß eine sehr große Prostitution besteht, daß junge Frauen von 16—26 Jahren des Geldes wegen den Beruf von Prostituierten ausüben, dann kann im Gegenteil das Bewußtsein, daß der Heterosexuelle, welcher seine Natur auslebt, nicht zum angesehensten Teil der Menschheit gehört, günstig wirken und dem verpestenden Einfluß, welcher von dem jetzigen Streben (hierbei z. B. an die wilde Ehe zu denken) und von der Literatur der Heterosexuellen ausgeht, einschränken."

L. H. werde doch einsehen, daß man aus der Tatsache, daß eine Prostitution bestehe, nicht schließen dürfe, daß ein Liebe empfindender Mensch, welcher in gegenseitiger Liebe seine Natur auslebt, darum geringeres Ansehen genießen müsse.

Im selben Heft repliziert L. H. in einem Aufsatz:
Antwoord aan den Heer L. S. A. M. von Römer.

L. H. bleibt dabei, daß das geringere Ansehen hemmend und erzieherisch wirken werde. Auch wenn man zugebe, daß die homosexuelle Veranlagung oft angeboren sei, so belehrten uns die Pädagogen, daß wir daraufhin wirken müßten, daß eine schlechte Neigung, ob dies Naschsucht sei, oder welche andere auch, nicht zur Entwickelung komme. Wenn man bei Kindern eine homosexuelle Veranlagung bemerke, werden die Erzieher sich Mühe geben müssen, diese Neigung zu bekämpfen und zu unterdrücken. Die Erzieher würden dies aber nicht tun, wenn den homosexuellen Neigungen das Recht zuerkannt werde, sich auszuleben. Es sei L. H. ganz unbegreiflich, wie v. R der Erziehung und dem Milieu, in dem das Kind lebe, die Bedeutung absprechen könne, auch angeborene Neigungen abzustumpfen oder für immer zu begraben. Ebenso bleibt er dabei, daß die homosexuelle belletristische Literatur verderblich wirke und fragt, weshalb v. R. alle die berühmten

Namen nennt. Werde hier nicht unbewußt ein Zusammenhang zwischen Homosexualität und großen Geistesgaben gesucht? Oder wolle v. R. allein zeigen, in welch guter Gesellschaft die Uranier verkehrten? Aber es gäbe doch auch einige Beziehungen zwischen Irrsinnigen und Genies. Wenn v. R. so bestimmt verneine, daß Bisexuelle in Uranier umgewandelt werden könnten, was andere nicht so kategorisch zu verneinen wagten, habe er das zu beweisen. Wenn das wahr sei, was v. R, behaupte, daß der Prozentsatz der Homosexuellen schon 23 % als Maximum betrage, dann sei damit bewiesen, daß sie nicht nur eine Gefahr für das Fortbestehen des Menschengeschlechts bilden könnten, sondern schon eine solche Gefahr bedeuteten. Man dürfe dies auch nicht mit einem Teil der Menschheit vergleichen, welcher aus vielerlei Gründen nicht zur Erhaltung der Art beitrage. Denn die Ursache hiervon liege in den sozialen Verhältnissen. Die Anzahl der Menschen, welche sich mit Wissen und Wollen ohne dringende Notwendigkeit der Fortpflanzung entzögen, sei sehr gering. L. H. versteht auch nicht, welche Genugtuung es für den Uranier sein könne, zu wissen, daß er eine Varietät darstelle und nicht krank sei. Als Varietät werde er sich doch auch beherrschen müssen, oder habe er jetzt freies Spiel? Obschon v. R. verneinte, daß die Forscher die uranische Liebe reiner und besser nannten als die heterosexuelle, bleibt L. H. dabei, daß sie das doch täten. So schriebe Hirschfeld irgendwo: „An meiner Auffassung, daß eine Entwicklung der Homosexualität nach der idealen Seite hin kein Schade sei, halte ich auch jetzt noch fest. Denn für die Homosexuellen, die nicht geheilt sein wollen, und die, die nicht geheilt werden können (die Mehrzahl wohl), ist es immerhin besser, daß eine Veridealisierung ihres Triebes stattfindet, als daß sie lediglich in dem grobsinnlichen Genuß völlig aufgehen.“ Und bei v. R. selbst, in seinem Ongekend Leed sei neben dem großen Mitleid, das er für das Leiden der Uranier empfinde, jedesmal der Nebengedanke der Gleichwertigkeit, der Reinheit des uranischen Liebelebens zu finden. Dazu, daß v. R. einen Teil aus dem ersten Aufsatz L. H's. zitiere unter Abänderung des Wortes „homosexuell“ in „heterosexuelle Frau“, fragt L. H., ob viele heterosexuelle Frauen sich so behandeln lassen würden, wenn sie ökonomisch unabhängig wären? Und wenn es Frauen gäbe, welche sich so benähmen wie die meisten Homosexuellen in ihrer Liebe, dann mangele es auch diesen an Selbstgefühl. Was zum Schluß die Prostitution anbelange, so habe er auch nicht behauptet, daß der Heterosexuelle ein reiner Engel sei. Die homosexuelle Prostitution würde nur

zum Beweise dafür angeführt, 1. daß bis jetzt der Homosexuelle in dieser Hinsicht nicht hinter dem Heterosexuellen zurückbleibe, und 2. daß er, was noch viel schlimmer sei, die Prostitution hauptsächlich unter Heterosexuellen suche.

L. H. hat sich anscheinend nicht genügend in das Problem der Homosexualität hineingearbeitet. Er hat offenbar nicht genügend unterschieden zwischen den Anschauungen der wirklich sachverständigen Forscher, die den Homosexuellen nicht nur aus den Büchern, sondern aus der Wirklichkeit und aus eigenen zahlreichen Untersuchungen kennen, und den Ansichten der Schriftsteller, die nur aus theoretischen Erwägungen heraus ihre Schlüsse ziehen.

Übrigens scheint er zum Teil wenigstens manches nur oberflächlich gelesen zu haben, so z. B. ist das, was er als von Dr. Hirschfeld geschrieben über die Veridealisierung des Triebes anführt, nicht von diesem geschrieben, sondern von Dr. jur. Numa Praetorius im Jahrbuch f. s. Z., 5. Jahrgang, Band II, S. 1142.

Auf L. H.'s ersten Aufsatz hat Dr. v. Römer genügend geantwortet. Auf seinen zweiten möchte ich noch das Folgende erwidern. Wenn L. H. die Homosexualität eine schlechte Neigung nennt, sie sogar mit Naschsucht usw. vergleicht, zeigt er wohl am besten, daß er absolut kein Verständnis von dieser Frage hat. Die Homosexualität ist bei den Homosexuellen ein vollkommenes Äquivalent der Heterosexualität. Darum ist es auch schon ungerecht, den Homosexuellen ein geringeres Ansehen zuzusprechen, wie L. H. das so erwünscht findet; und auch die Namen so vieler berühmter Uranier müßten ihm das Unhaltbare dessen zeigen. Daß aber noch abgesehen von dem großen Unrecht, auch das Ziel, das er damit zu erreichen hofft, niemals erreicht werden kann, würde er einsehen, wenn er wüßte, daß die homosexuelle Veranlagung so tief in der ganzen Persönlichkeit wurzelt, schon von Jugend an so sehr mit dem ganzen

Charakter des Kindes verbunden ist, daß sie ebensowenig beim uranischen Kinde auszurotten ist, wie die heterosexuelle Veranlagung beim normalen Kinde. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß sexuelle Regungen beim Kinde nicht bekämpft werden müssen; das müssen sie bei jedem Kinde; aber dennoch wird aus dem urnischen Kinde ein homosexueller Mensch werden mit derselben Naturnotwendigkeit, mit der sich aus dem Normalkinde ein heterosexueller Mensch entwickelt. Das eine ist ebensowenig zu verhindern, als das andere. Das hat die Erfahrung genügend bewiesen. Daß auch die homosexuelle belletristische Literatur ebensowenig wie die heterosexuelle hierauf keinen Einfluß haben kann, ist selbstverständlich, Oder sind L. H. vielleicht Fälle bekannt, daß jemand durch das Lesen eines homosexuellen Gedichtes oder Romans homosexuell geworden ist? Dann möge er sie veröffentlichen! Erst wenn er den Beweis dafür gebracht hat — und er hat das zu beweisen, denn actori incumbit probatio — hat er das Recht, von einem verpestenden Einfluß zu sprechen. Und welchen Erfolg würde L. H. damit haben! Wenn er der belletristischen Literatur solch einen Einfluß zuerkennt, braucht er jedem Homosexuellen nur ein Gedicht, eine Novelle, einen Roman vorzulegen, worin die Vorzüge der heterosexuellen Liebe in den schönsten Farben gemalt sind, um ihn in einen Heterosexuellen umzuwandeln. Mit Recht könnte er sich dann als Erfinder eines neuen, einfachen, zuverlässigen Heilsystems aufspielen! So lang das aber unmöglich ist, kann eine anständige homosexuelle belletristische Literatur nicht schaden, wohl aber nützen, wie z. B. Numa Praetorius das in den von L. H. zitierten Worten so richtig ausgedrückt hat. Wie L. H. daraus schließen kann, daß dadurch die uranische Liebe als reiner und besser als die heterosexuelle gepriesen wird, ist ganz unbegreiflich, es sei denn, daß man annimmt, daß die heterosexuelle Liebe für L. H. keine andere Be-

deutung hat, als ein völliges Aufgehen in dem grobsinnlichen Genuß. Nur in diesem Fall würde seine Bemerkung richtig sein. Und einen weiteren Beweis für seine Behauptung will er darin finden, daß v. Römer die Gleichwertigkeit, die Reinheit des uranischen Liebeslebens betont. Gleichwertig ist also für L. H. synonym mit reiner und besser! Daß einige Uranier gegenüber der Verleumdung ihres Empfindens ihre Liebe wohl als reiner und besser gepriesen haben, mag richtig sein, aber daß auch die Forscher das tun, wie L. H. es behauptet, ist eine Unwahrheit, und besonders Hirschfeld, von dem L. H. es ebenfalls behauptet, hat immer und immer wieder davor gewarnt.

Was den Prozentsatz der Homosexuellen anbelangt, so ist es mir unbekannt, woraus von Römer schließt, daß das Maximum 23 % beträgt. Ich vermute aber, daß er bei einer bestimmten kleinen Gruppe die Zahl festgestellt hat. Für den allgemeinen Prozentsatz hat das dann keine große Bedeutung. Aber wie hoch oder wie niedrig der Prozentsatz auch sein möge, eine Gefahr für das Fortbestehen des Menschengeschlechts bilden die Homosexuellen doch gewiß nicht. Dafür wird die große Mehrheit der Heterosexuellen schon sorgen. Die Homosexuellen sind nun einmal davon ausgeschlossen. Durch ihre Veranlagung sind sie eben bestimmt, nicht zur Fortpflanzung zu dienen, was nicht von den Heterosexuellen gesagt werden kann, welche durch die sozialen Verhältnisse daran verhindert werden. Wenn wirklich eine Gefahr für das Fortbestehen des Menschengeschlechts bestände, würde das einzige richtige sein, die sozialen Verhältnisse so zu gestalten, daß Menschen, welche zur Fortpflanzung geeignet sind, nicht mehr gezwungen werden sich dieser zu entziehen, nie aber Menschen, welche nicht dazu bestimmt sind, dazu zu zwingen.

Die Frage L. H's., welche Genugtuung es sein kann,

zu wissen, daß die Homosexualität eine normale Varietät und keine Krankheit darstellt, ist wirklich zu naiv und verdient gar keine Beantwortung; aber insinuierend im höchsten Maß ist das, was er hinzufügt. Selbstverständlich muß der Homosexuelle sich beherrschen, ebensogut wie der Heterosexuelle, aber auch nicht mehr als dieser, wenn man gerecht sein will. Eben durch seine Aufklärung wird er dieses besser einsehen und es dann auch besser können. Und so wird auch jeder, der das Wesen der Homosexualität richtig erkennt, einsehen, daß er den Homosexuellen nicht anders beurteilen darf als den Heterosexuellen, was L. H. eben tut. Kein Homosexueller wird Anspruch auf eine besondere Achtung erheben, weil er homosexuell ist (Wie kommt L. H. dazu das zu behaupten?) aber ebensowenig verdient er darum ein geringeres Ansehen. Um das Ungerechte dieser Auffassung zu zeigen war die Umsetzung der diesbezüglichen Worte L. H's. durch v. R. sehr am Platze, obwohl ich zugeben muß, daß das nicht für alle Fälle Anwendung finden kann, denn gewiß empfinden nicht alle Homosexuellen wie eine heterosexuelle Frau. Daß es im übrigen Homosexuelle gibt, denen es an Selbstgefühl mangelt, wer wird das bestreiten? Aber nichts gibt L. H. das Recht zu behaupten, daß das bei den meisten Homosexuellen der Fall ist.

Was zum Schluß die Prostitution anbelangt: Wüstlinge gibt es überall, Menschen, welche nur im grobsinnlichen Genuß aufgehen, findet man sowohl unter Heterosexuellen als unter Homosexuellen, und unter den männlichen Prostituierten findet man Heterosexuelle, so gut als Homosexuelle unter den weiblichen Prostituierten. Aber ebensowenig als es einem Heterosexuellen einfallen wird eine Prostituierte erst zu fragen, ob sie vielleicht homosexuell ist, ebensowenig wird der Homosexuelle danach fragen ob der Prostituierte nicht heterosexuell

ist. Nur dann, wenn der Homosexuelle mit Absicht einen Heterosexuellen sucht, hat L. H. das Recht ihn besonders zu verurteilen. Aber nochmals, er darf nicht generalisieren. Und er weiß auch gewiß nicht, daß es viele Homosexuelle gibt, welche jede Prostitution verabscheuen.

Obschon L. H. anders urteilt als die meisten Holländer, welche in einem Homosexuellen das niederträchtigste aller Geschöpfe erblicken, ist er noch lange nicht imstande ein gerechtes Urteil über die Homosexualität auszusprechen.

De vrije Mensch. Studies door **Felix Ortt.** Amersfoort 1904. Drukkerij Vrede.

In einer dieser Studien: „Sexucele Ethiek", welche auch als separates Werkchen in der „Bibliotheek voor reiner leven" erschienen ist, erwähnt Verfasser auch die Homosexualität.

Eine eingehende Besprechung dieses gewiß sehr interessanten Werkchens würde zu weit führen. Ich kann hier nur in großen Zügen die Meinung des Verfassers wiedergeben, insoweit sie sich mit unserem Thema beschäftigt.

Er stellt in den Vordergrund, daß man sich bei einer Besprechung der sexuellen Ethik auf objektiven Standpunkt stellen müsse. Er fragt dann, welchen Maßstab man dabei anzulegen habe und gibt an, warum weder die Bibel noch das Strafgesetz uns dabei helfen könnten. Sexuelle Ethik sei ein Unterteil der allgemeinen Ethik. Die Frage, was in sexueller Hinsicht gut oder schlecht sei, werde durch die allgemeine Frage beherrscht: Was ist gut? Was ist schlecht? Die einzige Autorität darin sei unser Gewissen. Dieses sage uns: Das höchste Prinzip sei Liebe, d. h. der Drang sich selber zu vergessen, um in einem anderen oder etwas anderem aufzugehen. Dies gelte aber nur da, wo wir zu anderen in Beziehung stünden. Für die Beziehung des Menschen zu sich selber brauche man einen anderen Maßstab, den er Heiligkeit nennt, d. h. das Ideal, das uns dränge uns zu höherer Vollkommenheit hinaufzuarbeiten. Diese Stimme unseres Gewissens finden wir auch im Leben und in der Lehre der größten Vorgänger der Menschheit bestätigt. Die Basis aller Ethik bestehe also aus diesen beiden Forderungen: Liebe in Beziehung zu anderen, Heiligkeit in Beziehung zu uns selbst.

In der zweiten Abteilung behandelt er dann mehr ausführlich

den Geschlechtstrieb an sich, dabei besonders die Meinung Molls und Havelock Ellis' hervorhebend. Hierbei bespricht er auch die Abweichungen, erst die Onanie, welche er eine Anormalität nennt, weil sie nicht durch den Fortpflanzungsinstinkt motiviert werde, und dann in einem Satz die Homosexualität, den Sadismus, den Masochismus und den Fetischismus, welche er alle, wie auch die Onanie zu den sexuellen Perversitäten rechnet. Für das Entstehen der Homosexualität gibt er Molls Erklärung, und nennt die urnische Neigung anormal, weil sie wiederum nicht durch den Fortpflanzungsinstinkt motiviert wird und der Erhaltung der Art schadet.

Von den neueren Untersuchungen erwähnt Ortt nichts, z. B. daß die Homosexualität sich beim betreffenden Individuum nicht nur im Geschlechtstrieb äußert, sondern in seinem ganzen Wesen und Charakter wurzelt, daß ein Fortpflanzungsinstinkt von vornherein bei ihr ausgeschlossen ist, daß sie das betreffende Individuum von Natur aus bestimmt, nicht zur Erhaltung der Art beizutragen, daß sie eine Varietät darstellt und ein vollkommenes Äquivalent für die Heterosexualität anderer bildet. Wenn Ortt das alles bedacht hätte, würde er die Homosexualität nicht auf eine Stufe mit Sadismus usw. gestellt haben. Viel richtiger wäre es gewesen, wenn er erst die Heterosexualität behandelt hätte. Daneben als Varietät die Homosexualität, wobei der Detumeszenztrieb und der Kontrektationstrieb ebensogut zusammengehen, und wobei der letztere Trieb ebenso wie bei der Heterosexualität, der Natur der betreffenden Person entsprechend, sich auf das ihn ergänzende Individuum richtet. Dann hätte er die Onanie behandeln können, die darum anormal zu nennen ist, weil der Kontrektationstrieb dabei fehlt, und dann den Sadismus usw., wobei der Geschlechtstrieb durch anormale Reize hervorgerufen wird.

In der dritten und letzten Abteilung behandelt er dann die Frage: Inwieweit ist das Nachgeben oder Nichtnachgeben gegenüber einem oder mehreren der obengenannten Faktoren und Arten des Geschlechtstriebs gut oder schlecht? Inwieweit kann das Nachgeben gegenüber diesem Triebe oder Widerstand dagegen eine Forderung von Liebe und Heiligkeit sein?

Erst betont er, warum der Geschlechtstrieb an sich nicht etwas Niedriges genannt werden dürfe. Die Gefahr sei aber groß, daß der Trieb mißbraucht werde, was sowohl auf übermäßigem als auch auf unrichtigem Gebrauch beruhen könne. Dafür habe die Natur uns eine Hemmung gegeben. Bei den Tieren sei das der Instinkt. Der Mensch sei vom Instinktstier zu einem intellektuellen und sittlichen Wesen emporgestiegen, mit Vernunft und Gewissen versehen. Diese erinnerten ihn, inwieweit er seinem Geschlechtstrieb nachgeben dürfe ohne daß er sich den Forderungen der Liebe und Heiligkeit widersetze. Er gibt dann ausführlicher an, was sich diesen Forderungen widersetze, jede Prostitution, jeder Geschlechtsakt vor der Heirat, Vieles auch in der Ehe, namentlich wenn nicht völliges Einverständnis bestehe. Dies alles gelte für den Durchschnittsmenschen. Jemand aber, der nach Höherem strebe, werde sich damit noch nicht zufrieden geben. Er werde bedenken, daß der Fortpflanzungsinstinkt dem Geschlechtstrieb zugrunde liege, und daß er darum mehr dem Zwecke der Natur gemäß handeln werde, wenn er — auch da, wo keine einzige Forderung der Liebe oder Heiligkeit sich seinem Kontrektationstriebe widersetze — seinem Detumeszenztriebe nur dann nachgebe, wenn sein Geschlechtsakt ein Fortpflanzungsakt werde. In allen Fällen, wo die Fortpflanzung entweder durch die Natur selbst oder durch künstliche Mittel von vornherein ausgeschlossen sei, müsse der Geschlechtsakt also unterbleiben. Die meisten Menschen aber würden diese Forderung der höchsten Moral nicht verstehen. Für alle, insofern sie zu den sittlichen Menschen gehörten, werde der sittliche Maßstab der sein müssen, daß sie alles, was sich den Forderungen der Liebe und Heiligkeit widersetze, zurückweisen müßten, ohne daß sie positiv untersuchten was in der Richtung der Liebe und Heiligkeit liege. Auch wenn von keiner Fortpflanzung die Rede sein könne, dürften sie dem Detumeszenztriebe folgen, wenn keine Forderung von Liebe und Heiligkeit sich dem Kontrektationstriebe widersetze. Auf welches Objekt der Mensch durch den Kontrektationstrieb angewiesen werde, sei eine persönliche Sache; die ethische Forderung für den Kontrektationstrieb sei nur, daß die Person wirklich geliebt werde. In den meisten Fällen werde der Kontrektationstrieb eine Person des entgegengesetzten Geschlechts zum Objekt haben. Bei einem gewissen Prozentsatz der Menschen aber sei der Kontrektationstrieb mit derselben Innigkeit, Liebe und Aufopferung auf eine Person desselben Geschlechts gerichtet. Und in anderen Fällen wiederum sei der Kontrektationstrieb neutral, oder nicht auf eine bestimmte

Person gerichtet. Wenn der Detumeszenztrieb mit dem Fortpflanzungsinstinkt verbunden werde und man die Forderung der Heiligkeit verstehe, daß der Geschlechtsakt nur als Fortpflanzungsakt gestattet sei, würde hieraus folgen müssen, daß, wenn der Kontrektationstrieb auf eine Person desselben Geschlechts oder nicht auf eine bestimmte Person gerichtet sei, wobei von keiner Fortpflanzung die Rede sein könne, der Geschlechtsakt sittlich zu verurteilen sein würde. Wer aber diese Forderung der Heiligkeit nicht verstehe, kann darum den Akt nicht verurteilen. So daß bei Personen, deren Kontrektationstrieb homosexuell oder neutral gerichtet sei, ihre Geschlechtsakte den heterosexuellen Geschlechtsakten, bei denen die Fortpflanzung ausgeschlossen sei, ethisch gleichwertig seien. Wenn ein homosexueller Mann einen Freund ebenso liebe, ebenso nach vollkommener Vereinigung mit ihm strebe, wie ein heterosexueller Mann seine Frau liebe, dann gebe es keinen einzigen Grund, warum ein Nachgeben gegenüber dem Detumeszenztrieb zwischen Erstgenannten an sich niedriger sein würde als bei Letztgenannten mit Anwendung der neo-malthusianischen Mitteln. Und beide Akte seien in ethischer Hinsicht vollkommen gleichwertig mit der Handlung eines Dritten, welcher keinen Kontrektationstrieb, wohl aber den Detumeszenztrieb fühle und den durch Onanie befriedige.

Wolle man in bestimmten Fällen ein ethisches Urteil aussprechen, dann kämen noch andere Faktoren hinzu. So bildeten in einigen Ländern das Gesetz und überall noch die öffentliche Meinung, die unüberlegt die homosexuellen Akte viel mehr verabscheue als Onanie, und diese wiederum mehr tadele als neomalthusianische Handlungen, eine starke Hemmung für den Geschlechtstrieb, welcher die Handlungen veranlassen würde, und das um so stärker, je mehr die Art der Handlung verachtet werde. Daß trotz dieser Hemmung homosexuelle Akte begangen würden, verrate also im allgemeinen eine viel geringere Macht über den Geschlechtstrieb und eine viel größere Gewalt dieses Triebes, als nur bei der Vornahme der allgemein mehr tolerierten neo-malthusianischen Handlung. Das Erstgenannte werde also meistenfalls auf ein relativ größeres Unterworfensein gegenüber sinnlicher Leidenschaft, auf einen niedrigeren Standpunkt von Heiligkeit hindeuten.

Er schließt dann also: „Ich habe diese Parallele doch aus sprechen wollen, nicht um z. B. homosexuelle Akte zu bemänteln, sondern aus einem Gerechtigkeitsgefühl; weil es zum Himmel schreiend ungerecht ist, daß die Menschen, nur weil die Mehrheit

heterosexuell empfindet, alle homosexuellen Handlungen so tief brandmarken, und die vollkommen ethisch-gleichwertigen Sünden gegen Heiligkeit: Onanie und Neo-Malthusianismus sehr pharisäisch dulden und selbst anpreisen, weil sie sich selbst ihrer bedienen."

Wer bedenkt, wieviel Mut dazu gehört, sich in Holland über die Homosexualität zu äußern, wird Ortt dankbar sein für die Art und Weise, in der er seine Meinung zu sagen gewagt hat. Seine Darstellung zeigt den ernstlichen Willen, sich von Vorurteilen frei zu machen und nur der Gerechtigkeit das Wort zu lassen. Ob ihm dies aber völlig gelungen ist, möchte ich doch bezweifeln. So ist er ganz bestimmt ungerecht, wenn er behauptet, daß das Begehen von homosexuellen Akten trotz der Verabscheuung durch die öffentliche Meinung eine viel geringere Macht über den Geschlechtstrieb und eine viel größere Gewalt dieses Triebes verrät. Dies würde nur dann richtig sein, wenn die Betreffenden mit der öffentlichen Meinung einverstanden wären und es dennoch nicht unterlassen könnten. Für diesen Fall würde dann auch seine Folgerung zutreffen, daß dies auf ein relativ größeres Unterworfensein gegenüber sinnlicher Leidenschaft, also auf einen niedrigeren Standpunkt von Heiligkeit hindeutet. Aber für alle, die fest davon überzeugt sind, daß die öffentliche Meinung aus Unkenntnis, oder auch welchen Gründen immer, aber jedenfalls zu Unrecht die Homosexualität verurteilt, für diese alle trifft es nicht zu. Diese alle fühlen sich naturgemäß vor ihrem eigenen Gewissen, berechtigt, vielleicht sogar individuell verpflichtet, nicht nur die ungerechte Meinung außer acht zu lassen, sondern sich ihr zu widersetzen, ihr zu trotzen. Und daß für diese alle, die aus einer unrichtigen Prämisse abgeleitete Folgerung dann auch ganz falsch ist, wird Ortt selbst zugeben müssen.

Aber auch, daß er homosexuelle Handlungen einerseits mit Onanie und anderseits mit solchen heterosexuellen

Handlungen, welche mit neo-malthusianistischen Mitteln angewendet werden, auf eine Stufe stellt, ist unrichtig. Denn bei der Onanie fehlt der Kontrektationstrieb, was bei den homosexuellen Handlungen nicht der Fall ist, und bei den genannten heterosexuellen Handlungen werden noch bestimmte Manipulationen vorgenommen, was bei den homosexuellen ebensowenig zutrifft. Wenn er überhaupt eine Vergleichung aufstellen wollte, so wäre es nur richtig gewesen, wenn er die homosexuellen Handlungen mit den heterosexuellen Handlungen auf eine Stufe gestellt hätte, bei denen auch ohne Anwendung von künstlichen Mitteln eine Fortpflanzung von vornherein ausgeschlossen ist. Aber noch richtiger wäre es, wenn er den ganzen Fortpflanzungsinstinkt weggelassen hätte. Denn er vergißt — wenn er sagt, daß der nach Höherem Strebende einsehen wird, daß er mehr dem Zwecke der Natur gemäß handeln wird, wenn er seinem Detumeszenztriebe nur dann nachgibt, wenn sein Geschlechtsakt ein Fortpflanzungsakt wird — daß niemand das zu bestimmen vermag. Auch wenn die Betreffenden den Geschlechtsakt ausüben mit dem bestimmten Wunsch sich dadurch fortzupflanzen — wenn also der Fortpflanzungsinstinkt zum Fortpflanzungstrieb gesteigert ist — wissen sie doch im voraus, daß die Fortpflanzung nur in relativ wenig Fällen die Folge sein wird, daß also in den meisten Fällen ihre Handlung nicht dem Zwecke der Natur entsprechen wird. Es ist dann auch sehr die Frage, ob der Fortpflanzungsinstinkt die Grundlage für den Geschlechtstrieb bildet. Für die Homosexuellen ist das bestimmt nicht der Fall. Für sie kann von einem Fortpflanzungsinstinkt nicht die Rede sein. Und doch haben sie den Geschlechtstrieb so gut wie die Heterosexuellen. Wenn man annimmt, daß die Natur niemals zwecklos handelt, muß man also auch annehmen, daß der Zweck des Geschlechtstriebes nicht im Fortpflanzungs-

instinkt, sondern in etwas anderem zu suchen ist, denn sonst müßte bei den Homosexuellen, welche bestimmt sind, nicht zur Fortpflanzung zu dienen, auch kein Geschlechtstrieb vorhanden sein. Und das läßt sich so erklären: Der unvollkommene Mensch sucht, oder noch besser gesagt, die Natur zwingt ihn, eine Ergänzung, eine Person zu suchen, die das in sich hat was ihm fehlt, um darin ganz aufzugehen, ganz damit eins zu werden, um so vereinigt mehr dem Vollkommenen sich zu nähern. Wenn er dies tut, wird er nicht nur die negativen Forderungen von Liebe und Heiligkeit abweisen, sondern hierin findet er auch die positiven Forderungen vereinigt, die Ortt nur in dem Fortpflanzungsinstinkt zu finden vermochte. An einer anderen Stelle (S. 202 [62]), wo er über die heterosexuelle Liebe schreibt, sagt Ortt selbst so richtig:

„Der Kontrektationstrieb deutet auf ein Bedürfnis nach Liebe, d. h. nach Einssein hin, und derjenige, dessen Streben dahin geht, zu höherem Evolutionsstadium aufzusteigen, und sich dem Ideal von Liebe und Heiligkeit zu nähern, wird erkennen, daß der Trieb veredelt und zu höherer Vollkommenheit hinaufgeführt wird, wenn die Liebe, die Einheit zwischen den zwei Personen auch die höchste Vollkommenheit erreicht. Wer nach dem Höchsten strebt, wird den Kontrektationstrieb nur dann als geheiligt ansehen, wenn er zur Vereinigung zweier Menschen führt, welche nach dem Bibelwort „„ein Fleisch sind““, welche sich eins fühlen und fühlen wollen mit Körper und Seele.“

Und so ist es auch bei den Homosexuellen der Fall, kann es, und sollte es sein. Dann, aber auch nur dann, kann man, auch vom höchsten ethischen Standpunkt absolut nichts dagegen einwenden.

Weiter erschienen noch im Jahre 1904 bei G. P. Tierie in Amsterdam holländische Übersetzungen von „Ursachen und Wesen des Uranismus“ von Dr. Magnus Hirschfeld; von „Der Uranier vor Kirche und Schrift“ von Caspar Wirz und von „Homosexualität und Bibel“ von einem katholischen Geistlichen. Die holländischen Titel lauten: „Oorzaken en Wezen van het Uranisme“;

„De Uranier voor Kerk en H. Schrift"; und „De Bijbel en de gelijkslachtige Liefde".

Bezeichnend für die holländischen Zustände ist wohl, daß die Übersetzer es nicht gewagt haben, ihre Namen zu nennen. Das erste Werk ist von einer Dame übersetzt worden und enthält ein glänzendes Vorwort von Dr. Aletrino aus Amsterdam, worin er die holländischen Zustände scharf geißelt und es bedauert, daß so wenig für die Aufklärung getan wird. Schade nur, daß er mit keiner Silbe die so verdienstvolle aufklärende Arbeit Dr. von Römers erwähnt.

Die beiden anderen Werke sind von einem früheren evangelischen Pfarrer übersetzt worden nach den im Manuskript von den Verfassern ganz umgearbeiteten Broschüren. Das erstgenannte der beiden enthält weiter noch ein längeres Nachwort des Übersetzers, das letztgenannte ein Vorwort Dr. von Römers. Bei allen diesen drei Werken verdienen nicht nur die Übersetzung, sondern auch der Druck und die ganze Ausstattung ein Wort der Anerkennung.

von Römer, L. S. A. M., Liefde-Leven, in der vlämischen Monatsschrift „Ontwaking", Jahrg. V, Hft. Jan. 1905.

von R. will in dieser Zeitschrift eine Reihe von „Brieven aan mijn vriend" veröffentlichen, deren erster das Liebes-Leben behandelt. Im allgemeinen gibt er darin an, was er unter Liebe und Liebes-Leben versteht. Ausdrücklich sagt er, daß er nicht von der Liebe des einen Geschlechts zum anderen spricht, sondern von der eines Menschen zum anderen. Er betont dann, daß es oft vorkommt, daß Menschen nur Personen ihres eigenen Geschlechts lieben können; für diese gelte in bezug auf die Veredelung dasselbe. In einem späteren Brief werde er die Erscheinung eingehender behandeln. Aber alles, was er in diesem Brief über Liebe und Liebes-Leben schreibt, gelte auch für diese Personen. Alles Liebes-Leben sei ein und dasselbe. Seine Auffassung der Liebe und des Liebes-Lebens ist eine durchaus ideelle. So sagt er z. B.: „Wenn du in eines anderen Seele das siehst, was mit deiner Seele zusammen eine große Harmonie bilden würde, dann wirst du erstreben, mit der anderen Seele eins zu werden, und der Zustand, in dem du durch dieses Streben dich befinden wirst ist Liebe. . . . . Zur Liebe ist also erforderlich ein Aufgehen der Seelen in Harmonie zum Ideal, zum Ewigen, zum Guten und zum Schönen. . . . . Wenn zwei Seelen sich so finden, kommen sie in Extase und die Extase wird sich auch dem Instrument der Seele, dem Körper mitteilen. . . . . So, nur so, würde ich wünschen, daß das, was man geschlechtlichen Akt nennt, geschieht: als Reflex der

erhabensten Seelen-Extase auf das Körperliche .... — Das Sexuelle wird geläutert und ist schön nur durch die heilige Idee der Seelen-Harmonie; doch das Verlangen nach Wollust ist nur das abscheuliche Scheinbild des Ewigen, des Schönen und Guten, wie ein Widerspiegeln in einen schmutzigen Pfuhl faulenden Wassers. Denn im ersten Fall entspringt der Akt aus einem Fühlen für andere, aus Liebe zum Guten, zum Schönen, zum Ewigen, Wollust dagegen entspringt nur aus dem Denken an sich selbst und ist das Verlangen danach: „wenn ich nur genieße". Darum beschmutzt ein sexueller Akt an sich nicht unser Leben, besudelt nicht unsere Seele; das Sexuelle selbst ist nicht unrein und schmutzig, denn hoch und heilig ist es, wenn es aus der Seelenregung des Menschen aufflackert, blühend frisch in prächtiger Extase durch die Annäherung an das Schöne und Gute, durch das Leben in einem Sein, in dem kein Leid mehr ist. Doch unrein und schmutzig macht das geile Verlangen nach Wollust, nur der Wollust halber."

De kleine Republiek. Roman in zwei Teilen von **L. van Deyssel.** Deventer 1889. P. Beitsma.

In diesem Roman wird das Leben in einem großen katholischen Knaben- und Jünglingspensionat in der Provinz Limburg beschrieben. Nur einige Punkte will ich daraus hervorheben. Daß in solchen Pensionsanstalten oft sexuelle Handlungen vorkommen, ist allgemein bekannt. Daraus kann man aber noch nicht schließen, daß die Betreffenden auch homosexuell veranlagt sind, und das braucht auch nicht der Fall zu sein bei den vielen von van Deyssel angedeuteten „Amitiés particulières". Bei einigen tritt aber die homosexuelle Veranlagung deutlich hervor, so z. B. bei Hoeffel „mit seinem vollen weichen Frauenkörper", der sich so gern an andere anschmiegt, ein ihm sympathisches Bild einem anderen Jungen abnimmt, sich alle Mühe gibt, Willem Tiessen näher kennen zu lernen, sich danach sehnt, ihn immer bei sich zu haben und zu beschützen, sagt, daß er ihn so gern hat, daß er ihn so schön findet und bei einer Gelegenheit, als sie zusammen im Dunkel sind, an sich zieht und küßt.

Auch bei Willem Tiessen, der Hauptperson des Romans, tritt die homosexuelle Veranlagung deutlich hervor. Oft hat er ein Verlangen in sich, ganz unbestimmt, ohne daß er weiß, was es ist. In den Ferien, in Amsterdam, hatte er sich in seine Cousine Agnes verliebt, aber bald fühlte er, daß das es nicht war, wonach er verlangte. Bis er, in die Pension zurückgekehrt, dort unter den vielen neu Angekommenen einen Jungen sah, in

den er sich sofort verliebte. Sehr fein ist dann die Knabenliebe beschrieben, wie glücklich er sich fühlt, wenn er Scholten nur sieht, wie er sich dann bemüht, ihn kennen zu lernen, wie er immer nur an ihn denkt, doch nicht den Mut hat, sich über seine Liebe zu äußern, bis sie sich finden. Alles Sexuelle, oder wenigstens Bewußt-Sexuelle ist hierbei völlig ausgeschlossen, denn es handelt sich hier um Knaben, die dafür noch absolut kein Verständnis haben. Wohl haben sie gehört, daß bei den „Amitiés particulières" oft „Unsittlichkeiten" vorkommen, aber das verstehen und wünschen sie auch nicht. Sie sind glücklich in ihrer Liebe, auch wenn sie instinktiv fühlen, daß es noch etwas anderes dabei geben könnte.

Das Bemerkenswerteste an diesem Roman ist wohl die Tatsache, daß er schon im Jahre 1889 erschienen ist und doch schon bei Kindern von ca. 12 Jahren die homosexuelle Veranlagung so deutlich schildert, daß man von einigen mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie später Uranier werden müssen. So scharf sind sie sogar gezeichnet, daß man voraussagen könnte, daß Hoeffel z. B. später vielleicht zu den mehr weiblich empfindenden, Tiessen aber gewiß zu den mehr männlich empfindenden Uraniern gehören wird.

Der Roman kann geradezu als eine Bestätigung und Illustrierung der Hirschfeldschen Theorie vom urnischen Kind betrachtet werden.

Jonkheer Mr. J. A. Schorer,[1] **„Wetenschap en Rechtspraak".** Themis Nr. 3, 1904.

In einer höchst interessanten, 88 Seiten umfassenden Abhandlung: „Wissenschaft und Rechtsprechung" hat Dr. jur. Jonkheer Schorer eine eingehende Besprechung des Hirschfeldschen Prozesses in der holländischen Zeitschrift Themis gegeben.

Nach einer genauen Darstellung der Enquete und des Prozesses gegen Dr. Hirschfeld kritisiert Verfasser das Urteil. Das Gericht hatte erwogen, dass von einer unzüchtigen Schrift in bezug auf die Enquete keine Rede war und ebenso, meint Verfasser, hätte in diesem Falle keine Beleidigung angenommen werden können.

---

[1]) *Diese Besprechung verdanken wir Herrn Dr. L. S. A. M. von Römer in Amsterdam.*

Ausführlich weist Verf. nach, daß ebensowenig, wie eine Frage, ob jemand linkshändig oder farbenblind ist, beleidigend sein kann, da diese Anomalien absolut unverschuldet und angeboren sind, auch die Frage, in welcher Richtung der Geschlechtstrieb sich entwickelt hat, beleidigend sein kann.

Verf. tadelt, nach des Ref. Auffassung mit vollstem Rechte, das nicht näher zu bezeichnende Verfahren des Gerichtes, in Dr. Hirschfelds Zirkular eine Unterstellung zu lesen, daß namentlich die Personen, welche W. u. M., oder M. zu lieben eingeständen, sich auch in sexueller Hinsicht betätigten, und „etwas tun, was an sich Sitte und Anstand verbieten und was zurzeit noch strafbar ist," bloß darum, weil Dr. Hirschfeld in seiner Arbeit: Ergebnisse der statistischen Untersuchungen etc. am Ende eine Besprechung der möglichen Anzahl sexueller Akte eingefügt hatte, um dadurch die Unhaltbarkeit des § 175 zu beweisen.

Verf. weist darauf hin, daß, wenn Sitte und Anstand die homosexuelle Betätigung in hoher, reiner und treuer Liebe auch verbieten, das nur dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die öffentliche Meinung wie auch das Gericht keine Ahnung davon hat, daß uranische Liebe wirklich ebenso rein und hoch und treu sein kann wie die heterosexuelle Liebe.

Dann untersucht Verf. ausführlich, ob, wie das Gericht annahm, von objektiver Ehrenkränkung die Rede sein konnte. Diese Frage verneint Verf., wie auch die Behauptung des Gerichtes, daß Dr. Hirschfeld dadurch, daß er sich eine statistische Kommission zur Seite stellte, sowie auch, daß er im Monatsberichte gebeten hat, ihm weitere Vorschläge zu senden, um Material für eine neue Enquete zu finden, bewiesen hätte, daß er sich sehr wohl der objektiven Ehrenkränkung bewußt war.

Mit vollem Rechte tadelt Verf. das Gericht, daß dasselbe verschiedene unzutreffende Vergleiche aufgestellt hätte, welche mit dem Fall Hirschfeld einfach nichts zu tun haben, und daß das Gericht darauf zum Teil sein Urteil gründet.

Verf. erwähnt dann das Urteil der Allgemeinen Universitäts-Zeitung über die Verurteilung, sowie auch die Protestversammlung der Studenten der Technischen Hochschule in Charlottenburg.

Hierauf schreibt Verf., daß keines der holländischen Blätter etwas über den Prozeß gebracht habe, dagegen alle das ganze Problem des Uranismus totschwiegen; selbst die medizinischen Zeitschriften haben auf eine diesbezügliche Anfrage keine Rezensionsexemplare des Jahrbuchs verlangt; nur „Het Tijdschrift voor Strafrecht" und das „Weekblad voor het Recht" haben längere oder

kürzere Rezensionen gebracht. (Über die Besprechung aus „Tydschrift voor Strafrecht“ siehe die Widerlegung des Ref.)

Verf. weist ferner darauf hin, von welchem hohen Wert es auch in sozialer und ethischer Hinsicht ist, daß die Uranier zum besseren Verständnis ihres Seelenlebens kommen, da dann Exzesse viel weniger zu erwarten sind, und daß gerade die Presse die Pflicht hat, in diese Materie mehr Licht zu bringen.

Schließlich ruft Verf. dann noch die Presse auf, daran mitzuarbeiten, und endet seine sehr interessante und wissenschaftliche Kritik mit dem Ausruf: Per scientiam ad justitiam!

Durch diese Arbeit ist ein Sturm der Entrüstung in der holländischen juristischen Welt hervorgerufen, welche seinen höchsten Punkt erreichte in einer Broschüre des Staatsrats Jonkheer Mr. W. F. Rochussen:

Tegen het onnadenkend steunen eener ergerlijke en gevaarlijke propaganda. Een waarschuwend woord. Erven Bohn, Haarlem.

Es ist wirklich erstaunenswert, wie ein hochgebildeter Herr, ein Staatsrat, solche absoluten Unwahrheiten schreiben kann, wie sie in dieser kleinen Broschüre enthalten sind.

Durch die hohe Autorität, welche Verf. als Mitglied des höchsten Regierungskollegiums der Niederlande hat, veranlaßt, schrieb Ref. eine begründete Apologie, welche bald erscheint und worauf weiter verwiesen wird.

Der Staatsrat erzählte wieder die Legende der Vergiftung der Kinderseelen und dergleichen Sachen, und war selbst so tief bekümmert, daß er, „wenn auch nur eine Seele gerettet würde“, sich glücklich nennen würde.

Die Redaktion der Zeitschrift „Themis“ erklärte nach Pression von oben, von dem höchsten juristischen Magistrat, daß durch einen Irrtum Schorers Arbeit ohne Abänderung aufgenommen war, und bat ihre Abonnenten um Verzeihung für diesen Fehler. Auch in den Generalstaaten war die sittliche Entrüstung äußerst groß, wie auch beim heutigen klerikalen Ministerium. Zwei neue Strafbestimmungen, welche die Absicht haben, „Enquete und Propaganda für Homosexualität“ unmöglich zu machen, sind beantragt worden. Bei den vorläufigen Beratungen hat in der Ersten Kammer der katholische Abgeordnete van der Biesen, der fast immer, wenn er es auch sehr ernst meint, komisch wirkt, Schorers Arbeit sehr getadelt, und auch Dr. Aletrino vorgeworfen, ganz schändliche Sachen auf dem Kongresse für Kriminalanthropologie geäußert zu haben. Dr. Aletrino hat danach

in verschiedenen Zeitungen den Herrn van der Biesen in schärfster Weise vorgenommen.

Auch Ref. war in einer Broschüre des katholischen Professors Vlaming, am Seminar zu Warmond, beschuldigt, eine „niedrige Lüge" angewandt zu haben, indem er eine Schrift eines fraglichen röm.-kath. Geistlichen bevorwortete. Ref. hat S. H. W. darauf hingewiesen, ohne Namensnennung, daß ihm Unrecht getan und S. H. W. hat in der katholischen Zeitung „De Tijd" denn auch erklärt, daß er absolut nicht beabsichtigt hatte, Ref. zu beleidigen oder einer Lüge zu beschuldigen, sondern stets den Eindruck der rein humanitären und wissenschaftlichen Auffassung von Ref.s Schriften hatte.

Teil IV.

Besprechungen des Jahrbuches und von Teilen desselben.

Vorbemerkung: Wir bringen im folgenden eine Übersicht der Rezensionen, welche über den letzten Band (VI) des Jahrbuches erschienen, sowie derjenigen über Band V, welche in der vorjährigen Bibliographie nicht mehr Aufnahme finden konnten. Wir erneuern hier die Bitte an die Herren Kritiker und Redaktionen der Zeitschriften und Tagesblätter, ein Exemplar ihrer Besprechung dem Verleger oder Herausgeber dieses Jahrbuches zugehen zu lassen, da wir von vielen Rezensionen nur sehr verspätet und ganz zufällig Kenntnis erhalten und daher fürchten müssen, daß uns die eine oder andere der erschienenen Kritiken (jede ist für uns von Wichtigkeit) entgangen ist.

Unter Berücksichtigung der erfreulicherweise recht beträchtlichen Anzahl (101) der in unsere Hände gelangten Besprechungen zugleich, in Anbetracht des Umstandes, daß die meisten Organe sich darauf beschränken, neben der Anführung der einzelnen Arbeiten vor allem die Bedeutung hervorzuheben, welche das Werk auch weit über die fachwissenschaftlichen Kreise hinaus beanspruchen darf, begnügen wir uns, in alphabetischer Reihenfolge

folge Namen und Nummer der Zeitschriften anzuführen, in welchen die Besprechungen enthalten sind.

Wir bemerken dabei, daß die im Anschluß an das Jahrbuch erschienenen Aufsätze, in welchen besonders beachtenswerte und neue Gesichtspunkte geltend gemacht sind, bereits im I. Teil dieser Bibliographie angeführt und besprochen sind.

Abfällige Kritiken erschienen im Verlauf des letzten Jahres nicht, dagegen zahlreiche, welche ganz besonders anerkennend gehalten sind.

Wir gestatten uns einige wenige derselben am Schlusse abzudrucken, nicht nur um allen damit eine Freude zu bereiten, welche an diesem Unternehmen mit gearbeitet haben, sondern weil man auch hieraus ersehen kann, ein wie starker Wandel in den allgemeinen Anschauungen sich seit dem Beginn unserer Bestrebungen in verhältnismäßig kurzer Zeit vollzogen hat. Ist es doch noch kaum sechs Jahre her, daß bei dem Erscheinen des I. Bandes dieses Sammelwerkes ein nicht unbekannter Berliner Arzt äußerte: „Wohin soll das führen, wenn für jede einzelne Geisteskrankheit ein besonderes Jahrbuch gegründet werden soll!“

Besprechungen des Jahrbuches VI.

Antiquitäten-Rundschau, III, 6.
Ärztliche Zentralzeitung, 15. Oktober, XVI, 42.
Archiv f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, XVIII, 2. 3.
Archiv für soziale Medizin und Hygiene, I, 2.
Bohemia, Nr. 43, 1905.
Breslauer Morgenzeitung.
Breslauer Zeitung, 85. Jahrg. Nr. 250.
Das Freie Wort, IV, 14, 2. Oktoberheft.
Der Tag, 1. März 1905.
Deutsche Ärztezeitung, 1905, Nr. 3.

Deutsche Literaturzeitung, 8. Oktober 1904.
Deutsche Medizinalzeitung, XXV, 19, 14. Nov. 1904.
Die ärztliche Praxis, XVIII, 10, 15. Mai, 1905.
Die Feder, 15. Oktober, VII, 128.
Die Umschau, VIII, 40.
Die Schönheit, II, 12.
Elbinger Zeitung, 1. Oktober 1904.
Frankfurter Zeitung, 25. Sept. 1904, u. 15. Jan. 1905.
Friedreichs Blätter f. gerichtliche Medizin, LV, 6.
Gesundheitsrat, VII, 16, 15. November 1904.
Halbmonatsschr. f. Frauen- u. Kinderkrankheiten.
Hannoverscher Kurier, 25. Oktober.
Jagdherrn-Zeitung, Für's Jagdschloß, XI, 115.
Kölner Gerichtszeitung, XXI, 44, 29. Oktober 1904.
Königsberger Hartungsche Zeitung, 2. Nov. 1904.
Kosmos.
Londoner Generalanzeiger, 28. Sept., XVI, 1087.
Medizin.-Chirurg. Zentralbl., 14. Okt. XXXIX, 42.
Medizinische Blätter, XXVI, 38.
Medizinische Literatur, 4. J., Nr. 13.
Medizinische Reform, 8. Oktober, Nr. 41, XII. Jahrg.
Medico, 12. Oktober, XIV, 41.
Mercure de France. LVI, Nr. 195, 1. Aug. 1905.
Monatsschr. f. Harnkrankh. u. sex. Hyg., II. J., Heft 7.
Monatsschrift für Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform, 1904.
Monatsschrift für Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform, I, 8.
Münchener Post, 26. September 1904.
Neue Freie Presse, 4. Februar 1905.
Neue Freie Presse, 2. Oktober 1904.
Neue Hamburger Zeitung, 1. Oktober 1904.
Niederschlesische Zeitung, 20. September.
Österreichische Ärzte-Zeitung, 20. Januar 1905.
Ontwaking, IV, 11—12, Dezember 1904.
Reformblätter, VIII, 5, Mai 1905.

Reichs-Medizinal-Anzeiger, Nr. 25.
Repertorium der praktischen Medizin, 1904, Nr. 7.
Schmidts Jahrbücher.
Schwäbische Tagwacht, XXIV, 242, 15. Oktober 1904.
Unser Hausarzt.
Volksblatt für Harburg, Wilhelmsburg und Lüneburg, XI, 246, 19. Oktober.
Vorwärts, 29. September 1904.
Vossische Zeitung, 12. November.
Wiener Klinische Rundschau, XVIII, 42.
Wiener medizinische Blätter, XLV, 40.
Wochenblatt d. Frankfurter Zeitung, 30. Sept. 1904.
Wochenzeitung für das Viertel unter dem Mannhartsberge, III, 48.
Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, Juli 1905.
Zeitschrift für Psychiatrie, LXI, 6.
Zeitschrift für Psychologie und Physiologie.
Zentralbl. f. innere Medizin, XXVI, 2, 14. Jan. 1905.

Besprechungen in der Statistischen Arbeit.

Archiv für Kriminalanthropologie, XV, 4.
Archiv für physikal.-diätet. Therap. i. d. ärztl. Pr.
Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, I, 5.
Deutsche Medizinal-Zeitung, 23. Mai 1904.
Die Feder, Nr. 118.
Die Zeit, 20. August.
Erfurter Tribüne, 15. Mai 1904.
Hamburger Fremdenblatt, 7. Mai 1904.
Hygienische Rundschau, XIV, 20.
Königsberger Hartungsche Zeitung, 26. Mai 1904.
Medico, 18. Mai 1904.
Monatsschr. f. Harnkrankh. u. sex. Hyg., II. J., Heft 7.
Monatsschr. für Psychiatrie u. Neurologie, XVI, 2.
Monatsschrift für soziale Medizin, Nr. 17.
Münchner Post, 3. Mai 1904.
Politisch-Anthropologische Revue, III, 3.

Schmidts Jahrbücher der Medizin Juli-August 1904.
Umschau, Frankf. a. M., 4. Juni 1904.
Wiener Klinische Wochenschrift, XVII, 34.
Wiener Medizinische Presse, XLV, 39.
Zentralblatt für innere Medizin, Nr. 30, Juli 1905.

Nachträglich erschienene Besprechungen des Jahrbuches V.

Allgem. Deutsche Universitätszeitung, 1. März 1904.
Archiv für Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, XIV, 3. 4.
Archiv für physikalisch-diätetische Therapie in der ärztlichen Praxis, VI. 3, vom 3. März 1904.
Breslauer Morgenzeitung, 20. Mai 1904.
Casopis Lekařu Ceských, April 1904.
Der Frauenarzt, XIX, 4.
Gegenwart v. 13. Februar 1904.
Gesundheitsrat, IX, 23, v. 1. März 1904.
Magazin für Literatur, 2. Januarheft 1904.
Medizinisch-Chirurgisches Centralblatt, Wien, 29. April 1904, XXXIX, No. 18.
Medizinische Reform, XII, 15.
Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene, I. Jahrg., 2. Heft, April 1904.
Münchener Medizinische Wochenschr., 2. Febr. 1904.
Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift.
Reformblätter, VII, 4.
Reichsmedizinalanzeiger.
Rivista Mensile di Psichiatria Forense, Antropologia Criminale e Sc. Affini.
Umschau.
Unser Hausarzt, Juni 1904, Nr. 6.
Wiener Klin. Wochenschrift, 11. Febr. 1904, XVII, 6.
Zeitschrift für Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane.
Zeitschrift für Psychiatrie.

In der „Deutschen Ärztezeitung“, Berlin, Nr. 3, 1905 gibt Sanitätsrat Gerster-Braunfels eine ausführliche Kritik, die er mit den Worten schließt:

„Wir können das von Effekthascherei und jeder Spekulation auf Sinnenreiz weit entfernte Jahrbuch in seiner wissenschaftlichen und humanitären Tendenz nur rühmend anerkennen und allen Interessenten zu aufmerksamem Studium angelegentlich empfehlen.“

„Repertorium der prakt. Medizin“, 1904, Nr. 7:

„Wer die vorliegenden Jahrbücher seit der ersten Ausgabe genauer verfolgt, muß eingestehen, daß es dem Herausgeber darum zu tun ist, einer ernsten Frage mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu Leibe zu rücken! Dadurch erwirbt er sich für seine Sache immer mehr Freunde und rückt der einzig richtigen Lösung des gegebenen juristischen Problems immer näher. Dabei ist der Publikation um so mehr Beachtung zu schenken, als dieselbe einen internationalen Charakter trägt. Durch offene allseitige Aussprache wird auch diese bedeutende soziale Frage ihre physiologischen wie pathologischen Erkenntnissen entsprechende Lösung finden müssen. — Wer sich immer für die homosexuelle Frage interessiert, dem sei das Studium dieses Jahrbuches nachdrücklichst empfohlen.“

„Deutsche Medizinal-Zeitung“, XXV. Jahrg., Nr. 91 vom 14. Nov., J. Preuß:

„Wie immer man sich auch zur Frage des Uranismus und besonders zu dem springenden Punkt der Frage der angeborenen Homosexualität bei im übrigen normaler Veranlagung stellen mag, als einen wertvollen, sehr ernsthaften Beitrag zur Kulturgeschichte wird man dieses Jahrbuch schon ansehen müssen.“

Im „Reichs-Medizinal-Anzeiger“ Nr. 25, S. 494 schreibt Hopf-Dresden:

„Die Lektüre des Jahrbuchs ist ernst denkenden Menschen dringend zu empfehlen.“

Medizinalrat Näcke in der „Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. LXI, Nr. 6:

„Auch diesmal müssen wir dem Jahrbuch unsere volle Anerkennung zollen. Für den Psychologen, Psychiater und Richter findet sich da ein höchst wertvolles wissenschaftliches Material angesammelt.“

„Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift“ Nr. 43, 1905, Dr. med. Fritz Hoppe-Tapiau:

„Dem eifrigen Forschen und Streben des Verfassers, in dieses bisher noch recht dunkle Gebiet trotz aller Anfeindungen und verständnisloser Ignoranten wissenschaftliche Klarheit zu bringen, ist psychiatrischerseits auch fernerhin der beste Erfolg zu wünschen.“

„Zentralblatt für innere Medizin“, 26. Jahrg., Nr. 2 vom 14. Januar 1905:

„Der Herausgeber ist ein bekannter Vorkämpfer für die Ansicht, daß die menschlichen Geschlechtsverirrungen nicht in den Bereich der Pathologie, sondern in den der Physiologie gehören und allgemein menschliche und überall vorkommende Erscheinungen darstellen. Ganz besonders legt er eine Lanze für das Urningtum ein, dessen soziale Bedeutung er sehr hoch einschätzt und für das er volle staatliche Gleichberechtigung mit der Heterosexualität postuliert. Wie man auch zu dieser Ansicht stehen möge, man wird dem Herausgeber die Anerkennung nicht versagen können, daß er sich mit hohem sittlichen Ernst in diese schwierige Materie versenkt und sehr bemerkenswerte und interessante Tatsachen zutage gefördert hat.“

„Archiv f. soz. Med. u. Hygiene“, I, 2 S. 172 ff.:

„Rez. hat bei Besprechungen der früheren Jahrgänge stets mit Genugtuung hervorheben können, daß die Aufzätze von dem Geiste streng wissenschaftlicher Forschung beherrscht waren, auf das sittliche Empfinden die gebührende Rücksicht nahmen und alles fern hielten, was auch nur entfernt als frivole Spekulation, auf Sinnenkitzel und sexuelle Lüsternheit gedeutet werden konnte. Auch heute ist Rez. in der Lage, mit diesem Anerkenntnis nicht zurückhalten zu müssen, und es hat ihn mit Genugtuung erfüllt, daß das Jahrbuch in ganz energischer Weise gegen die maßlosen Übertreibungen und geradezu unfaßbaren Forderungen Front macht, welche von einer kleinen Anzahl radikaler Vertreter extremster Richtung aufgestellt werden.“

„Reformblätter“, illustriertes Monatsblatt für alle hygienischen Reformen, VIII. Jahrg., Nr. 5 vom Mai 1905:

„Jeder neue Band dieses Jahrbuches macht uns stets neue Freude. Während jeder Rezensent solchen dickleibigen Büchern aus dem Wege geht, zieht dieses geradezu an. Die Fülle des verarbeiteten Materials und die Auswahl der Themen zeugt von der unerschöpflichen Arbeitskraft des Herausgebers“ usw.

„Tag“ vom 1. März Dr. P. Meissner:

„Der VI. Jahrgang dieses groß angelegten und eigentümlichen Sammelwerkes liegt vor. Der Herausgeber ist Dr. Magnus Hirschfeld, welcher seit Jahren mit einem bewunderungswerten, selbstlosen Eifer bemüht ist, die schwierigen Fragen der Homosexualität zu klären, und durch Beibringung statistischen Materials nachzuweisen versucht, wie sinnlos jener Paragraph des Gesetzbuches ist, der den Verkehr homosexueller Männer untereinander mit Strafe belegt. Daß der Weg, den Hirschfeld wandelt, nicht mit Rosen bestreut ist, hatte man im verflossenen Jahre des öfteren Gelegenheit zu sehen. Man muß es besonders anerkennen, wenn trotz aller dieser Widerwärtigkeiten Dr. Hirschfeld an seinem einmal gefaßten Plan mit Energie festhält und unentwegt weiter arbeitet. Der vorliegende Band gibt wieder eine reiche Fülle höchst interessanter Einzeldaten. In einer Reihe von Aufsätzen behandelt Dr. Prätorius die sehr interessanten und wichtigen Fragen über Homosexualität und Ehe und die Handlungsfähigkeit der Homosexuellen. Professor Wirz bespricht die Stellung der Uranier vor Kirche und Schrift. Hirschfeld berichtet über die von ihm entrierte Enquete. Professor Frey hat ein Kapitel über das Seelenleben des Grafen Platen geliefert. Daneben sind noch viele andere bemerkenswerte Beiträge. Der Band gibt ein höchst bemerkenswertes Material für die Beurteilung der Frage der Homosexualität auch für die, denen bisher dieses Studium ferngelegen hat. Man hat die Verpflichtung, in dieses Gebiet einzudringen, um nicht ungerecht zu urteilen; auch hier gilt der alte Satz: Tout compendre, c'est tout pardonner.“

Die „Neue freie Presse“, Wien, 4. Februar:

„Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Sechster Jahrgang. Herausgegeben von Dr. M. Hirschfeld. (Verlag von Max Spohr, Leipzig.) Wiederum hat ein trauriger Fall — der Fall Hasse — die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise, insbesondere wohl alle Gebildeten, auf den § 175 des Strafgesetzbuches gelenkt, dessen unheilvolle Folgen wir des öfteren schon zum Ausgange unserer Betrachtungen gemacht haben. Hoffentlich wird dadurch auch wieder ein neuer Anstoß zum Kampfe um diesen Paragraphen geschaffen, dessen Beseitigung — in seiner jetzigen Fassung — wir als durchaus wünschenswert ansehen. Daß für diesen Zweck seit Jahren ein „wissenschaftlich-humanitäres Komitee“ besteht, ist unseren Lesern wohl bekannt, doch sei hier noch ausdrücklich darauf hingewiesen. Die von ihm in Umlauf gesetzte Petition zur

Aufhebung des § 175 fand im vergangenen Jahre in höheren Schul- und Lehrerkreisen 750 Unterschriften und wurde allein von 2800 (!) Medizinern unterzeichnet. Wir finden diese Angaben neben einer großen Anzahl erschütternder „documents humains“, Erfahrungen und Ansichten in dem vorliegenden sechsten Jahrgange des „Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen“, das unter der Leitung des mutigen Vorkämpfers Dr. Magnus Hirschfeld eine Bedeutung gewonnen hat, die ihm in den weitesten Kreisen Beachtung sichern muß. Selbstverständlich enthält der vornehm ausgestattete Band auch diesmal wieder eine Anzahl wissenschaftlich wichtiger und bedeutsamer Veröffentlichungen aus allen Gebieten des menschlichen Wissens, die zu dem vorliegenden Thema in Beziehung stehen. Das Buch verdient wegen der Gediegenheit seines Inhaltes, wegen der Löblichkeit seiner Tendenz und der maßvollen Haltung in der Behandlung der schwierigen Materie unbedingte Empfehlung.“

In der Monatsschrift „Ontwaking“, IV. Jahrgang, Nr. 11—12, Dez. 1904, Antwerpen, wird das Jahrbuch mit folgenden Worten empfohlen:

„Dieses Jahrbuch ist nicht allein unentbehrlich für das Studium der Frage der Homosexualität, sondern auch von allgemein psychologischen Gesichtspunkten aus von der allergrößten Bedeutung.“

„Antiquitäten-Rundschau“, Berlin, Heft 6, III. Jahrgang:

„Auch in einer Zeitschrift wie der unsrigen darf und soll dieses gleich seinen Vorgängern hochbedeutsame Buch, zugleich ein Werk von größtem ethischen und sozialen Beruf, seine dringende Empfehlung finden. Nicht weil wir darin den Namen des Kaisers Hadrian finden und dadurch an den auch kunstgeweihten Namen Antinous erinnert werden, sondern weil alle Gebildeten, von denen das Engherzige, Oberflächliche, Selbstgerechte abgefallen ist, durch die Schilderung der Seelenqualen, denen viele unserer Mitbrüder als Angehörige des „dritten Geschlechts“ erliegen, lernen werden, im Gegensatz zu einer noch immer blinden Justiz und zu dem rohen Vorurteil der satten Menge das Recht sexueller Selbstbestimmung innerhalb der Schranken des höchsten Sittengesetzes auch den Enterbten des normalen Liebesglücks zuzugestehen. Das Buch, mit überzeugenden Photographien und zahllosen Kundgebungen aus ärztlichen und homosexuellen Kreisen versehen, ist lehrreich, wissenschaftlich, moralisch und erfüllt eine Kulturmission ersten Ranges.“

— — —

Jahresbericht 1904–1905.

Wer in einer Bewegung wie der unserigen tagein tagaus, bergauf bergab mit vorwärts getrieben wird, kann zwischen Anfeindungen und Anerkennungen leicht den Maßstab über das, was erreicht ist, verlieren; da heißt es von Zeit zu Zeit innehalten, um an einem bekannten Punkte des zurückgelegten Weges die Entfernung zu berechnen, um die man weitergekommen ist.

Einen solchen Ruhepunkt suchen wir alljährlich in unserem Berichte, um anderen und uns selbst Rechenschaft abzulegen, ob wir voran gekommen, stehen geblieben oder gar zurückgeglitten sind.

Allerdings scheint der Zeitabschnitt eines Jahres klein bei Betrachtung einer Aktion, die den Kampf gegen ein in anderthalb Jahrtausenden tief eingewurzeltes Vorurteil zum Gegenstande hat. Da wird man allerdings auch von energischester Arbeit nicht erwarten können, daß sie in wenigen Jahren weit wucherndes Gedankenunkraut mit Stumpf und Stiel ausrotte. Man wird schon zufrieden sein müssen, wenn jedes Jahr um ein paar gute Spatenstiche mehr in den unwegsamen Boden weiter eingedrungen ist, wenigstens wieder ein kleines Stück mehr der Kultur zugänglich gemacht wurde.

Dies haben wir bisher in jedem neuen Jahresberichte mit Genugtuung konstatieren können; wir können es auch in diesem Jahre wieder. Langsam aber stetig dringen wir voran; wenn auch jede neue Scholle mühsam erobert werden muß: sie wird erobert. Scholle reiht sich an Scholle, Furche an Furche. Und nun ist wohl schon

ein Stück Acker in der Wüste vorhanden, eine kleine Oase, an der der müde Wanderer rasten und sich erquicken kann.

Eins ist erzielt und es ist nicht das geringste. Die Periode des Totschweigens, der Nichtbeachtung ist vorüber, endgültig vorbei, wir befinden uns mitten in der Periode der Diskussion. Die homosexuelle Frage ist eine wirkliche Frage geworden, die lebhaft erörtert wird und so lange erörtert werden wird, bis sie ihre Lösung in befriedigender Weise gefunden hat.

Die öffentliche Meinung, die früher ängstlich alles vermied, was das Problem auch nur streifte, beschäftigt sich eingehend mit der Homosexualität. Sie ist sozusagen auf der öffentlichen Tagesordnung. Was man früher kaum mit einem flüchtigen Worte des Abscheus zu berühren wagte, wird offen und ehrlich in langen Artikeln, in Vorträgen und Debatten für und wider erörtert. Keine größere Zeitschrift, kein nennenswertes Tagesblatt, das sich in diesem Jahre nicht verpflichtet gefühlt hätte, seinen Lesern gegenüber den Gegenstand zu berühren, der immer mehr als ein bedeutsamer empfunden und begriffen wird.

Es war durchaus nicht die Tätigkeit unseres Komitees allein, der dieser Fortschritt zu verdanken ist. Abgesehen von der aufklärenden Arbeit Vieler waren es die Ereignisse selbst, die uns zu Hilfe kamen. Wie im vorletzten Berichtsjahr der Fall Krupp, im letzten der Enquêteprozeß, so waren es in diesem vornehmlich die zahlreichen Erpressungen aus § 175, allen voran der Fall des Landgerichtsdirektors Hasse, die ein grelles Blitzlicht auf die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände warfen und zu Erörterungen in weitesten Kreisen Anlaß boten.[1])

[1]) In den vom wissenschaftlich-humanitären Komitee herausgegebenen Monatsberichten ist über einen großen Teil der Er-

Wie an einem Schulfall konnten am Fall Hasse alle Schäden aufgezeigt werden, die der ominöse Paragraph täglich, stündlich zeitigt. Hier, wo ein ehrenhafter Beamter von hoher richterlicher Stellung in eine Situation geriet, die ihn Erpressern aus § 175 als Opfer auslieferte, mußte jeder, der objektiv urteilen wollte, einsehen, daß es sich um eine fast unwiderstehliche Naturkraft handelt.

Was muß dieser Mann, dessen hervorragende Intelligenz ebenso allseitig anerkannt war wie die tadellose Lauterkeit seines Charakters, ausgestanden und innerlich gelitten haben, bis die Verzweiflung ihm die Mordwaffe in die Hand drückte, die er — und darin liegt das Besondere des Falles — nicht gegen sich selbst, sondern gegen den richtete, der ihm Hab und Gut, Stellung, Ehre und Gesundheit geraubt hatte.

Während sich aber noch wenige Jahre zuvor, beim Fall Krupp, die deutsche Presse über die Homosexualität, auf deren Grundlage sich beide Schicksals-Tragödien aufbauten, sehr wenig orientiert zeigte, sehen wir diesesmal den größten Teil der Presse, darunter auch der Regierung nahestehende Organe, zu der Frage in einer Weise Stellung nehmen, aus der nicht nur ein weit größeres Verständnis, sondern auch die Überzeugung spricht, daß es so nicht weitergehen kann.

Wir geben aus der großen Fülle der Artikel einige wieder, die entweder durch ihre Fassung oder durch die Stelle, an der sie sich befinden, besonders ins Gewicht fallen.

---

pressungsfälle fortlaufend berichtet. Es würde zu weit führen, hier auf die Fälle selbst nochmals einzugehen. Auch von den Zeitungsstimmen heben wir nur diejenigen hervor, die besonders beachtenswert erscheinen. Naturgemäß läßt es sich nicht vermeiden, daß die Leser dieses Jahresberichts mancherlei wiederfinden, was sie bereits in den einzelnen Monatsberichten gelesen haben.

Die „National-Zeitung" vom 4. Januar schreibt:

„Der Fall des Landgerichtsdirektors Hasse liefert einen neuen, augenfälligen **Beweis für die dringende Notwendigkeit der Abschaffung bezw. Abänderung des § 175 des Strafgesetzbuchs, für den im höchsten Grade das Wort gilt: „Gesetz wird Unrecht"**. Unrecht in doppeltem Sinne; denn Unrecht ist es, daß der Paragraph zwar im Strafgesetzbuch stehen bleibt, seine Anwendung aber nach Möglichkeit vermieden wird; und auf der anderen Seite schafft und begünstigt er Unrecht, indem seine Papier-Existenz einer ganzen Erpresser-Gilde zum Dasein verhilft. Die Vorkommnisse und Prozesse, die immer neue Bestätigungen dieser Tatsachen liefern, haben sich in letzter Zeit derartig gehäuft, daß dieses zur öffentlichen Diskussion an sich so wenig geeignete Thema in der ernsten Presse nicht ganz umgangen werden kann. Die Absicht des § 175 wird, wie die angedeuteten Fälle lehren, in keiner Weise erreicht; wohl aber wird durch ihn einer offenbar recht zahlreichen Verbrecher-Gruppe die Existenz ermöglicht. Die Ausrottung dieser Erpresser-Gilde ist mit einem Schlage möglich, sobald der erste Punkt des § 175 fällt. Unlängst verlautete, daß sowohl die Justizverwaltung zu diesem Schritt bereit sei, wie auch im Zentrum die bisher ablehnende Stimmung sich geändert habe. Wenn beide Meldungen sich bestätigen, und ihnen die Tat alsbald folgt, braucht die öffentliche Moral in keiner Weise Gefahr zu laufen; es würde im Gegenteil viel Unrecht verhindert und sensationellen Fällen wie der unglücklichen Revolver-Affäre an der Hedwigskirche ein für allemal vorgebeugt werden."

Die „Kölnische Zeitung" vom 9. Januar:

„Der Fall, der sich soeben in Berlin abgespielt hat, wo ein höherer Richter durch Erpresser ausgebeutet wurde und schließlich in einem Augenblick der Verzweiflung zur Waffe griff, um sich des mitleidlosen Peinigers zu erwehren, ist wohl geeignet, die ernsteste Aufmerksamkeit auf die Bekämpfung des Erpressertums zu wenden. Leider macht es sich heute mehr als je breit, und die Erpresser wissen das Strafgesetzbuch, vor allem den § 175, mit unleugbarem Geschick für ihre niederträchtigen Zwecke zu verwerten. Die erwähnte Tat steht nicht vereinzelt, es sind gerade im Laufe der letzten Zeit mehrere Fälle bekannt geworden, in denen Personen, die sich zum Teil nicht einmal einer unter § 175 fallenden Handlung schuldig gemacht haben, wie ein Wild von Ort zu Ort gehetzt wurden und nicht Ruhe noch Rast fanden, bis sie ihr Letztes hingegeben hatten. An dieser Stelle ist vor kurzem

in scharfer Weise gegen die Ausschreitungen der Agitation der Homosexuellen und ihrer Verteidiger Einspruch erhoben worden. Anderseits haben wir auch offen betont, daß die gegenwärtige Fassung des § 175 das Erpressertum begünstige, und daß deshalb die Frage einer Umbildung des Paragraphen wohl zu erwägen sei. Anscheinend ist man auch in Reichstagskreisen, wo keinerlei Sympathie für die Homosexuellen besteht, zu der Ansicht gekommen, daß etwas in dieser Hinsicht geschehen müsse, um eine Pestbeule nicht länger zu dulden. Wenigstens verlautete vor kurzem, daß die Zentrumspartei sich mit der Erwägung der Frage befaßt habe. Wenn es auch natürlich außerhalb der staatlichen Macht liegt, Erpressung und Erpressertum mit Stumpf und Stiel auszurotten, so würde doch zweifellos durch eine andere Fassung des § 175 der Ausbreitung dieser Seuche ein Hindernis bereitet werden. Auch in Österreich ist das in § 175 bezeichnete Delikt mit Strafe bedroht, das Erpressertum spielt dort aber bei weitem nicht die Rolle wie in Deutschland. Ferner enthielten auch die früheren, vor dem Inkrafttreten des Reichsstrafgesetzbuchs geltenden Gesetze der deutschen Bundesstaaten Strafbestimmungen gegen den homosexuellen Verkehr, aber man hörte im Verhältnis nur selten von Erpressungen, die damit zusammenhingen. Es muß vorbehaltlos anerkannt werden, daß die Gerichte gegen Erpresser mit scharfen Strafen vorgehen. Aber das Strafgesetzbuch befaßt sich leider nicht mit der berufs- und gewerbsmäßigen Erpressung, wie sie von dem internationalen Banditentum betrieben wird. Diesem gegenüber müßte von der Zuchthausstrafe der ausgiebigste Gebrauch gemacht werden. Wir hoffen, daß der berührte Fall die Veranlassung zu einer Reform bilden wird, die die Schäden des § 175 beseitigt, ohne uns anderseits einer überhandnehmenden Propaganda für widernatürliche, krankhafte Verirrungen preiszugeben."

Im „Tag" schreibt Professor Max Schneidewin:

Der Fall des Landgerichtsdirektors Hasse muß den Menschenfreund mit Gram erfüllen, im Gedanken an die unsägliche Seelenqual des Mannes und das schreckliche Herzeleid, das über seine Familie hereingebrochen ist. Zweimal bin ich in den letzten Jahren durch ein Rundschreiben eines Vereins ad hoc aufgefordert worden, eine Petition an den Reichstag wegen Aufhebung des Paragraphen des Strafgesetzbuchs, welches das Vergehen, wegen dessen Hasse angezeigt zu werden fürchtete, unter Strafe stellt, mit zu unterschreiben. Ich habe geantwortet, daß ich noch nie

einen Anlaß erlebt hätte, über Strafwürdigkeit oder Nichtstrafwürdigkeit dieser Dinge nachzudenken, von deren Vorkommen, Art und Ursächlichkeit ich überhaupt nichts Sicheres wüßte, und daß ich unmöglich mit fälschlich angenommener Sachkennermiene eine Unterschrift leisten könne. **Jetzt aber muß ich sagen, wenn eine Verfehlung, die doch im Grunde der Sphäre höchstpersönlicher, körperlicher Gefühle angehört, die eigentlich keinen anderen etwas angehen, geeignet ist, ein so himmelschreiend schändliches Verbrechen, wie eine solche Kette von Erpessungen es ist, nach sich zu ziehen und das Glück einer ganzen unschuldigen Familie zu zerstören — daß ich nun erst die Erwägbarkeit, ja den brennenden Charakter jener Petition verstehe.** Es tauchen freilich noch andere Fragen auf, die sich an diesen peinlichen, ja qualvollen Fall knüpfen. Ein nachdenkender Mensch, geschweige denn ein Mann, der mit der Schlechtigkeit der niederen menschlichen Natur vertraut ist, muß sich doch sagen können, daß solche Folgen einem Anreiz eigenen sinnlichen Gelüstes sich an die Fersen heften können. Wie ist es möglich, daß er trotz der ungeheuren Motivationskraft solcher Überlegung seinem Gelüste nicht widersteht? Sollte wirklich eine die Zurechnungsfähigkeit aufhebende dämonische, übermächtige Krankhaftigkeit des Trieblebens vorliegen? Und sollte man denn nicht solche Vorkommnisse in absichtlichem Dunkel der Nacht und des Schweigens bewahren, wenn das Subjekt solcher heimlichen Verfehlung in seinem sonstigen Leben seine menschlichen, bürgerlichen und beruflichen Pflichten erfüllt? Ferner aber: Solche Erpressung kann ja auch an den Unschuldigsten herantreten. Was sollte ein solcher in diesem Falle tun? Natürlich sich mit stolzer Verachtung in sein gutes Bewußtsein einhüllen und den unmöglichen Beweis dem Behauptenden überlassen, dem ja nach altem Rechtsgrundsatz incumbit probatio. Wie sollte die Meinung der Menschen oder gar ein Gericht solcher Anschuldigung Glauben schenken? Aber selbst der Schuldige handelt unklug, wenn er vergißt, daß er ja nur nach alter römischer Vorschrift zu leugnen braucht, um den Behauptenden in den Nachteil zu versetzen, einen Beweis zu führen, für den kein anderer Zeuge zu erbringen ist und der dem guten Glauben an einen jedenfalls schamlosen und niedrigen Menschen nicht als geführt eingeräumt werden würde. Freilich zeigt sich in dieser Kopflosigkeit eines solchen durch eine endlose Schraube der Bosheit Gemarterten doch wieder die furchtbare Macht des Gewissens, ein Ehrentitel der Menschheit. Könnte nun nicht vielleicht noch irgend etwas Gutes aus diesem

unglückseligen Fall entspringen? Daß ein Vergehen gesühnt werde, muß man im allgemeinen für besser und wünschenswerter halten, als daß es ungesühnt bleibe, und das Mitleid mit der Strafe des Schuldigen, welches das Entgegengesetzte für besser hielte, würde vor dem sittlichen Urteil als ein ganz unangebrachtes Gefühl erscheinen. Im allgemeinen. In diesem besonderen Falle des Deliktes aber, welches auf einem so ganz anderen Blatte steht als sonst die verbrecherische Gesinnung, welches ins psychologisch Rätselhafte, ins sittlich ganz Aparte mündet, und welches jedenfalls einen ganz unerhörten Überschuß der Verderblichkeit der Folgen über die Qualität des Gefehlten an sich trägt, möchte ich, ich muß es offen gestehen, wünschen, daß die Verfehlung nie ans Licht gekommen wäre. Ein Gerücht, dieser ewige Ruf, wo Feuer ist, hatte die Verfehlung schon umflattert und die Versetzung des Landgerichtsdirektors aus der strafrechtlichen in die zivilrechtliche Abteilung des Landgerichts herbeigeführt. Gerüchte schreiten weiter und verdichten sich. Wie kann man nur ein solches Gerücht, an dem die ehrliche Existenz einer Person und einer Familie hängt, aufbringen oder weitergeben! Wo das öffentliche Interesse, das es zu verlangen scheinen könnte, in seiner absoluten Größe weit hinter dem Interesse für eine Person und Familie zurückstehen muß! Wo kein berufliches Interesse, sich darum zu bekümmern, vorliegt! Wo keinen die Sache etwas angeht! **Ich ziehe aus diesem Falle die individuell-ethische Warnung, daß man ohne dringenden sittlichen Grund schweigen soll über Dinge, durch die die Existenz des Nächsten bedingt ist. Institutions-ethische Folgerungen oder Erwägungen mögen die berufenen Instanzen an diesen tieftraurigen Fall knüpfen.“**

In derselben Zeitung schrieb Dr. A. Brückmann:

„Der erpresserische Konditor, der dem unglücklichen Breslauer Richter das Leben so wunderbar zu versüßen verstand, soll einem internationalen Konsortium angehören, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, den § 175 des Strafgesetzbuchs zu fruktifizieren. Halb wahnsinnig gemacht durch die Erpressungen Lächels, reist der Mann, im übrigen sich als Jurist und präsidierender Richter aller Folgen seiner Handlungsweise bewußt, nach Berlin, seinen Peiniger niederzuknallen, und stellt sich dem Gericht. Wie muß es in diesem Mann ausgesehen haben! Er mag jetzt, wo alles zu Ende ist, sich in einem noch halbwegs erträglichen Zustand befinden, in dem er die Wirklichkeit nur im Halbdunkel, durch Dämmerlicht, nebelverhangen erblickt. Aber vorher — vorher — — ! — Vorher soll er 30000 Mark geopfert haben! — Man faßt

sich an den Kopf und fragt sich: — weshalb? Weil ein Paragraph besteht, der offenbar Unmögliches verlangt? Denn es muß doch wohl unmöglich sein, was er verlangt: in allerjüngster Zeit lauter Fälle aus gebildeten akademischen Ständen. Jeder von ihnen setzt seinen Beruf, seine Ehre, sein Leben aufs Spiel und — kann nicht anders; und stürzt sich in den geöffneten Rachen der hundsföttischsten und lumpenhaftesten Erpresserbande, die zu ersinnen ist. Man kann sagen: die Möglichkeit des Erpressertums ist kein Argument für die Beseitigung eines Strafparagraphen. Man kann den Diebstahlsparagraphen, vor allem auch nicht etwa eine Sittlichkeitsstrafbestimmung abschaffen, weil sie Anlaß geben können zu bübischen Erpressungen. Das ist natürlich zutreffend. Wohl aber ist folgender Schluß gestattet: wenn irgendwo aus einer Strafbestimmung ein so gemeines und gefährliches, sogar internationales Chantagewesen erblühen kann, dann muß das betreffende Gesetz etwas enthalten, das sich nicht verwirklichen läßt. Alle anderen kriminellen Tatbestände finden ihre Reaktion durch sich selbst. Wer hat je davon gehört, daß Erpressungen in größerem Umfange verübt werden gegen Vermögensdelinquenten oder andere derartige Verbrecher? Hier bleibt alles im Einzelfall verfangen und wird nicht typisch. Anders aber bei den Verfehlungen gegen den § 175. Hier ist eine breite Basis für typische Fälle; hier erhebt sich das stolze Gebäude der allerfrechsten Chantage. Ist es denkbar, daß über diese nächtliche Ausgeburt der Staat noch länger seine schützenden Fittiche breitet? — Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein. Schon wenn man nur eins bedenkt: daß die kriminelle Frage durchaus bestritten, jetzt wohl auch schon von der Mehrheit verneint ist; in solchen Fällen muß ja gerade ein solches Argument, wie das der Chantage, einfach ausschlaggebend die Wage beeinflussen. Bedenkt man schließlich, daß es unmöglich ist, daß etwa durch Zudrücken eines Auges die Staatsanwälte lediglich den Erpresser zur Rechenschaft ziehen, an dem andern Teil aber vorübergehen könnten, daß es das verdorbenste und ausgewachsenste Menschenmaterial ist, an das die „Opfer" herantreten — und dem man auch für seine Existenz dankbar sein muß, weil dadurch die übrige Menschheit intakter bleibt — **so erscheint einem die Beseitigung des § 175 weniger als Gnadengeschenk an Unreinliche, denn als Akt der äußersten Notwehr.**"

Andere Zeitungen, wie z. B. das „Bremer Tageblatt", die „Neue Hamburger Zeitung" etc. brachten folgenden Artikel:

„§ 175. Die Affäre des Breslauer Landgerichtsdirektors Hasse (über die mehrfach an anderer Stelle berichtet wurde) hat die Erörterungen über den ominösen § 175 des Reichsstrafgesetzbuches aufs neue zur unabweisbaren Notwendigkeit gemacht. Die Tagespresse hat es aus erklärlichen Gründen, soweit es irgend anging, bisher immer vermieden, dieses Thema anzuschneiden; ja, sie ist soweit gegangen, in Referaten über entsprechende Gerichtsverhandlungen die Angabe des Deliktes zu vermeiden und es höchstens durch den Hinweis auf den betreffenden Gesetzesparagraphen anzudeuten. War noch bis vor einer Reihe von Jahren allgemein die Meinung verbreitet, daß Verfehlungen gegen den § 175 Lüsternheitsdelikte widerlichster und gemeinster Art vorstellten, so ist man allmählich in den gebildeten Kreisen unseres Volkes infolge der Aufklärungsarbeit unserer Gelehrten dahin gelangt, solche Verfehlungen als unverschuldete Verirrungen, angeborene Neigungen oder bedauernswerte Störungen des Gesamtorganismus zu betrachten. Petitionen, die mit zahlreichen Unterschriften bedeckt waren, und die ausgingen von der geistigen Elite ganz Deutschlands, sind inzwischen an die gesetzgebenden Körperschaften abgegangen, um eine Modernisierung des § 175 im Sinne der neuesten Forschungen zu erwirken. Möglicherweise trägt der traurige Fall des angesehenen Breslauer Juristen dazu bei, die Angelegenheit zu beschleunigen. Übrigens ist die Differenzierung zwischen freiwilliger Hingabe und erzwungenen Widernatürlichkeiten verhältnismäßig in unserem Gesetze zu gering, daß schon dieserhalb eine Reform unbedingt nötig erscheint. Es kommt aber noch ein anderes hinzu. Es heißt nämlich, daß die Verfehlungen des Landgerichtsdirektors Hasse vermutlich vor dem Gesetze straffrei ausgehen würden. Darüber ist sich dieser Mann sicherlich selbst auch im klaren gewesen. Er beging die verzweifelte Tat also lediglich aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Solange der erste Absatz des § 175 noch besteht, der mittelalterliche Rückständigkeit zeigt, solange wird ganz naturgemäß an Männern, die schon unter ihrer Belastung Unerträgliches zu leiden haben, selbst in den Augen unserer freier denkenden Gesellschaft immer etwas hängen bleiben. **Aber man würde mit der Beseitigung des ersteren Absatzes im § 175 nicht nur eine kulturelle Tat begehen,** sondern man würde auch eine ganze Gilde von Verbrechen unschädlich machen, die, bauend auf die Voreingenommenheit der Gesellschaft und auf die Furcht ihrer Opfer vor dem Verhängnis dieses Paragraphen, in

unseren Großstädten ihr erpresserisches Gewerbe treiben und nicht wenige Existenzen alljährlich auf dem Gewissen haben. Die Ausrottung dieser Erpressergilde ist mit einem Schlage möglich, wie die „Nationalzeitung" zutreffend hervorhebt, sobald der erste Punkt des § 175 fällt. Unlängst verlautete, daß sowohl die Justizverwaltung zu diesem Schritt bereit sei, wie auch im Zentrum die bisher ablehnende Stimmung sich geändert habe. Wenn beide Meldungen sich bestätigen, und ihnen die Tat alsbald folgt, braucht die öffentliche Moral in keiner Weise Gefahr zu laufen; es würde im Gegenteil viel Unrecht verhindert und sensationellen Fällen, wie der unglücklichen Revolveraffäre Hasse, ein für allemal vorgebeugt werden."

Die „Breslauer Zeitung", „Crefelder Zeitung" u. a. schrieben:

„§ 175. Der Fall des Landgerichtsdirektors Hasse in Breslau rückt wieder einmal die Frage der Aufhebung des § 175 des Reichsstrafgesetzbuches in den Vordergrund. Man weiß, daß seit einer Reihe von Jahren ein besonderes „wissenschaftlich-humanitäres Komitee" unter Leitung des Charlottenburger Arztes Dr. Magnus Hirschfeld die Streichung dieses Paragraphen mit lebhafter agitatorischer Tätigkeit betreibt. Dem Reichstage sind auf Veranlassung dieses Komitees mehrfach Bittschriften zugegangen, in denen eine außerordentlich große Zahl von Männern in hervorragenden Lebensstellungen ihrer Überzeugung Ausdruck gaben, daß § 175 von unzutreffenden Voraussetzungen ausgehe und zu Folgen führe, die den Absichten des Gesetzgebers durchaus widersprechen. Ein wunderlicher Zufall hatte es gefügt, daß zu den ersten Unterzeichnern der ersten dieser Bittschriften Männer von so verschiedener Richtung gehörten, wie Bebel und Wildenbruch. Bezeichnend aber ist, daß diese beiden sich auf dem Gebiete zusammenfanden. Treffender konnte nicht ausgedrückt werden, daß das gemeinsame Anliegen ein solches ist, das jenseits aller parteipolitisch gesonderten Weltanschauungen liegt. Die bezüglichen Bittschriften sind im Reichstage bisher niemals zur öffentlichen Verhandlung gelangt, wohl aber wurden sie in der Petitionskommission eingehend beraten, wobei sich ergab, daß von seiten der verbündeten Regierungen zunächst zwar widersprochen wurde, so jedoch, daß sich vermuten läßt, die angeregte Frage werde bei der bevorstehenden Prüfung des Reichsstrafgesetzbuches doch wohl im Sinne der Bittsteller geordnet werden. Es ist ja auch zweierlei, ob ein Paragraph durch

eine besondere Vorlage aufgehoben, oder bei einer umfassenden Reform des Strafgesetzbuches stillschweigend fallen gelassen wird. Zur Würdigung der Angelegenheit gehört es, sich gegenwärtig zu halten, daß nicht nur mehrere Strafgesetzbücher über diese sittliche Abnormität längst schon schweigen (so das französische und italienische), sondern daß auch einige in Vorbereitung befindliche Strafgesetzbücher über diese schwierige Aufgabe durch Stillschweigen hinweggehen, es also aus der strafrechtlichen Behandlung weglassen werden. Zu diesen Gesetzbüchern gehört u. a. der neue Entwurf des österreichischen Strafrechts. Was die peinliche Sache selber betrifft, so dürfte seit geraumer Zeit in Deutschland keine Strafverfolgung mehr wegen Vergehens gegen § 175 eingeleitet worden sein. Ersichtlich herrscht in dieser Beziehung ein stillschweigendes Übereinkommen, das um so bemerkenswerter ist, je sicherer es ist, daß die Polizei die Personen genau kennt, die in die Schlingen jenes Paragraphen geraten müßten, wenn gegen sie vorgegangen würde; die sichtbarste Wirkung des § 175 ist, daß gemeine Erpresser sein Vorhandensein zu schmählichen Ausbeutungen benutzen können. Im Fall Hasse hat sich das wieder einmal gezeigt, und es könnte geschehen, daß dieser aufsehenerregende Vorfall den Forderungen des „wissenschaftlich-humanitären Komitees“ Dienste leistet. Man hat überdies auch im Zentrum Veranlassung, die Frage unter etwas anderen Gesichtspunkten als früher zu betrachten. Nun wird allerdings nicht erwartet werden können, daß die Erpressungen sogleich aufhören, wenn es keinen § 175 mehr gibt. Denn bestehen bleibt, daß das sittliche Gefühl der ungeheuren Mehrheit die betreffenden Handlungen verabscheut, und daß somit jeder, der sie begeht, das stärkste Interesse daran haben wird, seine unnatürliche Beanlagung vor der Öffentlichkeit zu verbergen und sich so vor Geringschätzung und gesellschaftlicher Ächtung zu schützen. Die Erpresser werden also weiter ihr Handwerk treiben können. Es kommt doch wesentlich in Betracht, daß die moralischen Nachwirkungen eines aufgehobenen Gesetzes nicht gleich zu verschwinden pflegen. Dann aber noch etwas Wesentliches. Nach der Praxis der Gerichte, die sich auf eine zutreffende Auslegung des § 175 stützt, sind strafbar nur solche Verfehlungen, die, um es umzuschreiben, bis zum äußersten gehen, nicht aber Handlungen ähnlicher, jedoch nach ihrem Tatbestande geringer Art. Jene bis zum äußersten gehenden Handlungen sind aber eine außerordentliche Seltenheit, die von den meisten pervers beanlagten Männern verschmäht wird. So sieht man auch von dieser Seite her, daß die Straffreiheit das

Treiben der Erpresser nicht zu hindern braucht und wirklich nicht hindert. Auch der Landgerichtsdirektor Hasse würde, nach Breslauer Angaben, nicht unter den § 175 fallen, trotzdem wurde er das Opfer eines schurkischen Ausbeuters."

Die „Frankfurter Zeitung" vom 5. Januar:

„Der § 175 des Strafgesetzbuches beschäftigt wieder die Öffentlichkeit aus Anlaß des Falles des Landgerichtsdirektors Hasse. Ob Hasse wirklich homosexuellen Verkehr pflegte oder unschuldig einem Erpresser zum Opfer fiel, ist noch nicht bekannt. Es fällt schwer zu glauben, daß ein schuldloser Landgerichtsdirektor sich eines Erpressers nicht habe erwehren können. Aber für das wesentliche der Frage des § 175 ist die Schuldfrage des Landgerichtsdirektors Hasse ziemlich gleichgültig, denn in jedem Falle spricht die Angelegenheit Hasse gegen den § 175 des Strafgesetzbuches. Hat Hasse homosexuellen Verkehr gepflogen, so ist wieder einmal dargetan, daß sogar ein Mann, der über die strafgesetzlichen Folgen seiner Handlung ganz im klaren sein muß, manchmal außer stande ist, seinen Naturtrieb zu überwinden und dann leicht in die Hände eines Gauners gerät. Ist aber Hasse — unbegreiflicherweise — schuldlos, ist also sogar ein hoher richterlicher Beamter den Machinationen eines Erpressers auf Grund des berüchtigten Paragraphen zum Opfer gefallen, dann ist der Fall Hasse das prächtigste Argument gegen diesen Paragraphen, das man nur haben kann. Dieser Fall ist ja auch nicht der einzige — zahlreich sind die Opfer dieser Sorte von Erpressern. Ein Paragraph, der solche Wirkungen hervorbringt, soll verschwinden, denn seine Nachteile überwiegen seinen eventuellen Nutzen. Und Tatsache ist es ja auch, daß die Anwendung des Paragraphen möglichst vermieden wird. Die Polizei mancher Städte hat eine ganze Liste Homosexueller, ohne gegen sie vorzugehen. Der Grund dafür mag vielleicht darin zu suchen sein, daß sich unter den bekannten Homosexuellen auch hochgestellte Personen befinden. Für uns ist dieser Umstand natürlich kein Grund, die Abschaffung oder Abänderung des § 175 zu befürworten, aber wir halten uns an die wissenschaftliche Erkenntnis, daß die Homosexualität keineswegs die Folge von Exzessen sein muß, sondern häufig angeborene Perversität ist. Für einen Naturfehler kann man aber doch eigentlich niemanden bestrafen und volenti non fit injuria. Daß man Kinder und Jugendliche energisch schützen muß, ist selbstverständlich, im übrigen braucht man den § 175 nicht usw."

Ein sehr großer Teil der Provinzialpresse brachte folgenden Leitartikel:

„Ein bedenklicher Paragraph im Strafgesetzbuch. § 175 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich bedroht die widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts mit Gefängnisstrafen und unter Umständen auch mit Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Wenn alle Menschen geschlechtlich normal veranlagt wären, so würde dieser Paragraph unwidersprochen zu Recht bestehen bleiben können. Leider gibt es aber Personen beiderlei Geschlechts, die von Geburt aus sich nur zu Personen des eigenen Geschlechts hingezogen, von Personen des anderen Geschlechts dagegen abgestoßen fühlen. Das Bestreben, solche unglückliche Menschen für eine von Natur aus eingepflanzte widernatürliche Veranlagung strafbar zu machen, ist auf dieselbe Stufe mit der Bestrafung von Kleptomanen, wie überhaupt geistig Erkrankten aller Art, zu stellen. Es mag ja vielleicht im ersten Augenblick dem geschlechtlich normal veranlagten Menschen nicht billig erscheinen, warum Leute, die sonst anscheinend geistig und körperlich ganz gesund sind, im Interesse der Allgemeinheit nicht dazu gezwungen werden sollten, ihre gleichgeschlechtliche Begierde zu unterdrücken. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß der Geschlechtstrieb schwerer zu zügeln ist, als jede andere Begierde und Leidenschaft, und daß es deshalb für den gleichgeschlechtlich veranlagten Mann ebenso schwer ist, keusch zu leben, wie für den geschlechtlich normal veranlagten. Ebensowenig wie man aber diesen — auch wenn er vielleicht unter erschwerenden Umständen, wie beispielsweise als katholischer Geistlicher — sich gegen die Keuschheit vergeht, dafür auf Grund des Strafgesetzbuches zur Rechenschaft zieht, sollte das gerechterweise bei jedem der Fall sein. Besonders bedenklich ist der § 175, weil er sehr leicht die Handhabe zu Erpressungen bietet, und oft die Opfer gleichgeschlechtlicher Leidenschaft ganz in die Hände sittlich verkommener Menschen liefert. Ein derartiger Fall hat erst in diesen Tagen wieder die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ein preußischer Landgerichtsdirektor hatte mit einem miserablen Subjekt Beziehungen angeknüpft, die ihn schließlich, als er sich seines Peinigers und Ausbeuters nicht mehr zu erwehren wußte, dazu veranlaßten, zum Revolver zu greifen, um erst den männlichen Prostituierten und dann sich zu töten, genau so, wie hier und da ein verzweifelter Liebhaber auch einem unglücklichen Verhältnis mit einem Mädchen ein Ende zu machen sucht. Er hat allerdings den männlichen Prostituierten nur leicht verletzt, den Mut, sich

selbst das Leben zu nehmen, aber schließlich nicht gefunden, und jetzt sitzt dies Opfer des § 175 in Berlin in Untersuchungshaft. Der § 175 fußt noch, wie eine Reihe anderer gesetzlicher Bestimmungen, auf dem Grundsatz der rechtlichen Minderwertigkeit des Weibes, das man einerseits durch Sonderbestimmungen gegen Übergriffe des Mannes schützen zu müssen glaubte, und dem man andererseits gewisse Vorrechte an die Person des Mannes einräumte. Im Falle des § 175 ging man wohl von dem Grundsatze aus, daß durch die Duldung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zwischen Männern eine Vernachlässigung des weiblichen Geschlechts eintreten und dadurch schließlich auch der Staat notleiden könnte; denn wenn rein ethische oder religiöse Gründe für die Bestrafung maßgebend gewesen wären, so hätte er doch auch auf Frauen ausgedehnt werden müssen. Das ist aber nicht der Fall, und der Einwand, daß die Männer, die diese Gesetzesbestimmungen erließen, dies aus mangelnder Kenntnis der physiologischen und physischen Eigenschaften des Weibes unterlassen hätten, ist in diesem Fall sicher nicht maßgebend. Die Frauenrechtlerinnen, die für alle Fälle die völlige Gleichstellung von Mann und Frau vor dem Gesetz anstreben, müßten also logischer und konsequenter Weise für die Beseitigung des § 175 eintreten, da er der gesetzlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter zuwiderläuft. Sie haben sich aber unseres Wissens bis jetzt noch nicht zu diesem prinzipiellen Standpunkt durchgerungen, sondern sich sogar für die Beibehaltung des § 175 ausgesprochen. Als Hauptpunkt für die Beseitigung des Paragraphen aus dem deutschen Strafgesetzbuch ließe sich wohl die Erhaltung der Volksgesundheit anführen. Der Staat sollte nicht die Hand dazu bieten, daß krankhaft veranlagte Individuen, getrieben von der Angst, durch einen gesetzwidrigen gleichgeschlechtlichen Verkehr ihre ganze moralische und wirtschaftliche Existenz zu vernichten, den Versuch machen, durch den gesetzlich erlaubten Geschlechtsverkehr in der Ehe ihre widernatürliche Veranlagung zu betäuben, dabei aber nicht die gesuchte Befriedigung finden, sich selbst und ihre Frau unglücklich machen und schließlich noch ein Geschlecht fortpflanzen, das der natürlichen Bestimmung des Menschengeschlechts nicht entspricht. Eheenthaltsamkeit wäre für alle Menschen mit ausgesprochener gleichgeschlechtlicher Veranlagung aus ethischen, religiösen und hygienischen Gründen dringend anzuraten. Natürlich dürfte der § 175 nicht ohne weiteres fallen. Es müßten entsprechende Strafbestimmungen gegen die Verführung Minderjähriger und gegen unsittliche Angriffe auf andere Personen in das Strafgesetzbuch

eingeführt werden. Wenn sich aber erwachsene Personen männlichen Geschlechts freiwillig prostituieren, so hat die menschliche Gesellschaft nicht mehr Schaden, als von der Prostitution weiblicher Individuen. — Von diesen Gesichtspunkten aus wird man es auch verstehen, wenn eine starke Bewegung für die Aufhebung des § 175 eingesetzt hat, und wenn hervorragende Persönlichkeiten aus allen politischen Lagern und aus allen Berufskreisen sich dieser Agitation angeschlossen haben."

Die „Berliner Zeitung" vom 3. März bringt einen Leitartikel unter der Überschrift „§ 175". Er beginnt mit den Worten:

„Das traurige Geschick des Landgerichtsdirektors Hasse hat durch den Prozeß gegen seine Quälgeister eine Beleuchtung erfahren, welche der mit ungewöhnlicher Energie betriebenen Agitation gegen den § 175 zweifellos neue Nahrung geben wird. Auch die Tagespresse ist nicht in der Lage, sich dauernd über die durch diese Agitation berührte Frage in Schweigen zu hüllen, so wenig anmutend es auch sein mag, sich mit ihr zu befassen . . ."

und schließt:

„Wenn man nicht geneigt ist, diese Sache nach einer fix und fertigen Prinzipienschablone zu behandeln, so stößt man, wie man auch dieser oder jener Lösung zuneige, auf schwierige Probleme. Immerhin erfordert es die Gerechtigkeit, der Lösung dieser Frage näher zu treten. Die Propagandisten mögen es sich aber gesagt sein lassen, daß diese Sache einer besonders taktvollen Behandlung bedarf, die Mehrheit der Bevölkerung bringt diesen Dingen einen nur zu begreiflichen Widerwillen entgegen, den man nicht unnütz anfachen soll. Der Ekel ist unter Umständen stärker als alle Vernunft."

In zahlreichen Zeitungen in Hamburg, Hannover usw. erschien ein bedeutsamer Aufsatz von Dr. R. Presber, betitelt „Der Richter und seine Richter", der mit folgenden Worten schließt:

„Ganze vier Zeilen groß ist der berüchtigte Paragraph, der unzählige Unglückliche wie ein Schreckgespenst durch die Welt hetzt, der unzähligen Erpressern im sichern Schlupfwinkel ihr faules Luderleben ermöglicht. Gewiß, darin haben die schreienden Pharisäer

recht: ein Mann von so zerrüttetem Gemütsleben wie der Breslauer Landgerichtsdirektor, war durchaus ungeeignet, im Namen des Königs Recht zu sprechen. Aber mit welchen Qualen, Ängsten, ruhelosen Tagen und schlaflosen Nächten hat dieser Unglückliche das Ansehen seiner Stellung, das er vor sich und einem Mitwisser aus dem Auswurfe der Menschheit verscherzt hatte, bezahlt! Ein Mann, für dessen anormale Seelenverfassung der starre Buchstabe des Gesetzes keine Milde kennt, kein Verständnis hat, ist selbst gezwungen, als Vertreter dieses Buchstabens seine Urteile zu fällen. Bei den Akten in seiner Mappe liegen vielleicht die zynisch frechen Briefe des Erpressers, der dem Richter mit dem Staatsanwalt droht. Amt, Beruf, Verdienst, guter Name — alles ist verloren, wenn der Bursche redet. Und ein Hunderter nach dem andern wird der Familie, dem eigenen Wohlbehagen entzogen und wandert nach Berlin in die schmutzigen Hände des Freundes einer tausendmal verfluchten Stunde. Und schließlich, fertig mit seinem Vermögen, seinen Nerven, seiner Willenskraft, satt der gräßlichen Richterkomödie, die er täglich als heimlich Gerichteter spielen muß, reist der Verzweifelnde zu einem letzten Rendezvous nach Berlin. Und an der stillen Hedwigskirche fällt der verhängnisvolle Schuß, mit dem nichts gerächt und nichts gerettet ist. Vielleicht wird in der Einsamkeit seiner Zelle der mit Schande seines Amtes entsetzte schlesische Richter zum Ankläger. Nicht wider den Einzelnen. Nicht gegen jenen widerlichen Parasiten, den der törichte Gesetzesparagraph großzieht, sondern gegen diese ganze Kultur, die solchen Paragraphen duldet, ja bedingt, gegen ihr Vorurteil und ihre Heuchelei. Und wenn er, vom öden Juristendeutsch jahrelanger Tagesfrohn um die Kraft des Ausdrucks betrogen, auch die wuchtigen Worte nicht findet für sein sich aufbäumendes Naturrecht, in Gedanken wird er jenem Verzweiflungsschrei des Platenschen Tagebuches begegnen: „Zerschmettere mich denn, Gott, oder wie du dich nennen magst, wo oder wenn du bist, nachdem du mich schimpflich um mein ganzes Dasein betrogen!“

Ein anderer viel abgedruckter Artikel einer Zeitungskorrespondenz endet wie folgt:

„Der Kerl rennt davon, mit durchschossener Hand. . . . Das Richtergewissen aber treibt den Schützen, sich wegen eines versuchten Totschlags der Behörde zu stellen. Lächel wird in Hamburg aufgegriffen, comoedia finita est. Im Untersuchungsgefängnis wird der Landgerichtsdirektor seit undenklichen Zeiten wieder die erste ruhige Nacht gehabt haben. . . . Rings um uns sind

dunkle Welten, nicht bloß „zwischen Himmel und Erde“ —, sondern auf der Erde selbst. Und worauf es ankommt, ist nicht, sie zu verabscheuen und mit nutzlosen Strafen zu vergittern, sondern sie aufzuhellen.“

Aus der sozialdemokratischen Presse, die auch jetzt wieder einhellig für die Beseitigung des § 175 eintrat, sei die Königsberger Volkszeitung vom 6. I. 1905 hervorgehoben, welche u. a. schreibt:

Alle Versuche, den § 175 aus dem Strafgesetzbuch auszuscheiden, sind bisher fehlgeschlagen. Schon bei seiner Übernahme aus dem preußischen ins Reichsstrafgesetzbuch hat sich die wissenschaftliche Deputation für die Ausmerzung entschieden, die Finsterlinge im Reichstage aber stellten die Strafandrohungen wieder her, — was kümmert die alle Wissenschaft! Nun ist unter aufsehenerregenden Nebenumständen ein neues Opfer des Vorurteils aus den Höhen der Gesellschaft jäh herabgestürzt. Vielleicht hat Landgerichtsdirektor Hasse einst selbst die furchtbare Waffe gegen Unglückliche schwingen müssen, die ihm das Strafgesetzbuch in die Hand drückte, bis der Erpresser seine niederträchtige Hand zum Schlage erhob! Möge dieser sensationelle Fall dazu beitragen, daß nun endlich im Namen der Gerechtigkeit mit einem Vorurteil aufgeräumt wird, dem jährlich zahlreiche Opfer anheimfallen, das immer neue Mitmenschen unbefugterweise zu Verbrechern stempelt. Dem schwer Heimgesuchten versagen wir unser Mitleid nicht. Vielleicht hat er selbst einst harte Urteile über uns und unsere Kollegen gefällt — wir können es im Augenblick nicht feststellen — aber das hindert uns nicht, ihn als das schuldlose Opfer einer Barbarei zu betrachten, zu deren Ausrottung wir gern unsere Hilfe leihen.“

Die „Morgenpost von Westphalen“ überschreibt ihren Leitartikel vom 5. I. 05:

§ 175.
Die Immoralität eines Paragraphen des Strafgesetzbuchs.
Eine Geißel der Menschheit.

Endlich noch eine bemerkenswerte Abhandlung aus der „Österreichischen Richterzeitung“, zu der wohl ebenfalls der Fall Hasse die äußere Veranlassung bot. Wir heben aus der Arbeit, welche unter dem Titel „Die

Homosexualität. Ein Beitrag zur Interpretation und zur Reform des § 129, lit. b. St. G." erschien, folgende Stellen hervor:

„Wer das Obwalten perverser seelischer Triebe anerkennt, muß die Frage, ob Kerker, hartes Lager, Einzelhaft und Landesverweisung die entsprechenden Heilmittel sind, mit einem ehrlichen Nein beantworten. Es gab eine Zeit, in der Irrsinnige wie Verbrecher an Ketten gelegt wurden und wie hat sich mutatis mutandis die Ansicht über Irrsinn zum Wohle der Menschheit geändert. Es wäre auch hoch an der Zeit, wenn in bezug auf die Sexualpathologie in der österreichischen Gesetzgebung ein solcher Wendepunkt in humanem Sinne eintreten würde." „In Staaten, die auf höherer Kulturstufe stehen, schwächen sich die Strafen für widernatürliche Geschlechtsdelikte bedeutend ab und verschwinden zum Teile ganz." „Der § 129 des österreichischen Strafgesetzes ist der einzige Paragraph, dem die erläuternden Begriffsbestimmungen im Texte fehlen. Die auffallende Kürze, in der dieser Passus stilisiert ist, läßt mit Recht vermuten, daß die damaligen Gesetzgeber gar nicht wußten, was zum Tatbestande des § 129 lit. b erforderlich ist; sie hätten andernfalls es sicher nicht unterlassen, die nötigen Begriffsmerkmale auch dieses Paragraphen näher zu präzisieren." „Es ist schwer, hauptsächlich für den Juristen, zugunsten einer Menschenklasse zu sprechen, die durch ihr eigenartiges Auftreten dem normalen Menschen eine Aversion einflößt. Erst durch fortgesetztes Studium, durch andauernde Beobachtung kommt auch der Jurist Schritt für Schritt zu der Erkenntnis, daß es sich bei der konträren Sexualempfindung nicht um eine lasterhafte, verbrecherische Begierde handelt, sondern um eine, das Individuum unbewußt durchdringende biologische Empfindung. Der Homosexuelle kann seinen Trieb weder willkürlich erzeugen, noch willkürlich unterdrücken." „Wenn auch die Urningsnatur imstande ist, manchen mit Widerwillen und Abscheu zu erfüllen, so ist das noch lange kein Grund, daß man zu ihrer Verfolgung unbillige gesetzliche Vorschriften erläßt. Wer aber glaubt, daß ein Homosexueller den Kerker „gebessert" verlassen hat, der irrt gewaltig! Bis heute ist noch kein einziger Fall konstatiert worden, in dem durch eine Freiheitsstrafe die Betätigung des gleichgeschlechtlicden Triebes erloschen oder verhindert worden wäre. **Es liegt somit diesem Prinzip eine der ungerechtesten und unsozialsten Anschauungen zugrunde. Die Strafgewalt**

übt allerdings der Staat als Träger und Schirmer der Rechtsordnung, wo aber zu einer solchen Gewalt die rationelle Basis fehlt, übt der Staat Blutrache.“

Auch der preußische Minister des Innern, der inzwischen verstorbene Freiherr von Hammerstein, ergriff zu den Erpressungsfällen das Wort. In der 140. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. Februar 1905 sprach zuerst in dieser Angelegenheit der konservative Abgeordete Palleske. Er sagte (laut stenographischem Protokoll S. 10020/21):

„Und nun, meine Herren, wende ich mich noch zu einem anderen Thema, das eigentlich noch heiklerer Natur ist; es betrifft die Zunahme des männlichen Dirnentums. Es dringt wenig davon an die Oberfläche; aber was sich unter der Oberfläche ausbreitet und nur gelegentlich in stinkigen Blasen nach oben dringt, ist geradezu grauenhaft. Wer einen Blick in diese Unterwelt tun will, der soll sich über die zahlreichen Kriminalprozesse unterrichten, die sich in Berlin gegen die Erpresser abspielen. Der Strafrichter kommt nur dann in die Lage, sich mit dieser Sache zu befassen, wenn einmal ein mit oder ohne Verschulden einem Erpresser anheimgefallenes Opfer sich dazu aufrafft, gegen die beginnende oder fortgesetzte Erpressung die Hilfe des Strafrichters in Anspruch zu nehmen. Aber was man schon aus diesen Kriminalprozessen erfährt, lehrt uns, daß die Zahl der Männer, und leider Gottes gerade aus besseren Kreisen, die sich dieser krankhaften und schmutzigen Verirrung hingeben, die dadurch einen anderen Mann zum Mitschuldigen und damit auch zum Mitwisser machen müssen, viel größer ist, als die Außenwelt ahnt. Wie manche jäh zusammengebrochene Existenz, wie mancher sonst unerklärliche Selbstmord damit zusammenhängt, darüber können ja nur Vermutungen bestehen, aber diese Vermutungen sind häufig nur allzu begründet. Wenn man nun fragt, was gegen dieses Treiben die Behörden tun können, so ist meine Meinung die: die Sicherheitsorgane sollen insbesondere diese Kriminalprozesse zum Gegenstand ihres Studiums machen. Sie spielen sich ja meist hinter verschlossenen Türen ab; aber den Sicherheitsorganen werden sich diese Türen öffnen, und sie werden in diesen Kriminalprozessen wertvolle Hinweise finden auf das lichtscheue Gesindel im abendlichen Dunkel des Tiergartens und auch an gewissen einzelnen Ecken unserer inneren Stadt. Meine Herren, das sind bloß Anregungen, die ich

hier geben will! Der Herr Minister wird besser beurteilen können, was in dieser Beziehung geschehen kann."

Der Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, bemerkte hierauf:

„Der zweite Punkt, die Frage des männlichen Dirnentums, ist nach meiner persönlichen Überzeugung noch abschreckender, abscheulicher, noch menschenunwürdiger als der erste; (sehr richtig!) und da, meine Herren, habe ich leider ein Mittel, dagegen einzuschreiten, bis jetzt nicht gefunden und insbesondere auch den Worten des Herrn Vorredners nicht entnehmen können. Das damit verbundene Erpresserwesen, das immer tiefere Hineinziehen desjenigen, der durch seinen Fall einmal in die Netze eines anderen geraten ist, die immer tiefere sittliche Basis, zu der ein solcher Mensch heruntersinkt, — das ist grauenerregend! Aber unsere Kriminalpolizisten, unsere Polizei, wir im Ministerium, wir alle wissen über diese Zustände, wie sie existieren, ganz genau Bescheid, viel mehr, als die meisten Leute sich einbilden. (Sehr richtig!) Aber leider fehlt uns die Handhabe, dagegen vorzugehen. Das ist bedauerlich, und man muß auch da sehen, ob man auf irgendeine Weise schließlich die Möglichkeit gewinnen kann, dagegen einzuschreiten. In erfreulicher Weise sind die Gerichte sehr streng gegen diejenigen Personen, die des Erpressertums überführt werden; aber wie gering der Prozentsatz der Leute, die überhaupt vor die Gerichte kommen! In den allermeisten Fällen hindert ein ganz natürliches Schamgefühl denjenigen, der derartiger Erpressung unterlegen ist, die Sache vor Gericht zu bringen; er wird bis aufs Blut gequält, bis eine Katastrophe seinem Leben ein Ende macht, wobei nachher niemand in der Außenwelt weiß, was der Grund gewesen ist. (Sehr richtig!) In der Verabscheuung dieses Zustandes stimme ich also mit dem Herrn Abgeordneten überein, und ich weiß mich darin eins mit dem Hohen Hause und der ganzen gebildeteten Welt. Aber, meine Herren, geben Sie ein Mittel an, wie dem entgegenzutreten ist! Augenblicklich versagen, wie gesagt, die der Staatsregierung zur Verfügung gestellten Mittel vollständig. In welcher Weise da zu helfen sein wird, kann ich nicht angeben. Ich kann nur bitten, möge ein solches Mittel gefunden werden, mögen wir dahin kommen, daß wir wenigstens dieser Ausartung Herr werden und zwar gründlich Herr werden." (Lebhafter Beifall.)

Von den übrigen Rednern kam nur noch der Abgeordnete

Dr. Mizerski (Pole) auf die Frage zu sprechen, indem er konstatierte, daß er einmal in der glücklichen Lage sei, dem Herrn Minister von Hammerstein im großen und ganzen beipflichten zu können.

Bedeutsamer wie die Verhandlung im preußischen Landtag, der wohl in der Sitzung vom 15. Februar 1905 zum erstenmal das homosexuelle Problem berührt hatte, war die Reichstagsverhandlung vom 31. Mai 1905, in welcher die Petition unseres Komitees auf der Tagesordnung stand.

Wir lassen hier den genauen stenographischen Wortlaut der Debatte folgen:

19. Bericht, betreffend **Änderung des § 175** des Strafgesetzbuchs — Nr. 407 der Drucksachen. Berichterstatter: Abgeordneter Dr. Thaler.

Der Antrag lautet auf Übergang zur Tagesordnung.

Dazu ist unter Nr. 407 der Drucksachen ein Antrag gestellt:

der Reichstag wolle beschließen:

über die Petition II. Nr. 369 des Dr. med. Hirschfeld in Charlottenburg und Genossen wegen Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuchs zur Tagesordnung überzugehen.

Wünscht der Herr Berichterstatter das Wort?

Dr. Thaler, Abgeordneter, Berichterstatter: Ich verzichte auf weitere Ausführungen.

Vizepräsident Dr. Paasche: Ich eröffne die Diskussion. Der Herr Referent verzichtet. Das Wort hat der Herr Abgeordnete Thiele.

Thiele, Abgeordneter: Meine Herren, das eine Gute hat die Verhandlung dieser Petition hier in dem Hause, weil bei der Entscheidung über die Frage, über die wir ein Urteil fällen sollen, die parteipolitischen Meinungen vollständig schweigen können

(sehr richtig!);

denn die Angelegenheit, die uns heute hier berührt, ist eine, ich möchte sagen, mehr naturwissenschaftliche, physiologische. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Frage der Homosexualität und der Bisexualität in die breitere öffentliche Erörterung gerückt ist. Aber soviel auch schon darüber geschrieben und soviel namentlich auch den Mitgliedern des Reichstags an Schriften zugesendet worden ist, herrscht doch über die Frage noch außerordentliche Unklarheit. Ich erinnere mich kaum einer Sitzung in den sieben Jahren, in denen ich der Petitionskommission angehöre, in der die Diskussion so verschiedene Meinungen zutage gefördert hat und die Abstimmung so geteilt war wie gerade bei der Petition auf Abänderung des § 175. Wir mußten in der Kommission nicht weniger als vier Abstimmungen vornehmen. Zuerst wurde der Antrag, die Petition zur Berücksichtigung zu überweisen, gegen fünf Stimmen abgelehnt, dann der Antrag auf Erwägung gegen sechs Stimmen, drittens der Antrag auf Überweisung als Material gegen neun Stimmen abgelehnt und erst bei der vierten Abstimmung der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung mit sechzehn gegen neun Stimmen angenommen. Ein solches Weitauseinander und eine so verschiedene Votierung kommt in der Kommission sehr selten vor. Und doch ist bei der diesmaligen Votierung ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen. Bereits vor sechs Jahren hatten wir eine ähnliche Petition zu verhandeln. Damals entschied sich die Mehrheit der Kommission dafür, die Petition für ungeeignet zur Erörterung im Plenum zu erklären, und als wir von unserem geschäftsordnungsmäßigen Rechte Gebrauch machten und 30 Unterschriften sammelten, damit die Petition trotzdem ans Plenum gelangte, wurde dies als Initiativantrag rubriziert und ist in den vergangenen Sessionen nicht wieder auf die Tagesordnung gekommen. Jetzt hat sich die Kommission für Übergang

zur Tagesordnung entschieden, so daß wir wenigstens Gelegenheit haben, diese Frage vor dem Plenum eingehend und leidenschaftslos zu behandeln.

Bei einer solchen neu auftauchenden Frage, die zweifellos für weite Kreise von hohem Werte ist, handelt es sich vor allen Dingen darum, daß wir einmal die vorgefaßten Meinungen schweigen und nur die Wissenschaft sprechen und uns von ihr sagen lassen, was sie ermittelt hat, und wonach wir unser Urteil zu richten haben. Es ist richtig, was Ernst v. Wildenbruch, einer der ersten Unterzeichner der Petition, in einem Briefe an das Humanitäre Komitee geschrieben hat. Er sagt:

> Ich beeile mich, die ernste Aufforderung zu beantworten, die Sie an mich richten, — eine ernste Aufforderung; denn ich glaube, daß die Unterzeichner des Aufrufs zur Beseitigung genannter Strafbestimmungen sich der Gefahr aussetzen, von der Dummheit und Böswilligkeit mit verleumderischen Reden verfolgt zu werden. Dennoch erscheint es mir unmöglich, den Aufruf nicht zu unterzeichnen.

Das ist wahr: Dummheit und Böswilligkeit sind allzu leicht geneigt, eine leidenschaftslose, wissenschaftliche Erörterung dieser Frage in dem Spiegel der herkömmlichen Anschauungen zu betrachten und diejenigen bereits als mindestens angefault anzusehen, die sich überhaupt mit der Frage befassen. Nun, dieser Gefahr ist man wohl nicht ausgesetzt, wenn man hier über die Sache spricht.

Die uns vorliegende Petition ist von rund 5000 der angesehensten Staatsmänner, Gelehrten, Juristen, Mediziner und Künstler unterschrieben. Nun gehöre ich wahrlich nicht zu den Autoritätsgläubigen; aber wenn 5000 über ganz Deutschland verbreitete, den verschiedensten Berufen angehörende, zweifellos gebildete Leute

sich der Gefahr aussetzen, von der Wildenbruch spricht, dann muß eine solche Sache doch eine tiefere Bedeutung haben, und das ist in der Tat der Fall.

Nun findet man beim Durchlesen des Kommissionsberichts, daß der Herr Berichterstatter mit außerordentlich harten Worten diejenigen beurteilt, welche homosexuelle Handlungen begehen, und auch indirekt diejenigen, welche diese homosexuellen Handlungen vom naturwissenschaftlichen und physiologischen Standpunkte aus zu beurteilen bemüht sind. Es heißt da:

> Es entsteht die Frage: soll der Staat das Laster überhaupt strafen?

An einer anderen Stelle wird gesagt:

> Auf einen Schutz des Familienlebens dieser Schützlinge aber, welches die Petenten nicht durchgewühlt wissen wollten, hätten jene vollends gar keinen Anspruch; denn sie hätten durch ihre Gebarung ihr Familienleben schon längst preisgegeben und durchwühlt, ehe man an eine Untersuchung denke.

An einer dritten Stelle heißt es:

> Die Natur stempelt niemanden ohne seine Schuld zum Verbrecher und zwingt auch nicht zum Selbstmord.

An einer letzten Stelle, die ich anführen will, wird von der „Ungebundenheit entarteter Wüstlinge“ geredet.

Meine Herren, ich bedaure aufrichtig, daß in einem Kommissionsbericht bei dieser Frage solche leidenschaftlichen Ausdrücke und Bezeichnungen Anwendung finden, wo sie ganz gewiß nicht angebracht sind. Von dem Standpunkt der bloßen Moral, des Herkommens, eine solche Frage beurteilen zu wollen, das erinnert an die Zeit des Mittelalters, an jene Zeit, wo die Hexen verbrannt, die Ketzer gefoltert wurden und mit Rad und Galgen gegen Andersdenkende vorgegangen wurde. Diese

Frage verdient — es kann nicht häufig genug wiederholt werden — die allervorurteilsloseste, sachlichste Beurteilung. Persönliche Empfindungen haben vor allen Dingen dann zu schweigen, wenn wir uns nicht in das Gemütsleben, in die Gemütserregungen der homosexuell Veranlagten und homosexuell Handelnden hineindenken wollen. Wir haben in unserem Strafgesetzbuch ja eine ganze Anzahl von Resten, die noch an das Mittelalter gemahnen, und wenn wir auch mit der pfäffischen Roheit und Unduldsamkeit des Mittelalters, die die Scheiterhaufen und die Inquisition einführte, gebrochen haben, so haben wir uns doch von der Anschauung, der Mensch brauche es bloß zu wollen, ein Engel zu sein, dann sei er einer, und wenn er nicht jede Verletzung der Strafgesetze vermeide, so sei das sein böser Wille, noch nicht getrennt. So sagt ja auch der Herr Kollege Thaler im Kommissionsbericht, die Theorie von der Unverantwortlichkeit der Konträrsexuellen beruhe größtenteils auf der völligen Ignorierung der Willensfreiheit des Menschen.

Meine Herren, das Problem der Willensfreiheit oder Unfreiheit eingehender zu erörtern und die Schlüsse zu ziehen, die daran zu knüpfen sind, dazu wird die Zeit sein bei dem neuen Strafgesetzbuch, der neuen Strafprozeßordnung usw. Aber mit einigen Worten werde ich auch darauf eingehen müssen, daß gerade bei der Beurteilung dieser Petition die Behauptung, der Mensch habe einen absolut freien Willen, durchaus zu großen Ungerechtigkeiten führen muß, wie sie die Aufrechterhaltung des § 175 bereits herbeigeführt hat. Der § 175, dessen Änderung — nicht vollständige Beseitigung — von der Petition verlangt wird, lautet:

Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen; auch

kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

An Stelle dieses Paragraphen, dessen Kritik mir ja noch obliegt, will die Petition eine Bestimmung getroffen wissen des Inhalts, daß die widernatürliche Unzucht nur dann zu bestrafen sein soll,

wenn sie unter Anwendung von Gewalt oder an Personen unter 16 Jahren oder in einer „öffentliches Ärgernis" erregenden Weise vollzogen wird.

Also es wird nicht die vollständige Aufhebung des § 175, die vollständige Straffreiheit für homosexuelle Handlungen gefordert, sondern nur die Beschränkung gewünscht, daß eine Bestrafung bloß einzutreten hat, wenn die Handlung an Personen unter 16 Jahren begangen wird oder unter Anwendung von Gewalt oder in einer öffentliches Ärgernis erregenden Weise. Die von den 5000 Unterzeichnern der Petition beigegebene Begründung stützt sich in der Hauptsache auf folgende Sätze:

1. Bereits im Jahre 1869 habe sowohl die österreichische wie die deutsche oberste Sanitätsbehörde, welcher Männer wie Langenbeck und Virchow angehörten, ihr eingeholtes Gutachten dahin abgegeben, daß die Strafandrohungen des gleichgeschlechtlichen Verkehrs aufzuheben seien mit der Begründung, die in Rede stehenden Handlungen unterschieden sich nicht von anderen bisher nirgends mit Strafe bedrohten Handlungen, die am eigenen Körper oder von Frauen untereinander oder zwischen Männern und Frauen vorgenommen würden.

2. Ähnliche Strafbestimmungen seien bereits längst in Frankreich, Italien, Holland und zahlreichen anderen Ländern aufgehoben worden, ohne daß dadurch die behaupteten entsittlichenden oder sonst ungünstigen Folgen gezeitigt worden wären.

3. Die wissenschaftliche Forschung, die sich namentlich auf deutschem, englischem und französischem Sprachgebiet innerhalb der letzten 20 Jahre sehr eingehend mit der Frage der Homosexualität beschäftigte, habe ausnahmslos bestätigt, was bereits die ersten Gelehrten, welche dem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zuwandten, aussprachen, daß es sich bei dieser örtlich und zeitlich allgemein ausgebreiteten Erscheinung ihrem Wesen nach um den Ausfluß einer tiefinnerlichen konstitutionellen Anlage handeln müsse, daß die Ursachen dieser Erscheinung auf allgemeinen Entwicklungsverhältnissen beruhen, so daß es ungerecht wäre, wenn man den Einzelnen das Indieerscheinungtreten eines solchen allgemeinen Entwicklungsstadiums entgelten lassen wollte.

Nachdem noch einige andere Gründe, die weniger Wert haben, angeführt sind, kommen die Unterzeichner zu dem Schluß:

Es erklären untenstehende Männer, deren Namen für den Ernst und die Lauterkeit ihrer Absichten bürgen, beseelt von dem Streben für Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die jetzige Fassung des § 175 des Reichsstrafgesetzbuchs für unvereinbar mit der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntnis und fordern daher die Gesetzgebung auf, diesen Paragraphen möglichst bald dahin abzuändern, daß, wie in den obengenannten Ländern, sexuelle Akte zwischen Personen desselben Geschlechts, ebenso wie solche zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nur dann zu bestrafen sind,

wenn sie unter Anwendung von Gewalt, wenn sie an Personen unter 16 Jahren, oder wenn sie in einer „öffentliches Ärgernis“ erregenden Weise vollzogen werden.

Diese Gründe, die ja hier nicht zum ersten Male angegeben sind, die Sie in den früheren Schriften von Moll, Westphal usw. finden, sind in der Tat, je eingehender man sich mit ihnen beschäftigt, als unwiderleglich zu betrachten, und wer die Gründe einmal anerkennt, der kann zu einem anderen Ergebnis gar nicht gelangen als zu dem, daß der § 175 in seiner jetzigen Fassung eine Ungerechtigkeit, einen Widerspruch in sich selbst darstellt, der unter allen Umständen beseitigt werden muß.

Wenn in dem Bericht der Kommission gesagt wird, durch Beseitigung oder Einschränkung des § 175 würde man „alle Laster frei walten" lassen, so haben meine bis jetzt gemachten Erfahrungen dargetan, daß von einem freien Walten der Laster gar nicht die Rede sein kann, sondern es soll nur diejenige Einschränkung der Strafbarkeit der homosexuellen Handlungen gegeben werden, die durch die Gerechtigkeit gefordert wird, und die dem weiblichen Geschlecht bereits jetzt zugestanden ist. Es ist im allgemeinen bekannt, daß homosexueller Verkehr unter Frauen auch nach dem heutigen Strafgesetz nicht strafbar ist, sondern daß eben nur der homosexuelle Verkehr unter den Männern der Strafbarkeit unterliegt.

Meine Herren, vielleicht hätten wir gar nicht diesen § 175 — wenigstens nicht in der Form, wie er jetzt vorliegt —, wenn man nicht vor 35 Jahren, als das Strafgesetz neu beraten wurde, überhaupt dieser Frage weniger Beachtung geschenkt hätte. Ich habe mich bemüht, oben in den Akten die Kommissions- und Sitzungsberichte aus den Jahren 1868, 1870, 1872 usw. durchzulesen, und habe überall gefunden, daß kaum in der Kommission, aber gar nicht im Plenum über den § 175 eine Debatte oder gar eine längere Debatte entstanden ist, ein Beweis, daß man der Frage damals noch gar keine größere Bedeutung beigemessen hat. Über die §§ 176, 166 — Gotteslästerung — und andere hat man tagelang de-

battiert; über den § 175 aber ist man im Plenum stillschweigend hinweggegangen und hat ihn aus dem alten preußischen Strafgesetzbuch unverändert herübergenommen.

Virchow und Langenbeck, die ja der 1868er Kommission angehörten, gaben ihr Gutachten dahin ab, daß die in Rede stehenden Handlungen sich in nichts unterscheiden von anderen, bisher nirgends mit Strafe bedrohten Handlungen, die am eigenen Körper oder von Frauen untereinander oder zwischen Männern und Frauen vorgenommen würden, und sie traten deshalb für Aufhebung beziehentlich für wesentliche Einschränkung der Strafbarkeit ein.

Wie auch die Petition hervorhebt, ist in anderen Ländern, Frankreich, Holland usw., die Strafbarkeit längst aufgehoben, und es machen sich dort eben nicht die ungünstigen Folgen bemerkbar, mit denen uns auch der Kommissionsbericht zu schrecken droht für den Fall, daß wir dem § 175 die gewünschte Einschränkung angedeihen lassen. Es ist eben nicht wahr, daß durch die Beseitigung der Strafbarkeit einer Handlung mit Sicherheit ein Anschwellen dieser Neigungen zu erwarten ist. Die Neigung, homosexuellen Geschlechtsverkehr zu üben, ist in den allerseltensten Fällen — ich werde das noch zu beweisen haben — ein Ausfluß von Übersättigung, sondern sie ist in den weitaus meisten Fällen ein Beweis eines andersgearteten Geschlechtstriebes. Dieser andersgeartete Naturtrieb ist in seiner Zahl, in der Entwicklung und in der Betätigungsmöglichkeit durchaus nicht abhängig von strafgesetzlichen Bestimmungen, die ihn begünstigen oder verdrängen sollen; diese Dinge gehen vor sich auf Grund ganz anderer, immanenter Gesetze und können durch Strafgesetze weder begünstigt noch auch eingeschränkt werden. Wer das anerkennt, der wird auch sicher davor sein, daß er nicht zu verkehrten Maßregeln greift, die,

wie wir sehen werden, zu recht empfindlichen Schädigungen einzelner der unglücklichen Menschen führen.

Warum nimmt nun die Naturwissenschaft neuerdings zu der Frage der Homosexualität eine andere Stellung ein? Sehr einfach. Die Wissenschaft hat erkannt, daß es auch bei den Menschen wie bei allen übrigen Lebewesen nicht bloß männliche und weibliche Individuen gibt, sondern ein ganz große Anzahl von Mittelstufen, bei denen weder das männliche noch auch das weibliche Geschlecht allein vorherrscht. In der Körperbildung ist das anerkannt; aber man will die notwendigen Anwendungen auf das Empfindungsleben und das Geschlechts leben nicht ziehen. Es ist allgemein bekannt, daß eine ganze Menge solcher psychologischer oder physiologischer Zwischenzustände besteht. Es ist bekannt, daß wir Männer haben mit durchaus weiblichem Becken, Männer mit weiblicher Brust, mit vollständig entwickelten Milchdrüsen, Männer mit weiblichem Kehlkopf, Männer mit weiblichen Gebärden, bartlose Männer, Männer mit weiblicher Handschrift, überhaupt Männer mit weiblichen Eigenschaften. Das gibt man alles zu, das wird von niemand bestritten, und ebenso gibt es Weiber mit männlichen Geschlechtseigentümlichkeiten. Aber daß das auch auf das Geschlechtsleben zu übertragen ist, will man nicht zugeben.

Meine Herren, das Geschlechtsleben des Menschen sitzt nicht in den Geschlechtsteilen, das sitzt im Gehirn. Das zu ignorieren, ist ein großer Irrtum, den viele begehen. Die Gehirnteile, welche die Geschlechtsempfindungen hervorrufen, können eben beim Mann nach weiblicher Art konstruiert sein, dann liebt der Mann den Mann, oder sie können beim Weibe männlich sein, dann liebt das Weib das Weib. Das ist ein Spiel der Natur. Man mag es unnormal nennen, man mag es sonstwie bezeichnen; aber, meine Herren, wie kann das einem Menschen als Verbrechen, als Laster angerechnet werden,

wenn er so andersgeartet veranlagt ist? Das darf man doch nicht tun.

Ich erinnere an das Wort: naturalia non sunt turpia. Das ist hier im vollsten Umfang anzuwenden und zwar mit allen Konsequenzen anzuwenden. Jedenfalls dürfen wir nicht von Verbrechen reden, nicht von Lastern reden, wo es sich um eine Naturanlage handelt, die wir meinetwegen bedauern mögen, die wir für anormal halten mögen, aber für deren Vorhandensein doch diejenigen nichts können, die nun einmal damit bedacht sind. Ich für meine Person mag nicht einmal zugeben, daß das etwas Krankhaftes ist, sondern es ist eben nur ein Abweichen der Natur von den üblichen Mustern, die sie hervorbringt, und ohne Zweifel ist es das Verdienst des humanitär-wissenschaftlichen Komitees, daß es mit großem Nachdruck gerade diese physiologische Seite der homosexuellen Frage fortgesetzt in die öffentliche Debatte geworfen hat.

Mag das humanitäre Komitee, wie es in der Regel der Fall ist bei solchen neuen Bewegungen, etwas allzu scharf seinen Standpunkt pointieren, mag es ein drittes Geschlecht konstruieren, das ich für meine Person nicht anzuerkennen gewillt bin, mag es insofern zu weit gehen, als es die Homosexuellen als die wahren Ideale, als die geistig Tüchtigsten hinstellt: das sind Ausschreitungen; aber, meine Herren, geändert wird dadurch nichts daran, daß das humanitäre Komitee in der Tat das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, zuerst und nachdrücklich auf die ganze Angelegenheit hingewiesen zu haben.

Meine Herren, es ist vergangenes Jahr durch die Presse ein Prozeß gegangen, der außerordentlich viel Aufsehen erregte. Sie wissen, daß der Vorsitzende des wissenschaftlich-humanitären Komitees, Dr. Hirschfeld-Charlottenburg, eine Enquete unter den Studenten der Technischen

Hochschule Charlottenburg veranstaltet hat. Ich bemerke, daß eine zweite ähnliche Enquete in Amsterdam von einem Arzt unternommen worden ist, und daß unter den Metallarbeitern Deutschlands eine dritte derartige Enquete veranstaltet wurde. Die Enquete war so eingerichtet worden, daß jeder, der eine solche Karte empfing, darauf durch Zeichen und Buchstaben mitteilen sollte, ob er homosexuell, normalsexuell oder bisexuell ist. Es brauchte kein Name angegeben zu werden; der Betreffende sollte nur sagen, wie seine Natur beschaffen ist, und das einreichen. Obwohl also niemand dadurch bloßgestellt wurde, obwohl niemand gezwungen wurde, das zu beantworten, hat man doch darin eine außerordentlich staatsgefährliche Handlung erblickt und dem Dr. Hirschfeld den bekannten Prozeß gemacht, der auf Anregung einiger Geistlichen in Szene gesetzt wurde.

Was war nun das Ergebnis dieser Enquete? Die heterosexuell, also die normal sexuell Empfindenden waren nach der Charlottenburger Studentenenquete 94 Prozent, nach der Amsterdamer Enquete 94,1 Prozent und nach der Metallarbeiterenquete 95,7 Prozent. Meine Herren, es ist sehr bezeichnend, daß diese drei vollständig unabhängig voneinander unternommenen Umfragen doch ein ziemlich gleiches Ergebnis gehabt haben: 94, 94,1 und 95,7 Prozent. Dementsprechend ist auch das Ergebnis ziemlich übereinstimmend hinsichtlich der sexuell nicht Normalen. Die Zahl der Abweichenden beträgt nach der Charlottenburger Studentenenquete 6 Prozent, nach der Amsterdamer Enquete 5,8 Prozent und nach der Metallarbeiterenquete 4,3 Prozent, und unter diesen Abweichenden finden sich an Homosexuellen nach der Charlottenburger Enquete 1,5 Prozent, nach der Amsterdamer 1,9, nach der Metallarbeiterenquete 1,1 Prozent. Also auch hier tritt eine beweiskräftige Übereinstimmung in den Prozentsätzen zutage.

Meine Herren, es wird immer gesagt, daß die Schätzungen und Ziffern, die die Homosexuellen über den Umfang der zweigeschlechtlichen Naturanlage behaupten, rein aus der Luft gegriffen seien. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß sie sich immerhin auf eine ganze Anzahl, auf Tausende von Einzelfällen erstreckt, und daß bei drei ganz verschiedenen Anlässen ziemlich gleiche Ergebnisse zutage getreten sind: nämlich rund 1 Prozent der befragten Männer hat sich als homosexuell erwiesen. Nimmt man diese Ziffern als feststehend an, so kommen wir allerdings zu Ergebnissen, die geradezu erschreckend sind betreffend die Zahl derer, die Gefahr laufen, ohne irgendwelche persönliche Schuld, sondern infolge ihrer Naturanlage, durch den § 175 vor den Strafrichter gezogen und dort sehr empfindlich bestraft zu werden; denn Sie wissen ja alle, daß das Strafgesetz bei § 175 nicht bloß auf Gefängnisstrafe erkennt, sondern auch die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte möglich macht.

Wollte man früher überhaupt bezweifeln, daß die Homosexualität in ziemlichem Umfang bestehe, und macht auch der Kommissionsbericht darauf aufmerksam, daß ein Direktor einer Irrenanstalt in vieljährigem Wirken nur einen einzigen Fall von Homosexualität kennen gelernt habe, so ist meiner Meinung nach durch die drei Enqueten von Charlottenburg, Amsterdam und unter den Metallarbeitern ohne jeden Zweifel dargetan, daß die Homosexualität viel verbreiteter ist, als man bisher anzunehmen geneigt war. Auch auf Grund dieser durch die Enquete festgestellten Tatsache müssen wir unser Urteil zu der Frage ändern und eine Gesetzesbestimmung beseitigen, durch die nicht Tausende, sondern Zehn- und Hunderttausende von Menschen unglücklich gemacht werden können. Das ist unsere Pflicht.

Legt man die Zahlen, die die Enqueten für die

Menge der homosexuell Empfindenden ergeben haben, weiteren Berechnungen zugrunde, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen. Ein Prozent von 56 Millionen Einwohnern, die wir in Deutschland haben, würden 560000 sein, und, meine Herren, die Zahl der Homosexuellen in Deutschland ist mit 560000 wahrscheinlich eher noch zu gering als zu hoch angegeben. Dabei sind auch die weiblichen homosexuell Empfindenden nicht mit gerechnet. Nehmen wir für die Frauen — es liegt gar kein Anlaß vor, da eine andere Zahl zugrunde zu legen — denselben Prozentsatz an, so haben wir in Deutschland über 1 Million Einwohner, also 2,2 Prozent, nach den durchaus nicht in die Luft gebauten Berechnungen des wissenschaftlichen humanitären Komitees, die ohne ihr persönliches Verschulden einem Ausnahmegesetz unterstellt werden und die schwersten Strafen für sich zu erwarten haben, ohne daß sie die Möglichkeit haben, ihre Natur zu ändern und der Strafbarkeit ihrer Handlungen auszuweichen. Das ist ein ungeheuerlicher Zustand, über 1 Million Menschen unter den § 175 zu bringen, sie mit Strafe zu bedrohen, wo ihnen ein persönliches Verschulden gar nicht beigemessen werden kann.

Und welches ist denn der Erfolg dieses Gesetzes? Meine Herren, es ist namentlich von juristischer Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß man unter allen Umständen vermeiden müsse, Strafbestimmungen zu erlassen, in denen die Mehrzahl der unter Strafe gestellten Handlungen überhaupt nicht zur Bestrafung gelangt. Dieser Einwand trifft bei den homosexuellen Handlungen im vollsten Umfange zu. Nach dem Buche, das ja auch allen Mitgliedern dieses Hauses zugegangen ist: „Das Ergebnis der statistischen Untersuchung über den Prozentsatz der Homosexuellen“ — wird folgendes mitgeteilt. Es wurden aus § 175 des Reichsstrafgesetzbuchs wegen widernatürlicher Unzucht in ganz Deutschland bestraft

im Jahre 1900 535 Personen, im Jahre 1899 491 Personen, 1895 484, 1890 412 und 1885 391.

Sie sehen also, meine Herren, mit einer ziemlichen Regelmäßigkeit und ohne allzu große Unterschiede wiederholt sich die Zahl der zur Bestrafung gelangenden Fälle auf Grund des § 175. Schon das müßte eigentlich diejenigen, die ein persönliches Verschulden in den homosexuellen Handlungen erblicken wollen, etwas stutzig machen. Wenn das ein rein persönliches „Laster" wäre, so würde die Gleichmäßigkeit in der Ziffer der jährlich zur Bestrafung gelangenden Fälle nicht vorhanden sein. Diese Gleichmäßigkeit beweist aber, daß wir es mit tieferliegenden Ursachen zu tun haben, über die der Mensch mit Hilfe seines vermeintlich freien Willens nicht hinweg kommen kann.

Von großem Wert ist auch, daß unter den 535 im Jahre 1900 bestraften Personen, 351 Personen sich befinden, die zum erstenmal bestraft wurden, 81, die einmal wegen der gleichen Handlung vorbestraft waren, 35, die zum zweiten Mal, 42, die drei- bis fünfmal und 26, die sechsmal und öfter wegen desselben Vergehens vor dem Strafrichter standen.

Daß die Homosexualität auch alle Berufe umfaßt, beweist das Personenstandsregister der 535 im Jahre 1900 bestraften Personen. Davon gehörten der Land- und Forstwirtschaft an 203, der Industrie, dem Bergbau und dem Bauwesen 198, dem Handel und Verkehr 76, den Arbeitern, Tagelöhnern 38, freien Berufsarten 12, und ohne Beruf waren 8. Es ist also die Homosexualität weder auf das eine oder das andere Geschlecht, noch auf den einen oder anderen Stand beschränkt. Sie ist auch nicht auf die eine oder andere Religion beschränkt; denn unter den Bestraften waren 301 evangelischer, 128 katholischer, 4 jüdischer und 2 unbekannter Religion. Auch diese Ziffern entsprechen etwa dem

Stärkeverhältnis der betreffenden Religionsbekenntnisse in Deutschland.

Ebenso wenig macht das Alter einen Unterschied aus in dem Vorkommen der homosexuellen Handlungen. So waren nach der Statistik unter 15 Jahren 13, von 15 bis 18 Jahren 102, von 18 bis 21 Jahren 98, von 21 bis 25 Jahren 59, von 25 bis 30 63, von 30 bis 40 91, von 40 bis 50 61, und der Rest von 42 erstreckte sich über 50 Jahre alte Personen.

Meine Herren, wenn man sagt, und wenn auch der Bericht wiederholt durchblicken läßt, in den homosexuellen Handlungen habe man die Folge der Übersättigung, des lasterhaften Ausschreitens zu sehen, so zeigt doch der Umstand, daß, wenn junge Leute von 15 bis 21 und von 21 bis 24 Jahren für derartige Handlungen bestraft werden, doch bei denen wahrlich von einer Übersättigung nicht die Rede sein kann, und wenn Sie sich den Prozentsatz ansehen, werden Sie finden, daß diejenigen Altersstufen, bei denen man möglicherweise von Übersättigung reden könnte, verhältnismäßig mit einem nur geringen Prozentsatz vertreten sind. Also auch dieser Einwand ist vollständig hinfällig auf Grund der durch die gerichtlichen Handlungen gemachten Erfahrungen. Soviel ich weiß, ist in den letzten zwei Jahren, — aus dem Jahre 1902 liegt die Statistik jetzt auch vor — die Zahl der wegen homosexuellen Vergehen bestraften Personen noch etwas gestiegen; aber sie liegt immer noch innerhalb des Rahmens des ungefähren früheren Prozentsatzes.

Aber wie steht es denn nun: wie viele von denen, die homosexuelle Handlungen begehen, werden denn bestraft? Das ist nur ein so verschwindend geringer Bruchteil, daß die Ungerechtigkeit, die in dem Paragraphen an sich schon liegt, nur noch um so größer und schroffer erscheint, weil die weitaus meisten dieser Handlungen nicht vor den Strafrichter gelangen. Nehmen wir mit

dem humanitär-wissenschaftlichen Komitee an — und in der Tat ist die Rechnung nicht in die Luft gebaut —, daß wir in Deutschland 1260000 homosexuell veranlagte Personen haben, und nehmen wir die Hälfte als Frauen, so bleiben 600000 homosexuell empfindende männliche Personen übrig, und nehmen wir von diesen 600000 nur zwei Fünftel, die das strafmündige Alter haben, so bleiben 248000, also rund ein Viertel homomosexuelle, erwachsene strafmündige, männliche Personen in Deutschland übrig. Nehmen wir weiter an, daß jeder von diesen 250000 Männern wöchentlich einmal den homosexuellen Akt vollzieht, so haben wir durch Multiplikation mit 52 eine Anzahl von 13 Millionen homosexueller Akte, die jährlich in Deutschland von Männern begangen werden, die also strafbar sind, von denen also nur 533 oder 600 zur Bestrafung gelangen. Meine Herren, entweder muß es möglich sein, wenn einmal eine Strafbestimmung besteht, daß der größte Teil der nach den Gesetzen nun einmal strafbaren Handlungen auch vor den Strafrichter gebracht wird; oder wenn man dazu die Macht nicht hat — und man hat sie nicht dazu —, dann soll man die paar Hundert, die nur dasselbe tun, was Hunderttausende andere tun, nicht die ganze Schwere des Gesetzes fühlen lassen.

Von außerordentlichem Interesse ist auch, wie sich auf die einzelnen Oberlandesgerichtsbezirke die Verurteilungen wegen Vergehens gegen § 175 verteilen. Ich will dieses Verzeichnis nicht vorlesen; aber ich kann Ihnen sagen, was ich schon vorhin hervorhob: wie der Trieb zur Homosexualität weder abhängig ist von dem Alter, noch von dem Geschlecht, noch von dem Berufe, noch von der Religion, so ist er auch nicht von der Gegend abhängig. Wir haben sowohl in den Oberlandesgerichtsbezirken im Süden wie im Osten, im Westen wie im Norden und im Zentrum des Deutschen Reiches überall

dieselben Prozesse. Mehr oder weniger hängt die Anstrengung von Prozessen aus § 175 von Zufällen ab —, in den Großstädten kommen natürlich mehr solcher Prozesse vor, weil eben die Ursachen des Anhängigmachens solcher Prozesse, die in der Regel mit Erpressungsprozessen verquickt werden, in den großen Städten eher gegeben sind als in den kleinen.

Nun wird in dem Kommissionsberichte gesagt, daß wir von der Strafbarkeit der homosexuellen Handlungen um deswillen nicht Abstand nehmen können, weil durch diese Handlungen die Gesundheit untergraben, die Wehrfähigkeit des deutschen Volkes geschwächt würde, weil Seuchen verbreitet werden, weil die Sittenlosigkeit im allgemeinen vergrößert würde usw. Alle diese Gründe klingen zwar leidlich, haben aber kein entscheidendes Gewicht, treffen zum Teil auch nicht zu. Die Wehrkraft des Reiches — wenn wir darauf eingehen wollen — wird vielmehr geschwächt durch das endlose Wohnungselend in den Großstädten, durch die schlechte Ernährung infolge der geringen Entlohnung der Arbeiter, durch viele andere sanitäre Mißstände in großen und kleinen Gemeinwesen, als durch die homosexuellen Handlungen. Sehr bezeichnend ist ein Satz in dem Kommissionsbericht, welcher lautet: es seien diese homosexuellen Ausschreitungen bei den Griechen und Römern und in anderen Staaten immer nur aufgetreten, wenn das Staatswesen bereits im Verfall gewesen sei. Ich gebe diesen Satz nicht zu, ich bestreite ihn. Aber wir wollen einmal annehmen, er sei wahr. Was sagt er denn? Dann beweist das zahlreiche Auftreten der Homosexualität, daß Deutschland bezw. alle europäischen Staaten — denn in den anderen sieht es nicht anders aus, nicht schlimmer und nicht besser als in Deutschland —, daß dann aber unsere europäische Kultur vor dem Verfall steht. Dann ist aber die Homosexualität nicht die Ursache des Ver-

falls, sondern eine Wirkung des bereits begonnenen Verfalls. Und wie will man diejenigen, die in sich durch ihre andersgeartete Neigung nur eine Wirkung repräsentieren, das entgelten lassen, was in den allgemeinen Verhältnissen gelegen ist, worunter sie also ohne ihr persönliches Verschulden und Zutun, ohne daß sie die Möglichkeit haben, dies von sich abzulenken, zu leiden haben? Gerade der Satz im Kommissionsbericht, der die fernere Strafbarkeit und womöglich eine härtere Bestrafung rechtfertigen soll, zeigt am besten, daß man auf gesetzgeberischem Wege diesen Leuten nicht nahetreten soll, daß man nicht etwas als strafbar für sie erachten soll, wofür sie nicht können und was, wie das schon hervorgehoben ist, in anderen Ländern genau ebenso begangen wird, ohne daß es dort als strafbar gilt.

Meine Herren, es sind neuerdings eine ganze Anzahl von Fällen bekannt geworden, in denen die homosexuellen Handlungen zu Gerichtsverhandlungen geführt haben. Einige dieser Verhandlungen enthüllen tieftraurige Seelenqualen, die beweisen, wie schwer die Homosexuellen zu ringen haben, einmal mit ihrer Neigung und dann immer mit der Gefahr, dem Strafrichter ausgeliefert zu werden. Sie haben in den letzten Wochen in Berlin mehrere dieser Prozesse gehabt. Ich erinnere an den Landgerichtsdirektor Hasse in Breslau. Der Mann ist eigentlich zufällig, und zwar infolge einer Verabredung von mehreren dieser männlichen Prostituierten, mit einem dieser jungen Leute in Berührung gekommen. Sie haben ihm gedroht, ihn anzuzeigen, und innerhalb einer Anzahl von Jahren hat dieses Verbrecherkleeblatt aus dem Manne nicht weniger als 40 000 Mark herausgepreßt in kleinen und großen Summen. Sie haben immer aufs neue gedroht: wenn du nicht zahlst, dann zeigen wir dich an, — so daß er schließlich keinen anderen Weg zur Rettung wußte, als hier in Berlin mit dem einen zusammenzukommen und

ihm eine vermeintliche Revolverkugel vor den Kopf zu zu jagen. Die Patrone enthielt aber nur Schrot, so daß der Betreffende nur eine Verwundung erhielt und bald wieder geheilt werden konnte. Hasse hat sich dann der Behörde selbst gestellt und ist vor einiger Zeit aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Meine Herren, das ist nur ein Beispiel. Wenn Sie aber die Monatsberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees lesen, welches mit großer Sorgfalt alle diese Verhandlungen, die bekannt werden, zusammenträgt, da werden Sie jeden Monat nicht zwei oder fünf, sondern zehn bis zwanzig Verhandlungen finden, von denen bei jeder wieder das *A* und *Θ* ist: durch Erpressung werden die homosexuell Veranlagten in einer Weise geschröpft, in einer Weise in ihrem Seelenfrieden zerrüttet, daß man selbst dann dieses Mitleid mit den Leuten haben muß, wenn man als normal veranlagter Mensch diese Handlungen absolut nicht versteht und verabscheuen möchte. Meine Herren, die Zahl der Selbstmorde ist eine außerordentlich starke, und sehr häufig weiß man nicht, worauf diese zurückzuführen sind. In sehr vielen Fällen dürfte eben die homosexuelle Veranlagung der Unglücklichen der wahre Grund dazu sein.

Es sind unter denen, die die Petition unterschrieben haben, mehrere, die noch Bemerkungen gemacht haben, und dann mehrere, die darauf hinweisen, welch außerordentliches Elend die Gerichtsverhandlungen, welche der § 175 notwendig macht, über einzelne Familien gebracht hat. Da schreibt der eine:

Hoffentlich gelingt es, jene Unglücklichen vom § 175 zu befreien mit den Ausnahmen, die gerechterweise zugestanden werden müssen. Einen der Unglücklichen aus einer Familie, die mir ans Herz gewachsen ist, kenne auch ich und sehe mit Herzeleid auf seine vernichtete Existenz, die er an der Botschaft in Rußland, England usw. gegründet hatte.

Ein anderer bemerkt:

Durch das Polizei- und gerichtliche Verfahren wird leicht die Sittlichkeit mehr verletzt als durch die Straftat selber.

Ein dritter schreibt:

Mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, bei der Umänderung des § 175 mitzuwirken, dessen Bedenklichkeit sich mir im Prozeß eines erwachsenen Schülers, den ich im Prozeß zu beleumunden hatte, zur Evidenz erwiesen hat.

Meine Herren, in den Akten oben in der Registratur befindet sich in den Kommissionsverhandlungen von 1870/72 eine sehr interessante Stelle. Da beantragte das Kommissionsmitglied v. Lucke eine Beseitigung des Satzes, daß der Geschlechtsverkehr mit Tieren strafbar sein solle, und zwar beantragt er die Beseitigung des Satzes mit der Begründung, „der Wunsch sei ihm von einer Seite zugetragen worden, von welcher er die Annahme nicht ohne weiteres habe abweisen wollen“. Meine Herren, es ist ein offenes Geheimnis, daß, wenn auch homosexuelle Neigungen in allen Schichten der Bevölkerung, in allen Altersstufen, in beiden Geschlechtern, in allen Berufsarten zu finden sind, unter dem § 175 die gesellschaftlich hochstehenden Kreise viel mehr zu leiden hätten, wenn sie bestraft würden. — Und sehr häufig wird, was an homosexuellen Handlungen in den hervorragendsten Kreisen unter den „Erstklassigen“ begangen wird, der Polizei bekannt; aber sie greift nicht ein. Meine Herren, das ist eine Ungerechtigkeit. Wenn dann einmal die Homosexualität bestraft werden soll, so hat die Polizei, so hat das Gericht die Verpflichtung, jeden ihr zur Kenntnis kommenden Fall ohne Unterschied des Standes zur Anzeige und Bestrafung zu bringen. Das tut sie nicht. Warum ist denn im vergangenen Jahr die Aushändigung des Testaments des verstorbenen Polizei-

direktors v. Meerscheidt-Hüllessem an das wissenschaftlich-humanitäre Komitee verhindert worden? Auf Grund seiner reichen Erfahrungen hatte der verstorbene Polizeidirektor Aktenmaterial zusammengestellt zur Aufhebung des § 175 oder zu seiner wesentlichen Einschränkung. Er hat testamentarisch diese seine Aufschriften dem wissenschaftlich-humanitären Komitee vermacht, und die Aushändigung dieses Testaments ist verhindert worden; das wissenschaftlich-humanitäre Komitee ist noch heute nicht im Besitz seiner ihm testamentarisch vermachten Gabe. Und warum? Die Aushändigung des Materials wurde damit begründet, es sei in dem Testament „amtliches Material" enthalten. Jawohl, meine Herren, es wird eine ganze Menge amtliches Material darin enthalten sein, die Namen von Dutzenden der hoch- und höchststehenden Personen, von denen der Polizeidirektor gewußt hat, daß sie homosexuelle Neigungen haben, daß sie sich homosexuell betätigen, daß sie also nach dem § 175 des Strafgesetzbuchs in seiner jetzigen Fassung strafbar sind. Man hat es aber nicht Wort haben wollen. Ja, wenn man so sich scheuen muß, der Öffentlichkeit, dem wissenschaftlich-humanitären Komitee das Material zu liefern, dann muß es in der Tat schlimm aussehen. Aber dann ziehe man auch die Konsequenzen. Kennt man diejenigen Leute in den hohen und höchsten Kreisen, welche sich homosexuell betätigen, und weiß man, daß sie trotzdem charakterfeste Leute sind, so soll man es auch auf die anderen übertragen und den Paragraph aufheben beziehungsweise so einschränken, wie es sich gebührt. Von den in den letzten Jahren bekannt gewordenen Fällen von Homosexualität erinnere ich nur an den Großindustriellen im Rheinland, in Essen, an Krupp.

Ja, meine Herren, alle Welt weiß das. Ist Krupp etwa um deswillen von Ihnen weniger geachtet worden, weil er mit dieser anormalen Neigung belastet war? Also,

wenn man in dem einen Falle weiß, warum zieht man denn nicht die gesetzgeberischen Konsequenzen. Ich erinnere ferner an den Fall Ackermann, den Sohn des langjährigen Landtagspräsidenten in Sachsen. Auch da ist erwiesen, daß der Mann eben nicht anders konnte, obwohl er sich möglichst bemüht hat, diese Neigungen zu unterdrücken. Die Neigungen sind eben stärker als sein Wille gewesen. Dafür kann er nichts, meine Herren. Sollte denn nicht jedem von uns bekannt sein, daß wir gar nicht zu weit zu laufen brauchen, um homosexuelle Männer namhaft zu machen. Ja, wenn wir denn aber wissen, daß homosexuell veranlagte und homosexuell sich betätigende Leute fast in unserer Nähe weilen, warum wollen wir dann nicht die Konsequenzen ziehen? Es wäre wirklich mutiger von den Betreffenden, die von der Natur derartig veranlagt sind und welche unter dem jetzigen Rechtszustande, unter der jetzigen Fassung des § 175 schwer leiden müssen, offen aufzutreten und zu sagen: ich bin einer von denen, und ich weiß, wie ungerecht es ist, daß man im Strafgesetz eine Bestimmung hat, die etwas bestraft, wofür der Mensch nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Meine Herren, daß der § 175 ins neue Strafgesetz, wenn es erlassen werden wird, nicht in der jetzigen Fassung aufgenommen wird, dafür scheint ja eine Mitteilung zu bürgen, die in unserer Kommission vom Regierungsvertreter gemacht wurde. Der Regierungsvertreter lehnte zwar ab, irgendeine feste Stellungnahme der Regierung zu dem Gesetzentwurf hier zu äußern, aber er sagte, daß der Reichskanzler die Petition des wissenschaftlich-humanitären Komitees, welche auch ihm zugegangen sei, als Material zu den Akten habe legen lassen, welche für die Bearbeitung des neuen Strafgesetzes aufgespeichert wären. Meine Herren, da ist in der Tat der Reichskanzler dem humanitären Komitee noch weiter entgegen-

gekommen als die Petitionskommission des Reichstages. Die Petitionskommission des Reichstages beschließt Übergang zur Tagesordnung. Sie verschließt immer noch einmal ihr Auge vor den Tatsachen, die nun einmal nicht weggeleugnet werden können. Ja, meine Herren, damit kann man die Welt nicht ändern, daß man immer und immer wieder sagt: wir ändern nicht, es bleibt bei dem früheren Beschlusse. Ich werde darum den Antrag, den wir schon in der Kommission gestellt haben, nämlich auf Überweisung dieser Petition zur Berücksichtigung, hiernach erneuern. Meine Herren, die Hauptgrundlage, der Hauptirrtum, von dem wir ausgehen, ist der, den ich schon im Eingang meiner Ausführungen erwähnte, daß nämlich die Gegner der Petition von der durchaus irrtümlichen Meinung ausgehen, der Mensch besitze einen freien Willen. Das ist eben in dieser Weise nicht der Fall. Die Willensfreiheit der Menschen ist weder eine angeborene, noch eine gleiche, noch eine gleich Starke. Nur wenn die Willensanlage des Menschen geschult erzogen ist, dann kann der Mensch willensstark werden, über seine Entschließungen mit mehr oder weniger Souveränität schalten und walten. Aber, meine Herren, über die Natur und gegen die Natur den Willen zu zwingen, das ist die Askese, die wir als lächerlich verurteilen, die wir zu den zum Glück überwundenen Verirrungen der früheren Zeiten zählen. Die Naturanlage, die den einen oder anderen zur Homosexualität zwingt, nach den Untersuchungen viele zwingt, ist eine solche, bei der der freie Wille aufhört, beziehentlich bei der wir gar kein Recht haben, zu verlangen, daß diese Leute gezwungen werden, auf die Betätigung dieser Naturanlage zu verzichten. Sie müßten dadurch verzichten auf einen wesentlichen Teil des Glückes, auf das jeder Mensch Anspruch hat, und das die anderen Menschen ungestört betätigen können. Wir begreifen es vielleicht als nicht homosexuell Bean-

lagte nicht, daß der Mann mit dem Mann in geschlechtlichen Verkehr treten kann. Was würden wir aber wohl sagen, wenn die Homosexuellen in der Mehrheit wären und Gesetze machten und sagten: die heterosexelle Betätigung des Geschlechtslebens ist etwas Anormales? Wir haben also kein Recht, den § 175 in der jetzigen Fassung aufrecht zu erhalten.

Der § 175 ist wirkungslos insofern, als nur ein ganz verschwindender Bruchteil der hierher gehörigen Handlungen, nur ein winziger Bruchteil eines einzigen Prozents zur Bestrafung gelangt. Der § 175 ist ungerecht, weil er bei der Frau dieselben Handlungen außer Strafe läßt, die beim Manne bestraft werden. Der § 175 ist unwissenschaftlich, weil er zur Voraussetzung Sachen hat, die wissenschaftlich widerlegt sind, — kurz und gut, es gibt nicht einen stichhaltigen Grund, welcher für die Beibehaltung des § 175 in seiner jetzigen Fassung spricht. Wohl aber bringt die Petition, unterzeichnet von Tausenden von tüchtigen Gelehrten, Künstlern, Medizinern, Staatsrechtskundigen usw., Gründe bei, die jeden Vorurteilslosen überzeugen müssen. Darum beantragen wir, was wir schon in der Petitionskommission beantragt haben: die Überweisung zur Berücksichtigung.

Meine Herren, wir sind hier Gesetzgeber; da haben persönliche Vorurteile zu schweigen, da haben wir auch die überlieferten, auf der Erziehung und auf anderen Faktoren beruhenden Meinungen völlig zu revidieren. Es steht vor uns ein Problem, — und das Problem wird gelöst werden. Es handelt sich darum, ob noch längere Jahre Tausende und Zehntausende von an sich unglücklichen Menschen noch unter eine Strafbestimmumg gestellt werden sollen, die ein Ausnahmegesetz der schlimmsten Art ist. Meine Herren, wir haben die Pflicht, gesetzgeberisch einzugreifen, und darum ersuche ich Sie, dem Antrage zuzustimmen, die Petition des humanitär-wissenschaftlichen

Komitees wegen Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuchs dem Herrn Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen.

Vizepräsident Dr. Paasche: Das Wort hat der Herr Abgeordnete Dr. **Thaler.**

Dr. Thaler, Abgeordneter: Meine Herren, der Herr Abgeordnete Thiele war Mitglied der Kommission, deren Votum Ihnen heute vorgelegt worden ist. Der Herr Abgeordnete Thiele war bei der Beratung der Petition anwesend. Der Herr Abgeordnete Thiele war bei Prüfung des Berichts zugegen und tätig. Der Herr Abgeordnete Thiele

(Lachen links)

hat dem Berichte gegenüber geschwiegen.

(Zurufe links.)

Der Herr Abgeordnete Thiele hat dem Bericht seinen Namen beigesetzt

(Zurufe links),

und er liegt Ihnen vor. Der Herr Abgeordnete Thiele hat heute erklärt, daß der Berichterstatter in leidenschaftlicher Weise, vielleicht geleitet von der Anschauung jener, die ein berühmter Gelehrter als mit Dummheit und mit Böswilligkeit ausgestattet hingestellt hat, den Bericht erstattet habe, und der Herr Abgeordnete Thiele hat infolgedessen geraten, die Angelegenheit recht leidenschaftslos zu beraten. Inwieweit der Herr Abgeordnete Thiele seinen Wunsch wahr gemacht, gänzlich von der Person, gänzlich von alten Traditionen, von Moral, Geschichte, Ethik, von freiem Willen abzusehen und nur die Ergebnisse einer rein wissenschaftlichen Forschung zugrunde zu legen, das haben Sie soeben gehört. Inwieweit es dem Herrn Abgeordneten Thiele gelungen ist, mehr als Behauptungen aufzustellen nach dem alten Grundsatz:

Wenn Du auslegst, sei frisch und munter,
Legst Du nicht aus, so lege unter!

— das kann ich getrost dem hohen Hause überlassen. Ich war eigentlich gespannt, zu hören, inwieweit jene Ergebnisse eines positiven humanitär-wissenschaftlichen Forschens heute vor diesem hohen Hause einmal sachlich dargelegt würden. Ich habe aber eigentliche Gründe nicht gehört. Damit ich nun nicht selbst dem Vorwurfe begegne, daß man fernab von Wissenschaftlichkeit, sondern mit Voreingenommenheit eine so wichtige Frage behandle, will ich mich bestreben, nur jene Personen sprechen zu lassen, welche als die Vertreter der Wissenschaft erscheinen und nur jene Tatsachen und Anschauungen vorführen, welche sich als das Ergebnis jener Wissenschaft darstellen, jener Wissenschaft, um deretwillen Herr Dr. Magnus Hirschfeld mit seinem humanitär-wissenschaftlichen Komitee von der ganzen Welt verlangt, daß sie die tausendjährigen Grundsätze und Resultate der Philosophie, der Ethik, der Moral, der Religion, der Geschichte einfach in den Papierkorb werfen. Das humanitär-wissenschaftliche Komitee verlangt also nur die Berücksichtigung einer Wissenschaft. Lassen wir deshalb deren Vertreter zu Worte kommen, lassen wir insbesondere die Mediziner und Physiologen sprechen. Was sagen diese Herren über die Ihnen vorgelegte Frage? Die Neuzeit, so meint Herr Abgeordneter Thiele, habe eine Menge von Resultaten gezeitigt, welche wir würdigen müssen; sie habe den Beweis geliefert, daß die Homosexualität der Ausfluß eines allgemeinen Naturgesetzes sei. Nun gut! Dann muß sie naturgemäß sein, dann kann sie aber nicht zugleich die Folge einer Krankheit, eines irregulären Naturzustandes sein. Das wäre ja ein Widerspruch. Was behaupten nun die Vertreter dieser angeblich allein maßgebenden neueren Wissenschaft? Ich sage: alles Mögliche behaupten sie, was sich nicht zusammenreimt. Wenn man ihre vielen Kompendien miteinander vergleicht, so ist man am Ende der Lektüre

über den Kernpunkt so wenig aufgeklärt wie beim Beginne. Die einen nehmen eine Krankheit als Ursache an, die anderen erblicken die Ursache in einer Naturanlage. Dr. Magnus Hirschfeld unterscheidet in seinem Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, VI. Jahrgang, sogar drei Meinungen, deren erste die konträre Sexualempfindung stets als krankhaft, als Symptom einer allgemeinen Degeneration, während die zweite in ihr ein vereinzeltes Krankheitssymptom erblickt, und eine dritte sie nicht für krankhaft, sondern für einen Teil eines Degenerationszustandes hält. Was ist nun das Richtige? was das untrügliche Ergebnis der so viel gepriesenen Wissenschaft?

Hören wir demgegenüber jenen Autor, welcher die Frage der Homosexualität überhaupt zum ersten Male wissenschaftlich aufzurollen bestrebt war, Johann Ludwig Caspar. Dieser stellte 1852 die Theorie auf, daß es Personen gäbe, welche einen ihrem ausgebildeten Geschlechte nicht entsprechenden perversen Geschlechtstrieb besitzen. Er nimmt schon Perversität an, also Verkehrtheit, Degeneration, Naturwidrigkeit. Wir wollen festhalten: Caspar geht demnach nicht von der Anschauung aus, daß die Homosexualität naturgemäß sei, befindet sich sohin zweifellos im Widerspruche mit der Theorie vom sogenannten dritten Geschlechte, von welcher die Neueren ausgehen. Wenn die Wissenschaft den Anspruch erheben will, überhaupt oder gar ausschließlich maßgebend zu sein, dann sollte sie doch, meine ich, vor allem selbst wissen, was sie behaupten will, nicht aber alle möglichen Theoreme aufstellen, welche unter sich im offenbaren Widerspruche stehen. Caspar war überdies der erste, der die Vermutung aussprach, daß der Päderastie in manchen Fällen geistige Abnormität zugrunde liegt. Dieser Standpunkt ist nun im neuesten Jahrbuche des humanitären Komitees von 1904 Seite 6 entschieden aufgegeben,

wenn es dort heißt: „Alle Ärzte stimmen darin überein, daß die konträre Sexualempfindung nur eine krankhafte Erscheinung leichteren Grades und niemals eine eigentliche Geisteskrankheit im engeren Sinne darstellt.“ Den Beweis für seine Lehre macht sich nun Caspar sehr leicht. Er beruft sich dafür, daß die geistige Abnormität hervorgegangen sein könne aus einer natürlichen Neigung zum eigenen, bei gleichzeitiger Abneigung gegen das andere Geschlecht, auf Selbstbekenntnisse eines Päderasten, welche er 1863 veröffentlichte — gewiß eine recht lautere Quelle, fast so überzeugend wie die von dem Herrn Abgeordneten Thiele zitierten vielfachen Enqueten, welche der Herr Dr. Magnus Hirschfeld jüngst veranstaltet hat, und welche diesem eine gerichtliche Bestrafung eingetragen haben.

Bald nach Caspar teilte Griesinger einen ähnlichen Fall mit und machte auf die erbliche Veranlagung zur Geistesstörung aufmerksam, — wieder die Geistesstörung, von der die Petenten annehmen, daß sie heute nicht mehr akzeptabel sei.

Nach Caspar beschrieb Westphal, den auch Herr Kollege Thiele angeführt hat, mehrere derartige Beobachtungen bei einem männlichen und weiblichen Individuum und legte dieser Erscheinung zuerst den Namen „konträre Sexualempfindung“ bei, der ihr seitdem geblieben ist, und der darin gefunden wird, daß das hiermit behaftete Individuum infolge prinzipieller Unerregbarkeit durch das andere Geschlecht die Möglichkeit heterosexueller Befriedigung nicht besitzt. Westphal faßt die konträre Sexualempfindung als Teilerscheinung neuropathischer, nicht psychopathischer Zustände auf, zumeist des angeborenen mit Hysteroepilepsie verbundenen Schwachsinns, wofür ich Straßmann, „Lehrbuch der gerichtlichen Medizin“, 1895, S. 119, als Beleg anführe.

Einer der Hauptvertreter der neuen Lehre ist Ulrichs,

ein ehemaliger hannöverischer Assessor. Dieser spricht zum ersten Màle von „Urningen“, deren einer er selbst war. Ich habe ihn persönlich gekannt, als ich in Würzburg studierte. Da lief der Mann mit fahlem Gesichtsausdruck und schlotternden Knien in der Stadt herum, und, meine Herren von der Linken, Sie werden allerdings wenig darauf geben, was ich mir gedacht habe, aber ich gebe Ihnen doch die Versicherung: wenn ich mir den Gottseibeiuns vorstelle, dann brauche ich nur an den ehemaligen hannöverischen Assessor a. D., an den Urning Ulrichs zu erinnern, wie er hohlen und scheuen Blickes mit seinem Stock unter dem Arm einsam in den Straßen herumschlich.

(Heiterkeit.)

Dieser Ulrichs spricht also von „Urningen“, bezugnehmend auf eine Stelle in Platos „Gastmahl“, wo zwei Aphroditen unterschieden werden. Sie sehen: sehr naturwissenschaftlich und physiologisch. Ulrichs oder „Numa Numantius“ hat in den sechziger Jahren in einer Reihe von Schriften, die sich durch auffallende Titel, wie „Gladius furens“, „Vindex“, „Vindicta“, „Inclusa“, „Formatrix“, „Ara spei“ usw. auszeichnen, für seine angeblichen Leidensgenossen das Wort ergriffen. Er hält die Urningsliebe für ebenso berechtigt wie die heterosexuelle, und verlangt — damals schon — nicht nur die Aufhebung der Strafbestimmungen, sondern auch die staatliche Genehmigung von Ehen zwischen Mitgliedern desselben Geschlechts, indem er ähnlich wie die heutigen die Zahl der konträrsexual empfindenden Männer unverhältnismäßig groß angibt. In der Juristenversammlung zu München im Jahre 1867, sicher nicht bei Menschen mit antiquierten Anschauungen, rief er mit seinem Antrag auf Revision des Strafgesetzes zugunsten der naturwidrigen Geschlechtsbefriedigung allgemeine Entrüstung hervor, und von da an verstummte seine Muse.

Eine große Zahl von Fällen hat nun Krafft-Ebing in seiner „Psychiatria sexualis“ 1898 und in seiner Schrift: „Der Konträrsexuelle vor dem Strafrichter“ 1894 mitgeteilt und ein förmliches System für diese und ähnliche Störungen entworfen. Er unterscheidet zwischen angeborner und erworbener Homosexualität, während auch diesen Standpunkt gerade wieder die meisten Neueren verlassen haben, ein Beweis für die Sicherheit aller dieser wissenschaftlichen Forschungen, deren unbedingte Annahme Herr Abgeordneter Thiele uns empfiehlt, wenn er ausführt: wenn 4000 und 5000 Gelehrte im Deutschen Reiche so etwas sagen, dann hat alle weitere Kritik ein Ende, dann haben wir das als zutreffend anzunehmen! Wie sonderbar klingt das zusammen mit der Behauptung: wir sind diejenigen, die die Frage nur wissenschaftlich verfolgen, welche sich von hergebrachten Meinungen anderer ganz frei gemacht haben! Also durch die Unterschriften von 4000 und 5000, welche die Petition einfach unterzeichneten, sind wir gedeckt und brauchen wir keine kritische Untersuchung. Das ist gewiß recht wissenschaftlich.

(Heiterkeit.)

Was den Wert dieser Petition und solcher Unterschriften anlangt, so erlaube ich mir, hierüber überhaupt meine eigene Meinung zu haben. Ich halte nämlich von solchem Unterschriftensammeln nicht sonderlich viel und kenne auch andere erfahrene Leute, welche sich durch solche wohlfeile Unterschriften nicht sehr imponieren lassen. Vielleicht wäre es interessanter, statt der 4000 oder 5000 Leute, die ihren Namen hergegeben haben, diese Petition zu unterschreiben, jene kennen zu lernen, die im deutschen Vaterlande unter rund 60 Millionen ihren Namen zu einer solchen Unterschrift nicht hergegeben haben. Ich meine, diese Leute müßten uns viel mehr imponieren. Ein Arzt aus München z. B. hat seine

Unterschrift verweigert, weil er die ganze Geschichte als einen Faustschlag in das moralische Empfinden des deutschen Volkes, als die Verbreitung einer sittlichen und psychischen Seuche im deutschen Vaterland betrachtet.

(Sehr richtig! in der Mitte und rechts.)

Ich gehe sogar so weit, zu glauben, daß unter den Unterzeichnern der Petition sich solche befinden, welche in oberflächlicher, gutmütiger Weise, vielleicht in Leichtfertigkeit und ohne Kenntnis der Materie und ohne Erwägung ihrer Tragweite ihren Namen hingesetzt haben, und daß bei Unterzeichnung der Petition vielleicht mancher Schwindel vorgekommen ist. Von solchen aber wollen wir uns alle nicht beeinflussen lassen in unserer Beratung. Erinnert man sich doch überhaupt bei Durchsicht der Namen bisweilen des Dichterwortes:

Es tut mir in der Seele weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

(Heiterkeit.)

Von einer Unterschrift weiß ich auf Grund persönlicher Recherchen bei der Polizeibehörde des Ortes, daß ein Träger dieses Namens dortselbst nicht existiert hat, — wieder ein Beweis von der Sicherheit der vielgerühmten Enquete der Antragsteller. Jedenfalls imponiert mir die bloße Unterzeichnung der Petition im Wege der Kollekte schon deshalb nicht, weil ich die Genesis dieses Verfahrens nicht kenne, und weil erfahrungsgemäß das Papier im Deutschen Reiche auch im Jahre 1904 sehr billig und geduldig war.

(Heiterkeit.)

Ich verlasse Krafft-Ebing und will auch nicht von Schopenhauer sprechen, der, ohne Mediziner zu sein, eine eigenartige philosophische Anschauung über diesen Gegenstand vorgetragen hat, welche allerdings von diesem Platze aus schon aus Rücksichten für die Ohren und Herzen Uneingeweihter vor der weiten Öffentlichkeit

besser nicht wiedergegeben wird. Über Krafft-Ebing geht Albert Moll hinaus, dessen Ideen sich im wesentlichen mit jenen von Ulrichs decken.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Autoren, welche sozusagen die Väter dieser neuen Lehren waren, unter sich selbst noch lange nicht klar und einig sind. Hierzu kommen indes noch die Meinungen ihrer Gegner. unter welchen ich in erster Linie Dr. Hoche, Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie, 1901, erwähne. Er sagt:

> Trotz der im allgemeinen anzuerkennenden Mächtigkeit des Geschlechtstriebs ist für den einzelnen Fall die Tatsache nicht zu vergessen, daß der geistig und gesund erwachsene Mensch imstande ist, den Trieb zu beherrschen.

Herr Kollege Thiele, das klingt beinahe so, als wolle der Gelehrte behaupten, der Mensch habe Freiheit des Willens. Sie sehen also, es gibt auch im Jahre 1901 noch Gelehrte, welche an jener antiquierten, mittelalterlichen Auffassung festhalten, und zu diesen rechnen wir uns vorläufig auch noch.

Hoche sagt weiter:

> Der Geschlechtstrieb ist dem Nahrungstrieb ohne weiteres gleichzusetzen. Beschäftigung der Phantasie mit erotischen Vorstellungen, Müßiggang, Übernährung u. dgl. sind Faktoren, die den Geschlechtstrieb eine übermäßige Rolle im einzelnen Leben spielen lassen.

— Da hätten wir ja so beiläufig eine Erklärung dafür, wieso es dahin gekommen ist, daß eine so große Menge von Menschen sich mit diesen unsauberen Dingen befassen. —

> Die beliebte Darstellung, als ob Individuen, welche durch äußere Umstände an der normalen Befriedigung des Geschlechtstriebs verhindert sind, dadurch in die Notlage kommen, zu anderen abnormen Mitteln zu greifen, ist als eine weit über das Ziel hinausgehende

Übertreibung zurückzuweisen. Es wird hierbei übersehen, daß Mäßigkeit der Lebensführung, ernste Arbeit, sachlich interessierende Beschäftigung den Geschlechtstrieb des normalen Menschen sehr wohl in Schranken zu halten vermögen.

Und das nimmt man gerade von jenen Leuten an, deren Wortführer sonst der Herr Abgeordnete Thiele ist, die nämlich nicht in der Lage sind, durch übergroße Genüsse des menschlichen Lebens in übertriebene Reizzustände versetzt zu werden.

Auch für die ganz reinen Fälle

— sagt Hoche — das sind die Konträrsexuellen —

stößt die Annahme eines angeborenen abnormen Triebs aus allgemeinen physiologischen Gründen auf schwere Bedenken. Es gibt kein männliches Gehirn und kein weibliches Gehirn, sondern nur ein Gehirn von Männern und ein Gehirn von Frauen.

Und in ähnlicher Weise sagt Straßmann, Lehrbuch der gerichtlichen Medizin:

Die Mehrzahl der Psychiater stimmt mit mir darin überein, daß das Angeborene nicht die abnorme sexuelle Veranlagung ist, und daß die Entstehung konträrsexueller Neigungen in diesem Gehirn durch zufällige, gelegentliche Umstände bedingt wird. Eine besondere anthropologisch verschiedene Menschenklasse der Urninge können wir nicht als nachgewiesen anerkennen, und deshalb

— erklärt der Gelehrte —

betrachten wir das Fortbestehen des § 175 als durchaus unbedenklich.

Der Geheime Medizinalrat F. Hüpeden, „Gerichtssaal", Stuttgart 1895, sohin gleichfalls ein neuerer Autor, führt aus:

Die Behauptung Krafft-Ebings, daß die Päderastie ein meist unverschuldetes Gebrechen sei, halte ich für

unerwiesen und unrichtig und ebenso ungerechtfertigt den Vorwurf, welchen er der Justiz macht, wenn sie die Päderastie bestraft. Nach dem Grundsatze, daß es besser ist, wenn der Einzelne leidet, als die Gesamtheit, ist es gerechtfertigt, den Kontrasexualen alle Arten der Befriedigung durch die Strafe abzuschneiden, durch welche die Gesamtheit gefährdet wird. Die meisten Delikte werden in dem Gefühle ausgeübt werden, daß sie natürlich und zweckentsprechend sind. Oft sind es mächtige Triebe, die zur Übertretung des Gesetzes veranlassen. Wollte die Justiz sich durch Rücksicht auf angeblich unüberwindliche Triebe bestimmen lassen, das Schwert aus der Hand zu legen, so würde sie dem Grundsatze „salus publica suprema lex esto“ ungetreu werden und ihrer erziehlichen Wirkung verlustig gehen. Auch der geschlechtlich normal Empfindende befindet sich häufig in einer Notlage

— ein Umstand, der ja in der Regel bei Prüfung dieser Frage außerordentlich außer acht gelassen wird. Denken wir an Frauenspersonen, denen es nicht beschieden war, eine Ehe einzugehen. —

Es kommt demnach Hüpeden zu dem Schlusse:

Es ist nicht erwiesen, daß die angeborene Kontrasexualität Hauptursache der Päderastie sei. Die Kontrasexualität begründet an sich keine Straflosigkeit.

— Nicht einmal die strenge Form der Kontrasexualität läßt der Gelehrte als eine Ursache für die Straflosigkeit zu. —

Diese tritt nur ein bei zugleich bestehender Aufhebung der freien Willensbestimmung.

Und dieser gegenüber gewährt § 51 des Strafgesetzbuchs genügenden Schutz, wie bei jeder Art von Delikten, wenn die Zurechnungsfähigkeit und strafrechtliche Verantwortlichkeit angezweifelt wird.

Raffalowitsch in seiner „Entwicklung der Homosexualität“, „Gerichtssaal“, Band 43, Seite 110, tadelt an dem Buche Krafft-Ebings, daß er

die Lüge der verlogensten Rasse, nämlich der Konträren und Perversen, etwas zu bereitwillig aufnehme und meint, die Homosexuellen seien Lügner, und wenn sie von ihrer Kindheit sprechen, suchen sie sich rein zu waschen oder sich durch Leidenschaft oder Gemeinheiten interessant zu machen.

Das sind also jene Personen, die nach der Anschauung der Petenten so überaus erbarmungswürdig sind, weil sie von einer eigenen Gemüts- und Naturanlage heimgesucht sind.

Hugo Högel erklärt im „Gerichtssaal“ 1897, Seite 103:

Man kann sowohl von den Schriften Krafft-Ebings als von dem Buche Molls behaupten, daß manches darin besser ungeschrieben geblieben wäre, und daß diese Schriften zweifellos unter den Perversen größere Verbreitung haben als unter Fachleuten, mögen auch die Pikanterien lateinisch niedergeschrieben sein.

Vorläufig ist die ganze Lehre von der angeborenen Verkehrtheit noch ein Luftgebilde, und die Berufung auf klinische Beobachtung und Unkenntnis des Gegners kann von der Notwendigkeit, Beweise zu erbringen, nicht entheben. Es gibt Verkehrte, welche als Knaben das Laster übten, dann abgestumpft, an die Widerlichkeit gewöhnt, feig und entnervt sich darauf berufen, daß sie schon von Kindheit so waren. Das sind Geborene. Die Minderzahl der Verkehrten sind es von Kindheit. Sehr viele entdecken ihre Belastung erst, nachdem sie das ganze Register von Ausschweifungen durchgekostet und vor dem Strafrichter stehen; sie dichten sich in der Zelle oder zu Hause lange Promemorias aus, besonders wenn sie medizinische oder

pseudomedizinische Schriften über die Verkehrtheit gelesen haben.

Wer wird hier nicht an die Literatur des „Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen“ erinnert?

Gewohnheitsdiebe will man lebenslänglich verwahren, Arbeitsscheue jahrelang in Arbeitshäuser stecken, Trunkenbolde in Trinkerheilanstalten bringen und entmündigen — Konträrsexuelle zum Ärgernis der Mitbürger oder zur steten Gefahr der Ansteckung laufen lassen. Das begreife, wer da will.

Eine Autorität glaube ich Ihnen nicht verschweigen zu können, das ist ein Mann, der eine durchaus freie Weltanschauung hatte, der nicht im Banne einer von Ihnen (zur Linken) so gering angeschlagenen ererbten religiösen Meinung befangen war: das war der verstorbene Professor Geigel in Würzburg, eine altberühmte medizinische Kapazität. Dieser sagt in seiner Monographie: „Das Paradoxon der Venus Urania“, 1869:

Die Päderastie hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern neben der eigentlichen geschlechtlichen Liebe als Ausnahme bestanden.

Überall, wo arbeitsame und freie Nationen im Besitze gesunder bürgerlicher Institutionen noch einen harten Kampf um ihr Dasein kämpfen, schlagen neben anderen Tugenden auch Ehrbarkeit und Reinheit der Sitten ihren Sitz auf; aber überall da, wo asiatischer oder europäischer Despotismus die üppigen Schätze unermeßlicher Reiche in seine Hauptstädte häuft, wo allgemach jede Bürgertugend in dem entnervenden Streben nach Genuß untergeht, wo ein Cato stirbt und ein Trimalchio schlemmt, überall da schießt auch jedes Laster, mit ihm die pflichtvergessendste Wollust und nicht am wenigsten jenes alterum Veneris genus üppig empor.

Bis auf den heutigen Tag knüpfte das öffentliche Bewußtsein Spott, Verachtung und Abscheu an dieses Laster

— ein Laster, von dem Herr Kollege Thiele erklärt, solch antiquierte Begriffe dürfe man freilich bei der Prüfung dieser delikaten Frage

(Heiterkeit)

nicht in die Wagschale legen. —

Mit seiner These, daß es Menschen gäbe, welche von Natur aus, angeboren, mit rein männlicher Körperbeschaffenheit, aber mit rein weiblicher Seele und Neigung ausgestattet seien — anima muliebris in corpore virili —, wird Herr Ulrichs bei den Vertretern der Wissenschaft wenig Glück haben.

Die einheitliche Naturanschauung hält auch heute noch in vollem Einklange mit dem gesunden Menschenverstande und dem öffentlichen Bewußtsein die Päderastie für einen bewußten, daher verantwortlichen Exzeß gegen das Sittengesetz, für eine monströse Ausschweifung zügellosen oder irregeleiteten Geschlechtstriebes, für eine Ausgeburt und Folge ungesitteter, barbarischer oder wieder in barbarische Unsittlichkeit zurückversinkender staatlicher Zustände, für ein drastisches Wahrzeichen des Mangels oder der Auflösung jeglichen Pflichtgefühls, für eine Schandsäule des menschlichen Namens.

Wird Herr Ulrichs auch fernerhin es wagen, die subjektive Stimme seiner anima inclusa gegen das Bewußtsein der ganzen Menschheit in die Wagschale zu werfen?

Wir halten sie für subjektive Täuschung, für Halluzination oder Illusion, wenn dauernd, für fixe Idee oder Monomanie.

Das Recht, Päderastie zu bestrafen, kann dem Staate gar nicht bestritten werden.

Und hiermit verlassen wir Sie, Herr Ulrichs! Verschwinden Sie! Kaufen Sie sich gefälligst mit Ihren 25000 Urningen

— damals waren es nur 25000, jetzt sind es schon 1200000 —

am Nordpol an; aber verschonen Sie gütigst unsere deutsche Erde mit Ihrer Gegenwart!

(Heiterkeit.)

— So Geigel im Jahre 1864.

Gleichwohl benutzte man die Schriften von Krafft-Ebing zur Agitation gegen § 175 und bildete dieses berühmte humanitär-wissenschaftliche Komitee, an dessen Spitze Herr Dr. Magnus Hirschfeld in Charlottenburg steht. Dasselbe entfaltet nun eine ungemeine Tätigkeit und reichte diese Petition ein. Das Komitee und seine Anhänger verlangen für alle Konträrsexuellen gerichtliche Straflosigkeit, soziale Freiheit, staatliche Anerkennung und legen diesem Verlangen zugrunde die Anschauung, daß die Homosexualität eine rein natürliche Erscheinung sei. Diese Anschauung ist aber falsch, wie ich angedeutet habe; denn sonst hätte die Natur die Homosexualität in den Dienst der Fortpflanzung und der Erhaltung der Art gestellt, und da dies nicht der Fall ist, erscheint die Anschauung des Komitees zunächst als unnatürlich.

Sie ist aber andererseits auch an sich widersprechend; denn man bezeichnet die Homosexualität bald als etwas Normales, als etwas in gewissen Entwicklungsstadien Begründetes, bald als etwas Anormales und Pathologisches. So weit nun, wie das humanitäre Komitee geht, welches jede homosexuelle Betätigung für erlaubt erklärt, sind nicht einmal jene Autoren gegangen, auf deren Anschauungen das Komitee sein Verlangen stützt.

So sagt Krafft-Ebing in seiner Schrift „Der Konträrsexuale vor dem Strafrichter", 1894:

Das, was man früher hinsichtlich der sodomia ratione

sexus für Laster hielt, ist meist unverschuldetes Gebrechen, und die Justiz handelt, indem sie unglückliche Menschen verfolgt, ungerecht und grausam.

Also doch nicht immer, sondern er sagt nur: „in gewissen Fällen“, und in seiner „Psychopathia sexualis“, 10. Auflage, 1898:

Die medizinische Wissenschaft hat nur ein Interesse daran, daß die aus krankhafter Naturanlage resultierenden sodomitischen Handlungen nicht strafrechtlich verfolgt werden. De lege ferenda: wünschen die Urninge nichts sehnlicher als die Aufhebung des § 175. Dazu wird sich der Gesetzgeber nicht so leicht verstehen, wenn er bedenkt, daß Päderastie häufiger ein scheußliches Laster als die Folge eines körperlich-geistigen Gebrechens ist.[1])

(Hört! hört! rechts.)

Und Eulenburg in seiner „Realenzyklopädie“ bemerkt:

Die Zahl der an konträrer Sexualität Leidenden ist viel höher als die geringe Zahl der bisher beschriebenen Fälle, aber ungleich klein im Vergleich der großen Zahl der Päderasten ..... Wir haben es besonders in Großstädten mit der Sippschaft der aktiven undpassiven Päderasten zu tun, deren Gebaren wir auf jede andere Ursache zurückführen, nur nicht als neuro- oder psychopathische Erscheinung auffassen möchten —

und Cramer in der „Berliner Medizin. Wochenschrift“:

Ich gehe kaum zu weit, wenn ich sage, daß gerade in der Laienwelt die Lehmann und Krafft-Ebing mehr

---

[1]) Die meisten dieser Zitate sind vollkommen aus ihrem Zusammenhang gerissen, wovon sich jeder leicht durch einen Vergleich mit den Originalwerken überzeugen kann. Krafft-Ebing, Eulenburg, Schrenck-Notzing würden wohl schwerlich unsere Petition an den Reichstag unterzeichnet haben, wenn sie der Meinung gewesen wären, welche Thaler durch die von ihm gewählte Art des Zitierens aus ihren Werken herausdestilliert. D. H.

> bekannt und geschätzt sind, als in den Kreisen der Sachkundigen —

und Tarnowsky, „Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtslebens“, 1886:

> Dem Verführten fällt es anfangs schwer, den eklen Akt zu vollziehen .... allmählich gewöhnt er sich an die Scheußlichkeit —

und Bloch, „Beiträge zur Antiologie der Psychopathia sexualis“, 1902:

> Eine gänzliche Aufhebung des § 175 würde von den unheilvollsten Folgen begleitet sein —

und Schrenck-Notzing:

> Für die Reformbedürftigkeit des § 175 könnten andere Gründe schwerer ins Gewicht fallen als gerade medizinische.

Mit der Wissenschaftlichkeit, welche die Antragsteller zur Schau tragen, ist es nach alledem nicht weit her!

Wir kommen demnach zu folgendem Resultat: Die Lehre von der konträren Sexualempfindung ist eine bestrittene, wissenschaftlich keineswegs begründete und in sich bestimmte; sie schließt die Strafbarkeit nicht aus, wenn nicht die freie Willensbestimmung aufgehoben wird, was in jedem Falle nach den Umständen zu beweisen ist. Die Aufhebung des § 175 erscheint deshalb nicht notwendig.

Genügen nun nicht einmal die Ergebnisse der medizinischen Wissenschaft zur Rechtfertigung der Petition, so ist dies erst recht dann nicht der Fall, wenn wir die übrigen Wissenschaften zu Hilfe nehmen, so die Geschichte der Philosophie, der Ethik, der Religionslehre, der Jurisprudenz u. a., in welchen sich die Entwicklung der Menschheit wiederspiegelt. Die Bücher Mose, die Literatur der Griechen und Römer, Tacitus in seiner Germania, das Neue Testament, darunter insbesondere Apostel Paulus in seinen Römerbriefen, Justinians Novellen 77 und 141, das deutsche Mittelalter und die neuere Gesetzgebung

der deutschen Staaten bieten uns ein lautes Zeugnis dafür, daß man den gleichgeschlechtlichen Verkehr stets als eine schwere sittliche Verirrung, aber zugleich als eine strafbare Handlung betrachtete und behandelte.

Auch die Geschichte des griechischen Volkes macht hiervon keine Ausnahme. Die vielfach verbreitete Meinung, als ob die Griechen die Päderastie für erlaubt gehalten hätten, ist in dieser Allgemeinheit unrichtig. Die Knabenliebe war bei den Griechen eine in ihrer ursprünglichen Reinheit ebensó lautere als in ihrer Entartung verworfene Erscheinung. Sie war im altdorischen Wesen begründet und, aus der kretischen und lykurgischen Gesetzgebung am sichersten zu erkennen, ein sittliches Verhältnis, von den Grundsätzen der Erziehung empfohlen. Der Mann war dem Knaben Muster und Vorbild, in der Schlacht in seiner Nähe, in der Volksversammlung sein Vertreter. Die größte Treue und Anhänglichkeit zeigte sich oft bis zum Tode. In der thebanischen Geschichte stand die Knabenliebe in Verbindung mit den politischen Genossenschaften, wie dies aus den Beziehungen der heiligen Schar der 300 bei Chäronea gefallenen Thebaner hervorgeht.

Einen Mißbrauch des Verhältnisses konnte der Geliebte gerichtlich verfolgen, und es stand auf ihn Atimie, Verbannung und selbst Todesstrafe.

Verschieden von dieser Knabenliebe ist die von Lydien her eingewanderte Knabenschänderei, welche schon frühzeitig mit schweren Strafen, selbst bis zum Tode belegt wurde. Wer sich dazu mißbrauchen ließ, war später vom Zutritt zu Staats- und Ehrenämtern, zu Tempeln und religiösen Festen ausgeschlossen. Doch kam sie in der älteren Zeit nur selten vor. Erst nach dem peloponesischen Krieg (431—404) und vollends in der makedonischen Periode wurde der Damm strenger Sitte gänzlich durchbrochen. So Lübker, „Reallexikon“.

Aber nicht einmal in dieser laxen Zeit gingen die

Griechen von der heute auftauchenden Auffassung aus, daß der gleichgeschlechtliche Verkehr aus einer Naturanlage entspringe und daher naturnotwendig zu billigen sei.

Vielmehr behandeln die Schriften jener Zeit, die Werke eines Aristophanes, Lukian, Petronius, Plato, Plutarch und anderer diesen Verkehr als eine lächerliche Sache, also satirisch, oder als eine sittliche und eines Mannes unwürdige Schwäche.

Im wesentlichen steht nun die Gesetzgebung der neueren Zeit auf dem gleichen Standpunkt der moralischen Verwerflichkeit und krimineller Strafbarkeit gleichgeschlechtlicher Handlungen.

Bei Entscheidung der Frage, ob der Staat berechtigt ist, das Laster überhaupt zu bestrafen, gehen die Autoren von der Anschauung aus, daß dies der Fall sei, wenn die Handlung den Staatsinteressen widerspricht, wenn das Staatsinteresse es erfordert, sittliche Anschauungen zu schützen, welche durch jene Handlung gefährdet werden. Dies trifft nun bei der homosexuellen Handlung zweifellos zu. Die Homosexualität ist keine bloße Unsittlichkeit, vielmehr gefährdet sie den Staat. Sie ist demnach ein Delikt gegen den Staat selbst.

Justinian verordnet in Novelle 77 und 141: „Quoniam . . . ipsi naturae contraria agunt, et istis injungimus . . . abstinere ab hujusmodi diabolicis et illicitis luxuriis, ut non per hujusmodi illicitos actus ab ira dei justa inveniantur et civitates cum habitatoribus earum pereant.“ Das gleiche Zeugnis von der Staatsgefährlichkeit solcher Handlungen gibt von neueren Lehrern Feuerbach, Lehrbuch, 14. Aufl. § 467. Die Homosexualität erschüttert also die Grundlagen des Staates, sie erschüttert die Ehe und die Familie, sie bahnt einen Rückgang der Bevölkerung oder doch die Abnahme der Volksvermehrung an; sie schwächt demnach die Staatsmacht. Diese beruht im numerischen Übergewicht über andere Staaten.

Frankreich ist reicher; infolgedessen haben wir Deutsche allen Anlaß, uns auf die sittliche Kraft unseres Volkes zu stützen. Die Bestrafung wirkt abschreckend und verhindert die Verbreitung der Homosexualität. Daß in der Tat die Homosexualität den Rückgang der Bevölkerung verursacht, das räumen mit erschreckender Offenheit gerade die Freunde des humanitären Komitees selbst ein, von welchen ich nur Dr. Hans Fischer, „Homosexualität, eine psychologische Erscheinung", Berlin 1904, und Kurnig, „Der Neo-Nihilismus, Anti-Militarismus, Sexualleben (Ende der Menschheit)", Leipzig 1901 nennen will.

Die Philosophie Kurnigs gipfelt sogar in dem Satze, daß das Leben, der Wille, das Dasein selbst stets ein Leiden sei, daß daher Erzeugung von Nachkommen bedeute, anderen Wesen Leben und Leiden aufbürden, daß demnach die Erzeugung zu verwerfen sei, und derjenige, welcher keine neuen Menschen zeugen wolle, moralischer handle als der, welcher Nachkommen in die Welt setze — fürwahr eine verruchte und wahnwitzige Idee, welche recht deutlich erkennen läßt, wohin die Bestrebungen der Homosexuellen führen.

Der homosexuelle Verkehr gefährdet aber auch die Sittlichkeit und beeinträchtigt das Staatsinteresse. Er schädigt die menschliche Gesellschaft in physischer und psychischer Hinsicht, er entnervt und macht für die Zwecke der Gesellschaft untauglich. Das Strafgesetz soll uns daher dazu dienen, die Ausbreitung einer das Gemeinwohl schädigenden Seuche zu verhindern und den Ansteckungsherd möglichst auf sich zu beschränken, zumal da dieses Laster vorzugsweise Leib und Seele der Kinder und Schwachen vergiftet. Mit dem Umsichgreifen der Homosexualität wächst die Gefahr einer allgemeinen Degeneration des Menschengeschlechts, wie dies das erschreckende Anwachsen der Flut homosexueller Schmutzliteratur nur zu deutlich beweist.

Die gänzliche Aufhebung des § 175 wäre gleichbedeutend mit einer offiziellen Sanktionierung der Homosexualität, mit der Gleichsetzung derselben mit dem normalen Verkehr zwischen Mann und Weib.

Bloch, „Beiträge“ usw. 1902.

Unter solchen Umständen besteht für uns aller Anlaß, die Strafbestimmung für den § 175 aufrecht zu erhalten. Ich sage: der homosexuelle Verkehr ist eine Unsittlichkeit, welche wir aus dem tiefsten Grunde unseres Herzens verabscheuen. Er ist aber noch mehr, er ist eine Gefährdung der Staatsinteressen und der allgemeinen Wohlfahrt, und darum bleibe der § 175 in Geltung zum Schutz der bedrohten Sitten und der Kraft des deutschen Volkes.

(Beifall rechts.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **v. Kardorff.**

v. Kardorff, Abgeordneter: Meine Herren, der Herr Abgeordnete Thiele hat nach dem stenographischen Bericht geäußert:

> Von den in den letzten Jahren bekannt gewordenen Fällen von Homosexualität erinnere ich nur an den Großindustriellen in Rheinland, in Essen, an Krupp. Ja, meine Herren, alle Welt weiß das.

Alle Welt? Ich glaube, Herr Thiele meint die sozialdemokratische Welt; denn daß es sonst alle Welt wüßte, das muß ich auf das allerentschiedenste bestreiten.

(Sehr richtig! rechts.)

Und wenn er ferner fragt:

> Ist Krupp etwa um deswillen von Ihnen weniger geachtet worden, weil er mit dieser krankhaften, unserer Meinung nach anormalen Neigung belastet war?

Meine Herren, zu der Zeit, als Herr Krupp hier im Reichstag war, hat, glaube ich, kein Mensch hier im Reichstag eine Ahnung von denjenigen Verdächtigungen

gehabt, die später gegen ihn ausgesprochen sind. Und ich glaube, wenn solche Verdächtigungen schon hier zu der Zeit ausgesprochen wären, und irgendein Grund zu denselben gewesen wäre, würde ihm dasjenige Maß von Achtung, dem er hier begegnet ist, nicht zugegangen sein. Meine Herren, der Tod des Herrn Krupp, der uns allen hier ein lieber Kollege gewesen ist, bleibt in seinen Motiven unaufgeklärt. Und das einzige, worauf sich die Herren berufen können, wenn sie es als erwiesen erachten, daß er sich dessen, dessen sie ihn zeihen, schuldig gemacht habe, ist, daß seine Familie nachher den Prozeß gegen den „Vorwärts" nicht hat einleiten wollen. Meine Herren, das läßt sich doch aber sehr begreifen. Einen solchen Prozeß nachher geführt zu sehen, das ist für die Familie des Toten keine Annehmlichkeit, auch wenn die Beschuldigungen vollständig unwahre und unrichtige waren.

Ich möchte noch das eine bemerken, meine Herren. Es hat ja, wie diese Verdächtigungen aufgekommen sind, natürlich alle diejenigen, die mit ihm des näheren bekannt waren, lebendig interessiert: ist irgendein Grund zu diesen Beschuldigungen vorhanden? Und, meine Herren, da ist mir noch wiederholt von Herren gesagt worden, die Herren gesprochen haben, die mit Krupp zusammen jahrelang in Capri gewesen sind, es wäre auch nicht der geringste Gedanke daran gewesen, es wäre gar nicht möglich, daß man Krupp, den sie in Capri tagtäglich beobachtet hätten, mit Recht dieses Vergehens hätte zeihen können. Meine Herren, die Sozialdemokratie hat ja diesen Fall ausgeschlachtet. Ich kann nur mein großes Bedauern aussprechen, daß man das Andenken eines Verstorbenen hier dadurch noch zu beschimpfen sucht, daß man seinen Namen hier in diese Reichstagsverhandlung hineinzerrt.

(Beifall rechts.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **v. Damm.**

v. Damm, Abgeordneter: Meine Herren, es läßt sich nicht verkennen, daß der § 175 nicht sehr geeignet ist, die krankhaften Neigungen, die er bekämpfen will, zu unterdrücken. Es fallen eben unter den § 175 nur verhältnismäßig wenige Fälle, während die Mehrzahl der Fälle straffrei bleibt. Insofern könnte man also wohl an dem § 175 eine gewisse Kritik üben. Und ich muß sagen, daß es mir sehr viel wichtiger als die Beibehaltung des § 175 zu sein scheint, wenn man die Agitation, welche jetzt die Homosexuellen betreiben, unterdrücken wollte; denn diese Agitation hat neuerdings einen derartigen Umfang und so ekelhafte Formen angenommen, daß man sich sagen muß: diese Agitation ist in hohem Grade gemeingefährlich und geeignet, unser Volksleben zu schädigen.

(Sehr richtig! rechts.)

Ich erinnere nur daran, meine Herren, in welchem Umfange wir alle hier mit Broschüren dieser Leute überschüttet werden. Ebenso ist es doch in hohem Grade zu mißbilligen, daß diese Leute sich nicht gescheut haben, allen hiesigen Studenten eine Anfrage zuzuschicken, ob sie sich auch homosexuell veranlagt fühlen.

(Sehr richtig!)

Ein solche Agitation sollte vor allen Dingen unterdrückt werden.

Wenn es sich um die Frage handelte, ob der § 175 des Strafgesetzbuchs durch andere zweckentsprechendere Bestimmungen ersetzt werden solle, so ließe sich wohl darüber reden. Aber die Petition bezieht sich hierauf gar nicht. Die Petenten stehen vielmehr auf dem Standpunkte, daß es sich bei den Fällen des § 175 um durchaus berechtigte Neigungen handele, und daß jede Be-

kämpfung dieser Neigungen verwerflich sei. Wenn die Petenten dargelegt hätten, daß hier nicht etwa ein Verbrechen vorliege, sondern eine krankhafte geistige Veranlagung, die man auf andere Weise bekämpfen müsse als durch Strafbestimmungen, dann würde sich über die Petition reden lassen, und besonders dann, wenn die Petenten gleichzeitig zweckentsprechende Vorschläge gemacht hätten, wie die Bekämpfung stattfinden könne. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Petenten gehen vielmehr von der Annahme aus, daß die krankhaften Neigungen ihrer Schützlinge etwas Berechtigtes seien, daß man ruhig gestatten müsse, Agitation für diese krankhaften Neigungen zu betreiben, und daß jeder Versuch, sie zu bekämpfen, verwerflich sei. Ja, meine Herren, eine solche Petition kann man doch unmöglich hier unterstützen. Wenigstens die Mehrzahl meiner politischen Freunde und ich, wir können den Petenten auf diesem Wege nicht folgen, wir sind vielmehr der Ansicht, daß die Petitionskommission vollkommen das richtige getroffen hat, als sie uns vorschlug, über diese Petition zur Tagesordnung überzugehen.

(Bravo! bei der Wirtschaftlichen Vereinigung.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **Gothein.**

Gothein, Abgeordneter: Meine Herren, wenn es gestattet wäre, in diesem Hause einen Hut aufzusetzen, so würde ich diesen Hut sicher abgenommen haben vor dem außerordentlichen Fleiß, mit dem der Herr Abgeordnete Dr. Thaler hier ein Material von Ansichten und Aussprüchen verschiedener Gelehrter über diese Frage zusammengetragen hat. Es hat mir allerdings den Eindruck gemacht, als ob er nicht ganz gleichmäßig dabei verfahren wäre, sondern ganz vorwiegend die Gegner der Auffassung, daß die Homosexualität eine Naturanlage sei, vorgebracht habe, so daß diejenigen, welche für die Auf-

hebung des § 175 eintreten, dabei etwas zu kurz gekommen sind.

Ich möchte aber vor allen Dingen Verwahrung einlegen gegen eine Ausführung von ihm, daß er die 5000 Menschen, die „leider Gottes diese Petition unterschrieben hätten, vielleicht leichtsinniger Weise, teils auch gutmütiger Weise" nur bedauern könne. Meine Herren, ich glaube: wer sich entschließt, eine derartige Petition zu unterschreiben, der braucht dazu eine ganze Portion Mut, um sich all den falschen Unterstellungen und Mutmaßungen gewachsen zu zeigen, welche ihm gegenüber in einem solchen Falle leider ausgesprochen werden

(sehr richtig! links),

und ich glaube, der Herr Abgeordnete Dr. Thaler sollte diesen persönlichen Mut der betreffenden Leute doch durchaus anerkennen. Er könnte sich aber auch aus der Qualität der Unterschriften überzeugen, daß es ganz vorwiegend Ärzte gewesen sind, die diese Petition unterschrieben haben — soviel ich weiß, sind es 2800 Ärzte —, und daß die Frage doch zum allermindesten im höchsten Grade strittig sein muß. Meine Herren, ich will ganz offen gestehen, ich habe diese Petition selber unterschrieben — ich weiß nicht, ob es diese oder eine andere jahrelang zurückliegende ist —, und zwar auf Grund einer eingehenden Aufforderung, welche hervorragende medizinische Universitätslehrer an mich gerichtet haben. Ich nenne speziell unseren hervorragenden Chirurgen v. Mikulicz-Radetzky, ein Mann, der in allen Kreisen der deutschen Ärzteschaft aufs höchste verehrt wird.

(Sehr richtig! links.)

Wenn derartige Männer erklären, daß es sich hier in sehr vielen Fällen um eine Naturanlage handelt, und daß es unrecht sei, solche Menschen deshalb zu bestrafen, so ist das nicht leichtsinnig, sondern wohl überlegt gehandelt, eine solche Petition zu unterschreiben, und es beweist

Mut gegenüber den Vorurteilen, die leider in dieser Frage vorhanden sind.

Nun kommt ja selbst Herr Kollege Dr. Thaler zu der Überzeugung, daß die Frage nach der Auffassung der Ärzte strittig ist. Es mag ja wohl sein, daß in manchen Fällen dabei ein Laster vorliegt; aber seit wann ist es denn Aufgabe der Gesetzgebung, jedes Laster zu bestrafen? Kennt denn unser Strafgesetz die Bestrafung der Trunksucht als eines Lasters? Das Spiel an sich wird auch nicht bestraft, sondern nur, wenn es gewerbsmäßig, wenn es in öffentlichen Lokalen ausgeübt wird. Und was den Grund betrifft, den Herr Dr. Thaler angeführt hat, daß dies hier ein Laster sei, das die Ehe gefährdet, dann müßte doch jedes Laster, durch das in irgendeiner Weise die Ehe gefährdet wird, bestraft werden. Dann müßten sie auch jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr bestrafen, und wenn das auch vor der Ehe geschähe, so würden vielleicht nicht so viele Unbestrafte in diesem Hause sitzen.

(Heiterkeit.)

Das würde doch die einfache Konsequenz sein, wenn Sie überhaupt Laster, liederliche Gewohnheiten usw. bestrafen.

Selbst der Herr Kollege Thaler ist der Überzeugung, daß die Frage bezüglich der Veranlagung eine strittige ist. Nun ist ein alter Rechtsgrundsatz: in dubio pro reo. Infolgedessen mußten Sie hier zu dem Entschluß kommen, namentlich, nachdem Tausende hervorragender Ärzte der Meinung sind, daß hier eine unglückliche Veranlagung oder eine spätere unglückliche Entwicklung vorliegt, zu sagen: non liquet, und in dem Falle, wo ein non liquet vorliegt, darf man nicht zu einer Strafe kommen. Infolgedessen ist es unsere Aufgabe, diesen Paragraphen aufzuheben, den außerdem die Strafgesetzgebung vieler anderer Länder gar nicht kennt.

Nun hat der Herr Kollege Thaler zu beweisen ge-

sucht, daß hier eine Schädigung des Staates vorliege. Gewiß, wenn alle Leute so veranlagt wären, so würde der Staat aussterben; aber es handelt sich hier doch nur um einen verhältnismäßig kleinen Teil des Volkes, und eine Schädigung des Staates können Sie auch im übermäßigen Spiel, Trinken, in Liederlichkeit auf anderen Gebieten finden, und das müßten Sie dann auch bestrafen, was nicht geht. Auch ist es nicht Aufgabe der Gesetzgebung, den Sittenrichter über jede sittliche Verfehlung zu spielen. Sie hat erst dann einzugreifen, wenn eine Schädigung eines anderen dadurch eintritt; wo dies der Fall ist, da verlangt ja auch niemand, daß diese Schädigung unbestraft bleiben soll. Das soll aber in jedem Falle die Voraussetzung für das Eingreifen des Strafrechts sein. Und da dieser Fall hier nicht vorliegt, da ferner die Mediziner in der großen Mehrzahl der Meinung sind, es handelt sich um eine unglückliche Veranlagung, so können wir uns nicht auf den Standpunkt stellen, diesen § 175 aufrecht zu erhalten, zumal der einzige, dem er Vorteil bringt, der Erpresser ist.

(Sehr richtig!)

Wenn man die Frage nach dem cui bono stellt, so kann man bloß sagen: den Vorteil davon hat allein der Erpresser. Und schon von diesem einen Gesichtspunkt aus, diesen ekelhaften Gesellen das Handwerk zu legen, ist es meines Erachtens eine sittliche Pflicht, diesen Paragraphen aufzuheben.

(Bravo! links.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **v. Vollmar.**

v. Vollmar, Abgeordneter: Meine Herren, ich habe aus verschiedenen Gründen nicht die Absicht, über die vorliegende Sache selbst zu sprechen. Vor allem halte ich auch den Zeitpunkt für einen durchaus ungeeigneten; denn um eine solche schwierige Frage zu behandeln,

muß man in entsprechender Stimmung sein und die Zeit haben, die Sache mit der nötigen Ruhe und Breite zu besprechen, was alles bei der gegenwärtigen Geschäftslage nicht der Fall ist. Ich würde mich deshalb überhaupt nicht zum Wort gemeldet haben, wenn nicht von Herrn v. Kardorff die Sozialdemokratie in Beziehung zur Sache gebracht worden wäre. Ich will dabei auf den Fall Krupp meinerseits nicht weiter eingehen, weil ich glaube, daß auch dem Andenken des verstorbenen Krupp jedenfalls kein Dienst damit erwiesen wird, wenn man sich mit seinem Fall in Verbindung mit den vorliegenden Dingen weiter beschäftigt.

In der Sache selbst bin ich weit entfernt, diejenigen, welche für die Beseitigung des § 175 bezw. für eine möglichst günstige Behandlung der vorliegenden Petition eintreten, irgendwie zu verurteilen oder an ihnen etwas auszusetzen. Ich halte diese Frage für eine sehr ernste, und gehöre zu denjenigen, welche die uns zugänglich gemachten Druckschriften und die sonstige einschlägige Literatur, soweit mir dies möglich war, mit Aufmerksamkeit verfolgt haben. Ich erkenne auch den großen Eifer an, der diese Bewegung beseelt, obgleich ich auch auf der anderen Seite freimütig zugestehen muß, daß die mit der Agitation verknüpften Dinge in letzterer Zeit vielfach eine Form angenommen haben, die einem das Eintreten für ihre Petition möglichst schwer zu machen geeignet sind.

(Sehr richtig!)

Trotzdem kann mich das nicht hindern, die Bedeutung der Sache anzuerkennen und zu dem Ergebnis zu kommen, daß mindestens viel für die Beseitigung des § 175 spricht.

Indem ich mich auf dieses kurze Wort beschränke, will ich aber zur Vermeidung aller Mißverständnisse wiederholt betonen, was vom Abgeordneten Thiele bereits gesagt worden ist, nämlich, daß Kollege Thiele wie jeder andere Kollege ohne Rücksicht auf die Parteiangehörig-

keit, der in dieser Angelegenheit spricht, in dieser Sache lediglich persönlich Stellung nimmt, und die Sozialdemokratie so wenig, wie irgendeine andere Partei, mit dieser Sache irgend etwas zu schaffen hat.

(Sehr richtig! links. Hört! hört! rechts.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **Thiele.**

Thiele, Abgeordneter: Meine Herren, es war wohl nur ein Beweis von vorläufiger Befangenheit des Herrn Kollegen Thaler, daß er nicht recht wußte, was er auf meine Ausführungen sagen sollte, wenn er hier einen Widerspruch zu konstruieren sucht zwischen meinem heutigen Auftreten und meinem Verhalten als Mitglied der Petitionskommission. Ich verstehe den Herrn Kollegen Thaler nicht. Muß Herr Kollege Thaler nicht zugeben, daß ich während der Debatte in der Kommission mindestens vier- oder fünfmal das Wort ergriffen habe, um genau in demselben Geiste die Ausführungen zu machen, die ich heute machte, und will der Herr Kollege Thaler mich verantwortlich machen, daß meine Unterschrift unter dem Bericht der Kommission steht, obwohl ich ihr Votum bekämpft habe, soviel ich konnte? Ja, ich weiß in der Tat nicht, wie ich das auffassen soll! Der Herr Kollege Thaler ist doch nicht so wenig mit den Gepflogenheiten des Hauses vertraut, daß er nicht wüßte, daß wir als Mitglieder der Kommission gar nicht gefragt werden, ob unser Name unter den Bericht kommt oder nicht! Auch die Berichte, die wir nicht billigen, tragen unsere Namen, weil wir eben Mitglieder der Kommission sind. Was wollte also der Herr Thaler damit? Er wußte wohl zunächst nicht, was er sagen sollte. Seine heutige Rede unterschied sich von der in der Kommission gehaltenen nur dadurch, daß er in der Kommission mit den alten Griechen angefangen und mit Moll und Ulrichs aufgehört hat, während er hier im Plenum mit Moll und Ulrichs

angefangen und mit den alten Griechen aufgehört hat. Das war der ganze Unterschied!

Ich bin inzwischen ersucht worden, entschiedenen Protest dagegen einzulegen, daß Herr Kollege Thaler behauptet, es sei die eine oder die andere der Unterschriften unter der Petition gefälscht. Ich kann im Augenblick selbstverständlich nicht persönlich Stellung dazu nehmen; aber es wird sich das aufklären. Wenn das Stenogramm der Rede des Herrn Kollegen Thaler vorliegt, wird man ja sehen, wen er genau gemeint hat; ich konnte es vorhin nicht verstehen. Er wird sich gefallen lassen müssen, daß er von den Vertretern der Petition um Auskunft ersucht wird, wie er zu dieser Behauptung gelangt ist.

Nun vermißt der Herr Kollege Thaler den wissenschaftlichen Beweis für die Behauptungen; meine Rede hat ihm also nicht genügt. Ja, dafür kann ich nichts; aber war denn das, was der Herr Kollege Thaler für seine Ansicht anführte, mit wissenschaftlichem Beweiswerk umgeben? Ich habe mich auf keine Person, sondern auf Enqueten und Tatsachen berufen, während der Herr Kollege Thaler für seine Meinung nur vereinzelte Stimmen anführte, denen ich bei weitem nicht die Beweiskraft zuerkennen kann wie den Enqueten, die auf diesem Gebiete angestellt worden sind und die die Grundlage meiner Ausführungen bildeten. Der Herr Kollege Thaler ist Jurist. Wenn der Jurist prüfen wollte, ob alles das, was er auf seinem Gebiete vertritt, wissenschaftlich so einwandsfrei begründet ist, daß man nichts daran rühren kann, wie viel würde da wohl von dem ganzen juristischen Gebäude übrig bleiben? Und zumal eine solche neu aufkeimende Bewegung kann nicht von vornherein mit dem ganzen Rüstzeug der wissenschaftlichen Erfahrung und des klaren, unantastbaren Beweises umgeben sein. Dadurch erklärt sich auch, daß Hirschfeld, Moll, v. Krafft-

Ebing und alle die anderen, die sich für diese Bewegung interessiert haben, im Laufe ihres Eintretens die eine oder andere Ansicht haben fallen lassen. Eine traurige Ruine ist diejenige Partei, diejenige Bewegung, die von Anfang bis zu Ende ihrer Existenz auf demselben Standpunkt stehen bleibt, die nicht die Möglichkeit hat, sich zu verändern, ihre Theorie zu vervollständigen nach dem Maße der Erfahrung, das dazu kommt. Darin, daß die Krafft-Ebing und Hirschfeld ihre Ansicht über die eine oder andere Einzelfrage geändert haben, kann man nicht eine geringere Glaubwürdigkeit, eine geringere Beweiskraft ihrer Behauptungen erblicken wollen!

Ganz und gar verhauen hat sich nach meinem Empfinden der Herr Kollege Thaler, wenn er sagte: 5000 haben zwar die Petition unterschrieben, aber wie viele Zehntausende haben sie nicht unterschrieben? Der Maßstab könnte doch nur der sein, daß man sagte: die Petition ist — wir wollen einmal sagen — 30000 Männern zugegangen; von diesen 30000 haben 25000 nicht unterschrieben, und 5000 haben unterschrieben. Das hätte wenigstens eine Spur von Berechtigung als Beweis; aber das ist gar nicht behauptet worden! Ich weiß nicht, wie viele ihre Unterschrift refüsiert haben, denen sie abverlangt worden war; soweit ich unterrichtet bin, ist jedoch die große Mehrzahl derer, an welche die Petition gerichtet worden ist, obwohl das Komitee nicht von vornherein wissen konnte, welche Stellung sie zu der Frage einnehmen, bereit gewesen, die Unterschrift zu geben. Also, wenn die Unterschriften Beweise haben, dann hat sich die Mehrheit der Befragten nicht, wie der Herr Kollege Thaler meinte, gegen die Bestrebungen gewendet. Somit sind die Unterschriften ein nicht unwichtiges Moment, das die Bestrebungen auf Einschränkung des § 175 unterstützt.

Herr Kollege Thaler ist in seiner Rede doch ein paar Male ein bissel aus der Rolle gefallen. Herr Kollege

Gothein hat ja schon darauf aufmerksam gemacht. Auch Herr Kollege Thaler hält heute nämlich nicht mehr den starren Standpunkt ein, den er in der Kommission vertrat. Wenn ich recht verstanden habe, zitierte der Herr Kollege Thaler — ich weiß nicht, von welchem Schriftsteller — eine Stelle, welche die Päderastie aus liturgischen Gründen als erlaubt hinstellt. Ja, ich weiß nicht, wie liturgische Gründe eine Handlung sollen erlaubt machen, die sonst unerlaubt ist. Im übrigen verwechsele man doch nicht Päderastie und Homosexualität. Es ist doch eine so veraltete Sache, diese beiden Begriffe für identisch erklären zu wollen; das ist gar nicht der Fall.

(Heiterkeit.)

Ubrigens wird mir mitgeteilt — das wird den Herrn Kollegen Gothein interessieren, der dem Herrn Kollegen Thaler ein Kompliment für seinen Fleiß in der Zusammentragung seines Materials gemacht hat — daß ein gut Teil dessen, was Herr Thaler hier anführte, wörtlich dem Juristen Wachenfeld entnommen ist. Ich möchte das beiläufig bemerkt haben.

Der Herr Kollege Thaler soll doch eins nicht vergessen: in Bayern, Hannover usw. ist von den Jahren 1815 bis 1873, bis zum neuen Strafgesetzbuch, der homosexuelle Verkehr nicht strafbar gewesen. Das sind zwei Menschenalter. Nun meine ich, meine Herren, wenn die Unterlassung der Bestrafung einer Handlung durch zwei Menschenalter geübt wird, so müßten sich die nachteiligen Folgen, wenn sie überhaupt möglich wären, zeigen. Ja, meine Herren, in Hannover und Bayern ist trotz der Straflosigkeit des homosexuellen Verkehrs in den Jahren 1815 bis 1873 nichts Derartiges in die Erscheinung getreten. Ich glaube, das hat doch etwas Beweiskraft. Wenn der Herr Kollege Thaler das nicht als Beweiskraft angriff, dann kann ich ihm nicht helfen, dann werden wir immer entgegengesetzter Meinung sein.

Nun hat der Herr Kollege v. Kardorff den Versuch gemacht, im Fall Krupp eine Art Rechtfertigung eintreten zu lassen. Es hat mich wirklich unangenehm berührt, als Herr v. Kardorff sagte: hätte ich das damals gewußt, was heute als Verdächtigung ausgesprochen ist, so wäre meine Achtung vor dem Mann minder gewesen. Ich begreife gar nicht: wie kommen wir dazu, einem Manne, den wir sonst achten, dessen Geistesgaben hervorragend sind, der als tüchtig bekannt ist, um dessentwillen eine mindere Achtung entgegenzubringen, weil er anders veranlagt ist als wir Normalsexuellen?

Meine Herren, das ist ein Überbleibsel jener Furcht vor dem Bruch mit einer endlich als falsch anerkannten Auffassung. Für mich würde es keinen Unterschied machen; wenn jemand sonst ein Ehrenmann ist, wird er dadurch, daß er homosexuell veranlagt ist, in meinen Augen durchaus nicht des Charakters eines Ehrenmannes entkleidet. Es taugt also nichts, Herr v. Kardorff, wenn man in solchen Fällen, wie im Falle Krupp, nachträglich die Dementierspritze handhaben will. Das glaubt niemand mehr. Ich habe auch auf das Eingehen der speziellen Sensationsfälle absichtlich verzichtet und nur in einem einzigen Satze gesagt, daß wir gar nicht allzu weit zu gehen brauchen, um gewisse, uns interessierende Fälle von Homosexualität kennen zu lernen. Diese Diskretion wird auch von den Vertretern der Aufhebung des § 175 ziemlich streng eingehalten. Aber, meine Herren, wenn Sie in solchen, man könnte fast sagen, akuten Fällen noch zu dementieren suchen, würden Sie einfach provozieren, daß von der anderen Seite rückhaltlos alle Namen in die Öffentlichkeit gebracht werden, von denen bekannt ist, daß sie homosexuelle Neigung haben und ihre Neigung betätigen. Meine Herren, warum hat man denn das Testament des verstorbenen Polizeidirektors v. Meerscheidt-Hüllessem dem Humanitären Komitee nicht über-

geben? Weil darin Namen genannt sind, von denen man nicht wünscht, daß sie bekannt werden als solche, die nach § 175 bestraft werden müßten! Also es hat keinen Zweck, zu leugnen, wo nichts zu leugnen ist. Man stelle sich auf den einzig richtigen Standpunkt: es handelt sich hier um eine Naturanlage.

Meine Herren, der Herr Kollege v. Damm sagte, die Agitation der Homosexuellen sei geeignet, die Moral zu untergraben. Ja, ich weiß, die Agitation gefällt manchem nicht. Ich habe auch in meinen Ausführungen selbst gesagt, daß mir einiges von dem, was das Humanitäre Komitee tut, übertrieben scheint und jetzt, wo so viele noch im Zweifel sind, ob sie der Bewegung sympathisch oder antipathisch gegenüberstehen sollen, vielleicht mehr schadet als nützt. Aber, meine Herren, das ist jeder neuen Bewegung zu eigen. Ganz gewiß wird beispielsweise das Humanitäre Komitee, wenn ihm das zu Ohren kommt, nicht verfehlen, seine Drucksachen nicht mehr unter offenem Couvert, sondern verschlossen zu versenden, weil in der Tat in manchen Familien diese offenen Drucksachen unerwachsenen Familienmitgliedern zugänglich werden, und das wird nicht gewünscht.

Meine Herren, wenn das Zentrum glaubt, hier religiöse Bedenken, die meines Erachtens doch gar nicht vorliegen, ins Feld führen zu sollen gegen Änderung oder Aufhebung des § 175, so verweise ich darauf, daß der Bischof Dr. Paul Leopold Haffner in Mainz in einem Brief an das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee darauf hingewiesen hat, „daß der § 175 gegenüber der Straffreiheit anderer vom Christentum ebenso streng verbotener Geschlechtshandlungen, beispielsweise des außerehelichen Umgangs, eine Inkonsequenz darstellt, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden kann."

(Hört! hört! links.)

Also auch der Bischof Haffner von Mainz ist einer von

denen, die die Aufhebung des § 175 für vollständig berechtigt anerkennen. Ich meine, für diejenigen, die auf die Stimmen eines Bischofs besonderes Gewicht legen, was bei mir als einem „Heiden" nicht der Fall ist, ist es doch von Wert, ein solches Zeugnis anzuhören. Seien wir uns klar, meine Herren, wir dürfen unsere Gesetze nicht nach juristischen Dogmen oder Schrullen machen, wenn wir sie auch noch so lieb haben. Die Gesetze müssen gestaltet werden nach naturwissenschaftlichen, soziologischen und meinetwegen anderen anthropologischen Grundsätzen, und gegen diese verstößt die Fassung des § 175. Ich will keinen Zweifel darüber lassen, daß uns als Sozialdemokraten im Strafgesetzbuch andere Paragraphen noch viel gefährlicher, viel verhängnisvoller, viel ungerechter erscheinen als der § 175. Aber das kann mich nicht hindern, für eine Gesetzesänderung einzutreten, die ich für berechtigt halte. Und wenn man sagt, die Moral, das Gemeinwohl verlange, daß der Paragraph so bleibe, wie er ist — ach, meine Herren, mit der angeblichen Sittlichkeit, mit der „Moral", mit der Sorge für's „Gemeinwohl" hat man in der Welt alles begründet; die Inquisition, die Hexenprozesse, alles; und diejenigen, die gegen solche veralteten Einrichtungen aufgetreten sind, sind stets als Störer, als Untergraber der Sittlichkeit hingestellt worden. Jetzt ist es mit § 175 auch so. Wir müssen eben mit den Rückständen, die wir noch vom Mittelalter in unserer Gesetzgebung haben, endgültig brechen, und die Einschränkung des § 175 ist ein derartiger Schnitt. Deshalb bitten wir Sie, unserem Antrag zuzustimmen.

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete Dr. **Thaler.**

Dr. Thaler, Abgeordneter: Meine Herren, ich habe Veranlassung, eine Bemerkung richtigzustellen, die ich dem Herrn Kollegen Thiele gegenüber gebraucht habe.

Ich war der Meinung, daß es eigentlich Aufgabe jedes Kommissionsmitgliedes sei, bei Feststellung des Berichts das Wort zu ergreifen, falls er mit dem Berichte überhaupt oder mit einzelnen Teilen desselben nicht einverstanden wäre. Diese Meinung hat mich veranlaßt, es als auffallend zu bezeichnen, daß Herr Kollege Thiele dies nicht getan hat. Ich bin von meinen Freunden inzwischen belehrt worden und nehme keinen Anstand, meine diesbezügliche Bemerkung als eine irrtümliche zu bezeichnen.

Ich möchte zur Sache nicht wiederholen, was ich schon bemerkt habe. Nur eins will ich berühren, weil es sich als ein Novum darstellt: das Verhältnis des Bischofs Haffner zu unserer heutigen Frage. Es ist an die Spitze der Petition ein Motto gestellt, welches lautet: „Es erscheint der § 175 als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden kann." Vor allem, meine Herren, wäre Veranlassung, jene Skriptur im Original vorzulegen, auf Grund deren diese Auffassung des Bischofs hier verwertet wird, Bischofs Dr. Paul Leopold Haffner von Mainz.

(Sehr richtig! in der Mitte.)

Nun ist es vor allem klar, daß erst der ganze Zusammenhang, insbesondere die Veranlassung, das richtige Bild und den wahren Sinn dieser Worte geben kann

(sehr richtig! in der Mitte),

und zwar um so mehr, weil hier Bischof Haffner zweifellos — ich will sagen: mindestens falsch verstanden worden ist. Er hat allerdings die fragliche Strafbestimmung für eine Inkonsequenz erklärt, und zwar mit Recht. Er ging nämlich von der Auffassung aus, es sei inkonsequent, die Männer zu bestrafen und die Frauen, die dasselbe tun, nicht zu bestrafen. Die Schlußfolgerung, die der Bischof daraus ziehen wollte, war offenbar die: man straft die Männer, nicht aber die Frauen. Dies ist in-

konsequent. Die Beseitigung dieser Inkonsequenz kann mit Recht gefordert werden. Also beseitige man sie, aber nicht durch Aufhebung der Strafbestimmung gegen die Männer, sondern durch Hinzufügung einer Strafbestimmung gegen die Frauen!

(Sehr richtig! in der Mitte.)

Das war die Meinung des Bischofs. Und daß ich hier nicht einfach Behauptungen aufstelle, sondern für meine Meinung Belege habe, das will ich Ihnen kurz dartun. Ich habe mich nämlich, um mich über diese Frage zu orientieren, an Personen gewendet, welche dem Bischof Haffner im Leben nahe gestanden waren. Einer derselben schreibt mir:

> Bischof Haffner war auf dem fraglichen Gebiete viel mehr Rigorist als Laxist. Die betreffende Äußerung soll in dem Briefe an den Antragsteller enthalten und der Brief von demselben auch veröffentlicht sein. Der Sinn des Kontextes soll sein, daß die moderne Gesetzgebung nicht streng genug ist; daß sie außer der widernatürlichen homogenen Unzucht auch noch andere unnatürliche Unzucht bestrafen müßte. Im Unmut wurde dann gesagt: wenn sie anderer Unzucht einen Freipaß gibt, dann habe es kaum einen Sinn, gerade die eine Ausnahme zu machen.

Und von einem anderen, dem Bischof Haffner sehr nahestehenden Herrn wird mir geschrieben:

> Bischof Haffner hat die Frage nirgends in seinen Schriften behandelt. Er hat den Bestrebungen des Dr. Hirschfeld durchaus nicht zustimmend gegenüber gestanden. Er war vielmehr in allen in das Gebiet einschlägigen Fragen sehr entschieden und mochte die modernen Bestrebungen in keiner Weise ausstehen. Ein scharfes, drastisches, geradezu derbes Wort gegen diese Richtungen war von ihm eher zu erwarten als

ein zustimmendes. Das Sätzchen, mit dem die Agitation zum Zwecke der Aufhebung des § 175 nun schon seit Jahren geradezu groben Unfug treibt, ist allem Anschein nach einer schriftlichen Äußerung des Bischofs entnommen, welche durch die Zusendung des Petitionsentwurfes an den Reichstag seitens der Agitatoren an den Bischof veranlaßt war. Der Inhalt dieses Schreibens läßt sich aus den nachgelassenen Papieren Haffners nicht feststellen. Allein Dr. Hirschfeld selbst sagt in seiner Broschüre „§ 175 des Reichsstrafgesetzbuchs — Die homosexuelle Frage im Urteile der Zeitgenossen“ — Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1898 — auf Seite 30 und 31 folgendes als Resumee der Äußerung Haffners: „Durchaus zutreffend sind die Worte des Bischofs von Mainz, welcher eine Beteiligung zwar ablehnt, da er die Motivierung der Eingabe nicht mit Namensunterschrift bestätigen kann, jedoch bemerkt: „Ob eine Abänderung des § 175 aus Gründen der Humanität sich empfiehlt, lasse ich dahingestellt. Die moderne Gesetzgebung behandelt geschlechtliche Vergehen überhaupt sehr mild; es erscheint darum § 175 als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden kann.“

Zur reellen Beurteilung dieser Äußerung wäre allerdings vor allem der Wortlaut der Ablehnung der Beteiligung an der Petition interessant. Allein auch ohne denselben dürfte für jeden, der Haffner kannte, feststehen, daß ihm die Hauptsache in der Ablehnung lag, wie insbesondere in der Betonung der milden Behandlung, welche die moderne Gesetzgebung den geschlechtlichen Vergehen überhaupt zuteil werden läßt. Den Schlußsatz hätte er gewiß anders formuliert, wenn er seinen Mißbrauch geahnt hätte. Von letzterem hat er bis zu seinem Tode offenbar auch nichts gehört; sonst hätte er sich dagegen erklärt. Ja, ich glaube sicher

sagen zu dürfen: er hätte sich überhaupt nicht geäußert, wenn er den Mißbrauch vorausgesehen hätte.

Aus der reichen Literatur, die Bischof Haffner zurückgelassen hat, sind Belegstellen dafür verwertbar, daß Bischof Haffner eine Unterstützung homosexueller Betätigung niemals aussprechen wollte. Schon eine einzige Stelle aus dem Werke Haffners „Der moderne Materialismus", Frankfurt 1865, beweist dies. Dort sagt er:

Das Christentum ist die Religion des Geistes. Die Idee eines ewigen göttlichen Geistes und die Idee einer unsterblichen Menschenseele bilden seine innersten Voraussetzungen; den menschlichen Geist aus den unnatürlichen Banden der sinnlichen Welt zu befreien und ihn zu einer übernatürlichen Gemeinschaft mit dem göttlichen Geist zu erheben, das ist das wesentliche Ziel des Christentums. Christus hat den Geist erlöst vom Fleische.

Der Materialismus will das Fleisch erlösen vom Geiste. Er leugnet die Existenz eines ewigen Gottes und betrachtet den Stoff, die wandelbare, wesenlose Materie als Urgrund aller Dinge, er leugnet die Existenz einer übersinnlichen, von der Materie unabhängigen und unsterblichen Seele in dem Menschen. Er ruft eben deshalb das menschliche Bewußtsein aus den Höhen zurück, zu denen es in seinem religiösen Leben sich erheben will, löscht die Grenzen aus, durch welche der Mensch sich von den Tieren, Pflanzen und Steinen unterscheidet, und befreit die irdische, fleischliche Natur von den Gesetzen des Gewissens und der Religion. Der Materialismus reklamiert für den Menschen die Freiheit der Bestie.

Ein Mann, der solche Grundsätze aufstellt, kann unmöglich dafür zu haben sein, die Freiheit für eine

Handlung zu protegieren, welche im direkten Widerspruch mit der ganzen Geschichte der Menschheit steht.

(Bravo! in der Mitte.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **v. Kardorff.**

v. Kardorff, Abgeordneter: Ich muß auf die Ausführungen des Herrn Abgeordneten Thiele bezüglich unseres verstorbenen Kollegen Krupp noch einige Worte sagen. Ich bemerke dabei, daß mir diese Nachricht über seinen Aufenthalt auf Capri erst in diesem Augenblick zugegangen ist. Da ist folgendes festgestellt.

Auf Capri bekämpften sich zwei Parteien der Eingeborenen sehr heftig. Krupp stellte sich auf die Seite der einen Partei und bekämpfte mit ihr die andere Partei, was natürlich für die Partei, die er bei seinen großen Geldmitteln unterstützte, ein großer Vorteil war. Er setzte es durch, daß ein anderer Bürgermeister — ich weiß nicht, wie dort dafür der Titel lautet — gewählt wurde, und von dem Momente an ging eine Flut von Verdächtigungen und Verleumdungen gegen ihn aus, die ganz unbeschreiblicher Natur waren.

Ich möchte aber noch folgendes feststellen: daß derjenige Herr hier von der Berliner Polizei, dem die Sittenpolizei unterstellt ist, und der andererseits die Aufgabe hat, diese Verirrungen seiner Kontrolle zu unterwerfen, der sehr genau Bescheid weiß mit allem, was in der Beziehung hier in der Großstadt vorgeht, wiederholt versichert hat, ihm wäre niemals der Name von Krupp überhaupt hier genannt worden

(hört! hört! rechts)

als der eines Verdächtigen, daß ferner die „Leipziger Volkszeitung" in dieser Zeit die ganze Legende über Krupp als ein albernes Märchen des „Vorwärts" bezeichnet hat, das der sozialdemokratischen Partei sehr geschadet hätte.

(Sehr richtig! rechts. Zuruf von den Sozialdemokraten.)

Etwas Weiteres hätte ich nicht hinzuzufügen. Ich hielt mich für verpflichtet, dies hier auszuführen, weil ich es in der Tat sehr bedauert habe, daß der Name unseres verewigten Freundes und früheren Reichstagskollegen Krupp, dem stets von allen Seiten Hochachtung gezollt wurde, hier in diese Debatte hineingezerrt wurde.

(Bravo! rechts.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete **Thiele.**

Thiele, Abgeordneter: Meine Herren, wenn die ganze Widerlegung, die wir hier von Herrn v. Kardorff gehört haben, solche Beweiskraft hat wie die seines letzten Satzes, dann ist es schlimm um sie bestellt. Es ist einfach nicht wahr, daß in dem Sinne, wie Herr v. Kardorff behauptet, die „Leipziger Volkszeitung" die Mitteilung des „Vorwärts" als ein einfältiges Märchen bezeichnet habe, sondern, wenn Herr v. Kardorff den Artikel der „Leipziger Volkszeitung" liest, wird er finden, daß sich die „Leipziger Volkszeitung nicht um die Materie gekümmert hat, sondern nur erklärte, taktisch sei das Vorgehen des „Vorwärts" nicht richtig. Ich weiß nicht, ob die von Herrn Kardorff gebrauchten Ausdrücke in dem Artikel standen. Damit hat die „Leipziger Volkszeitung" nicht sagen wollen, nicht sagen können und nicht gesagt, daß die Behauptungen des „Vorwärts" über homosexuellen Verkehr Krupps an sich unrichtig seien.

Und des anderen: sind etwa auch die Kellner in Berlin, die sich erboten haben, als Zeugen in der Sache Krupp auszusagen, von der Gegenpartei Krupps auf Capri gedungen worden? Wozu also eine Sache zu dementieren versuchen, die sich nicht dementieren läßt und nicht dementiert zu werden braucht?

Der Herr Abgeordnete Thaler glaubt dem Bischof Haffner einen Dienst erweisen zu müssen. Herr Kollege

Thaler, hätte ich gewußt, daß Sie neues Beweismaterial in dieser Richtung zur Verlesung brächten, so hätte ich den Bischof Haffner nicht erwähnt. Denn mir ist es ganz egal, ob Herr Haffner für oder gegen Beseitigung des § 175 ist. Ich habe diesen Fall nur angeführt, um dem Zentrum zu sagen, daß auch seiner Partei nahestehende Personen eine freundliche Stellung zur Aufhebung des § 175 einnehmen. Nun glaubt Herr Kollege Thaler beweisen zu müssen — nicht direkt, sondern indirekt aus hinterlassenen Schriften von dessen Freunden —, daß das unmöglich sei. Meinetwegen mag es unmöglich sein; ich kümmere mich nicht darum. Für mich wird die Notwendigkeit der Änderung des § 175 nicht im mindesten dadurch verstärkt, daß auch ein Bischof sie anerkennt. Aber, Herr Kollege Thaler, das eine muß ich doch Ihnen sagen: ob Sie damit dem Bischof Haffner einen Dienst erwiesen haben, daß Sie aus seinen Worten das Gegenteil herauslesen, was er meinte, und was auch ich herausgelesen habe, das weiß ich nicht. Wenn Bischof Haffner nicht einer Beseitigung oder Einschränkung, sondern einer Verschärfung des § 175, einer Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht das Wort hätte reden wollen, dann hätte er das doch gesagt. So aber hat er die Petition unterschrieben, über deren Sinn und Zweck doch ein Zweifel nicht obwalten kann.

(Zuruf in der Mitte.)

Trotz der gegenteiligen Behauptungen des Herrn Thaler ist es also unzweifelhaft, daß auch Bischof Haffner die vom Humanitären Komitee geforderte Abänderung des § 175 hat haben wollen.

Präsident: Die Diskussion ist geschlossen, wenn sich niemand mehr zum Worte meldet.

Es liegt nun vor ein Antrag der Kommission auf Übergang zur Tagesordnung über die Petition II Nr. 369

des Dr. med. Hirschfeld in Charlottenburg und Genossen wegen Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuchs.

Diejenigen Herren, welche für diesen Antrag der Kommission stimmen wollen, bitte sich zu erheben.

(Geschieht.)

Das ist die Mehrheit; der Antrag ist angenommen.

Der 31. März 1905 bedeutet eine wichtige Etappe in unserer Bewegung; ist es doch das erste Mal, daß im deutschen Reichstage, vielleicht das erste Mal, daß in einem Parlamente überhaupt in öffentlicher Sitzung eingehend über das Wohl und Wehe der Homosexuellen beraten wurde. Erinnern wir uns, daß, wie dies auch der Abgeordnete Thaler selbst erwähnte, wenige Jahrzehnte zuvor (1867) Ulrichs auf der Münchener Juristenversammlung, also in einer Versammlung von Fachleuten, nicht imstande war, die Frage anzuschneiden; daß man ihn gewaltsam daran verhinderte, als er in dezentester und wissenschaftlichster Weise das Thema berührte; und vergleichen wir damit, daß jetzt in der ersten Versammlung des Deutschen Reiches stundenlang über dieselbe Frage in weitester Öffentlichkeit debattiert wurde, so liegt darin bereits ein wesentlicher Erfolg, eben der oben gekennzeichnete Fortschritt von der Periode der Nichtachtung zu der der Diskussion.

Auf der anderen Seite hat allerdings diese Verhandlung zur Evidenz gezeigt, wie unendlich viel noch zu tun übrig bleibt, um die eines Kultur- und Rechtsstaates unwürdigen Zustände zu beseitigen.

Aus der Rede des Abgeordneten Thaler ging auch hervor, daß das Gerücht, das Zentrum beabsichtige seinerseits der Abänderung des Paragraphen näher zu treten — ein Gerücht, das einer dem Zentrum nahe stehender Quelle entstammte — einer positiven Unterlage entbehre wie dies auch ausdrücklich von den Reichstagsabgeord-

neten Gröber und Pichler Herrn Rittergutsbesitzer Jansen und dem Unterzeichneten gegenüber in einer Unterredung bestätigt wurde, welche zwischen den genannten Personen am 4. April stattfand.

Den Anlaß zu dieser Unterredung hatte die Bemerkung gegeben, durch welche der Abgeordnete Thaler in seiner Rede die Zuverlässigkeit unseres Komitees in Zweifel gezogen hatte. Wir hatten uns unmittelbar nach der Reichstagssitzung, welcher auf telephonische Benachrichtigung bei Beginn der Debatte der Unterzeichnete mit Herrn Dr. Lindtner persönlich beiwohnte, brieflich an den Abgeordneten Thaler gewendet, um energisch gegen seine Unterstellungen zu protestieren und ihn zu ersuchen, sich durch den Augenschein von der Haltlosigkeit seiner Behauptungen zu überzeugen.

Wir erhielten hierauf folgende Antwort:

Sehr geehrter Herr!

Unter den Unterzeichnern ihrer Petition befinden sich 4 Namen aus Würzburg. Nur diese waren meiner Kontrolle zugänglich. Ich finde darunter den Namen Baron Bathor. Auf Grund eigener Lokalkenntnis und Recherche bei der Polizeibehörde ergab sich, daß dieser Name in Würzburg nicht existierte. Ferner bestätigte mir ein befreundeter Abgeordneter, daß auch der Unterzeichner Max Maier, Pfarrer in Scheufling bei Deggendorf dortselbst nicht sei. Von den mir kontrollierbaren 5 Namen erscheinen demnach 2 als Mystifikationen, mit welchen Sie getäuscht wurden. Unter diesen Umständen war ich zu meiner in der Sitzung vom 31. März 1905 geäußerten Anschauung wohl berechtigt und verpflichtet. Zur Ansicht des Haffnerschen Briefes sind meine Freunde, die Herren Abgeordneten Gröber und Dr. Pichler im Reichstag, Dienstag, den 4. April 1905 nachmittags 2 Uhr, bereit. Dieselben können durch den Diener am Plenarsitzungssaal gerufen werden.

Mit Hochachtung

Thaler, Justizrat.

Dem Wunsche des Herrn Abgeordneten Thaler entsprechend fand die Unterredung am bestimmten Tage statt. Am 4. April begaben sich als Stellvertreter des Komitees die

Herren Dr. Hirschfeld und Rittergutsbesitzer Jansen in den Reichstag und hatten mit den obengenannten Abgeordneten eine Unterredung, deren Ergebnis aus folgendem Brief des Komitees an Herrn Abgeordneten Thaler ersichtlich ist:

Sehr geehrter Herr Abgeordneter!

Wie Ihnen die Herren Abgeordneten Landgerichtsrat Gröber und Dr. Pichler mitgeteilt haben werden, sind von dem Unterzeichneten und Herrn Rittergutsbesitzer Jansen als Vorstandsmitgliedern des wiss.-hum. Komitees die Unterschriften, die Sie beanstandet hatten, im Original vorgelegt worden, und nehmen wir an, daß die genannten Herren Abgeordneten Ihnen wohl darüber Bericht erstattet haben werden, daß von irgendeiner beabsichtigten oder auch nur unbeabsichtigten Inkorrektheit unsererseits nicht im entferntesten die Rede sein kann. Zufälligerweise waren die Namen der Unterzeichneten den Herren sogar persönlich bekannt. Da uns in großer Anzahl mündliche und briefliche Aufforderungen zugehen, darauf hinzuwirken, daß Sie, hochverehrter Herr Abgeordneter, die Äußerungen zurücknehmen möchten — dieselben sind in der Presse so dargestellt worden, als ob von uns mit den Unterschriften Schwindel getrieben worden sei — so dürfen wir von Ihrem Gerechtigkeitssinn erwarten, daß Sie entweder in einem führenden Organe Ihrer Partei oder uns gegenüber eine Richtigstellung Ihrer Äußerung in diesem Sinne veranlassen. Was den Brief von Herrn Bischof Haffner anbelangt, so haben wir Ihrer Aufforderung entsprechend denselben ebenfalls im Original vorgelegt und betonen, wie bereits mündlich, daß in der Schrift „Der § 175 im Urteil der Zeitgenossen", welche zwei Jahre vor dem Tode des Bischofs erschienen ist, und demselben zugesandt wurde, auf Seite 30 folgendes steht: „Durchaus zutreffend sind die Worte des Bischofs von Mainz, welcher eine Beteiligung zwar ablehnt, da er die Motivierung der Eingabe nicht mit Namensunterschrift bestätigen kann, jedoch bemerkt: „Ob eine Abänderung des § 175 aus Gründen der Humanität sich empfiehlt, lasse ich dahingestellt. Die moderne Gesetzgebung behandelt geschlechtliche Vergehen überhaupt sehr mild; es erscheint darum der § 175 als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden kann." — In derselben Schrift ist dann auch noch mitgeteilt, weshalb der Herr Bischof von der Unterzeichnung Abstand nehmen mußte, und zwar auf Seite 60. Wir meinen, daß von einem Mißbrauch oder gar wie Sie sich ausdrückten, von „grobem Unfug" hier nicht im mindesten die Rede

sein kann. Einmal, weil der Bischof am Schlusse seines Briefes es uns ausdrücklich anheimstellt, von seinem Briefe Gebrauch zu machen, und anderseits, weil diese den Kernpunkt des Briefes betreffenden Auszüge und Ausführungen mit voller Kenntnis des Bischofs erschienen sind, ohne daß ein Einspruch von seiner Seite erfolgte. Wir haben uns auf den Wunsch des Landgerichtsrats Gröber bereit erklärt, den Brief in vollem Wortlaut zu veröffentlichen, damit sich jeder selbst ein Urteil bilden kann, ob unsere Auffassung des Briefes die richtige ist, welche dahin geht, daß der Bischof ausdrücken wollte, daß kein Grund vorliegt, bei den heute üblichen Strafgesetzen in Sittlichkeitsfragen den Homosexuellen gegenüber ein Ausnahmegesetz zu statuieren, oder aber Ihre Auffassung, daß der Bischof dafür war, den Paragraph auch auf Frauen auszudehnen. Wir erwarten, daß Sie daher auch die Äußerung, daß unsererseits mit dem Briefe ein „grober Unfug" getrieben worden ist, zurücknehmen, da eine sachliche Gegnerschaft, wie sie zwischen unseren Anschauungen besteht, wohl nicht die Veranlassung sein sollte, die persönliche Ehrenhaftigkeit des Gegners öffentlich in Zweifel zu ziehen."

Von Herrn Reichtagsabgeordneten Dr. Thaler erhielten wir darauf folgende Antwort:

Würzburg, den 19. Mai 1905.

Herrn Dr. Magnus Hirschfeld, Charlottenburg, Berlinerstr. 104.

Sehr geehrter Herr! In meiner Reichstagsrede vom 31. März 1905 äußerte ich mit Bezug auf Ihre Petition wegen Aufhebung des § 175 des Str.-G.-B. unter anderem: „Ich gehe sogar so weit, zu glauben, daß bei Unterzeichnung der Petition vielleicht mancher Schwindel vorgekommen ist." Zu dieser Bemerkung sah ich mich veranlaßt, weil von 5 mir kontrollierbaren Namen 2 als Mystifikationen erschienen, durch welche Sie meines Erachtens bei Sammlung der Unterschriften getäuscht wurden. Daß Sie Schwindel getrieben hätten, habe ich nie behauptet, und entbehren etwa diesbezügliche Darstellungen in der Presse oder dritter Personen der tatsächlichen Begründung. Ihre inzwischen den Herren Gröber und Dr. Pichler gemachten Aufklärungen, daß die in Frage stehenden 2 Personen tatsächlich existierten, veranlassen mich, heute meine oben angeführte Äußerung hiermit richtig zu stellen. Was den Brief des Bischofs Haffner in Mainz anlangt, so sehe ich mich zu einer Korrektur meiner Ausführungen vom 31. März 1905 nicht veranlaßt. Ich habe damals lediglich eine briefliche Äußerung eines persönlichen Freundes des verstorbenen Bischofs kund-

gegeben, welcher in der Benützung einer aus dem Zusammenhang gerissenen Stelle des Haffnerschen Briefes als Motto für die Petition und in der Verschweigung der übrigen ethischen und moraltheologischen Anschauungen des Bischofs — solche sind auch im Haffnerschen Briefe unter direkter Zurückweisung der Begründung der Petition zum klaren Ausdrucke gelangt — eine Ungehörigkeit erblickte.

Mit Hochachtung Dr. Thaler, Justizrat.

Bei dem Werte, den das Zentrum dem Briefe des Bischofs Haffner von Mainz beilegt, halten wir es für angebracht, ihn auch hier im Wortlaut zu bringen, und fügen die Erklärung bei, die uns von einem katholischen Theologen zu dem Schreiben zugegangen ist.

Mainz, am 18. Sept. 1897.

Euer Hochwohlgeboren

erwidere ich ergebenst auf das gef. Schreiben v. 10. Aug., welches mir während einer längeren Reise zukam, daß ich mich an der Eingabe nicht beteiligen kann. Ob eine Abänderung des § 175 aus Gründen der Humanität sich empfiehlt, lasse ich dahingestellt. Die moderne Gesetzgebung behandelt geschlechtliche Vergehen überhaupt sehr mild; es erscheint darum der § 175 als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden kann. Ich glaube aber keinen Anlaß zu haben, mich in dieser Angelegenheit auszusprechen. Keinesfalls könnte ich die Motivierung der mir gef. zugestellten Eingabe mit meiner Namensunterschrift bestätigen. In dieser wird die geschlechtliche Unordnung auf konstitutionelle Anlagen zurückgeführt und jede sittliche Schuld geleugnet. Das ist der Standpunkt des Materialismus, welchen ich nicht teilen kann. Alle Triebe stehen bei dem Menschen unter der Macht des freien Willens, er kann sie überwinden, wenn sie auch noch so stark sein mögen. Allerdings hört die Willensfreiheit auf, wirksam zu sein bei Geistesstörung und Wahnsinn. Es ist Sache des Arztes und Richters, festzustellen, ob ein solcher Zustand eingetreten ist. Im voraus und im allgemeinen aber geschlechtliche Unordnungen als Wirkungen unwiderstehlicher Triebe darstellen, heißt die Willensfreiheit leugnen und den allgemeinen Wahnsinn statuieren. Ich habe, Ihrem ausdrücklichen Wunsch nachkommend, im Vorstehenden meine Auffassung darzulegen mir gestattet und gebe Ihnen anheim, hiervon Gebrauch zu machen.

In vollkommener Hochachtung Euer Hochwohlg. ergebenster

† Paulus Leops. Bisch. v. Mainz.

Die Ausführungen des katholischen Theologen hierzu lauten wie folgt:

„Der Brief des Bischofs Haffner besteht nach seinem wesentlichen Inhalt aus zwei Teilen, einem ablehnenden und einem beistimmenden, nach seiner äußeren Anlage dagegen aus drei Gedankengruppen. Die erste dieser drei Gedankengruppen umfaßt den Satz: „Euer Hochwohlgeboren erwidere ich ergebenst auf das gefl. Schreiben vom 10. August, welches mir während einer längeren Reise zukam, daß ich mich an der Eingabe nicht beteiligen kann.“ Der Bischof bringt dem Komitee zur Kenntnis, daß er es sich versagen muß, die Petition zu unterschreiben. Schon die bloße Tatsache dieser ausdrücklichen Mitteilung ist ein beachtenswertes Zeichen des Wohlwollens, ganz besonders, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Bischof die Forderung der Petition in ihrem Kernpunkt anerkennen muß und somit für ihn die Gefahr besteht, daß seine Worte mißverstanden und mißdeutet, ihm verübelt werden und als „Scandalum pusillorum“ wirken könnten. Schon gar zu einer Zeit, wo die homosexuelle Bewegung noch in ihren ersten Anfängen stand und die Aufklärung noch nicht über ganz engbegrenzte Kreise hinausgedrungen war. Man beachte auch die milde Form, deren sich der Bischof für seine Ablehnung bedient. Sie ist die mildeste, die er wählen konnte: Er „kann sich an der Eingabe nicht beteiligen“ und es wird zunächst noch nicht einmal angedeutet, ob es rein taktische Erwägungen sind, die ihn davon abhalten, oder ob doch irgendwelche Rücksichten prinzipieller Natur ihm ein Hindernis zu bilden scheinen. — Der nächste Teil des bischöflichen Schreibens lautet: „Ob eine Abänderung des § 175 aus Gründen der Humanität sich empfiehlt, lasse ich dahingestellt. Die moderne Gesetzgebung behandelt geschlechtliche Vergehen überhaupt sehr mild; es erscheint darum der § 175 als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden kann.“ Hier geht der Bischof auf die von der Petition erhobene Forderung näher ein und berührt zunächst die Frage, ob der § 175, wie dies in der Petition unter anderem hervorgehoben wird, schon aus Gründen der Humanität einer Änderung bedürfe. Und bereits diese Frage verneint der Bischof nicht. Er erklärt, daß er es dahingestellt sein lasse, und geht sodann zu der Frage über, ob der Paragraph aus Gründen der Konsequenz, der Gleichheit aller vor dem Gesetz, aus Gründen der Gerechtigkeit eine Änderung nötig mache. Diese Frage nun, auf die es wesentlich ankommt, bejaht der Kirchenfürst, und zwar mit solcher Klarheit und Rückhaltlosigkeit,

daß wirkliche Meinungsverschiedenheiten darüber nicht bestehen können. Er stellt zunächst fest, daß die moderne Gesetzgebung geschlechtliche Vergehen überhaupt „sehr milde" behandelt. Was ist unter geschlechtlichen Vergehen hier gemeint? Der Bischof denkt offenbar an Verstöße gegen die christliche Sittenordnung, welche die moderne Gesetzgebung so milde beurteilt, daß sie ihnen gegenüber von Strafen überhaupt absieht. Denn nur wenn er völlig straflose Verstöße im Auge hat, kann er weiter schreiben: „Es erscheint darum der § 175 als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung" — das heißt völlige Aufhebung — „mit Recht gefordert werden kann." Er erklärt es also für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß man die homosexuellen Geschlechtlichkeiten den von der modernen Gesetzgebung straflos gelassenen Verstößen wider das christliche Sittengesetz gleichstelle. Unter diesen letzteren können aber, da onanistische Akte für die Gesetzgebung nicht in Betracht kommen und Unzucht mit Tieren vielfach noch kriminell geahndet wird, nur die straflosen außerehelichen Akte zwischen Mann und Weib gemeint sein. Mit anderen Worten: Bischof Haffner erklärt es für ein Gebot der Gerechtigkeit, den homosexuellen Umgang nicht anders als den außerehelichen Normalverkehr von Mann und Weib zu behandeln. Das ist vom Standpunkt des Christentums, welches die Strafe nur als angemessene Sühne für eine begangene Schuld anerkennt, ein rechtspolitisches, moralisches und naturwissenschaftliches Bekenntnis zugleich, und es ist um so bedeutsamer, als es eine Entschiedenheit aufweist, welche die Auffassung des Kirchenfürsten zum unzweideutigsten Ausdruck bringt. Denn Bischof Haffner ist nicht etwa der Meinung, daß man den § 175 als eine Inkonsequenz betrachten dürfe, deren Abänderung mit einigem Grund in Erwägung gezogen werden könnte, sondern er bezeichnet ihn freimütig als eine Inkonsequenz, deren Beseitigung mit Recht gefordert werden könne. Er spricht nicht von Abänderung, sondern von Beseitigung, trotzdem er gewiß die Worte wohl erwog, bevor er solch eine prinzipielle Erklärung niederschrieb, er spricht von einer Beseitigung, die man fordern dürfe, von einer Beseitigung, die man mit Recht fordern dürfe, und er fügt noch am Schluß des Briefes bei: „... ich gebe Ihnen anheim, hiervon Gebrauch zu machen." — Damit sind wir bei der dritten Gedankengruppe angelangt: „Ich glaube aber keinen Anlaß zu haben, mich in dieser Angelegenheit auszusprechen. Keinesfalls könnte ich die Motivierung der mir gefl. zugestellten Eingabe mit meiner Namensunterschrift bestätigen. In dieser wird

die geschlechtliche Unordnung auf konstitutionelle Anlagen zurückgeführt und jede sittliche Schuld geleugnet. Das ist der Standpunkt des Materialismus, welchen ich nicht teilen kann. Alle Triebe stehen bei dem Menschen unter der Macht des freien Willens, er kann sie überwinden, wenn sie auch noch so stark sein mögen. Allerdings hört die Willensfreiheit auf, wirksam zu sein bei Geistesstörung und Wahnsinn. Es ist Sache des Arztes und Richters, festzustellen, ob ein solcher Zustand eingetreten ist. Im voraus und im allgemeinen aber geschlechtliche Unordnungen als Wirkungen unwiderstehlicher Triebe darstellen, heißt die Willensfreiheit leugnen und den allgemeinen Wahnsinn statuieren. Ich habe, Ihrem ausdrücklichen Wunsch nachkommend, im Vorstehenden meine Auffassung darzulegen mir gestattet und gebe Ihnen anheim, hiervon Gebrauch zu machen.“ Bischof Haffner will sich nicht ausführlicher zur Sache äußern. Er will nur noch hervorheben, worin seine Auffassung mit derjenigen des Komitees im Widerspruch steht. Das ist die Motivierung, aber nicht die Motivierung, insofern sie einfach „die geschlechtliche Unordnung auf konstitutionelle Anlagen zurückführt“, sondern die Motivierung, insofern sie die „geschlechtliche Unordnung auf konstitutionelle Anlagen zurückführt und jede sittliche Schuld leugnet.“ Das ergibt sich aus den Worten selber, ergibt sich ferner unwidersprechlich aus dem bereits erörterten Satz, wonach es konsequenterweise der Berechtigung entbehrt, zwischen homosexuellem Verkehr und außerehelichem Normalverkehr einen Unterschied zu machen, ergibt sich endlich auch aus dem folgenden Satz: „Das ist der Standpunkt des Materialismus, welchen ich nicht teilen kann.“ Denn nicht der Hinweis auf die Tatsache, daß Homosexualität als Trieb eine Naturerscheinung darstellt, ist materialistisch, sondern die Auffassung, daß Homosexualität als Triebbefriedigung, weil aus natürlicher Anlage hervorgehend, ohne weiteres den Charakter einer vom Willen unabhängigen, natürlichen Notwendigkeit tragen müsse. Diese Auffassung ist aber niemals vom wissenschaftlich-humanitären Komitee vertreten worden, und wenn Bischof Haffner den entgegengesetzten Eindruck empfing, so war es ein Mißverständnis. Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee fordert die Aufhebung des § 175 nicht, weil es in der Homosexualität ohne weiteres einen unwiderstehlichen Trieb erblickt, nicht auf Grund eines Urteils in der Frage, ob sich der Homosexuelle vor seinem religiös inspirierten Gewissen schuldig fühlen könne, wenn er seinem Triebe nachgibt, nicht auf Grund irgendeiner bestimmten Weltanschauung,

sondern einzig nur in der Erkenntnis und medizinisch-rechtswissenschaftlichen Würdigung sexualphysiologischer Tatsachen, die kein religiöses und kein moralisches System anzuerkennen hindert, keines anzuerkennen hindern darf. Dieser dritte Teil des Briefes, und damit auch der erste, den er begründen soll, beruht also auf einer irrigen Voraussetzung, und das wissenschaftlich-humanitäre Komitee ist deshalb vollauf berechtigt, darauf hinzuweisen, daß seine wirklichen Bestrebungen die ausdrückliche und offen bekundete Billigung eines der angesehensten deutschen Kirchenfürsten der neueren Zeit gefunden haben."

Steht auch vorderhand nicht zu erwarten, daß das Zentrum den Widerstand aufgibt, welchen es unseren Forderungen entgegensetzt, so muß doch anerkannt werden, daß sowohl die ultramontane Presse als die katholische Geistlichkeit in ihrer Stellungnahme gegenüber den Homosexuellen und deren Verteidigern vorteilhaft absticht von der protestantischen Orthodoxie, deren Vertreter im Namen eines falsch verstandenen Christentums — wir sind uns der Tragweite dieses Wortes wohl bewußt — einen erbitterten Kampf führen gegen diejenigen, die sich im Geiste wirklicher Nächstenliebe einer Menschenklasse annehmen, die lange genug unter einem auf wissenschaftlicher Unkenntnis beruhendem Justizirrtum gelitten hat.

Auf der 16. Jahresversammlung der deutschen Sittlichkeitsvereine zu Köln 1904 wurde eine Resolution angenommen, in welcher unter Hinweis „auf das gefährliche Vorgehen des sogenannten wissenschaftlich-humanitären Komitees mit seiner Gefolgschaft von Tausenden aus höchstgebildeten Kreisen" die Staatsbehörden aufgefordert wurden, rücksichtslos alle Manifestationen zurückzudrängen, welche die Beseitigung des § 175 verfolgen, sowie „alle diesbezügliche Literatur".

Allerdings war auch hier eine Art Fortschritt insofern zu verzeichnen, als nachdem Pastor Hanne-Köln vor Übereifer gewarnt hatte, mit allen gegen eine Stimme beschlossen wurde, der Resolution den Schlußsatz beizu-

fügen: „Für wirklich krankhaft Geborene, soweit sie anderen gefährlich werden, ist die Unterbringung in einer Heilanstalt geboten". Ähnlich äußerte sich Pastor Philipps auf einer Berliner Versammlung, in welcher er laut Bericht der ihm nahestehenden Zeitungen sagte: „Der § 175 muß bestehen bleiben. Wie der Krüppel ins Krüppelheim, wie der Geisteskranke in die Irrenanstalt, so gehört der an einem falschen Triebe erkrankte ins Sanatorium, wo er, wenn man will, sogar auf Staatskosten gut gehegt und gepflegt werden kann. In die Freiheit gehört nur der, der diesen falschen Trieb zu zügeln weiß und nicht andere mit hineinreißt."

In Leipzig hielt der bekannte ehemalige Hofprediger Stöcker einen großen Vortrag, in dem es (nach dem „Leipziger Tageblatt") hieß: „Die aktuellste Frage ist zurzeit die homosexuelle. Die Berliner Polizei kannte vor zwanzig Jahren 2000 Urninge, heute sind es 20000. Daß auch Frauen an der Bewegung gegen § 175 teilnehmen, ist das Schimpflichste. Eins ist allerdings richtig: Die Perversen gehören nicht ins Gefängnis, sondern ins Krankenhaus".

In Düsseldorf sprach der Lic. Weber über den Kampf gegen die Homosexuellen. Besonders wies er, wie die Zeitungen berichteten, darauf hin, „daß der Homosexualismus bis in die höchsten Regionen reiche, und sogar fürstliche Damen ihm ergeben seien".

Endlich wurde sogar auf der Kreissynode Berlin II ein von Pastor Philipps unterzeichneter Antrag der Sittlichkeits-Kommission angenommen, welcher eine entsprechende Änderung des deutschen Reichsstrafgesetzbuches verlangte, um einen erfolgreichen Kampf gegen die Agitation der „sogenannten Homosexuellen" führen zu können.

Daß die Regierung diesen Wünschen der geistlichen Herren entsprechen wird, ist allerdings nicht anzunehmen.

Dieselbe ist zwar auch in dem letzten Jahre, namentlich auch anläßlich der Reichstagsverhandlung, nicht aus der von ihr beobachteten Reserve herausgetreten, es liegt aber kein Anzeichen dafür vor, daß dieselbe in dieser Streitfrage den von ihr eingenommenen Standpunkt der Neutralität, man kann wohl sagen wohlwollender Neutralität, verlassen hat. In vielen Einzelfällen hat das Komitee mit den staatlichen Behörden in Verbindung treten müssen; auch diese haben vielfach mit dem Komitee Fühlung genommen und kann das Verhältnis zwischen beiden als ein durchaus befriedigendes bezeichnet werden.

Es scheint, als ob die Regierung die Frage noch nicht für spruchreif ansieht und abwarten will, wie sich die juristischen und medizinischen Sachverständigen äußern werden, die bei der in Aussicht genommenen Reform des Reichsstrafgesetzbuches für sie maßgebend sind. Von hoher Bedeutung sind nach dieser Richtung die im Verlaufe der letzten Jahre erschienenen „Gerichtsärztliche Wünsche zur bevorstehenden Neubearbeitung der Strafgesetzgebung für das Deutsche Reich". Der medizinische Berichterstatter, Prof. Dr. Aschaffenburg-Halle a. S. kommt in seinem Referat über den § 175 zu folgendem Schluß:

„Gegen den § 175 sprechen wesentlich juristische Gründe. Vom Standpunkt des Arztes aus — über ethische und ästhetische Gesichtspunkte haben wir ja nicht zu urteilen — besteht kein Bedürfnis nach einer strafrechtlichen Verfolgung homosexueller Akte, soweit nicht Jugendliche dadurch betroffen werden, bei denen ja nach meiner Auffassung vom Wesen der Homosexualität die Gefahr besteht, dadurch homosexuell zu werden. Wir werden deshalb, wenn von den Juristen die Abschaffung des § 175 gefordert wird, keinen Grund haben, uns dagegen zu sträuben." Der juristische Korreferent, Prof. Dr. Heimberger-Bonn, äußert sich zu dem gleichen Thema: „Wenn eine Frauensperson mit einer anderen Frauensperson oder wenn ein Mann mit einer Frauensperson widernatürliche Unzucht treibt, so ist dies nicht strafbar. Wird genau die gleiche Handlung von

Männern unter sich vorgenommen, so tritt Bestrafung ein. Das ist meines Erachtens nicht folgerichtig. Entweder muß die widernatürliche Unzucht gestraft werden in allen Fällen, einerlei, zwischen welchen Personen sie begangen wird, oder sie bleibt in allen Fällen straflos. Ich für meine Person bin der Ansicht, die Öffentlichkeit habe kein Interesse daran, daß diese für normale Menschen schwer verständliche Geschmacksverirrung kriminell geahndet werde. Es handelt sich hier um einen geheimen Verstoß gegen die Sittengesetze, ebenso wie bei der straflosen widernatürlichen Unzucht zwischen Mann und Weib, nicht aber um einen Eingriff in die Rechtssphäre dritter oder in die öffentliche Rechtsordnung. Deshalb mag man eine solche Handlung immerhin straflos lassen. Dagegen möchte ich den notwendigen Schutz der Jugend nicht gern missen. Falls es daher einmal zu einer Aufhebung des § 175 kommen sollte, müßte wenigstens eine Strafandrohung wegen Vornahme widernatürlicher Unzucht mit Personen unter einem gewissen Alter, z. B. unter 18 Jahren, bestehen bleiben."

Die juristische Kommission, welche vor 2 Jahren zusammengetreten ist, um bezüglich einer allgemeinen Reform der deutschen Strafrechtspflege Vorschläge zu machen, hat im Laufe des letzten Jahres im Einverständnis mit dem Reichsjustizamt ein Komitee hervorragender Strafrechtslehrer deutscher Universitäten gebildet; es hat sich die Aufgabe gestellt, zusammen mit anderen namhaften Vertretern der deutschen Strafrechtswissenschaft in einem wissenschaftlichen Werke eine vergleichende Darstellung aller in Betracht kommenden strafrechtlichen Materien beschaffen zu wollen, um im Anschluß an diese Darstellung für die einzelnen Materien die Ergebnisse der Rechtsvergleichung kritisch zu würdigen und daran Vorschläge für die deutsche Gesetzgebung anzuschließen. In diesem Sinne hat das Komitee unter der bereitwilligen Mitwirkung der wissenschaftlichen Kreise den gesamten Rechtsstoff unter seine Mitglieder und eine größere Anzahl anderer wissenschaftlichen Kräfte zur Bearbeitung verteilt.

Der IV. Band der bei Otto Liebmann in Berlin erscheinenden „Vergleichenden Darstellung des deutschen

und ausländischen Strafrechts“ wird die „Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit“, also auch § 175, behandeln und von Prof. Dr. Mittermaier in Gießen bearbeitet werden.

Wir hoffen, daß aus dieser vergleichenden Zusammenstellung deutlich hervorgehen wird, daß in keinem der Länder, in denen man aus juristischen, medizinischen und allgemein menschlichen Gründen den Urningsparagraphen beseitigte, durch diese Tatsache irgendwelche Nachteile erwachsen sind, daß in den deutschen Bundesstaaten (wie Bayern, Württemberg, Hannover), in denen man bis zur Einführung des deutschen Reichsstrafgesetzbuches keinen dem § 175 entsprechenden Paragraphen kannte, in keiner Weise die Homosexualität früher merkbarer hervortrat, als nach Aufnahme der Bestimmungen.

Bis die Strafrechtskommission ihre Vorschläge bezüglich der Homosexualität unterbreitet hat, bis die gesetzgebenden Körperschaften zu diesen Beschlüssen Stellung genommen haben, bis eine mit neuen Unterschriften bedeckte Petition dem Reichstag Gelegenheit geben wird, sich mit der Materie aufs neue zu befassen, wird es Aufgabe unseres Komitees sein, in beharrlicher, unentwegter, unermüdlicher Tätigkeit die Aufklärungsarbeit fortzusetzen.

Gewiß hat es ja etwas Niederdrückendes und Ermüdendes an sich, immer wieder dieselben längst widerlegten Einwände hören und widerlegen zu müssen, dieselben Irrtümer und Mißverständnisse, dieselbe instinktive Abneigung und denselben subjektiven Widerwillen, die gleiche Rücksichtnahme der einen auf die Vorurteile der anderen und die früherer Zeiten; und alles so widerlegen zu müssen, als ob nicht nur der behauptende Gegner, sondern auch das Behauptete neu wäre. Leider scheint ja aber diese mühselige Tätigkeit von einer Bewegung, wie es die unsere ist, unzertrennlich, und dürfen wir uns daher nicht die

Mühe verdrießen lassen, selbst wenn die Gegner mit so minderwertigen Mitteln arbeiten, wie es vielfach der Fall ist.

Ist es auch ein Beweis der Schwäche der Gegner, so ist es doch gleichzeitig ein Zeichen für die Schwierigkeit unseres Kampfes, wenn die Feinde der Homosexuellen heute weniger mit Gründen, als mit Wut- und Haßausbrüchen operieren. Gründe lassen sich, besonders wenn sie gegen eine gerechte Sache vorgebracht werden, leichter bekämpfen und widerlegen, als Gefühle.

Zum Beweise, daß es nicht übertrieben ist, wenn wir von Ausbrüchen niederer Leidenschaften sprechen, will ich auch hier einige charakteristische Beispiele anführen.

Das „Wiesbadener Volksblatt" (Nr. 213, 2. Bl., 19. September 1904) berichtet, daß im Schaufenster einer dortigen Buchhandlung eine Broschüre ausläge mit dem Titel „Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen" und fügt hinzu:

„Es gibt nur zwei Geschlechter, das dritte Geschlecht ist die Erfindung verpesteter Gehirne und perverser Herzen. Nichts beleuchtet besser den moralischen Tiefstand unserer Zeit, als der Versuch, für eine ekelhafte, niederträchtige Schweinerei Propaganda zu machen und Berechtigung für sie zu verlangen. Subjekte, die auf solchem Standpunkt stehen, gehören ins Irrenhaus oder in eine Heilanstalt mit einer täglichen Portion von 25 aus dem ff."

Die Staatsbürgerzeitung v. 29. Juni 1905 bringt einen Leitartikel über den „Bund der Perversen", der auf einen gegen diese Zeitung gerichteten schlechten Scherz eines Studenten zurückzuführen ist. Der Schluß des Artikels lautet:

„Und unter solchen Umständen gibt es auch noch Leute, die für die Aufhebung des § 175 eintreten! Nicht ins Gefängnis müßten diese Gesellen, nicht ins Zuchthaus, — an den Schandpfahl müßten sie, geschunden werden bei lebendigem Leibe!

Dieses Getier aber haust frei unter uns, darf ungehindert unter uns leben und — doch ist es verboten, Schußwaffen bei sich zu tragen!“

Die Münchener Zeitung „Der Privatmann“ vom 29. März 1905 fügt dem Berichte über den Fall des Dr. Ackermann, der in Dresden mit seinen Erpressern zusammen abgeurteilt wurde, die Bemerkung hinzu:

„Es ist nur schade, daß diese Verhandlung nicht bei uns stattgefunden hat, der perverse Hauptmann würde straffrei ausgegangen sein. Diese spinatlüsternen Individuen gehören samt und sonders dauernd *in die Zwangsjacke*, dann hören die Erpressungen endgültig auf. Die Stadt München strotzt von Spinat-Herren und infolgedessen auch von gewerbsmäßigen Erpressern, welche ein nobles Leben führen, mit Ausnahme derjenigen, welche die weniger bemittelte Klasse der Homosexuellen zu ihren Ernährern gewählt haben.“

Das bayerische „Vaterland“ vom 6. August 1905 sieht in den Erpressern die Opfer der Homosexuellen. Es schreibt:

„Eine Statistik weist nach, daß unter 100 Erpressern nur *einer* von Naturanlage pervers war, *alle* anderen 99 sind *verführt* worden, verführt in *frühester Jugend*, angelockt von etlichen Silberlingen. Wir haben keine Ahnung, wie viele Lebemänner bis hinauf in hohe Sphären frei herumlaufen und sogar Ehren und Würden einheimsen, während *ihre Opfer* hinter Zuchthausmauern sitzen, wohin eigentlich *sie* gehörten.“

und ruft dann den Homosexuellen das Bibelwort zu:

„Wehe dem Menschen, der Ärgernis gibt, es wäre besser, man hänge ihm einen Mühlstein um den Hals und versenke ihn in die Tiefe des Meeres.“

Ist auch die Zahl derjenigen, die für „Zwangsjacke, Schandpfahl, einen Mühlstein um den Hals, oder eine tägliche Portion von 25 aus dem ff“ eintreten, nicht nennenswert, so zeigt doch die Möglichkeit solcher Ergüsse, daß wir neben der Unkenntnis einen Widerstand zu überwinden haben, der in physiologischen Kontra-Instinkten, Antitropismen sein Fundament — allerdings kein Rechtsfundament — besitzt. Subjektives Sichnichthineinversetzenkönnen darf nicht genügen, das Lebensglück erwachsener,

in freier Übereinstimmung handelnder Menschen zu vernichten.

Man hat im letzten Jahre wiederholt die Meinung geäußert, daß die zugunsten der Homosexuellen betriebene Agitation eine gar zu lebhafte sei, dies wirke auf viele abstoßend und rufe eine starke Gegenströmung hervor. Darauf ist zu erwidern, daß es an und für sich nur erwünscht sein kann, wenn Gegner das Wort ergreifen, da nur durch Rede und Gegenrede, durch Angriff und Abwehr klargestellt werden kann, welche Seite über stärkere, sieghaftere Kräfte verfügt.

Nur bei sehr oberflächlichen Beurteilern kann durch den Kampf um die Beseitigung des § 175 der Anschein erweckt werden, als ob in der Liebe der Homosexuellen das rein Geschlechtliche eine größere Rolle spiele als im Liebesleben überhaupt. Die Fürsprecher der Homosexuellen befinden sich mit diesen unangenehmen Erörterungen in einer von ihnen selbst peinlich empfundenen Zwangslage, die sofort beseitigt wäre, wenn die Gegner erst einmal aufhören würden, sich in das Privatleben Dritter zu mischen. Mit Recht hat man in Frankreich den Urningsparagraphen hauptsächlich deshalb gestrichen, weil man sah, daß erst durch die Auskundschaftung und Verfolgung der Bettgeheimnisse, nicht durch diese selbst, das Ärgernis gegeben und der Skandal hervorgerufen wurde.

Je mehr Menschen den Widerspruch merken, welcher hier zwischen Recht und Wissenschaft klafft, je mehr erfahren, daß hier der Staat Tausende, die zu bestrafen er außer stande ist, Erpressern ausliefert, welche aus der Ausnützung einer unverschuldeten Anlage ein ebenso furchtbares wie fruchtbares Gewerbe machen, um so weitere Kreise muß und wird diese Bewegung naturgemäß von Jahr zu Jahr ziehen.

Es ist daher nicht verwunderlich, daß die ideellen und materiellen Hilfskräfte unseres Komitees in stetiger

Zunahme begriffen sind. Auch im letzten Jahr ist ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen (die Einnahmen stiegen von Mk. 12540.47 auf Mk. 15702.03, die Ausgaben von Mk. 12658.40 auf Mk. 16062.63), wenngleich die Höhe der Beiträge immer noch bei weitem nicht dem entspricht, was aufgebracht werden könnte und auch nicht hinreicht, den Kampf so zu führen wie er geführt werden sollte.

Vor allem wächst und fügt sich immer fester der Stamm ernster, gediegener, in langer Mitarbeit erprobter Persönlichkeiten, die den Bestand unseres Komitees über den Verlust von einzelnen hinaus sichern und gewährleisten. Gerade in bezug auf die Konsolidierung des Komitees war das verflossene Jahr von wesentlicher Bedeutung.

Wenn von der Erfüllung des Wunsches, daß das Komitee mit den Rechten einer juristischen Person ausgestattet werde, aus praktischen Gründen auch vorderhand Abstand genommen werden mußte, so gelangten wir doch zur Festlegung einer Organisationsform, von der wir nach den Ergebnissen einer achtjährigen Tätigkeit erwarten dürfen, daß sich dieselbe gut bewähren werde. Dieselbe ist aus dem in der Obmännersitzung vom 12. Januar 1905 angenommenen Programm ersichtlich.

Zwecke u. Ziele des wissenschaftl.-humanitären Komitees.

Zweck des Komitees ist das Studium der Homosexualität in naturwissenschaftlicher, medizinischer, kulturgeschichtlicher, ethnologischer, juristischer, sittlicher und humanitärer Beziehung, sowie die Verbreitung der gewonnenen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse.

Allgemeine Grundsätze.

Das W.-H. K. gehört als solches keiner politischen oder religiösen Partei an, verfolgt vielmehr

seine Zwecke unabhängig von allen Parteiströmungen. Eine Verherrlichung der Homosexualität liegt dem W.-H. K. gänzlich fern, eine Propaganda für dieselbe ist von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus selbstverständlich ausgeschlossen.

Leitsätze spezieller Art.

In wissenschaftlicher Hinsicht tritt das W.-H. K. für die Fortsetzung und dauernde Erhaltung des seit 1899 erscheinenden Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen ein, welches jeder Fondszeichner, der mindestens Mk. 20,— p. a. zahlt, unentgeltlich broschiert erhält.

Organisation.

Die Gesamtheit des W.-H. K. liegt in den Händen eines Ausschusses von 7 Personen. Dem W.-H. K. angehören kann jeder, der sich objektiv oder subjektiv für die Zwecke des W.-H. K. interessiert, und gegen dessen Aufnahme Bedenken nicht im Wege stehen.

Die Majorität des aus 7 Personen bestehenden Ausschusses soll aus Reichs-Deutschen zusammengesetzt sein Beim Ausscheiden eines Ausschußmitgliedes ergänzt sich der Ausschuß durch Kooptation. Bei Zusammensetzung der Ausschußmitglieder soll jeder Schein einer vorwiegend bestimmten Partei oder Konfession oder Berufsart grundsätzlich vermieden werden, mit alleiniger Ausnahme, daß von den 7 Mitgliedern 3 tunlichst dem naturwissenschaftlichen und 1 dem juristischen Berufe angehören sollen. Der Ausschuß ist verpflichtet, einmal im Jahre eine Jahresversammlung zu berufen und von dieser über seine Tätigkeit Bericht zu erstatten und Rechenschaft abzulegen. — Der Ausschuß entscheidet ohne Angabe von Gründen über die Aufnahme der sich meldenden Mitglieder und wählt zu diesem Zweck eine Aufnahmekommission von 3 Personen aus seiner Mitte. In zweifel-

haften Fällen muß der Gesamtausschuß befragt werden, der in seiner Entscheidung unanfechtbar ist.

Zu Obmännern wurden folgende Herren gewählt:

1. Dr. med. Magnus Hirschfeld, Arzt, Charlottenburg.
2. Dr. med. Georg Merzbach, Arzt, Berlin.
3. Dr. med. L. S. A. M. von Römer, Arzt, Amsterdam.
4. Hermann Freiherr von Teschenberg, Charlottenburg.
5. Caspar Wirz, Professor hon. caus. der Universität Zürich, V.D.M., Mailand.
6. J. Heinrich Denker, Fabrikbesitzer, Sulingen.
7. W. Jansen, Rittergutsbesitzer, Friemen.

Die Verwaltung der Finanzen untersteht einer besonderen Finanzkommission, bestehend aus den Herren Dr. Hirschfeld, Verlagsbuchhändler Max Spohr, Fabrikbesitzer Heinrich Denker und Rittergutsbesitzer W. Jansen. Außer diesen bestehen zurzeit noch die Statistische Kommission, die Vortragskommisson und die Bibliothekskommission. Der letzteren ist es im wesentlichen zu verdanken, daß am 1. Juli im Bureau des Komitees eine Bibliothek eröffnet werden konnte, deren Zweck und Benutzungsordnung aus der Einleitung des Katalogs ersichtlich ist, welche lautet:

„Die Ausgabe der Bücher ist an den Wochentagen für die Zeit von 10—12 Uhr vormittags und von 4—6 Uhr nachmittags vorgesehen.

Die Benutzung der Bibliothek soll zu folgenden Bedingungen stattfinden: a) Jeder Leser hat ein Pfand von Mk. 3,00 zu hinterlegen. b) An Leihgebühren sind pro Band und Woche 20 Pf. zu entrichten. (Von kleineren Broschüren gelten 2—3 für 1 Band). Außerdem werden bei Vorauszahlung 20 Lesemarken für 3,00 Mk. ausgegeben. (Jede Marke gilt für einen Band und eine Woche.) c) Sämtliche Portokosten sind von den Lesern zu tragen. d) Über jedes entliehene Buch ist auf vor-

gedrucktem Formular zu quittieren. e) Es werden für Berlin 1 Band, für auswärts bis 3 Bände auf einmal verabfolgt, wobei zu beachten ist, daß die verschiedenen Bände eines zusammengehörigen Werkes als einzelne Bände gelten. f) Die ausgegebenen Bücher müssen spätestens nach 4 Wochen wieder abgeliefert werden. In Ausnahmefällen kann auf besonderes Ersuchen der Ausleihtermin um eine Woche verlängert werden. Wer binnen 4 resp. 5 Wochen die entliehenen Bücher, trotzdem Mahnung erfolgte, nicht zurückgegeben hat, verpflichtet sich den Betrag zu ersetzen. g) Die entliehenen Bücher sind sorgfältig und gewissenhaft zu behandeln. Bei Beschädigung oder Verlust muß voller Ersatz geleistet werden.

Die so erzielten Einnahmen sollen lediglich für Bibliothekszwecke (Neuanschaffungen, Einbände, Kataloge Drucksachen usw.) Verwendung finden, worüber besonders Buch geführt wird.

Nachträge zu diesem Katalog werden je nach Bedarf erscheinen.

An die Freunde des wissenschaftlich-humanitären Komitees richten wir an dieser Stelle die ergebenste Bitte, unsere Bibliothek, die vor allem auch für diejenigen bestimmt ist, die sich über die homosexuelle Frage aufklären bezw. über dieselbe literarisch arbeiten wollen, durch Überweisungen, Schenkungen und letztwillige Verfügungen in ihrem Besitz befindlicher Werke, Broschüren, Zeitschriften freundlichst fördern zu wollen."

Außer unserer wichtigsten Publikation, dem Jahrbuch, das sich in allen Kreisen, namentlich auch im Auslande, einer stetig wachsenden Anerkennung zu erfreuen hat, lassen wir am ersten jedes Monates die in ca. 1800 Exemplaren versandten Monatsberichte erscheinen, welche eine Zusammenstellung derjenigen Ereignisse und

Veröffentlichungen darstellen sollen, die für den Befreiungskampf der Homosexuellen direkt und indirekt von Bedeutung sind.

In jedem Quartal findet eine Vierteljahrsversammlung statt, in welcher unter Zugrundelegung einer orientierenden Einleitung und eines wissenschaftlichen Vortrages Mitgliedern, Freunden und Gästen des Komitees Gelegenheit gegeben wird, unsere Bewegung, sowie den jeweiligen Stand derselben kennen zu lernen.

Eine dieser Versammlungen soll in Verbindung mit einer geschäftlichen Sitzung (Generalversammlung), einer öffentlichen Versammlung und Vorträgen über wissenschaftliche und taktische Fragen mehr kongreßartig ausgestattet werden.

Alle diese Versammlungen waren von hiesigen und auswärtigen Personen, vielfach auch von Ausländern, gut besucht und verliefen vollkommen harmonisch, namentlich kann auch der Verlauf des ersten Kongresses am 7. und 8. Oktober 1904, dem zahlreiche prominente Persönlichkeiten beiwohnten, als höchst gelungen bezeichnet werden.

Je nach Bedarf, regelmäßig aber in Verbindung mit der Vierteljahrsversammlung, finden Obmännersitzungen statt, auf denen über weiter zu unternehmende Schritte beraten wird.

Der Abgeordnete Thaler glaubte für die Beibehaltung des § 175 besonders auch deshalb eintreten zu müssen, weil die Sachverständigen selbst untereinander in bezug auf die Homosexualität durchaus verschiedener Meinung seien. Er unterließ es allerdings, dabei zu bemerken, daß es sich bei diesen Streitfragen nur um theoretische Punkte handelt, daß in dem punctum saliens aber, der unbedingten Reformbedürftigkeit des gegenwärtigen Rechtszustandes, alle einig seien, die sich wissenschaftlich mit der Materie beschäftigt haben.

Auch auf unserem Gebiete gilt das Wort des Theologen Meldenius: „in necessariis unitas, in dubiis libertas in omnibus autem caritas."

Gewiß ist es von Wert, zu untersuchen, in welchem Verhältnis bei der Entstehung der Homosexualität äußere Anlässe zu inneren Anlagen stehen, welche Verbreitung die Bisexualität besitzt und welche Bedeutung sie für das Zustandekommen homosexueller Handlungen hat; man kann streiten inwieweit eine Behandlung der homosexuellen Neigungen möglich ist und ob es sich hier mehr um einen physiologischen oder pathologischen Zustand handelt. Was aber wollen alle diese und ähnliche Diskussionen, die manchmal mit mehr als wünschenswerter Heftigkeit geführt werden — unsere Bibliographie gibt ja ein anschauliches Bild davon — besagen gegenüber der Hauptsache: „Ihr stempelt Menschen zu Verbrechern, die es nicht sind."

Während ich dieses niederschreibe finde ich unter der gerade einlaufenden Post den Brief eines Offiziers, der wegen der Entdeckung einer homosexuellen Betätigung vor einigen Tagen ins Ausland geflohen ist. Er schreibt:

„Denken Sie sich die Gefühle, mit denen ich hierher floh. Von einem alten Adelsgeschlechte, Offizier in einem der berühmtesten Regimenter, erfolgreicher Herrenreiter. Das noch vor einer Woche; und jetzt! — Ist der § 175 nicht wie dazu geschaffen, einen recht und anständig denkenden Menschen in das Gegenteil zu verwandeln? Als der Kommandeur mich vom Dienst befreite und mir sagte, das Weitere würde sich finden, war es mir klar. Der Revolver mit Patronen hing an der Wand; ich sagte mir — die einzige Möglichkeit. Da trat . . . . ins Zimmer und gab mir den Rat nach der Schweiz zu gehen. Die Offiziere — Kameraden und Vorgesetzte — hatten mich sämtlich gern. Bei meinem Weggang waren sie alle traurig. Ich habe das Regiment, in welchem ich stand, immer würdig vertreten. Und jetzt — ein Fahnenflüchtiger, ein Sch . . ., eine vernichtete Existenz. Und das alles um nichts und wieder nichts."

Unter allen Vorwürfen, mit denen man auch im vergangenen Jahr nicht sparsam umgegangen ist, habe ich als ganz besonders ungerecht und schmerzlich die von einigen Seiten verblümt und unverblümt geäußerte Beschuldigung empfunden, unser Komitee habe auf die Homosexuellen keinen guten Einfluß, wir entfremdeten sie ihren Familien und machten sie nur noch unglücklicher, indem wir ihnen — so sagte man — die Unabänderlichkeit ihres Triebes „suggerieren".

Ich bin Näcke recht sehr dankbar, daß er das Komitee und mich diesen völlig unmotivierten Angriffen gegenüber so ausgezeichnet verteidigt hat (vergl. Bibliographie, S. 764 dieses Bandes).

Es widersteht mir, schriftliche Äußerungen von Personen anzuführen, die am berufensten wären, zu beurteilen, ob wir ihnen geschadet oder genützt haben. Da es sich aber um eine Selbstverteidigung handelt, wird man es mir, hoffe ich, nicht als Eigenlob auslegen, wenn ich aus einer recht ansehnlichen Zahl ähnlicher Anerkennungen einige beliebige herausgreife, welche mir schlagend solche willkürliche Behauptungen zu widerlegen scheinen.

Ein homosexueller Herr schreibt:

„Als ich von Ihnen Abschied nahm, wußte ich vor tiefer, dankerfüllter Bewegung nicht, was ich zu Ihnen sagen sollte. Sie können nicht wissen, wie es in mir aussah, als ich Sie die ersten Male aufsuchte, wie gänzlich verzweifelt ich war, einer der sich selbst zum Tod verurteilt hatte. Ich habe noch nie so gelitten, wie in diesen Tagen, und daß ich endlich doch Sieger geblieben bin in jenem fürchterlichen Kampfe gegen die Selbstvernichtung, das habe ich einzig und allein nur Ihnen zu verdanken. Als Sie in Ihrer ruhigen, gütigen Art mit mir sprachen und mich mit neuer Hoffnung belebten, da blühte neues Leben in meinem gequälten Herzen wieder auf. Langsam und allmählich fing die Sonne wieder an zu scheinen für mich. Und nach meinem dritten Besuche schon, da war ich gerettet! Da wäre es mir unmöglich gewesen, denn ich wußte, ich hätte Sie betrübt und unserer heiligen Sache keinen Nutzen damit gebracht. Es hat mich eine

unbeschreibliche Rührung ergriffen, als ich in Ihrem letzten Buche die Stelle las, an der Sie Ihre stille Freude darüber äußern, schon viele Urninge dem Leben erhalten zu haben. Diese Worte packten mein Herz. Rechnen Sie auch mich zu diesen Geretteten. Sie sind die einzige Zuflucht für die Verfehmten, der gütige Vater für uns Alle. Für mich hat das Wort „Vater“ bisher keinen Sinn gehabt. Denn für den, den ich so nennen mußte, war nichts wie Scheu in meinem verängstigten, verschlossenen Herzen. Jetzt weiß ich, wie denen wohl zumute sein mag, die einen wirklichen Vater haben dem sie alles sagen können. Es ist ja gar nicht auszusprechen, wie viel Gutes Sie wirken, hochverehrter Herr Doktor; was würde aus uns ohne Sie! wohin sich wenden? was tun? wem sich anvertrauen? Den wollte ich sehen, der nicht getröstet von Ihnen ginge, dem noch was an „Schmach“ und unverdienter Verachtung gelegen wäre! Nein, wir dürfen nicht klagen, so lange Sie sich unserer annehmen. Seit ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, ist ein unbeschreibliches Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Geborgensein über mich gekommen. Wie danke ich Ihnen aus vollem Herzen für all' Ihre Güte. — Zum Schluß muß ich Ihnen noch schnell eine große Freude mitteilen, die mir gestern Abend beschieden war. Ich habe mich auch meinem zweitjüngsten Bruder entdeckt, der mir mein Vertrauen hoch anrechnete und sich wie ein wahrer Bruder benahm. Wie eine große Befreiung ist es über mich gekommen. Jetzt brauche ich vor meinen Brüdern nicht mehr zu heucheln, und unser Zusammenleben wird fortan noch inniger werden, als es schon war.“

Ein anderer bemerkt:

„Denken Sie in trüben Tagen an alle die Freude, die Sie denen durch Ihre Tätigkeit als Forscher und Freund bereitet haben, die in ihrer Hoffnungslosigkeit, sich als Auswurf und Mißgeburten betrachten zu müssen, dem Verzweifeln nahe waren, und die durch Ihr Wort sich wiederfanden. Sie haben denen allen, und mit einem gewissen Stolz bekenne ich mich zu ihnen, ein Evangelium der Wiedergeburt und des Lebens gepredigt und das vergißt Ihnen, mein lieber Doktor, keiner, davon seien Sie überzeugt.“

Ein dritter schreibt am letzten Weihnachtsheiligabend:

„Angesichts des Festes der Liebe, in das wir eintreten, rufe ich Ihnen zu: Verlassen Sie uns und die Sache, der wir ergeben

sind, nie! Arbeiten Sie weiter und leiten Sie uns zur weiteren Arbeit an, daß auch unsere Liebe, die nicht schlechter ist als irgendeine andere Liebe, endlich zur Anerkennung gelangt, auf daß auch wir einst Freudenfeste feiern können. Gott gebe Ihnen Kraft und Mut und zeige Ihnen stets den rechten Weg auf dem wir den Sieg erreichen. Aus ernst und innig bewegtem Herzen.“ —

Wir fügen endlich noch eine der Zuschriften bei, die aus Anlaß der erwähnten Vorwürfe an uns gelangten. Sie rührt von einem Arzte her:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Angesichts der vielfachen Anschuldigungen aus jüngster Zeit, die Wirksamkeit des wissenschaftlich-humanitären Komitees und speziell Ihre Tätigkeit im Dienste der Homosexuellen sei ein Schaden, — fühle ich das lebhafte Bedürfnis, Ihnen zum Ausdruck zu bringen, was ich dieser Tätigkeit zu verdanken habe. Dieses persönliche Argument wird Ihren Gegnern (bei denen die sachlichen Erwägungen leider nicht immer ausschlaggebend sind) vielleicht nur wenig imponieren; aber sie sollten bedenken, daß derartige Einzelfälle durchaus typisch sind, und daß hinter einem, der sich äußert, hundert andere stehen, die schweigen, wenn sie auch das Gleiche erlebt haben. —

Ich bin stets rein homosexuell gewesen und weder durch einen choc fortuit noch durch Verführung im undifferenzierten Alter zu meiner Ausnahmestellung gelangt. So lange ich geschlechtlich unreif war, verkehrte ich bei Spiel und Arbeit am liebsten mit Mädchen; sobald die erste geschlechtliche Regung auftrat, zog ich mich von ihnen zurück. Noch heute — ich stehe im Beginn der 30 — ist mein erster Gedanke beim Anblick eines weiblichen Wesens: Flucht — sobald ich bei ihm das geringste sexuelle Moment wahrnehme. Dagegen verkehre ich sehr gern zeitweise rein geistig mit reifen Frauen, besonders, wenn ich ganz sicher bin, daß auch von ihrer Seite das geistige Gebiet nicht verlassen wird. — Ich war — ein Erbteil meines Vaters — sinnlich veranlagt und wuchs heran unter dem Einfluß einer vortrefflichen, von mir aufs höchste geliebten Mutter, die einen starken Abscheu hatte gegen alles, was das sexuelle Gebiet auch nur streifte. Das war an sich schon ein verhängnisvolles Milieu, das die schwersten Konflikte bedingen mußte: auf der einen Seite der Einfluß einer hochgebildeten Frau, die in allen Dingen das beste Vorbild war, aber

jeder Aufklärung in sexuellen Angelegenheiten überscheu aus dem Wege ging — und auf der anderen Seite eine stark entwickelte Sinnlichkeit und ästhetisch durchtränkte Sinnenfreudigkeit, die außerdem noch — so mußte ich damals glauben — ganz exzeptionelle und verbrecherische Wege ging. —

So bildete sich im Laufe der Jahre ein Zustand tiefster Depression und Melancholie heraus, der nur hin und wieder durch Eruptionen eines im Grund auf Heiterkeit und Humor angelegten Temperamentes unterbrochen wurde. Ich kann wohl sagen, daß ich trotz guter äußerer Verhältnisse und eines sehr harmonischen, geistig angeregten Familienlebens nur sehr wenig glückliche Stunden in meiner Jugend verlebt habe. Die Liebe zu meiner Mutter war es, die mich mehrere Jahre hindurch abhielt, den Schritt zu tun, der in Zuständen hoffnungsloser Verzweiflung nicht als Lösung, aber als einziger Ausweg erscheint.

Dieser sehr trost- und lichtlose Zustand wurde dadurch noch dunkler, daß er allein und stumm nicht nur getragen, sondern auch verheimlicht werden mußte. Hierbei half mir eine starke, schauspielerische Begabung, der ich es zu danken hatte, daß man mich zwar für einen etwas absonderlichen und verschlossenen, im übrigen aber sehr beneidenswerten und in vollster Harmonie dahinlebenden Jüngling und Mann hielt. Aber dieser bitter empfundene Widerspruch zwischen der ruhigen Außenseite und den Stürmen der Seele barg große Qualen für mich. Er raubte mir die Schaffensfreudigkeit und die mannigfachen Gaben, die mir die Natur geschenkt hatte, und die, in richtiger Weise unter gesunden Bedingungen kultiviert, vielleicht eine bedeutende Entwicklung hätten erfahren können, verkümmerten zum großen Teil. Ich sah keine Möglichkeit, zu innerer Harmonie zu kommen und fördernd auf Andere wirken zu können, und vernachlässigte eine konzentrierte Ausbildung und stetige Entwicklung meiner Anlagen. Ich konnte einigermaßen erträglich nur existieren, wenn äußere Anregungen und Reize lebhaft wechselten und so stark auf mich wirkten, daß sie die innere Unruhe übertönten und übertäubten. Ich griff nicht etwa zu Alkohol, Spiel und dergleichen — das war mir, zumal bei meiner femininen Natur, zu roh und unästhetisch; dagegen führte ich, sobald ich selbständig geworden war, ein gewisses Nomadenleben, soweit mein Beruf, der eigentlich auf Sesshaftigkeit gegründet ist, dies irgend gestattete. Aber auch dieser Taumel war nur ein „schmerzlicher Genuß" — die Augenblicke ruhiger Betrachtung, wenn die Sensationen schwiegen, und die unbetäubte Seele sprach, waren um so schrecklicher. Die Tatsache stand

klar und unerbittlich vor meinen Augen: ich war losgelöst aus dem Zusammenhang der großen Entwickelung, der Narr vielleicht einer Laune der unberechenbaren Schöpfung, niemand zum Nutzen, mir selbst zur Qual!

So war ich etwa 30 Jahre alt geworden. Da erfuhr ich von der Tätigkeit des wissenschaftlich-humanitären Komitees und trat bald auch zu Ihnen in persönliche Beziehungen.

Mir fehlte der ganz gewöhnliche, feste Boden unter den Füßen. Und den gewann ich, als ich durch Sie zum naturwissenschaftlichen Studium der Dinge geführt wurde, die wie ein großes, banges Fragezeichen bisher über meinem Leben, es verschattend, geschwebt hatten. Ich fühlte mich nun wieder eingeordnet in die Kette des Allzusammenhanges, indem ich erkannte, daß die Natur, die niemals Sprünge macht, auch auf dem Gebiet der sexuellen Entwicklung Zwischenglieder hervorbringen muß.

Sie haben, mein sehr verehrter Herr Doktor, dem großen Vorbild der Natur nachgehandelt, in dem auch Sie bei Ihren Forschungen sich vor Sprüngen und voreiligen Schlüssen hüteten. Sie haben fleißig und unbeirrt Bausteine zusammengetragen und überlassen es der Zukunft, aus dem reichen Material der Tatsachen Ideen und höhere Gesetze zu sublimieren.

Für uns alle — mögen sie subjektiv oder objektiv interessiert sein an der Frage der Homosexualität — ist es von größter Bedeutung, an der Hand der voraussetzungslosen Forschung sich darüber klar zu werden, daß die Natur, als sie die sexuellen Zwischenstufen sozusagen in ihren Etat einstellte, von ihren festen Gesetzen und Richtlinien nicht abwich. Das Studium der Homosexualität in der Beleuchtung der Geschichte, ferner die Betrachtung nach zoologischen und biologischen Gesichtspunkten, bestätigt jene Anschauung. — Auf allen diesen Gebieten haben Sie und Ihre Mitarbeiter ein vorzügliches, großes und einwandfreies Material zusammengebracht, das sich ja in ernsten wissenschaftlichen Kreisen schon lange großer Anerkennung und Würdigung erfreut.

Aber noch ein weiteres haben wir Ihnen zu danken: Sie haben uns darauf hingewiesen, welche Rolle homosexuelle Geister in der Geschichte und in der Kunst gespielt haben. Wollten wir deren Taten und Werke aus dem Buche der Vergangenheit streichen — unser Leben (das äußere und das geistige) wäre um Vieles ärmer. Ich will die Frage offen lassen, ob alle jene großen Männer an sich groß und nur nebenbei auch homosexuell waren, oder ob nicht die Homosexualität ein integrierender Bestandteil ihrer

Psyche war und eine der Grundlagen für ihre Größe — jedenfalls sehen wir auf den Tafeln der Geschichte, daß auch Homosexuelle Großes leisten und unvergängliche Wirkungen hinterlassen können. Dies zu wissen, ist für uns ein großer Trost. Wir können uns an dem Gedanken aufrichten, daß auch unser Leben kein unnützes und unfruchtbares sein muß, daß es uns zwar versagt ist, uns körperlich fortzupflanzen, aber unbenommen, geistige Früchte zu zeugen.

Und wenn wir erst einmal — immer vorausgesetzt, daß wir Strebende, Suchende, nicht Satte und Stagnierende sind — Vertrauen gefaßt haben zu uns und unserer Natur, dann werden wir bald gewahr, daß uns mit dieser eigenartigen und von der Norm abweichenden Anlage ein Großes auferlegt ist — groß an Schmerz und Leiden, aber auch an Möglichkeiten und an Verantwortung. Unsere Seele hat zahlreichere Saiten, die mannigfachsten Empfindungen können wir auf ihnen spielen lassen. Wir können uns in alle Verhältnisse ganz besonders leicht hineinfinden, uns unschwer in jede Stimmung und in jedes Gefühl versetzen, wir können schroffe Gegensätze ausgleichen und widerstrebende Elemente zur Harmonie zusammenführen. Darin liegt eine soziale Mission von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Aber alle diese Fähigkeiten können nur gedeihen an der Sonne. Und den meisten von uns, die im Dunkel der Unkenntnis und Verkennung dahinleben müssen, fehlt der Platz an der Sonne.

Staat und Gesellschaft betrachten uns als Schädlinge, die ausgerottet, im besten Falle als Kranke, die kuriert oder interniert werden müssen. Das versetzt uns von vornherein in eine Atmosphäre der Verbitterung, in der sich gute Keime nicht entfalten können. — Darum gilt es zunächst einfach einen Kampf ums Recht! Daß sich dieser Kampf einstweilen in den Niederungen der materiellen Dinge abspielt, daß dabei das rein sexuelle Moment mehr, wie vielleicht manchem lieb ist, im Vordergrunde der Erörterung und des allgemeinen Interesses steht — das liegt eben in der Entwicklung und im augenblicklichen Stand der Frage begründet, in der ungerechten Vergewaltigung, mit der Gesetz und Gesellschaft die anders Empfindenden behandeln.

Um so deutlicher muß es einmal ausgesprochen werden, daß Sie, Herr Doktor, als Vorkämpfer der Bewegung die Homosexuellen über das zu erringende materielle Recht hinaus stets und sehr nachdrücklich auf die Pflichten hinweisen, die sie in besonders hohem Maße zu erfüllen haben: nämlich das rein sexuelle Moment

durch Selbstsucht möglichst auszuschalten und eine Harmonisierung der mannigfachen Fähigkeiten und Gaben auf geistigem Gebiet zu erstreben.

Diese Aufgabe ist uns gewiß doppelt und dreifach erschwert, und man soll nicht allzu scharf ins Gericht gehen, wenn es nicht jedem gelingt, den Schmerz zu schmieden und aus ihm die Flügel zu formen, die hinauftragen. Was wir alle können und sollen, ist: aus unserm eigenen Leiden lernen für die nach uns Kommenden. Es geht uns ja mit vielen Idealen so. Wir ringen uns mühsam empor zu richtiger Erkenntnis — aber nach dieser Erkenntnis unser eigenes Leben umzuformen und zu gestalten — dazu reichen Kraft und Mut nicht mehr aus; und wir müssen uns genügen lassen, die Felder der Zukunft zu bebauen, der kommenden Generation den Boden zu bereiten, ihr die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, an denen sich unsere Kräfte erschöpften. „Eurer Kinder Land sollt Ihr lieben — das unentdeckte im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich Eure Segel suchen und suchen! An Euren Kindern sollt Ihr gut machen, daß Ihr Eurer Väter Kinder seid. Alles Vergangene sollt Ihr so erlösen. Diese neue Tafel stelle ich über Euch!"

Wenn es uns auch nicht vergönnt ist, am eigenen Fleisch und Blut fortzuführen, was wir an uns nicht zur Vollendung bringen konnten — das Leben gewährt dennoch eine Fülle von Gelegenheiten, hier und dort ein Samenkorn einzusenken, hier und dort Rat und Anregung zu spenden. — Und auch auf diesem wichtigen Gebiete haben Sie als Weiser in eine lichtere Zukunft gewirkt: in ihren Schriften zeigen Sie uns den Weg, wie man schon beim Kinde die eigenartige physische und psychische Anlage erkennen, leiten und gestalten kann."

Alles in Allem: Sie waren mir ein Führer heraus aus dunklem und sicherem Schicksal in eine hellere Zukunft. Dafür danke ich Ihnen — indem ich in meinem eigenen Leben zu gestalten trachte, was mir zum großen Teil erst durch Sie klar wurde und indem ich durch das Maß meiner Kräfte die Erkenntnis auf diesem wichtigen Gebiet zu fördern suche. — Was ich Ihnen aussprach, mag sie festigen und stärken, in Ihrem segensreichen Werk nicht müde zu werden!"

Ich gestehe offen, daß ich aus solchen Briefen schon so manches Mal, wenn ich erlahmte und mich der selbstgestellten Aufgabe nicht gewachsen fühlte, neuen Mut und frische Kraft geschöpft und meine Pflicht erkannt

habe, daß ich, wenn es auch stürmt und wettert, nicht den Posten verlassen darf, auf den das Schicksal mich gestellt.

Auch im letzten Jahre haben wir leider den Tod von Personen zu beklagen, die sich um unsere Sache verdient gemacht haben.

Am 29. November 1904 starb in Neapel im 45. Lebensjahre Professor Penta, der bedeutendste Forscher Italiens auf dem Gebiete der Sexualpathologie und -Psychologie. 1893 schrieb er sein ausgezeichnetes Werk „I pervertimenti sessuali nell' uomo e Vicenzo Verzeni", 1896 gab er eine eigene vortreffliche Zeitschrift „Archivio delle psicopatie sessuali" heraus, die leider schon nach einem Jahre wieder einging. In dem 1898 gegründeten und bis jetzt fortgeführten „Archivio di psichiatria forense" hat er das Problem dem Homosexualität und der sexuellen Zwischenstufen eingehend behandelt. Wir setzen hierher einen Ausspruch des berühmten Forschers: „Die Homosexualität dürfte weder ein Phänomen des Atavismus, noch eines der Degeneration oder der Monstruosität, sondern einfach etwas Natürliches und Allgemeines sein, das auch bald von den Gesetzen wie die Heterosexualität betrachtet werden wird". (Aus einer Besprechung der ersten fünf Jahrbücher in der „Rivista Mensile di Psichiatria forense".)

Am 14. Juni 1905 starb in Breslau der Direktor der dortigen chirurgischen Klinik, Geh. Medizinalrat Dr. v. Mikulicz-Radecki. Die deutsche Chirurgie verliert in dem Verstorbenen einen ihrer hervorragendsten Vertreter. Um das w.-h. Komitee hat sich Professor v. Mikulicz nicht nur dadurch verdient gemacht, daß er als einer der ersten die Petition an die gesetzgebenden Körperschaften unterzeichnete, sondern auch dadurch, daß er stets bestrebt war, in seinem Bekanntenkreise Aufklärung über die

Frage der Homosexualität zu verbreiten. So betonte beispielsweise der Abgeordnete Gothein im Reichstage, daß er von Mikulicz über die Bedeutung des Gegenstandes aufgeklärt und zur Unterzeichnung der Petition veranlaßt worden sei.

Am 3. Dezember 1904 verschied der Schriftsteller Carl Egells in Schmargendorf, am 19. Februar 1905 der Schriftsteller Paul Lietzow in Friedenau bei Berlin. Der erstere, Verfasser von „Rubi“, ein guter Freund von Carl Heinrich Ulrichs, der letztere ein Vertrauter des vor zwei Jahren verstorbenen Prinzen Georg von Preußen, ein großer Verehrer Ludwig II. von Bayern, über den er seinerzeit in unserem Komitee einen fesselnden Vortrag hielt, beide von lebhaftem tätigen Interesse für das wissenschaftlich-humanitäre Komitee und sein Ziel.

Mit der Dankbarkeit verbindet sich das Gefühl der Wehmut, daß es allen diesen Männern nicht vergönnt war, den Sieg der Anschauungen zu erleben, mit denen sie ihrer Zeit vorangeeilt waren.

Möge sich die Zeit bald erfüllen, wo die Überzeugung eine allgemeine sein wird, daß es sich hier nicht um die Lust der Sinne, sondern um den Frieden der Seele, nicht um die Verteidigung eines Lasters, sondern um die Anerkennung einer Liebe handelt, daß wir und viele der Besten mit und neben uns, innerhalb und außerhalb des deutschen Vaterlandes, nicht um etwas Niedriges und Gemeines, sondern um Hohes, Gutes und Wahres kämpfen!

Charlottenburg, 15. August 1905.

Dr. Magnus Hirschfeld.

VIII. Abrechnung (pro 1904).

a) Von den Zeichnern von Jahresbeiträgen für **1904** bei den Geschäftstellen in Charlottenburg, Frankfurt a. M. und Leipzig eingegangene Beträge:

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
1	P. R. und R. A. in Rußland	1	**200.—**
2	R. de St. J.	2	**50.—**
3	Dr. A. Aletrino, Amsterdam	3	**20.—**
4	Max A. in Berlin SW.	4	**8.—**
5	Kammerjunker Dr. juris Poul Androe . .	5	**25.—**
6	Georges A.	„	**20.—**
7	Dr. phil. C. H. B.	7	**40.50**
8	Fr. B. in R. pro Oktober/Dezember . .	„	**6.—**
9	G. B. in Köln	8	**30.—**
	do. Extra zum Prozeß . . .	„	**10.—**
10	„Carl August“, Gelsenkirchen	10	**24.—**
11	M. B. in L.	11	**100.—**
12	Eltville a. Rhein 144	13	**25.—**
13	B. A. E.	„	**25.—**
14	S. B.	14	**20.—**
15	Bernh. Becker	„	**24.—**
16	John W. Becker $ 2,50 = ...	15	**10.40**
17	F. W. B. in Frankfurt	„	**20.—**
18	Georg B. in Berlin	17	**20.—**
19	E. B. in P.	20	**50.—**
20	Eduard Bertz, Schriftsteller, Potsdam . .	22	**20.—**
21	J. B. in H.	„	**20.—**
		Übertrag	**767.90**

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		767.90
22	G. B. in St.	23	24.—
23	Georg B. in K.	24	100.—
24	Paul B. in L. pro IV. Qu.	„	5.—
25	A. B. in C.	25	25.—
26	C. B. 34 in Frankfurt	26	20.—
27	R. B. 107	28	24.—
28	Alfred Böhm	29	10.—
29	M. B. in D.	30	50.—
30	Rob. B. in H.	„	20.—
31	Jean B. in Berlin	32	20.—
32	Ab.	33	50.—
33	v. B. in K.	35	20.—
34	Rechtsanwalt Dr. B.	36	12.—
35	A. B. in B.	„	50.—
36	Dr. med. Ernst Burchard pro 1903 . . .	37	36.—
	do. pro 1904 . . .	„	36.—
37	Bundesvorstand d. Vereine f. naturgemäße Lebens- u. Heilweise	„	20.—
38	T. B. in G.	39	60.—
39	H. in B.	38	20.—
40	E. B. Brüssel	39	100.—
41	Carl Bente, Gelsenkirchen	40	30.—
42	J. B. in L. Kr. 20.— = ...	„	22.35
43	H. S. C. 1034	42	20.—
44	Ch. in Berlin	43	12.—
45	M. Cl., New-York	44	20.—
46	Dr. Cl. in F.	45	20.—
47	Alexander Cohen	46	20.—
48	J. C. Berlin	47	20.—
49	Dr. med. D. E.	48	20.—
50	E. Dettmering	„	20.—
51	Felix D.	49	25.—
52	Ludwig Dehmer pro II. Sem.	344	12.—
53	Fabrikbes. D. in S.	50	60.—
54	Julius D.	„	20.—
		Übertrag	1791.25

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		1791.25
55	Johann Dick	51	3.—
56	Josef Glinnowski	53	40.—
57	C. D. Hamburg	„	40.—
58	M. D. in A.	54	24.—
59	W. H. E. in Sch.	55	20.—
60	stud. jur. E.	„	5.—
61	G. H. E. in R.	56	25.—
62	Dr. Ernst Eckart	57	24.—
63	Egon Eickhoff	58	20.—
64	Eidgenössische Bank	59	20.—
65	G. E. in Berlin	61	20.—
66	C. E. E. in Berlin	62	25.—
67	Frau Therese Eschholz	63	15.—
68	F. E. in M. S.	„	5.40
69	Ingenieur B. E.	64	25.—
70	K. F. in L.	66	30.—
71	Aug. F. in E.	„	10.—
72	August F. in B.	67	10.—
73	E. F. in D.	„	3.—
74	G. J. F..	69	24.—
75	„Agricola“	70	100.—
76	F. in O..	71	20.—
77	F. F. in Hamburg	72	20.—
78	H. F. Berlin W. 10	73	20.—
79	Freiherr v. F. in H.	74	30.—
80	L. F. in B. 50+17+5	75	72.—
81	Aug. F. in K.	„	25.—
82	Dr. Benedict Friedlaender	76	300.—
	do. für Verteidiger im Enquete-Prozeß	„	400.—
	do. Extrabeitrag	„	50.—
83	Kaufmann Max Friedländer	„	20.—
84	E. F. in Ch.	77	20.—
85	Reichsfreiherr von Fürstenberg	78	100.—
86	Siegfried Gabriel	80	36.—
87	F. Julius in Fl.	81	28.—
	Übertrag		3420.65

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		3420.65
88	O. Gerstenberg	83	11.—
89	G. in Z.	84	24.—
90	Dr. Adolf G. in Berlin	85	20.—
91	Martin Goge	86	4.—
92	Dr. med. H. G. in St.	„	20.—
93	H. G. in Amsterdam	87	12.—
94	K. G. in B.	90	44.—
95	Gr. durch P. in F.	„	10.—
96	cand. F. G.	91	10.—
97	Sprawiedliwy	„	20.—
98	L. N.	92	25.—
99	Th. G.	„	20.—
100	H. G. in H.	93	25.—
101	M. H. in Wien	94	16.95
102	Haas in M.	„	20.—
103	F. H. in Hamburg	95	20.—
104	E. H. in Karlsruhe	96	20.—
105	B. H. in Berlin	97	5.—
106	Didi	„	3.—
107	K. H. in Hannover	98	5.—
108	P. H., Breslau	„	10.—
109	O. H. in V.	99	20.—
110	Harden, New-York	„	10.—
111	A. H. München	100	70.—
112	Wilh. Heick pro 1903	101	20.—
113	do. pro 1904	„	20.—
114	W. H. in Berlin	102	10.—
115	W. H. A.	103	40.—
116	Dr. H. Leipzig	104	30.—
117	Mercur	105	20.—
118	Fritz Berg, Königsberg i. Pr.	„	8.—
119	G. H. in Karlsruhe	106	10.—
	do. Extra	„	10.—
120	v. H.-H.	107	20.—
121	H. in Frankfurt	108	50.—
		Übertrag	4108.60

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		4103.60
122	Rechtsanwalt Eugen Heudtlaß	110	21.—
123	J. H., Charlottenburg	„	20.—
124	Ing. H. in D.	111	5.—
125	W. K. H. in D.	112	100.—
126	Ed. H. in S.	„	10.—
127	Otto H. in B.	„	10.—
128	Silvanus	113	31.—
129	Victor H.	„	20.—
130	Dr. phil. H. in H.	114	20.—
131	J. J. H. in W.	„	20.—
132	K. R. Z. Frankfurt a. M.	115	30.—
133	G. H., Bochum. IV. Quartal	„	6.—
134	C. C. Aa.	116	20.—
135	Dr. L. H. in G.	118	5.—
136	M. H.	„	23.—
137	Dr. H. in Berlin	119	20.—
138	Th. H. in D.	120	20.—
139	H. H. N.	„	20.—
140	Siegfried J. in B.	121	20.—
141	M. J. in Amsterdam	„	20.—
142	Dr. phil. J. in Berlin	122	20.—
143	H. J. in H.	123	20.—
144	O. J. v. S. Kr. 20.— = ...	„	17.—
145	Richard J.	124	12.—
146	Rittergutsbesitzer W. Jansen	125	180.—
147	A. J. in Sch.	126	5.—
148	Fräulein Luise	127	20.—
149	Dr. M. Katte	128	50.—
150	W. K. in Leipzig	129	20.—
151	R. v. K.	130	24.—
152	stud. rer. techn.	„	5.—
153	Dr. Richard K.	131	25.—
154	Konto K.	„	50.—
155	Carl K. in Berlin	132	24.—
156	Hans Kaul	„	20.—
		Übertrag	5036.60

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre des Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		5036.60
157	Konrad K. in Berlin	133	30.—
158	Niko	„	20.—
159	O. K. 72	134	30.—
160	P. S. (durch Dr. Hirschfeld)	135	200.—
	do. Extra	„	100.—
	do. do. zum Enquete-Prozeß	„	200.—
161	19 368. Holland	„	20.—
162	F. K. in Hamburg	136	30.—
163	Paul K. in L.	137	20.—
164	Fritz K. in Berlin	138	12.—
165	O. K. Danzig	„	20.—
166	W. K. 21	139	20.—
167	K. K.	„	30.—
168	Dr. v. K., Holland	140	25.—
169	O. K. 100	141	24.—
170	R. K. v. Fr.	142	20.—
171	Otto K.	143	10.—
172	Otto Könnecke	144	24.—
173	A. K., Altenburg	147	30.—
	do. Extra für Jahrbuch	„	20.—
174	F. K. in Berlin	148	20.—
175	C. v. K. in O.	„	50.—
176	Chr. K. in B.-N.	149	5.—
177	R. P. 26	„	25.—
178	Rudi K. in B.	150	10.—
179	P. K. in E.	„	30.—
180	Richard Kr. in Berlin	151	12.—
181	Paul K. in B.	„	10.—
182	de K. in Konstantinopel	152	20.—
183	Q. Y. 100	„	25.—
184	O. K. in Berlin	153	20.—
185	K. K. 333	346	5.—
186	O. L. in B.	348	15.—
187	F. L. in F.	153	20.—
188	Frau F.-Lehmann	154	10.—
		Übertrag	6198.60

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		6198.
189	Julius L. in M.	154	20.
190	B. L.	155	30.—
191	„13277“ $ 5.— = ...	„	20.7
192	J. L. in Breslau	156	40.—
193	Dr. W. Lebegott	„	20.—
194	E. M.	158	30.—
195	Heinr. Lichte, Berlin	159	24.—
196	F. B.	160	100.—
197	Dr. L. in G.	161	25.—
198	Paul L.	162	20.—
199	Dr. Lilienstein	163	20.—
200	Dr. A. L. in H.	164	10.—
201	J. L. aus K.	165	20.—
202	L. W. 1877	167	25.—
203	Karl A. L. in L.	168	20.—
204	Willy L. in Berlin	169	24.—
205	Dr. A. L. in Berlin	170	24.—
206	L. in Charlottenburg	171	10.—
207	Arthur L. in B.	172	12.—
208	R. L., Breslau	173	20.—
209	Sanitätsrat Dr. Paul Lutze	174	20.—
210	L. M. in L.	175	20.—
211	M. 200 . . . . :	176	25.—
212	H. M. in Berlin	177	5.—
213	Rudolf M., Elberfeld	179	20.—
	do. Extra	„	10.—
214	V. M. in T. B.	„	25.—
215	Frau Reg.-Rat Dr. Martha Marquardt . .	180	10.—
216	Richard M. in Berlin	181	5.—
217	Tertius	„	25.—
218	F. E. M. in H.	183	25.—
219	J. M. in Hannover	184	50.—
220	M. O. 35	185	80.—
221	H. N. J. G. M. Haag	186	25.—
222	Fritz Merkelbach	187	10.—
		Übertrag	7068.35

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		7068.35
223	Jul. Michaelis	189	20.—
224	Juvenis	190	25.—
225	Erich Moll, Oberleutnant a. D.	192	25.—
226	H. Alexander	193	24.—
227	S. M. 990	194	20.—
228	Friedel	195	22.—
229	Gastwirt K. M.	„	8.50
230	S. M. in Ch.	196	20.—
231	C. M. in D.	„	10.—
232	E. G. H.	197	20.—
233	M.-P.	„	10.—
234	Nobody	199	25.—
235	F. N. in Breslau	200	50.—
236	X. Y. Z. in Wien	201	19.95
237	Integer vitae	202	25.—
238	V. A. N. in Hamburg	203	100.—
	do. Extra 30+35	„	65.—
239	E. O. in B.	204	35.—
240	„Ohne Namen“	205	25.—
241	Otto Christoph	207	20.—
242	Richard Otto	„	25.—
243	P. O. in C.	208	20.—
244	Richard O. in K.	„	20.—
245	J. P. in C.	209	20.—
	do. Extra 5+1.10	„	6.10
	do. do. zum Enquete-Prozeß	„	20.—
246	O. P. durch P.	210	40.—
247	Oswald Pauli	211	10.—
248	P. P. in Berlin	212	4.—
249	L. T. P. 30+30	213	60.—
250	Wolfgang P.	214	25.—
251	K. F. P. 141	215	25.—
252	Louise	216	50.—
	do. Extra	„	20.—
253	Baron v. P. in St.	218	20.—
		Übertrag	8002.90

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		8002.90
254	J. P. in B.	219	3.—
255	Erich P. in L.	220	12.—
256	Numa Praetorius 200+40+60	221	300.—
257	Dr. med. Pr. in F.	222	40.—
258	Bürgermeister Preiß, Bleicherode	223	30.—
259	E. P. in R. Ungarn	224	50.—
260	A. P. in G.	225	10.—
261	P. C., Frankfurt	227	20.—
262	P. in M. N.	228	4.—
263	R. S. 123	229	200.—
264	J. R. cand. phil. in Ch.	230	20.—
265	Dr. P. R. in M.	232	10.—
266	T. Z. 135 in H.-R	233	30.—
267	Imprimatur	234	15.—
268	P. R. in G.	235	10.—
269	Wilh. R. in Z.	236	5.—
270	R. in K.	237	50.—
271	P. R.-G.	238	20.—
272	R. R. a. F.	239	25.—
273	R. R. in R.	240	30.—
274	H. C. Rogge, med. docts. Arzt, s'Gravenhage	241	20.—
275	L. S. A. M. von Römer, med. docts. Arzt, Amsterdam	„	20.—
276	Dr. R. in C.	242	30.—
277	W. Stein, M.	„	20.—
278	Fidcombes, R. D. Ostpr.	243	300.—
279	Curt R. in D.	246	10.—
280	O. R. 1880	248	20.—
281	M. S. in C.	250	20.—
282	E. S. in S.	251	25.—
283	Richard S.	252	30.—
284	Otto S. in M.	254	25.—
285	Franz S. 10 Kr. =	255	8.40
286	K. L. Seitz, Ludwigshafen	256	30.—
287	S. in Amsterdam	„	20.—
	Übertrag		9465.30

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		9465.30
288	Herm. S. in Berlin	257	20.—
289	T. S.	258	20.—
290	W. S. in M.	261	20.—
291	F. A. S. zu H. Holland	262	12.—
292	Maler	„	20.—
293	L. S. in M.	263	40.—
294	Pauline S.	264	30.—
	do. Extra zu Enquete-Prozeß	„	20.—
295	G. Sch. in Chg.	267	20.—
296	E. S. in Ch.	268	20.—
297	R. S. in H.	269	30.—
298	Alex Sch. in B.	270	10.—
299	H. S. in O.	274	50.—
300	C. S. in Leipzig	275	25.—
301	Dr. C. Sch.	276	50.—
302	H. Sch. in Riga	277	36.—
303	S. in D.	278	20.—
304	Otto Sch. in Berlin	279	5.—
305	A. G. Sch.	281	6.—
306	Jonkheer Dr. jur. J. A. Schorer	282	20.—
307	Dr. Alfred Schroeder	283	40.—
308	Emil S. in Berlin	284	10.—
309	Graf Sch.	285	50.—
310	E. S. in E.	287	40.—
311	Dr. jur. Stegemann	290	30.—
312	H. St. in A.-O.	„	10.—
313	G. St. in P.	292	20.—
314	R. St.	„	20.—
315	H. St. in Leipzig	293	40.—
316	Baron von St.	„	20.—
317	Ludwig Strobel	295	40.—
318	E. S. pro II. Sem.	„	6.—
319	H. St. Bochum	296	18.—
320	Tipo, Manchester	„	20.—
321	J. S. in B.	297	20.—
		Übertrag	10323.30

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		10323.30
322	Otto Taube	298	20.—
323	F. R.	„	25.—
324	Hermann Freiherr v. Teschenberg . . .	299	25.—
325	Ernst T. pro II. Sem.	„	25.—
326	N. N. in V.	300	20.—
327	Leoni Thiel	301	5.—
328	Baron Carl v. T. in R.	302	20.—
329	Dr. M. M., Rom	303	50.—
	do. Extra 9+8+5+20+80+5	„	127.—
330	E. T. in K.	304	20.—
331	Dr. med. T. in H.	„	10.—
332	E. T. in F.	305	25.—
333	U. in Berlin I. Sem.	307	18.—
334	U. H. 30	308	15.—
335	C. L. A. H.	309	22.—
336	Dr. U. in D.	„	20.—
337	V. Coeln	311	24.—
338	H. W. in M.	312	30.—
339	Dr. E. W. in M.	313	5.—
340	Wilh. W. in M.	314	40.—
341	Fr. W. in Berlin	315	5.—
342	Lou Kurt Ulrich	316	20.—
343	Opernsänger W..	317	12.—
344	P. W.	318	20.—
345	O. W. 21	.319	25.—
346	H. W. in Berlin	320	20.—
347	E. W. Hellek, Leipzig	321	30.—
348	Wilh. W. in H.	322	20.—
349	Non moriar, sed vivam	323	25.—
350	Otto W. in Ch.	324	30.—
351	Dr. H. W. in Berlin	325	20.—
352	M. W.	326	20.—
353	Paul Wieland	327	28.—
354	Dr. A. Wilhelmj in Amerika	331	40.—
355	C. W. in Japan	„	20.—
		Übertrag	11254.30

Lfd. Nr.	Name resp. Chiffre der Fondszahler	Fol.	Mk.
	Übertrag		11254.30
356	Josef W. in Ch.	333	—.50
357	Caesareon	334	25.—
358	Leo W. in E.	335	22.—
359	Professor Dr. C. Wirz, Mailand	336	100.—
	do. Extra zur Enquete . . .	„	100.—
	do. do. zum Enquete-Prozeß	„	100.—
	do. do. durch Spohr . . .	„	18.73
360	K. W., Schaumburg-Lippe	337	20.—
361	Dr. P. A. W..	338	100.—
362	H. G. Bochum pro IV. Quartal	„	6.—
363	L. W., Berlin.	339	50.—
364	P. G. W., Chemnitz	„	25.—
365	Maximilian Bayer, Karlsruhe	342	20.—
	a) Summe der Jahresbeiträge		11841.53

b) Außerdem erfolgten 1904 folgende einmalige Zahlungen:

Datum	Name resp. Chiffre	Mk.
4. Januar	Paul J. in G..	3.—
6. „	O. W.	—.80
10. „	Konferenzsammlung	258.50
17. Februar	Ungenannt, Düsseldorf	20.—
17. März	O. W. M. durch R. D. Ostpr.	16.—
21. „	L. T. in F. durch F. J. in Florenz . .	40.—
24. „	Paul durch Dr. L. in G.	25.—
24. „	L. H. do.	20.—
24. „	A. K. do.	20.—
30. „	O. M. in B. durch W. J.	50.—
8. April	B. in H. durch Dr. Burchard	20.—
15. „	Vermächtnis des Schriftstellers Cohn-Antenorid	1200.—
19. „	Hauptm. v. Z.	3.—
3. Mai	Münchener Subkomitee I. Semester . .	50.—
	Übertrag	1726.30

Datum	Name resp. Chiffre	Mk.
	Übertrag	1726.30
28. Mai	Visurgis, Bremen	50.—
30. „	Dr. L. in Ch.	1.—
3. Juni	R. S. Stuttgart	5.—
6. „	Ein armer Teufel	—.50
13. „	Johs. Card.	5.—
20. „	Rücksendung des Gefangenen-Fürsorgevereins	20.—
21. „	C. Br.	2.—
25. „	Rudolf Ch.	2.—
25. „	Frau Sanitätsrat Dr. Burchard	4.—
25. „	N. N. W. (durch Theo)	10.—
25. „	H. H. B.	20.—
25. „	Kepler	3.—
30. „	Ungenannt, Riga	20.—
30. „	ders. Extra zum Prozeß	20.—
1. August	M. W. in Dr.	20.20
1. „	Max Kl.	5.—
14. Septbr.	Sammlung aus Moskau Ro. 7.— =	14.60
27. „	X. Z. durch Numa Praetorius	40.—
30. „	Müll. M. R. H., München	100.—
4. Oktober	Durch Dr. T.	—.60
8. „	N. N. in Berlin	100.—
9. „	Konferenzsammlung	142.—
11. „	N. N. Hamburg 5.—+5.—+5.—	15.—
22. „	Ungenannt, Düsseldorf	20.—
11. Novbr.	Georg B.	10.—
28. „	L. S. B.	20.—
10. Dezbr.	St. J. S. durch Numa Praetorius	20.—
14. „	Münchener Subkomitee II. Semester	50.—
	für Volksschriften, urn. Menschbrosch. Jahrbücher, Petitionen, stat. Arbeit, Berlins III. Geschlecht, Portos usw. 1, 2, 1, 3, 2.20, 1, 25, 4.50, 1, 8, 0.50, 3, 27, 23.30, 3.80, 1, 3, 0.20, 4.40, 1, 7.40, 5, 10, 3.90, 2.20, 4, 1, 1, 1, 4.40, 41, 3, 3,	
	Übertrag	2446.20

Datum	Name resp. Chiffre	Mk.
	Übertrag	2446.20
	1.20, 1, 64, 1, 4, 1, 25, 1, 1.50, 4.50,	
	0.50, 3, 2, 33.20, 3.50, 1, 5, 2, 2.20, 1,	
	5.50, 0.60, 1.20, 0.50, 75, 5.50, 3.20, 1,	
	1.20, 1, 1, 1, 1, 1.15, 2, 2, 1, 2, 9.50	530.75
	für Jahrbucheinbände und Portos 3.50,	
	3.80, 3.50, 3.25, 3, 3.50, 3.50, 4, 3.50,	
	1.50, 1.50, 1.50, 2, 3, 2, 2, 1.75, 2, 2,	
	1.75, 1.75, 2, 2, 1.50, 0.50, 2, 2, 2.30,	
	2, 1.50, 2, 1.75, 1.50, 2, 5, 1.75, 1.50,	
	1.50, 2.60, 2, 2, 1.50, 2, 2, 1.75, 1.75,	
	1.50, 2, 1.50, 1.75, 1.75, 1.75, 2, 2,	
	1.75, 1.75, 2, 2, 5, 2, 2.30, 1.75, 1.50,	
	2, 2, 1.75, 1.75, 2, 2, 3, 2, 1.50, 2,	
	1.75, 2, 1.75, 2, 2, 2, 1.75, 2, 1.75, 2,	
	2, 2, 2, 2, 2, 2, 2, 2, 3.50, 2, 2, 2,	
	2.30, 1.75, 2.30, 2, 1.75, 2, 2, 2, 2, 2,	
	2, 2, 7.50, 1.75, 2, 2, 2, 2.30, 2, 2,	
	1.75, 2, 2, 1.75, 2, 2, 1.55, 1.50, 2, 2,	
	3.15, 2, 2, 2, 2, 2, 2.30, 3.10, 2, 1.75,	
	1.60, 2, 1.75, 7, 2, 2, 2, 2, 1.75, 2, 13.50,	
	1.75, 1.55, 3, 2, 2, 1.80, 2, 2, 2, 3, 1.50	348.20
	für Monatsberichte 6, 5, 3, 3, 3, 3.50, 3,	
	5, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 5, 3, 3,	
	1, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3.60, 5, 5, 3,	
	3, 3, 3, 3, 3, 3, 0.50, 3, 10, 3, 3, 5,	
	3, 5, 3, 3, 3, 3, 5, 5, 5, 3, 3, 3, 5, 3,	
	5, 3, 3, 3, 5, 3, 3, 6, 3, 3, 3, 3, 3, 3,	
	1, 3, 5, 3, 3, 3, 5, 3, 5, 3, 3, 3, 3, 3,	
	5, 3, 3.10, 3, 3, 5, 3, 3, 5, 3, 3, 3,	
	3.50, 3, 3, 3, 5, 3, 5, 3, 3, 3, 3, 3, 3,	
	5, 3, 5, 3.25, 3, 2, 5, 3, 3, 6, 5, 3, 3,	
	3, 3, 3, 3, 1.50, 4, 3, 1, 5, 3, 1, 3, 5,	
	5.50, 5, 5, 3, 5, 3, 3,50, 5, 5, 0.40, 3,	
	3, 4, 2, 3, 3, 3	535.35
	b) Summe der einmaligen Zahlungen etc.	3860.50

Ausgaben für das Jahr 1904 laut Buch:

	Mk.
Petitionsversand an 28680 Ärzte	2714.12
Monatsberichte, Herstellung und Versand . . .	1211.—
Jahrbücher an Fondszahler.	1981.45
Rezensionsexemplare vom Jahrbuch u. statistische Broschüre an Zeitschriften, Zeitungen, Autoritäten, Behörden usw. (hierzu siehe Anmerkung am Schlusse der Abrechnung)	1722.05
Versand von kleinen Propagandaschriften (Volksschriften, stat. Arbeit usw.)	675.70
Statistische Enquete	612.50
Unkosten der Jahreskonferenz und Vierteljahrsversammlungen	376.05
Vortragsunkosten und Spesen	681.—
Gehalt des Sekretärs	1680.—
do. des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters . . .	638.50
Bureau (Miete, Beleuchtung, Heizung, Bedienung usw.)	1000.—
Schreibmaterialien	202.42
Porti	727.53
Zeitungsausschnitte, Zeitschriften, Zeitungen .	228.30
Bücher-Einbände für die Bibliothek	162.05
Bücher u. Abschriften für die Bibliographie . .	128.91
Wissenschaftliche Photographien, Kautschukstempel usw.	85.75
Diverses: Safe-Depot, Invaliden-Marken, Gratifikationen, Unterstützungen, Rechtsanwalt, Gerichtskosten usw. usw.	1225.90
Subkomitee Frankfurt a. M. für Drucksachen usw. .	14.40
Summe der Ausgaben	16062.63

Gesamt-Einnahmen:

a) Beiträge der Fondszahler	Mk.	11841.53
b) Einmalige Zahlungen	„	3860.50
c) Überschuß vom Jahre 1903 . . .	„	383.71
	Mk.	16085.74

Gesamt-Ausgaben:

Wie vorseitig	Mk.	16062.63
Mithin Bestand am 1. Januar 1905 . .	Mk.	23.11

Charlottenburg und Leipzig, 31. Dezember 1904.
Dr. Hirschfeld Max Spohr.

Gegengezeichnet:
Fabrikbesitzer J. Heinr. Denker, Sulingen.
Rittergutsbesitzer W. Jansen, Friemen.

Anmerkung zur Abrechnung:

Unser Konto bei Herrn Verlagsbuchhändler Spohr schloß am 31. Dezember 1904 mit Mk. 2961.22 zu Ungunsten des Komitees, die erst im Laufe des Jahres 1905 verrechnet werden konnten. Diese Ausgabe war in der Hauptsache durch Propaganda-Jahrbücher veranlaßt. Die Höhe dieser Schuldenlast erklärt sich dadurch, daß viele Fondszahler-Beiträge, mit deren Eingang wir naturgemäß gerechnet hatten, nicht gezahlt wurden.

Wir richten hiermit nochmals die dringende Bitte an alle, die an unserem Kampf ein subjektives oder objektives Interesse haben, in ihrer materiellen Opferwilligkeit nicht nachzulassen, sondern unsere Bestrebungen auch in dieser Hinsicht nach Kräften zu fördern.

Was Montecuculi und Moltke vom Kriege sagten, nämlich daß für ihn in erster Linie Geld und nochmals Geld erforderlich ist, gilt auch für den Befreiungskampf der Homosexuellen, der um so eher siegreich enden wird, je mehr wir in der Lage sind, in alle Kreise unseres Volkes die notwendige Aufklärung zu tragen.

Druckfehler-Berichtigungen.

S. 97 Z. 11 v. o. lies: von dem relativen Verhältnis beider
statt: von dem relativen Verhältnis.
„ 218 „ 1 v. o. lies: den statt: dem.
„ 279 „ 13 v. o. „ liegt „ lieg.
„ 291 „ 7 v. o. „ Professor statt: Professer.
„ 296 „ 5 v. u. „ Chanoines „ Chauvines.
„ 298 „ 2 v. u. „ un „ ceu.
„ 299 „ 3 v. u. „ compte „ coute.
„ 300 „ 12 v. u. „ le Jeune „ le Jeume.
„ 302 Mitte „ Normandie (2 mal) statt: Normandio.
„ 304 Z. 1 v. o. „ Florimond statt: Florinand.
„ 313 „ 21 v. o. „ Person handelt, die . . statt: Person und . . .
„ 315 „ 1. 5. 7 v. u. das Wort „schon" zu streichen.
„ 317 „ 3 v. o. lies: die statt: diese.
„ 318 „ 13 v. o. „ salvum statt: sacrum.
„ 324 „ 5 v. o. „ die statt: diese.
„ 347 „ 6 v. u. „ cochons statt: chochons.
„ 351 „ 11 v. o. das Wort „rund" zu streichen.
„ 351 „ 11 v. u. lies: Espenlaub statt: Eichenlaub.
„ 361 „ 4 v. u. „ bonds statt: Conds.
„ 365 „ 12 v. o. „ Posen „ Possen.
„ 365 „ 4 v. u. „ überladen statt: überfüllt.
„ 445 „ 25 u. 26 v. o. lies: ausgeübt haben statt: gespielt hätten.
„ 469 letzte Zeile lies: der Versuch statt: der unternommene Versuch.
„ 470 sind die Anführungszeichen am Anfange und am Ende der
Fußnote *) zu streichen.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.